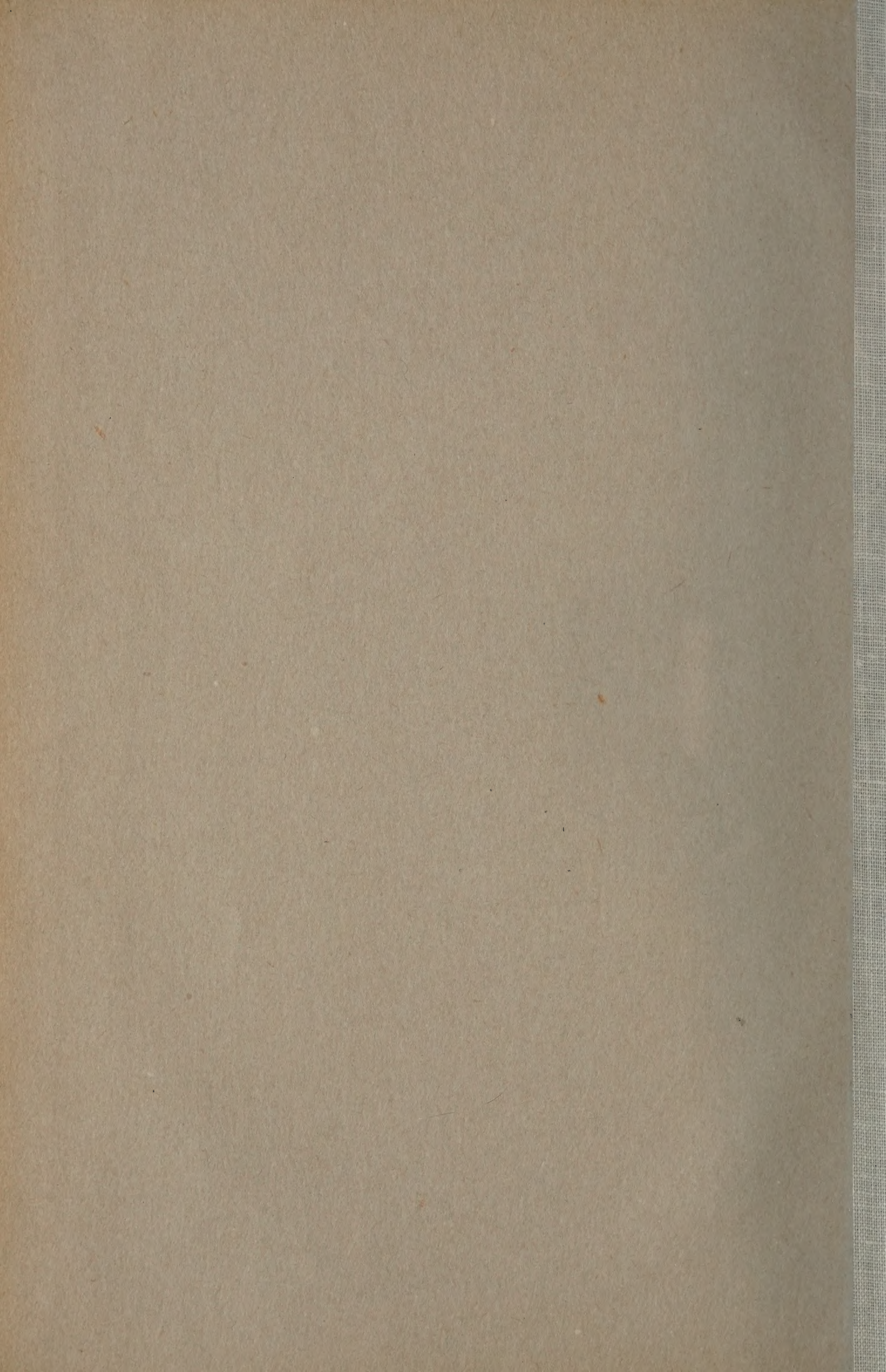
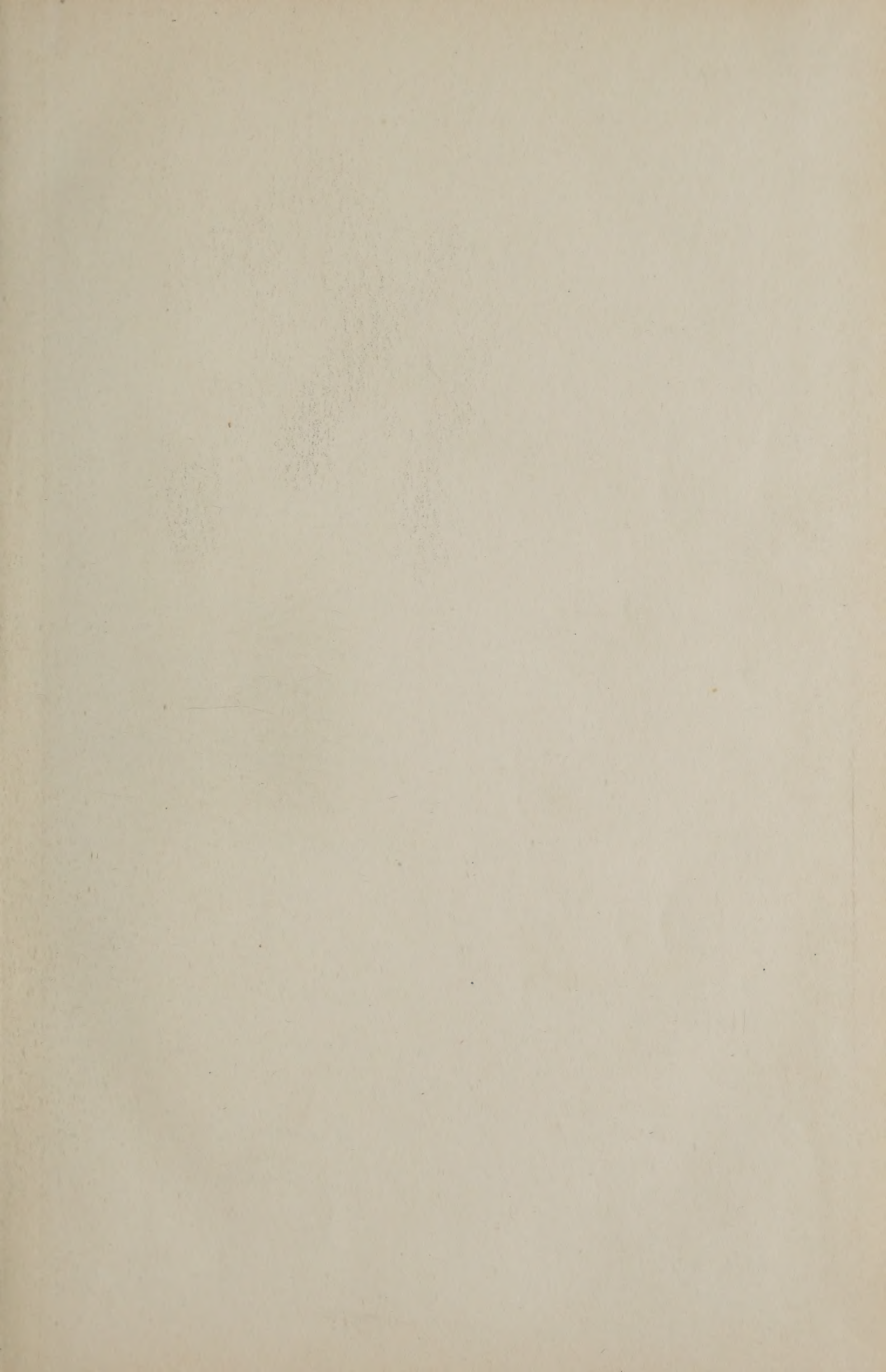
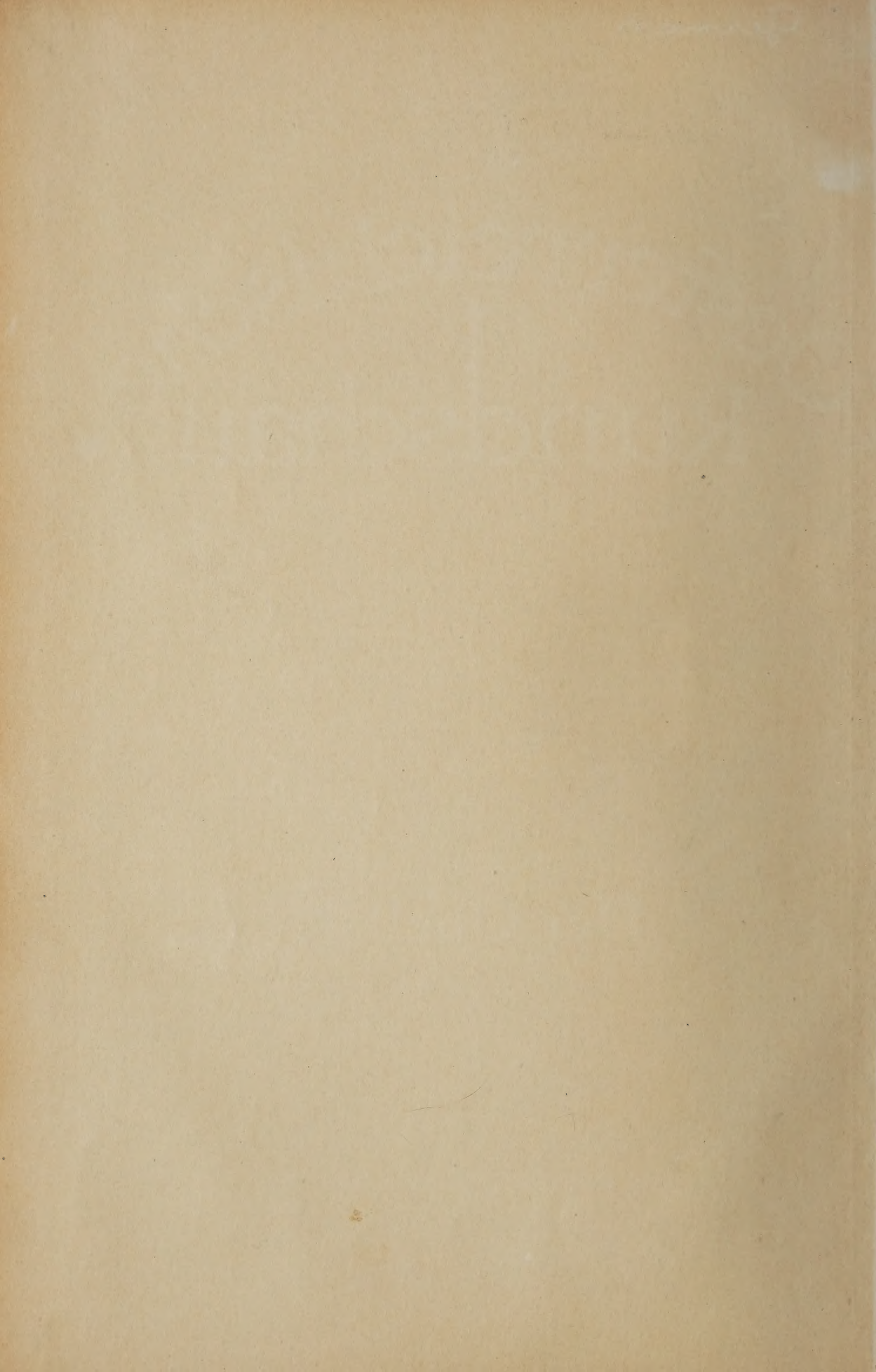








5. Jahrgang 1. Heft Jänner 1924

Oesterreichische Rundschau

DEUTSCHE KULTUR UND POLITIK

INHALT

Literaturblatt

Der Obelisk

Drei Masken Verlag A-G

München - Wien - Berlin

Preis: K 12000.—
G.-Mk. 0.75

Oesterreichische Rundschau

Deutsche Kultur und Politik

JEDEN MONAT EIN HEFT

BEZUGSPREISE:

		Einzelheft:	Vierteljahrespreis:	Halbjahrespreis:
Oesterreich	ö. K	12000.—	30000.—	60000.—
Deutschland	Goldmark	0.75	2.—	4.—
AUSLAND:				
Ungarn*	ö. K	12000.—	30000.—	60000.—
Polen*	ö. K	12000.—	30000.—	60000.—
Tschechoslowakei	č K	6.—	15.—	30.—
Jugoslawien	Dinar	18.—	45.—	90.—
Rumänien	Lei	35.—	90.—	180.—
Bulgarien	Lewa	25.—	65.—	130.—
Italien	Lire	4.—	10.—	20.—
Übriges Ausland	schw. Frs.	1.—	2.50	5.—

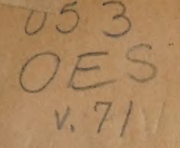
*) Zahlbar auch in der Währung des betreffenden Staates, die österr. Krone zum Kurs des Zahltages umgerechnet.

Vorstehende Preise gelten nur für Zahlungen, die vor der Bekanntgabe neuer Preise erfolgt sind. Die im jeweils letzterschienenen Heft veröffentlichten Preise sind also allein maßgebend und gelten rückwirkend bei nachträglich erfolgenden Zahlungen der Abonnements und früherer Einzelhefte des laufenden oder letztverflossenen Jahrganges. Preise für ältere Jahrgänge nach Vereinbarung. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen, durch die Administration Wien, I., Bräunerstr. 4/6, oder durch den Drei Masken Verlag, München, Karolinenplatz 3 Österr. Postsparkassenkonto 100630 / Tschechisches Postsparkassenkonto 501465

Aus dem Inhalte der »Oesterreichischen Rundschau« 1923:

F. Baethgen (Heidelberg): Päpstliche Theokratie. — Katholizismus und Staat. — O. Benesch (Wien): Rembrandts zeichnerische Entwicklung. — Nachwort zum Max Reger-Fest. — I. Bernhart (München): Friedrich Heilers Katholizismus. — W. Brecht (Wien): Der Weg Stefan Georges. — H. Cysarz (Wien): Hauptfragen des 18. Jahrhunderts. — Der Lebensbegriff der deutschen Geisteswissenschaft. — Gundolf und sein Kleist. — F. Engel-Jánosi (Wien): Die Staatsauffassung der österreichischen Romantik. — Prinz Eugen und die Kultur seiner Zeit. — Sozialprobleme der Renaissance. — H. Hefele (Stuttgart): Schiller. — Absoluter Katholizismus. — Hugo Wolf. — H. Kelsen (Wien): Die politische Theorie des Sozialismus. — W. Küchler (Wien): Von Dumas zu Vildrac. — K. Löwenstein (München): Staatsrechtliche Betrachtungen zu den britischen Wahlen 1922. — O. Redlich (Wien): Die historische Stellung der Deutschen in Böhmen und Mähren. — E. Roth (Wien): Th. G. Masaryk. — S. Rubinstein (Wien): Europa und Deutschland in ihren Konzessionen. — A. Salz (Baden-Baden): Klassenstaat und Nationalstaat. — P. E. Schramm (Heidelberg): Über unser Verhältnis zum Mittelalter. — G. Simmel (Straßburg): Der platonische und der moderne Eros. — W. von den Steinen (Wien): Über heroische Geschichte. — O. Westphal (Hamburg): Metternich und sein Staat. — Tendenzen und Katastrophen des imperialistischen Zeitalters. — F. Wieser (Wien): Das geschichtliche Werk der Gewalt. — P. Wittek (Wien): Der Dichter unserer Zeit.

Außerdem die Aufsätze der Bücher- und Staatenrundschau und zahlreiche Gedichte, Novellen und Essays im literarischen Beiblatt „Der Obelisk“.



Clericis laicos

Grundsätzliche Bemerkungen zum Verhältnis von Kirche und Staat*)

von Herman Hefele (Stuttgart)

Wer Sinn und Wert des Religiösen und also der Kirche in ihrer unmittelbaren kulturellen und politischen Leistung sieht, wird jedenfalls auf eine historische Begründung dieser seiner Annahme verzichten müssen. Die Geschichte Europas ist die Geschichte des kulturellen und politischen Mißerfolges der religiösen Idee. Nach neunzehn Jahrhunderten der Pflege des christlichen Gedankens ist das Bild der erzielten Wirkung traurig genug. Wo die Vorherrschaft des Geistigen und Sittlichen und wo die Macht der in Gemeinschaft lebendigen versöhnenden Liebe gepredigt wurde, offenbart die Wirklichkeit den Triumph materialistischer Wertung und selbstischen Willens des Einzelnen und der Völker, die Scheidung der menschlichen Einheit in nationale und ständische Sondergruppen, Ausbeutung und Unterdrückung, Neid und Haß. Man behelfe sich hier nicht mit der Ausrede von der Unzulänglichkeit alles Menschlichen. Wo der Widerspruch zwischen Wille und Werk so laut und deutlich ist, darf wohl angenommen werden, daß eine Divergenz wesentlicher Dinge in Frage steht. Seit die religiöse Idee im Christentum ihre reinste, willensstärkste und absoluteste Formulierung gefunden hat, sind Religion und Kultur, Kirche und Staat keine Einheit mehr. Einem tieferen Blick aber vermag ihre Gegensätzlichkeit, jener ewige Widerstreit zwischen Priestertum und Königtum, zwischen kirchlichem und staatlichem Interesse und Wirken, in dessen Schatten einst die Wiege der modernen Staatenbildung gestanden, nur als die Fleischwerdung ewiger und unabänderlicher Wesensgegensätze im Organismus der geschichtlich tatsächlichen Menschheit zu erscheinen. Alle Geschichte lebt aus ungelöster Spannung. Die tiefste und schmerzlichste und also schöpferischste Spannung aber ist die zwischen Materie und Geist, zwischen besitzender Macht und schenkender Tugend, zwischen selbstischer und verzichtender Wertung, zwischen Diesseits und Jenseits.

---

*) Vgl. die Aufsätze der „Österr. Rundschau“: H. Hefele, Absoluter Katholizismus und F. Baethgen, Päpstliche Theokratie, Mai 1923. K. Reinhardt, Katholische Universalität, Oktober 1923. F. Baethgen, Katholizismus und Staat, November 1923.

Von solchen, deren kulturelle Auffassung auf den absoluten Staat hin zielt, wird gerne von der erzieherisch notwendigen Zusammenarbeit von Staat und Kirche gesprochen. Aber sieht man näher zu, so ist damit stets nur mehr oder weniger bewußt an eine Unterordnung des kirchlichen Wesens unter das staatliche gedacht, an eine Eingliederung des religiösen Lebens in den Gesamtkomplex kultureller Strebungen zum Zweck der letzten Unterbauung staatlicher Hoheit. An die Möglichkeit eines friedlichen Zusammenwirkens beider Gewalten auf der Ebene der vollen Gleichberechtigung glaubt der Historiker nicht. Die Geschichte zeigt ihm, daß immer, wo der moderne Staat und die Kirche Hand in Hand zu arbeiten schienen, der eine von beiden der Betrogene, der andre der Betrüger war. Der Hinweis auf die antike politische Kultur verfängt hier nicht. Die antike Religion war keine Religion im Sinne des Christentums, keine Jenseitsreligion der absoluten geistigen Wertung; sie war selber nur ein Teil der kulturellen Gesamtexistenz, ein bloßes Strukturelement der irdischen Gemeinschaft. Im Wesen des christlichen Gedankens aber liegt die Wertung der Dinge unterm Gesichtspunkt des Jenseitigen und Ewigen, die Entwertung der Welt zugunsten dessen, was in der Terminologie der Religion der Geist heißt. Alles Staatskirchentum ist irreligiös, mag es nun im Interesse des Staates oder in dem der Kirche geübt werden; und nur eine verfälschte, verkrüppelte, tote und verwesende Religiosität wird sich ihm fügen können. Eine der größten tragischen Gestalten kirchlicher Politik, Bonifaz VIII., der im eigenen Schicksal den Fluch staatskirchlicher Gemeinschaft erfahren hat, hat die tiefe und letzte Wahrheit über das ewige Verhältnis von Kirche und Staat ausgesprochen: Clericis laicos infestos esse oppido tradit antiquitas: daß der Laie dem Priester, daß der Staat der Kirche todfeind ist, davon zeugt die ganze Geschichte. Die Kirche verkörpert den lebendigen religiösen, der Staat den lebendigen politischen Willen der Menschheit; wo beide in heiliger Reinheit der Absicht ihre letzte Sache vertreten, stehen sie sich in unversöhnlichem Gegensatz gegenüber. Daß beide Kräfte zusammen und gegeneinander wirkend im einen Leib der Menschheit weben und schaffen, das darf uns ihre tiefe Gegensätzlichkeit nicht vergessen lassen. Man versteht ihre miteinander verkettete geschichtliche Existenz nur dann, wenn man sie als den nun einmal notwendig gegebenen Ausgleich vitaler Gegensätze, als das Werk einer doppelten Ordnung und Wertung der Welt und ihrer Dinge begreifen gelernt hat. Dann wird man auch darauf verzichten, über beide einen imaginären letzten Zweck zu setzen, und man wird sich bemühen, in der rätselvollen Geschichte ihres Zusammenwirkens eine der entscheidenden Gesetzmäßigkeiten geschichtlichen Verhaltens zu erkennen. Im Bezirk persönlicher Wertung und Haltung freilich wird immer für die eine oder für die

andre beider Gewalten Partei ergriffen werden müssen. Und wer gelernt hat, der geschichtlichen Wirklichkeit ins Auge zu sehen, der wird sich, über jeden geschichtlich notwendigen Kompromiß hinaus, die Reinheit einer absoluten Wertung bewahren und wird nach dem innern Sinn des eignen Wesens bejahen und verneinen.

In den jüngstvergangenen Jahrzehnten europäischer Geschichte war der Gedanke der Unterordnung des religiösen Lebens unter den absoluten Staat eine Selbstverständlichkeit geworden, der sich auch weite Kreise der führenden katholischen Politik gefügt haben. Eine Erschlaffung des religiösen Willens hat diese Erscheinung zugleich ermöglicht und begleitet. Der innere Zusammenbruch des modernen Staates, der sich in eben dieser Zeit vollzogen hat und der in der Entwicklung der letzten Jahre an die Oberfläche getreten ist: die Umbildung des Staatswesens in einen Wirtschaftsverband, die Kapitulation des Staatsgedankens vor dem wirtschaftlichen Instinkt, der Übergang der Staatsgewalt in die rohen Hände einer ideenlosen formalistischen Plutokratie haben das religiöse Element gegenüber den Trümmern des alten Staates wieder freigegeben. Und der wiederbelebte religiöse Wille Europas, der für die Entwicklung dieser letzten Jahre kennzeichnend ist, versucht nun, einer künftigen und grundsätzlich neugerichteten Gestaltung der kirchlichpolitischen Dinge vorzuarbeiten. Es begreift sich, daß in aktiv gewillten Köpfen sich zunächst der Gedanke einer bloßen Umwertung der bisherigen Verhältnisse durchzusetzen beginnt. An De Maistre anknüpfend formuliert man die Idee eines religiösen, eines katholischen Imperialismus, weil man die Zeit für gekommen glaubt, den schwach gewordenen Staat unter das Gesetz eines religiösen und kirchlichen Willens zu beugen und die noch verbliebenen dürftigen Machtmittel des Politischen zum Aufbau einer katholischen Weltordnung zu mißbrauchen. Aber man vergißt dabei, daß man es nicht mehr mit dem Staatsgedanken Napoleons oder gar der Heiligen Allianz, sondern mit der vitalen Kraft eines primär wirtschaftlichen Willens zu tun hat, der dem Religiösen und seiner Einwirkung unendlich ferner gerückt ist als das formal staatliche Element. Und man vergißt, was noch entscheidender ist, daß der katholische Imperialismus, der Versuch einer katholischen Staatsbildung und Weltordnung dem Wesen und Willen des katholischen Gedankens zu tiefst widerspricht. Ein solcher Versuch würde das religiöse Leben der politischen Bildung verschreiben und die Religion zum Sklaven dessen machen, den sie beherrschen will. Wer das Schwert ergreift, wird durch das Schwert umkommen. Eine Religion, die das Staatliche zum Mittel eigner Zwecke mißbraucht, wird am Staat ersticken. Die Geschichte kennt die Versuche eines solchen katholischen Imperialismus. Und eine tiefer gehende geschichtliche Betrachtung

begreift ihn als einen bloßen Ghibellinismus umgekehrter Werteordnung. Sie kennt auch die Folgen eines solchen Versuches. Auf Bonifaz VIII. folgte das avignonesische Exil der Kirche: auf den Versuch einer katholischen Weltordnung mit den Mitteln des Staatlichen folgte die tiefste Versklavung der katholischen Ordnung unter den Willen des Staats. Ein Katholizismus, der seinen Sinn in der Beherrschung und Formung staatlicher Dinge sieht, verkennt und fälscht seinen Sinn und gibt das einzige Prinzip seines Wirkens preis, die innere Freiheit. Wer dem Staat nicht gibt, was des Staates, der gibt Gott nicht, was Gottes ist. Das Reich, das die Kirche bildet, ist nicht von dieser Welt, oder in einer weniger religiös gefärbten Terminologie gesagt: der Katholizismus ist nicht nur geschichtliche Wirklichkeit, sondern auch Idee, Glaube, Liebe und sein volles und echtes Leben lebt er nur in dieser seiner universalen Haltung als Idee und Wirklichkeit zugleich, in dieser seiner Katholizität der inneren Wertung. Alle Religion hat es mit dem Menschen zu tun und mit seinem ewigen innern Wert, nicht mit dem Staat und nicht mit der Wirtschaft. Und daß der christliche Gedanke den theokratischen Messianismus durch die Idee des Gottesreiches der Seelen verdrängt hat, weist dem politischen Willen des Katholizismus für immer seinen Weg.

Nun versucht eine andere Richtung im aktuellen Katholizismus der Schwierigkeit des Problems dadurch aus dem Weg zu gehen, daß sie den katholischen Indifferentismus gegenüber den Dingen der Kultur und des Staates verkündet. Sie will das religiöse Leben und die religiöse Wertung aus der Verstrickung kultureller und politischer Absicht lösen und rein auf sich selber stellen, im Glauben, dem Religiösen damit die reine und volle Existenz zu sichern. Diese Richtung ist nicht neu. Der „religiöse Katholizismus“ derer um Franz Xaver Kraus hat den gleichen Weg eines grundsätzlichen politischen Verzichts des Katholizismus angeraten, wenn schon damals, sehr im Gegensatz zur heutigen Formulierung dieser These, staatskirchliche Tendenzen mit im Spiele waren. Und heute wie damals liegt in dieser aus der liberalen Ideologie geborenen Anschauung die gefährlichste Verarmung und Verkümmerung katholischen Wesens beschlossen; sie nimmt ihm nicht nur die Tragik der ewig ungelösten Spannung, sondern raubt ihm, was die Fülle und den letzten Wert seiner Existenz schafft, die doppelte Seinsform des Ideellen und des Geschichtlichen. Denn wie der katholische Imperialismus auf das ideelle Leben der Kirche Verzicht leistet, so mißachtet und verkennt der Indifferentismus die volle Geschichtlichkeit des Katholizismus in der Kirche. In der Kirche ist der Katholizismus geschichtliche Wirklichkeit geworden und steht in dieser seiner ganzen Kraft und Fülle jeder Wirklichkeit geschichtlichen Daseins gegenüber. Gewiß, die Religion

wendet sich an die menschliche Seele; wo aber wäre diese Seele lebendig, wenn nicht in der vollen geschichtsgebundenen Existenz des Leibes? Was ist damit gewonnen, daß man sich stellt, als wären Staat und Wirtschaft tote Gebilde und als hätten sie es nicht schließlich doch, gleich dem Religiösen, mit dem ganzen Menschen und also letzten Endes doch mit dem geheimnisvollen Reich des Menscheninnern zu tun? Kann das Religiöse, so rein es dem Seelischen und seinen Gesetzen zugewandt bleibt, geschloßnen Auges an jenen wesensfremden Kräften vorübergehen, die so tief ans Letzte menschlichen Wertes greifen? Auf der gleichen harten Erde des Wirklichen stehen Kultur und Religion, Wirtschaft und Sittlichkeit, Staat und Kirche; und womit sie es zu tun haben, das ist der gleiche weiche und bestimmbare Stoff der menschlichen Seele. Um sie geht der Kampf zwischen beiden Gewalten. Und dieser Kampf der Geltung spielt sich in seiner vollen blutigen Unerbittlichkeit nicht auf dem Boden des Staates noch dem der Kirche, nicht im Bezirk der politischen noch in dem der religiösen Geschichtswirklichkeit ab; sein Schlachtfeld ist die lebendige menschliche Seele. Und nicht um Machtmittel und Institutionen geht letzten Endes der Kampf, sondern ums Gesetz der inneren Haltung und Wertung. Und für jene der beiden Gewalten, die fürs Innerste der Seele kämpft, für die Kraft des Religiösen, ist der Verzicht auf den Kampf ebenso sehr Niederlage wie jeder Sieg, der seine Früchte und seinen Sinn nur im welthaft Geschichtlichen und nicht in der Freiheit des seelisch Ideellen trägt.

*

So geschichtswirklich die Kirche ist, ihr innerstes Leben und ihren innersten Sinn empfängt sie nur aus ihrer religiösen Existenz. Sie ist fleischgewordene Religion, die dem Aktiven, dem Wirklichen, dem Geschichtlichen zugewandte Erscheinung des Religiösen; und so welthaft und irdisch in den Mitteln ihrer Äußerung diese Erscheinung sein mag, ihr Kern und ihr innerstes Leben ist doch ausschließlich vom Religiösen her bestimmt. Und der letzte und tiefste Sinn ihres Verhaltens gegenüber den Dingen der Welt begreift sich nur aus diesem ihrem religiösen Wesen. Im innersten Herzen des religiösen Phänomens aber, so mannigfaltig und wechselnd seine geschichtliche Formung ist, ruht doch immer der Wille zum Transzendenten, Absoluten, Ewigen. Und die im Christentum Geschichte gewordene Formung des religiösen Gedankens hat diesen Willen zum Jenseitigen, diese Verneinung des Materiellen und Geschichtswirklichen zugunsten einer höheren, ferneren, nur zielhaften Wirklichkeit lebhafter und zentraler als jede andere geschichtliche Religion verkörpert. Und wie man sich auch zu der dogma-

tischen Begründung des christlichen Jenseitsglaubens stellen mag, auf welcher Ebene rationaler Deutung man ihn erleben und begreifen will, immer bleibt als sein letzter Sinn die Entwertung der gegebenen geschichtlichen Wirklichkeit, des Welthaften, zugunsten des Absoluten, Einmaligen und Ewigen der Menschenseele. Daß dem geheimnisvoll Unsichtbaren sein Recht gegenüber der brutalen wirklichen und wirkenden Kraft des Sichtbaren gegeben werde, darin gipfelt aller religiöse Wille. Und immer zählt er als eine absolute, unerbittliche Forderung an den Einzelnen, als die eine und letzte Fragestellung jedes individualen geschichtlichen Lebens, in tausend Verkörperungen des Sittlichen und der Sitte, der Anschauung und der Erfahrung, des geistig Organischen und des gesellschaftlich Traditionellen lebendig und wirksam. Religion ist innere Freiheit, Lösung des inneren wertenden Wesenskerns aus der Macht des materiell Wirklichen, aus der Verstrickung des geschichtlich Zufälligen, aus der Bindung der inneren Form ins subjektiv Selbstische. Die reine katholische Mystik begreift die Religion nicht als Verhalten des Menschen zum Göttlichen, sondern als Werk Gottes im Menschen, als opus operatum, und sie deutet damit an, daß religiöse Existenz objektive geistige Existenz ist, geschenkte Wirklichkeit aus dem Bezirk weltüberlegenen absoluten Seins. Erst von einem solchen Begriff des Religiösen aus gewinnt man Verständnis für seine Autonomie gegenüber dem Welthaften.

Vom aktiven Leben aus gesehen erscheint diese religiöse Freiheit im Gewand des Opfers und des Verzichtes. Und es kann vom Boden welthafter Wertung aus gesagt werden, daß das Wesen aller Religion im Gedanken des Opfers, der Hingabe, des Verzichtes und der Unterordnung liege. Und in der Tat ist alle Religion, die katholische Form des Christentums am offenbarsten, in Erscheinung, Ausdruck und Haltung bis ins letzte gesättigt mit Elementen des Opfergedankens. Die ganze Symbolwelt der Kirche lebt davon, vom großen, ewig wiederkehrenden Zeichen des Kreuzes bis zum Opferstock des kirchlichen Almosens, von der strengen Bindung des liturgischen Gebetes bis zum Ewigen Licht, das sich im Dienste des Allgegenwärtigen verzehrt. Und das ganze Gesetz innerkirchlichen Lebens ist nur eine steigende Skala des Entsagens: Verzicht auf den Urtrieb des Lebens in der freiwilligen Keuschheit, Verzicht auf die Macht materiellen Besitzes in der freiwilligen Armut, Verzicht auf die materielle Selbstbestimmung des Willens im freiwilligen Gehorsam, Verzicht auf die Autonomie der geistigen Mittel im dogmatisch vorgebildeten Glauben. Aber vom Religiösen selber aus gesehen ist diese Kette von Opfern nur ein Weg ins Freie des Geistigen, Stufen auf den Thron höchster geistiger Selbstbestimmung. Im christlichen Gedanken des Opfers liegt nichts von buddhistischer Weltverneinung. Nicht

weil die Welt böse ist, wird ihrer entsagt. Das Wirkliche, das Materielle, die Welt ist anerkannt als eigner gottgewollter köstlicher Wert, nur eben als Wert unterer Ordnung, der hingegeben wird, um die Perle reinen geistigen Seins einzutauschen. Opfer ist tätige Überwindung des naturhaft Wirklichen um des geistig Wirklichen willen. Nicht um die abstrakte, spiritualistisch begriffene Seele der Nabelbeschauer geht es, sondern um den vollen geschichtlichen und individualen Menschen und um sein klar und rein geschautes Verhältnis zu den Dingen des wirklichen Lebens. Jene geistige Freiheit, die erstrebt wird, so köstlich und von unendlichem Wert sie ist, gilt doch selber wieder nur als Mittel zum höheren Zweck eines objektiven Werkes, des Aufbaues einer reinen kosmischen Ordnung der Menschheit, die im Leib der Liebesgemeinschaft Ich und Du, Welt und Seele, Diesseits und Jenseits zu umspannen weiß. Nicht um einen feigen Verzicht auf eine der beiden Seiten des Wirklichen geht es, sondern um ihr volles, reines zusammenklingendes Leben. Daß der Mensch fähig werde, in der Welt zu leben ohne seine Seele zu verlieren, seiner Seele zu leben ohne die Welt zu zerstören, daß er Gott in der Kirche und die Gemeinschaft in Gott zu fassen wisse, das ist das letzte Ziel alles religiösen Werkes. Und nur wo beide Pole ins Gleiche gesetzt sind, lebt der Mensch, religiös gesprochen, recht und heilig.

Der Historiker weiß, daß dieser Dualismus der ewigen Werte im System des christlichen Gedankens immer lebendig war. Augustinus hat seine Geschichtsphilosophie darauf gebaut; das Mittelalter war in seiner Ideologie wie in seiner kirchenpolitischen Wirklichkeit dadurch bestimmt; in Dantes Kulturphilosophie hat er seine gerundetste und leuchtendste Formulierung gefunden. Neben der vita activa, sie verklärend, regelnd und ihren inneren Sinn bestimmend, steht die vita contemplativa, neben dem Gesetz des Handelns das des Glaubens, neben dem rationalen praktischen Tun die freie erdgelöste Anbetung, neben dem tätigen der spekulative Wert menschlichen Seins. In ungezählten Varianten der Terminologie spiegelt sich die immer gleiche Gegensätzlichkeit dieses Begriffspaares wieder: was metaphysisch gesprochen Natur und Gnade, Vernunft und Offenbarung, Wirkung und Wert, das erscheint auf dem Boden individueller Existenz als Schaffen und Schauen, Tat und Gesinnung, rationalistische und dogmatische Wertung, Sittlichkeit und Religion, und auf dem Boden kollektiven Verhaltens als Recht und Liebe, Staat und Kirche, Kaiser und Papst. In der vita activa liegt das Verhältnis des Menschen zum Materiellen, in der vita contemplativa das zum Ewigen, Absoluten, Geistigen beschlossen. Und beide sind, so hart und feindlich sie sich im Raume des Geschichtswirklichen stoßen, metaphysisch gesehen doch eine letzte innere Einheit. Ihr Ziel ist das gleiche: aus der Mannigfaltigkeit der Erscheinungen zur Einheit der Gestaltung und

des Sinns, vom Einzelnen zum Allgemeinen, vom naturhaft Isolierten zur Gemeinsamkeit des Kulturellen und Bürgerlichen zu gelangen. Gemeinschaft erstreben beide: das aktive Leben im Zusammenklang beruflichen Schaffens, das Kontemplative im lebendigen Erfassen des Göttlichen, Absoluten, einmalig Sinnhaften. Ordnung und Form ist das letzte Wirken beider; nur ihr methodischer Weg und ihre letzte tatsächliche Leistung sind verschieden: was auf der Ebene der vita activa die humana civilitas, das Werk der Kultur, das ist im Bezirk des Kontemplativen die communio sanctorum, die Kirche. Und beide haben vor dem Forum des Einen und Ewigen, wo ihr Zusammenklang in der Erfahrung des Glaubens gegeben ist, gleichen Eigenwert. Der Staat ist der große Ordner des Handelns, das Gesetz der Form, das allen materiellen Dingen gilt, das aktive Mittel ihrer Eingliederung in den Bau der Gemeinschaft auf dem Weg gesellschaftlicher Ordnung. Die Kirche ist Anstalt der Gnade, die Wirkung Gottes, des absoluten Wertes, in der geschichtlichen Menschheit, Bürgertum des geistigen Lebens, Gesetz des kontemplativen Seins und der inneren Wertung. Und wenn von der Seite des Kontemplativen, der Kirche aus der Wert des Materiellen und also des Staates als ein solcher geringerer Ordnung gesetzt wird, so nur deshalb, weil nach dem Sinn der christlichen Güterlehre im Materiellen ein gemeinschaftstörendes Element wirksam ist, dessen Überwindung zur reinen Gemeinschaft hin der kontemplativen, religiösen Deutung bedarf. Um dieser Aufgabe willen weiß sich das Religiöse, in der Kirche selber Geschichte und Wirklichkeit geworden, dem Materiellen, dem Geschichtlichen, dem Aktiven verpflichtet. Das aktive Leben selber, der Staat, schafft Ordnung und Gemeinschaft nur auf dem Boden und im Rahmen der eignen engen Existenz. Die innere Lockerung, Weitung und Beflügelung des Materiellen, seine Bereitung zum lebendigen Stoff der Liebesgemeinschaft, die ist Sache der religiösen Haltung des Einzelnen und der Gesamtheit. Und die Form, die das Kontemplative, rein auf sich gestellt, schaffen würde, wäre blutleer, abstrakt, unwirklich, in subjektiver Selbstgenügsamkeit befangen. Die Religion bedarf der Welt; die Kirche bedarf des Staates und der Kultur, um wirklich und wirkend zu werden. Denn was sie soll, das geschieht nur im Leib des Geschichtswirklichen, wo sie Aug in Aug und unterm Gesetz gleicher Berufung dem Staat und der Kultur gegenübersteht. In der bloßen Existenz der Kirche, die nicht nur Glaube und Idee, sondern geschichtliche Wirklichkeit, Rechtsordnung, gesellschaftliche Einrichtung ist, liegt der notwendige Tribut des Kontemplativen an das Aktive. Der Weg zum Ziel ist dem Religiösen durch das Materielle verbaut. Die Wirklichkeit der reinen Ordnung ist zwar in die Hand des Religiösen gelegt, aber sie geschieht nur im Leib des materiell Gegebenen. Alle

Apokalyptik hat das kommende Reich der Ordnung immer nur im Bild der erneuten aber ewig gleich geschichtlichen Mutter Erde gesehen.

Weder der Staat noch die Kirche sind absolute und universale Werte. Unumschränkt herrscht jeder nur im eigenen Bereich, der Staat im Materiellen, die Kirche im Geistigen. Dort, wo Materie und Geist sich in lebendiger Einheit kreuzen, im Menschen und in der Menschheit, dort gilt als Letztes nur der Zusammenklang aktiven und kontemplativen Seins. Diesem Zusammenklang haben beide Gewalten zu dienen, am gleichen Stoffe, doch nur gemäß der Berufung der eignen Aufgabe: der Staat, indem er Rechtsordnung in den bösen Zufall des Materiellen bringt, die Kirche dadurch, daß sie die vitalste aller Kräfte, die geistige Wertung der Persönlichkeit, innerlich vom Druck des Materiellen und Zufälligen löst. In ihrem letzten Ziel streben Staat und Kirche über sich hinaus zum Werk der reinen Gemeinschaft, zum ewigen Frieden des Menschen und der Menschheit. Im interesselosen Zusammenwirken aller menschlichen Kräfte, der materiellen wie der geistigen, zum großen Kunstwerk vor den Augen Gottes, zur reinen Gemeinschaft, liegt der letzte Sinn aller gesellschaftlichen Ordnung der Geschichte, der letzte Sinn der Kirche wie des Staates. Daß diese reinste aller Ordnungen nicht von der Seite der Materiellen, sondern von der des Seelischen aus geschehen müsse, das ist die große weltgeschichtliche Erkenntnis des christlichen Gedankens. Wo immer der Staat versucht hat, aus eigner Kraft diese Gemeinschaft zu schaffen, hat er versagt. Cäsars Idee, das Imperium Romanum zum Kulturstaat der Völkergemeinschaft zu machen, ist unwirklich geblieben; Napoleons gleicher Versuch erstickte im Chaos der materiellen Instinkte und Interessen des rein Politischen. Die Kirche stünde einer solchen Aufgabe kraft ihrer geistigen Mittel näher. Aber die Pax Romana, die sie bringen könnte, wäre kein Friede aus der Faust der römischen Legionen, viel eher ein solcher, der sein Bild in der Neuen Erde des Isaias gefunden hat: der Zusammenklang aller triebgelösten reinen Kräfte, Gemeinschaft der Heiligen. Eine Utopie also als letzter Sinn der Geschichte? Gewiß, aber kraft des formenden ideellen Lebens, das der Gedanke ausstrahlt, doch ein Element höherer geschichtlicher Wirklichkeit.

*

Die Kirche hat ihrerseits immer versucht, das, was sie vom Staatlichen im Interesse der Gemeinschaft zu erhoffen hat, im Maß ihrer eignen materiellen Kräfte in die geschichtliche Wirklichkeit umzusetzen. Man kennt das katholische Staatsideal, in seiner ganzen Spannung von Augustinus zu Thomas, aus aristotelischem Stoff gebaut. Immer hat es die Kirche, so fern sie

sich instinktiv von der letzten politischen Verstrickung zu halten wußte, als eine laute Forderung ans aktive Leben der abendländischen Menschheit gestellt. Aber nur einmal im Laufe ihrer Geschichte hat sie es in Wirklichkeit mit einer Staatsform zu tun gehabt, die ihr verhältnismäßig die geringsten Hemmungen in den Weg warf: das war der guelfismo popolare der italienischen Stadtstaaten des Mittelalters, der Staat Dantes[1]). „Diese Staatswesen, klein, beschränkt, aber von ungeheurer Elastizität der inneren Ordnung, waren von Natur der katholischen Idee verwandt: römischem Recht entwachsen, in ihren ideellen Strebungen auf dem Boden aristotelischer Politik wurzelnd und im gleichen Geist lebendig, in dem die thomistische Philosophie ruht, streng in den Maßstäben menschlicher Ordnung und konservativ in allen Dingen geistigen und sittlichen Lebens, waren sie im engeren Gebiet des Politischen das, was der Katholizismus im weiteren Bereich des Menschheitslebens sein will, Verkörperung eines Objektiven, Gesetzmäßigen, Geltenden, Symbol der ewigen Ordnung." Im harten Kampf gegen den Imperialismus des ghibellinischen Kaisertums war diese Staatsordnung ins bewußte Leben getreten. „Der ghibellinische Staatswille ist immer ein absoluter, und jede ghibellinische Staatsform, sei sie nun im alten Kaisertum oder im protestantischen Obrigkeitsstaat im barocken Absolutismus oder in der Staatsallmacht der sozialistischen und kommunistischen Ordnung verkörpert, strebt darnach, auf Macht und Gewalt aufgebaut und auf rücksichtslose Expansion eingestellt, den Staat zum unumschränkten Herrscher über alle Werte zu erheben. Sie macht die Politik zum letzten und krönenden Abschluß in der Ordnung der menschlichen Dinge, da sie doch ihre Basis und ihr Diener sein soll, und sie hat auf diese Weise das Materielle, das doch der einzige Inhalt des Politischen sein kann, zum Gott und Herrn erhoben. Der guelfische Staat aber entmaterialisiert die Gesellschaft und die Kultur eben dadurch, daß er dem Staat die einzige Ordnung der materiellen Dinge zuweist und seine Aufgaben und Funktionen auf den bloßen Rechtsschutz einschränkt; das gesamte geistige und kulturelle Leben mit seinen erzieherischen Tendenzen ist der Sphäre staatlicher Vormacht und politischer Bestimmung entzogen und dem Gewissen der Gesellschaft und ihrer lebendigen Tradition überlassen. Der staatliche Wille des guelfismo popolare ist kein expansiver, sondern ein intensiver; er versucht überall die Zwangsmittel der Macht durch die des Rechts abzulösen und die Ordnung aller Verhältnisse auf die Heiligkeit vertraglichen Übereinkommens aufzubauen. Die dem guelfischen politischen Willen angemessene Form ist darum immer die des Kleinstaats in-

[1]) Die folgenden Zitate sind meiner Schrift „Der Katholizismus in Deutschland", Darmstadt 1919, entnommen. Ich darf in diesem Zusammenhang auf mein Buch „Dante", Stuttgart 1921, verweisen.

mitten großer wirtschaftlicher und rechtlicher nationaler Verbände. Immer wird er darauf drängen, das politische Leben auf eine enge aber elastische Basis zu stellen, die dem fähigen Einzelnen Raum und Resonanz gibt. Die guelfische Staatsordnung ist immer die der Demokratie, freilich nicht im liberalen Sinn der Herrschaft der kompakten Zahlenmajorität, sondern im aristotelischen Sinn einer Herrschaft des Demos, das heißt des nicht amorphen, sondern in sich schon durch Familie, Besitz und Beruf organisierten Volkes. Aller politische Wille und jeder politische Sinn soll sich von unten aufbauen und kristallisieren, ruhend im nüchternen und sicheren Boden des praktischen Bedürfnisses von Familie und Beruf; kein Ziel soll anerkannt sein, das seinen Ausgangspunkt und seinen innersten Sinn nicht zugleich im Wohl und in der Bewegungsfreiheit des werteschaffenden Einzelnen hat." Damals war die Kirche, soweit das der Sinn ihres Wesens und ihrer Aufgabe überhaupt erlaubten, rückhaltlos staatsfreundlich, nicht bloß weil ihr die Bundesgenossenschaft der guelfischen Stadt gegen den ghibellinischen Todfeind erwünscht war, sondern aus einer freudig gefühlen Kongruenz der letzten Ziele. Sie konnte dem Staat geben, was des Staates, weil dieser bereit war, der Kirche zu geben, was der Kirche war. Über beiden stand das gemeinsame Ziel, civilitas und communio in Einem, aktives und kontemplatives Leben zusammengeführt zum einen hohen Werk der Kultur.

In der konkreten geschichtlichen Wirklichkeit freilich wird sich diese Kongruenz des Ziels und der lebendigen Formen nur äußerst selten und nur in den glücklichsten Augenblicken der Entwicklung finden. Jede Form gesellschaftlicher Bildung hat die Tendenz, den Rahmen ihrer Befugnis zu erweitern und sich selber auf Kosten des andern ein Mehr an Bewegungsfreiheit zu erkämpfen. Nur wo beide Gewalten im Bezirk der eigenen wesensgegebenen Aufgabe bleiben, aufs Höchstmaß der Gestaltung eigener Form bedacht, vermögen sie in reibungsloser Zusammenarbeit das Werk der vollendeten menschlichen Gemeinschaft zu schaffen. Der Staat ist Herr in allen Dingen des materiellen und des aktiven Lebens, der Wirtschaft und des Rechtsvollzuges, der bürgerlichen Ordnung und des Gebrauches der ihrem inneren und äußeren Schutz dienenden Machtmittel. Und er wird der Gemeinschaft diesen seinen Dienst umso leichter und reiner leisten, je mehr er seinen inneren Aufbau nach den Gesetzen seines Wesens vollzogen hat, nicht naturrechtlich, sondern geschichtlich bedingt, nicht formal, sondern gegenständlich, aus der Logik des wirtschaftlichen und rechtlichen Organismus der Gesellschaft heraus. Der guelfische Staat, der ein Staat der Räte, der Zünfte, des im Beruf gegliederten werktätigen Volkes war, hat aus diesem urpolitischen Instinkt der Selbstbeschränkung und also Selbstbejahung seine ebenso intensive als elastische Staatlichkeit gewonnen. Einer Einmischung in die

dem Geistigen zugewandten Dinge der Kultur wird sich der reine Staat enthalten. So eifersüchtig er über seine Hoheit im Bezirk des Materiellen wachen wird, so gern überläßt er das, was seinem eignen Wesen fernsteht, der in der Kirche verkörperten geistigen Ordnung der Gesellschaft. Und er wird dieser im gleichen Maß, als er von ihr für seine Zwecke die Unterstützung ihrer moralischen und erzieherischen Wirkung erfährt, die wirtschaftliche Möglichkeit eigenständigen Lebens gönnen. Die Kirche ihrerseits ist selbstherrlich in allen Dingen des Kontemplativen und der geistigen Wertung. Der Bezirk der religiösen Ordnung steht ihr zu und die Aufgabe der Erziehung, wo sie über die berufliche Schulung hinaus Bildung des Geistes und Formung der seelischen Haltung ist. In ihrer gesellschaftlichen Gliederung ist sie selber eine nach innen gelegte Parallele der staatlichen und der bürgerlichen Ordnung, diese vertiefend, kräftigend und erläuternd. Sie wird, wo Staat und Kultur keine absolute, die Gewissen bindende Geltung beanspruchen, wo sie der aufs Jenseitige gerichteten inneren Wertung Raum und Kraft lassen, diesen ihre im Komplex des Sittlichen lebendige Unterstützung leihen. Denn das letzte Zusammenwirken beider Gewalten wird in der Kongruenz und Identität ihres sittlichen Rechtsanspruches gegenüber dem Gewissen des Einzelnen und der Gesellschaft wirksam sein.

Man begreift, daß eine solche Ordnung religiös-politischen Zusammenklangs nur dort möglich ist, wo beide Gewalten auf gleicher Einheit der Gesinnung ruhen, wo Staat und Kirche im Gewissen des Einzelnen und der Gesellschaft wahrhaft gleichen Rechts und gleicher Geltung sind. Die liberale Weltanschauung, die alle geistige Wertung dem Gewissen und der Einsicht des isoliert Einzelnen überlassen will, hat diese Einheit einer in der tiefsten Gesinnung lebendigen Gemeinschaft zerrissen. Sie hat der Kirche nur das relative Recht eines freiwilligen Vereins zugesprochen, wo sie dem Staat absolute Geltung zugebilligt hat. Es bedarf der typischen methodischen Unbefangenheit und historischen Unbildung der liberalen Seele, aus einem solchen Tatbestand ein Ganzes und Einheitliches von Kulturform zu erwarten. Jede wahre Kulturgemeinschaft ist bedingt vom Gleichgewicht aktiven und kontemplativen Lebens; jede Hypertrophie des einen, jede Verkümmerung des andern verhindert dieses Gleichgewicht und stört das Werk der Kultur. Einem Staat, der in religiösen Dingen von Staats wegen Gedankenfreiheit verkündet, entspräche eine Kirche, die die wirtschaftliche und rechtliche Anarchie predigte. Denn was sollte das kontemplative Element bestimmen, dem Aktiven eine Einheit zuzubilligen, die ihm selbst bestritten wird? Auf die Dauer vermag ein Staat, der mehr sein will als ein bloßer wirtschaftlicher Zweckverband mit imperialistischer Tendenz, eine innere Einheit nur in dem Maß zu bilden, als das religiöse Element eine Einheit ist.

Nicht um eine Staatskirche oder eine Staatsreligion geht es; die sind ebenso sehr Sünde wider den Geist der organischen Ordnung der Gemeinschaft wie die ins Weltliche verstrickte Theokratie der Hierarchen. Der inneren Einheit bedarf das Element des Kontemplativen nicht im Interesse des Staates, sondern um der reinen Gemeinschaft willen. Der Geist der Gemeinschaft bildet Kirche wie Staat und strebt, beide im Einklang ihrer Formen zur höheren Einheit zu führen. Über der Kirche steht das Religiöse, über dem Staat das Staatliche; für beide ist die Gesinnung des Einzelnen wie der Gesellschaft der letzte Sinn und zugleich das tragende Element ihrer Struktur. Das Menschenmaterial, in dem Staat und Kirche, aktives und kontemplatives Leben, Diesseits und Jenseits wirksam sind, ist eines und dasselbe. Und nur wo der Bürger und der Gläubige geschichtliche Identitäten sind, in der Kongruenz politischer und privater Moral, hat der Mensch und hat die Menschheit das Ziel der in ihrem Wesen gesetzten reinen Kultur erreicht. Der katholische Gedanke hat immer diese Einheit gepredigt, nicht um der Kirche und nicht um des Staates willen, sondern mit dem Ziel der geläuterten irdischen Gemeinschaft der Menschheit. Die Kirche ist freilich des Glaubens, daß die Krone dieser letzten Einheit in ihrer Hand, nicht in der des Staates liege, als Liebesordnung und nicht als bindende Gewalt der äußeren Mittel, als Ausfluß der versöhnenden Kraft des Kontemplativen und nicht als Zwangsform der sich widerstrebenden materiellen Bezüge. Die Erziehung des Menschen zum Bürger ist in höherem Maße Sache des Kontemplativen als des Aktiven, denn jenes wirkt unmittelbarer auf die Sphäre der Gesinnung, aus der allein Einheit der Gemeinschaft wachsen kann. Und eben darum muß die Kirche ihre Freiheit im freien Staat der materiellen Ordnung fordern.

Dem politischen Leben der Gegenwart liegen solche Gedanken unendlich fern. Der moderne Staat hat sich zum bloßen imperialistischen Zweckverband des Wirtschaftlichen entwickelt und ist aus sich heraus nicht gesonnen, dem Kontemplativen, dem Jenseitsglauben, der reinen geistigen Wertung der Dinge eigne Existenz und eignes Recht am Werk der Gemeinschaft zuzugestehen. Die freie Kirche als einheitliche und umfassende öffentlichrechtliche Ordnung des geistigen Lebens neben dem freien Staat der materiellen Ordnung, das ist ein Gedanke, der heute mehr denn je dem einen eine Torheit und dem andern ein Ärgernis ist. Aus dieser Tatsache gewinnt der Katholik seine zu tiefst pessimistische Stimmung gegenüber der modernen politischen Ordnung. Der ewige Kampf zwischen Priestertum und Laientum, zwischen weltlicher und religiöser Wertung, zwischen aktivem und kontemplativem Leben hat kein Ende gefunden. Vielleicht wird er nie ein Ende finden und vielleicht liegt in der Dauer dieses Kampfes der tiefere

Sinn alles geschichtlichen Lebens, die tragische Spannung der Geschichtswirklichkeit überhaupt. Denn nicht in Parlamenten und Volksversammlungen, nicht am Tisch der Diplomaten und in den Aktenstücken der Regierungen wird das Tiefste und Blutigste dieses Kampfes ausgefochten, sondern im lebendigen Gewissen des Menschen, der dem aktiven wie dem kontemplativen Leben in gleicher Weise verpflichtet ist und der in der Hilflosigkeit seiner Wertung und in der Unform seiner gesellschaftlichen Existenz als einziges Opfer dieser Divergenz beider Gewalten leidet. Er weiß, daß diese Gemeinschaft, nach der er unruhig ist, ein Ziel im ewig Unerreichbaren, ein Geschichtsunwirkliches bleibt, und daß er die Forderung eines Absoluten, ewig unverwirklicht und doch ewig drückend, durch die Enge seines geschichtlichen Daseins trägt. Wenn er gleichwohl diese Forderung bejaht, so geschieht dies wahrhaftig nicht aus geschichtlicher Erkenntnis und um eines realen Zieles willen, sondern allein aus dem ideellen Bestand seines Glaubens und um des Lebendigsten willen, dessen er fähig ist, der reinen und interesselosen Liebe.

Wege und Wirrnisse der tschechoslowakischen Politik

Von Franz Arens (München)

In einem Mittelstaate, wie es die Tschechoslowakei ist, liegen die wirklich großen Probleme nicht auf dem Felde der reinen Außenpolitik, sondern auf dem Gebiete der inneren Politik, Verwaltung und Wirtschaft, nicht zuletzt auch einer großzügigen Wechselwirkung zwischen den organischen Bedürfnissen des Landes und seiner außenpolitischen Einstellung. Ein Staatsmann, der etwa diesen komplizierten Nationalitätenstaat in allen diesen Belangen mit realem Sinn zu durchdringen wüßte, hätte sicher ein Anrecht darauf, den Großen der Weltgeschichte zugezählt zu werden. Einstweilen muß leider konstatiert werden, daß er sich im Umkreise der tschechischen Nation noch nicht gezeigt hat. Bei Masaryk bleibt alles in wohlwollenden Theoremen stecken; Svehla hat alle Hände voll zu tun, um die fünf „staatsbejahenden" tschechischen Parteien an der Kandare zu halten; der dahingegangene Raschin zeigte wohl Ansätze zur Größe, hatte sich aber vorzeitig in eine Sackgasse verrannt; Benesch aber bleibt Spezialist einer — sei's immerhin allen neuzeitlichen Forderungen genügenden — im Grunde unproduktiven Balancepolitik. Als er seinerzeit die zentrale Leitung der tschechoslowakischen Politik in der Hand hatte, blieb er in allen Dingen, die nicht sein Sonderressort betrafen, Figurant. Als praktischer Diplomat gehört er allerdings zu den geschicktesten Kompromißlern unserer graden und tiefen Lösungen so abholden Epoche. Daß die Staaten der kleinen Entente ein Auseinanderfallen der großen Entente sehr ungern sehen würden, liegt ja auf der Hand — denn ihnen ist begreiflicherweise daran gelegen, möglichst viele und gewichtige Garantien

für ihren gegenwärtigen Machtbestand zu haben. Trotzdem aber die Tschechoslowakei eine übermäßige Zuspitzung der französischen Politik gegenüber England gewiß nicht wünschen kann, hat sie doch durch alle Krisen der letzten Monate hindurch ihre Positionen eindeutig auf französischer Seite gewählt. Diese durch Masaryks Reise und Reden sinnfällig bekräftigte, neuerdings durch Abschluß eines besonderen politischen Abkommens noch stärker unterstrichene francophile Einstellung, die sich im übrigen wohl mehr auf gemeinsame Deutschenfurcht und Machtprestigerücksichten als auf Kultursympathie und Dankbarkeitswallungen gründet, findet freilich ihre Grenzen, sobald sie gegen ein lokales tschechisches Prestige verstößt. Man sah dies an der Erfolglosigkeit von Marschall Fochs Reise im letzten Frühjahr, deren eigentliches Ziel ohne Zweifel der Abschluß einer tschechisch-französischen und tschechisch-polnischen Militärkonvention gewesen wäre. Ein unbedingt verläßlicher Bundeshelfer ist die Tschechoslowakei den Franzosen dagegen im Völkerbunde, wo Dr. Beneschs an und für sich schon bedeutende Position durch seine Wahl in den Rat kürzlich noch eine bemerkenswerte Kräftigung erfahren hat. Die Tätigkeit, die er dort während des letzten Jahres entfaltete, war denn auch bei aller Weichheit der Formulierungen durchaus auf Untergrabung des Restes von Idealität gerichtet, der der Genfer Versammlung etwa noch innewohnen könnte. Die kürzlich von ihm durchgesetzte Anerkennung der „regionalen Verträge" an Stelle eines internationalen Garantiepakts und Abrüstungsabkommens (als einen solchen friedlich orientierten regionalen Vertrag will der Minister ja auch die neue Konvention mit Frankreich angesehen wissen) bedeutet sozusagen eine moralische Todeserklärung des ursprünglichen Völkerbundgedankens. Nicht ganz so erfolgreich scheint Beneschs Vorstoß in der Minoritätenfrage gewesen zu sein; zwar bedeutete die Abweisung des von ihm heftig bekämpften Murrayschen Antrags im November 1922 einen entschiedenen Erfolg, aber die erst in diesem Herbst getroffene positive Entscheidung des Völkerbundes bindet das Beschwerderecht der nationalen Minderheiten doch offensichtlich nicht an so grundsätzliche prohibitive Klauseln, wie sie der Vertreter der Tschechoslowakei vor Jahr und Tag beantragt hatte, und, wenn die tschechische Presse den Beschluß vom 5. September 1923 gleichfalls als Sieg des tschechischen Standpunkts bejubelt, dann beweist das nur, daß Dr. Benesch im Verlaufe dieses Jahres doch etliches Wasser in seinen staatsnationalen Wein zu tun bemüßigt war. Seine ursprüngliche Tendenz bleibt darum doch unverändert auf Niederhaltung der „Besiegten" gerichtet, dem Hegemoniewillen der Franzosen und Tschechen zu Dank.

Eine enge Verbindung mit Frankreich involviert bei den heutigen Zeitläuften mit nahezu mathematischer Notwendigkeit ein wenig freundliches Verhältnis zu Deutschland. So sehr man annehmen müßte, daß die Tschechoslowakei an normalen wirtschaftlichen Zuständen im Lande eines wichtigen Kunden und Lieferanten interessiert sein müßte, und, umsomehr, als sie selbst auch zu den Reparationsschuldnern gehört, zumindest eine entgegenkommende Lösung des Problems im Sinne Englands zu befördern allen Grund hätte, pflichtet die tschechoslowakische Regierung (und im Einklang mit ihr die gesamte tschechische Koalitionspresse, mit Einschluß der sozialistischen) den französischen Methoden durchaus bei; es besteht heute daher zwischen den mitteleuropäischen Nachbarn eine recht unwirsche Stimmung, die, verschärft durch erneute Territorialverluste

Deutschlands, deutschen Einspruch gegen den französisch-tschechischen Flugverkehr, dazu noch allerhand Minoritätspolemiken und Grenzmißhelligkeiten, in den Ausweisungsrepressalien der Osterzeit eine besonders peinliche Ausprägung fand. Die Ruhrkrise selbst wirkte auf die Tschechoslowakei (abgesehen von den Seitenfragen der sudetendeutschen Ruhrspenden — die die Regierung Einzelnen, nicht aber Körperschaften gestattete — und der Entsendung von Streikbrechern ins Ruhrgebiet — hierin erklärte sich Benesch neutral, während die tschechischen Gewerkschaften eine Unterstützung der französischen Aktion ablehnten —) ausschließlich in wirtschaftlichem Sinne ein, und zwar mit unterschiedlichen Vorzeichen: während das Ostrauer Steinkohlenrevier, die Eisenindustrie, die Seidenbandweberei, wohl auch die Prager Frühjahrsmesse, daraus Nutzen zogen, bedeutete die Ruhrbesetzung für die Braunkohlenbergwerke und die gesamte Holzindustrie ansehnliche Verluste, überdies aber, wie jede katastrophale Erschütterung des deutschen Wirtschaftslebens, eine quälende Beunruhigung für die gesamte tschechoslowakische Volkswirtschaft. Auch der im Zeichen der neuen deutschen Frachttarife unternommene Versuch, die Transporte vom Hamburger Hafen nach Triest und Rumänien abzulenken (wobei natürlich auch außenpolitische Gefälligkeitsrücksichten mitsprechen), ist nicht eben als wirtschaftliches Aktivum zu buchen. Und wenn schließlich die Markstützungsaktion des Frühjahrs die Konkurrenzfähigkeit der tschechoslowakischen Industrie in der Tat beträchtlich gehoben hatte, so war damit doch nur neuerlich der Beweis dafür erbracht worden, daß eine dauernde Befreiung der deutschen Wirtschaft und Währung von dem heute auf ihr lastenden Druck erst recht im Interesse des Nachbarlandes gelegen wäre. Leider ließ das in dem großen Parlamentsexposé Dr. Beneschs enthaltene Reparationsprogramm ein Bekenntnis zu dieser klaren Tatsache vermissen: er gefällt sich immer noch zu sehr in der Fiktion einer vom mitteleuropäischen Geschehen loslösbaren Tschechoslowakei, in der Verhimmelung der westlichen Demokratien und hält sich im ganzen immer wieder an die politische Linie des kürzlich verstorbenen Franzosen Philippe Millet, der seine Sympathien zwischen englischem Liberalismus und französischem Imperialismus so virtuos zu verteilen wußte, und noch kurz vor seinem Tode dem tschechischen Gesinnungsfreunde durch einen sehr geschickten Artikel in der „Prager Presse" (19. Oktober 1923) zu Hilfe kam: das Seltsame an der Sache war nur, daß der Mitteleuropäer Benesch es dem Westeuropäer Millet überließ, die natürliche Verbundenheit des tschechoslowakischen Schicksals mit demjenigen Deutschlands auszuführen; er selbst scheut offenbar den Vorwurf des Defaitismus über alles, und es muß dahingestellt bleiben, inwieweit er bei den jüngsten Pariser Unterhandlungen die im Oktober von Foch ziemlich schroff formulierten Waffenbündnis-aspirationen auf ein mit dem Wesen seines Staates verträgliches Maß zu dämpfen imstande war.

Im übrigen entfaltete sich bisher die eigentliche außenpolitische Aktivität der Tschechoslowakei freilich nicht im Bereiche des deutsch-französischen Problems, sondern im Rahmen der kleinen Entente. Es soll damit nicht gesagt werden, daß zwischen beiden Komplexen ein engerer Zusammenhang undenkbar wäre; im Gegenteil: als politischer Führer einer ansehnlichen Machtgruppe hätte Dr. Benesch vielleicht namentlich zu Zeiten der diplomatischen Hochspannung zwischen Paris und London einen moderierenden Einfluß auf die Haltung Frankreichs zu üben immerhin den Versuch machen können. Aber

die unmittelbarsten Interessen der kleinen Entente betreffen allerdings nicht so sehr die deutschen Dinge als die Lage in den österreichischen Sukzessionsstaaten und auf dem Balkan. An den Balkansorgen ihrer Verbündeten ist die Tschechoslowakei freilich nicht unmittelbar beteiligt, und wahrscheinlich gab ihr auch gerade dieser Umstand die Möglichkeit, dahin zu wirken, daß weder der Umsturz in Bulgarien, noch der türkische Sieg in Lausanne zu ernsthaften politischen Weiterungen auf dem Balkan führten. Die Türkei würde nur dann in den Vordergrund der tschechoslowakischen Interessen treten, wenn die Rassenaffinitäten mit den „Erwachenden Ungarn" zu ernsthafteren politischen Kombinationen führen sollten; für Bulgarien hegt die Mehrzahl der Tschechen sogar unverhehlte slawische Sympathien. Tiefer aufwühlend wirkten die Mussolinischen Attacken auf Korfu und Fiume: auch hier wieder dürfte die Haltung Dr. Beneschs, der kurz zuvor mit dem italienischen Ministerpräsidenten ein Wirtschaftsabkommen geschlossen und anscheinend Garantien gegen die befürchtete Rückendeckung Ungarns durch die Italiener erhalten hatte, beruhigend gewirkt haben, mit um so besserem Erfolg, als eben erst in Sinaia eine Aufnahme Griechenlands in den kleinen Verband als „nicht aktuell" bezeichnet worden war. Auf der Belgrader Ministerkonferenz freilich scheint seiner bisherigen Führerrolle ein wesentlicher Eintrag geschehen zu sein: war das Verhältnis zu dem ohnedies den Slawen minder kongenialen Rumänien seit längerer Zeit durch wirtschaftliche Differenzen erheblich getrübt, so hat nun vollends auch Jugoslawien durch seine politische Extratour mit Italien seine politische Selbständigkeit sehr deutlich unterstrichen (nicht unerwähnt darf in diesem Zusammenhange bleiben, daß die Hochschutzzollpolitik der Prager Regierung, die kirchenpolitische Angliederung der tschechoslowakischen Orthodoxie an das Konstantinopler Patriarchat und die Freisprechung des — angeblich der neuen bulgarischen Regierung nahestehenden — politischen Mörders Todoroff durch ein Prager Gericht einige Bitternis in Belgrader Kreisen angehäuft hatten).

Österreich ist für die Tschechoslowakei seit den Genfer Anleihebeschlüssen kein Gegenstand besonderer Aufmerksamkeit mehr: machtpolitisch einstweilen ausgeschaltet (nur die Reise Seipels nach Italien ward immerhin besorgt vermerkt), beschäftigt es zur Zeit nur die tschechoslowakischen Wirtschaftspolitiker, die einerseits durch aktive Beteiligung am Donauverkehr die alte Vermittlerrolle Wiens zu bekämpfen bestrebt sind, anderseits für den Export nach Österreich bevorzugte Behandlung verlangen.

Ganz anders leidenschaftlich interessiert sich die tschechoslowakische Diplomatie und Öffentlichkeit für die Vorgänge in Ungarn, das es ungefähr mit denselben Augen ansieht, wie Frankreich den deutschen Nachbarn. Die kleine Entente wünscht Ungarn, dessen Finanzlage keine günstige ist, in der gleichen Weise wie Österreich gegen Gewährung einer Anleihe politisch zu immunisieren, hat aber dabei mit einem sehr viel stärkeren Widerstandswillen im magyarischen Volke und in gewissem Grade auch mit der Opposition Italiens, das den nördlichen Nachbarn Jugoslawiens wenigstens bis in die allerjüngsten Tage gern einigermaßen kräftig entwickelt sah, zu rechnen. Die politischen Bedingungen, deren Erfüllung die mißtrauischen Erben transleithanischer Gebiete als Voraussetzung eines Entgegenkommens in der Pfandrechtsfrage aufstellten und die denen des Vertrages von Lana weitgehend ähneln, wurden den ganzen September

hindurch zwischen Benesch und Bethlen während der Völkerbundtagung persönlich durchgesprochen, wobei trotz der mitten dazwischen fallenden, den ferneren Idealen nach jedenfalls irredentistisch gehaltenen Rede Horthys (Worte wie „Irredentismus“, „Nationalismus“, „Alldeutschtum“ wollen dabei lediglich charakterisierend, ohne irgendwelche kritisch-tadelnde Nebenabsichten verstanden sein) ein gutes Einvernehmen erzielt worden zu sein scheint. Da sich anderseits auch Mussolini dem Standpunkt des kleinen Verbandes genähert hat, war damit zu rechnen, daß die Reparationskommission einer Erledigung der Pfandrecht- und Anleihefrage im Sinne Dr. Beneschs zustimmen dürfte, eine Aussicht, die sich nach langen Zögernissen nunmehr der Verwirklichung nähert. Die kleine Entente erscheint dem Ziele, zu dessen Verwirklichung sie sich seinerzeit vor allem konstituiert hatte, im Laufe des letzten Jahres beträchtlich nähergerückt — sicherlich ein beachtenswerter Erfolg der tschechoslowakischen Außenpolitik.

Weniger Glück hatte das Prager Kabinett in seinen Bemühungen um eine engere Verbindung mit Polen, die es ungeachtet der ihm von der russophilen Kramarschgruppe entgegengeschleuderten Propaganda im Grunde ebenso gern sehen würde wie die französische Regierung, die ja zu festerer Schließung des Ringes um Deutschland ihren zugkräftigsten Propagandageneral ausgesandt hatte. Daß es bei den polnisch-tschechischen Differenzen wirklich hauptsächlich um Besitz oder Nichtbesitz des Tatradörfchens Jaworzina gegangen sein sollte, ist so gut wie ausgeschlossen, wenn auch ein großer Teil der darüber angestellten Erwägungen diese romantische Einöde umkreisten, über deren Zuweisung an die Tschechoslowakei die höchsten europäischen Machtinstanzen nunmehr im Sinne der von Benesch geltend gemachten juristischen Erwägungen entschieden haben. Die Wendung der Frage ins Juristische war aber schon an sich ein Beweis dafür, daß eine Lösung auf politischem Wege, eine Lösung im Sinne der Verständigung, nicht möglich war, vermutlich deshalb nicht möglich war, weil eben die Jaworzinafrage im Grunde von vornherein nur ein aktueller Ausdruck für weit tiefer sitzende Differenzen gewesen war. Polen wünscht eine Rückendeckung gegen Rußland, wie sie die kleine Entente als solche nicht gewähren kann, die Tschechen als Nation aber auch nicht gewähren wollen, was sie durch freundliche Duldung der ostgalizischen Emigration unterstreichen, worauf Polen wieder mit Klagen über die Behandlung seiner Minoritäten im Nachbarstaate repliziert. Auch ist der Schmerz über die Zerreißung des Teschnerlandes auf beiden Seiten noch nicht ganz verheilt. So kam es denn schließlich, daß auch der wichtige Termin der Sinaia-Konferenz wieder vorüberging, ohne die erwartete Annäherung Polens an die kleine Entente zu ermöglichen, ja auch nur die gebotene Einigung der beiden slawischen Länder über wichtige Wirtschaftsfragen herbeizuführen. Da man anderseits auf beiden Seiten sicher sehr gern Mittel und Wege fände, die Machtmittel des Nachbarn erforderlichenfalls den eigenen hinzuzuschlagen, kommt ein seltsamer Umgangston zwischen den beiden westslawischen Völkern zustande, der einen nicht selten an die Fabel vom Fuchs und den sauren Trauben denken läßt. Dabei hat sich die Lage in Rußland, trotzdem die Tschechoslowakei auch mit den Sowjetmachthabern korrekte Beziehungen zu pflegen bemüht ist, noch immer nicht so gestaltet, um eine politische oder auch nur wirtschaftliche Annäherung beider Länder zuzulassen: die allzeit lebendige tschechisch-russische Freundschaft gründet sich der Hauptsache nach doch immer

nur auf kulturelle, auch das religiöse Gebiet (Annäherung der tschechoslowakischen Kirche an die Orthodoxie) mitumgreifende Beziehungen namentlich zwischen den panslawistisch-gegenrevolutionären Kreisen. Im übrigen versteht es Dr. Benesch sehr gut, die Wichtigkeit guter Zukunftsbeziehungen zu Rußland zu unterstreichen, ohne die guten Gegenwartsbeziehungen zu Frankreich zu kompromittieren.

Hand in Hand mit diesen Vorgängen auf dem Gebiete der „hohen" internationalen Politik gingen auch in den letzten Jahren wieder umfangreiche Bemühungen auf handelspolitischem Gebiete: ein neuer Vertrag mit Frankreich, ein Abkommen mit England, Verhandlungen mit Belgien, Holland und Italien bezeichnen die wichtigsten Etappen dieser Bestrebungen, deren Gelingen allerdings die protektionistische Gestaltung des tschechoslowakischen Zollwesens mehrfach Hindernisse in den Weg türmt und in deren Verlauf, wie wir das im Verhältnis zu Deutschland, Ungarn, Polen auf der einen, Rumänien, Jugoslawien, Frankreich und Italien auf der anderen Seite sahen, machtpolitische und wirtschaftspolitische Tendenzen oft genug gegeneinander anrennen.

Kein Zweifel, daß solche Differenzen für ein Staatsgebilde von der besonderen Art der tschechoslowakischen Republik besonders tiefgehende und peinliche Folgen nach sich ziehen. In der auf den flüchtigen Beobachter so blühend-behaglich wirkenden Tschechoslowakei herrscht nun aber — es mag wunderlich klingen, wenn man solches aus der deutschen Wirtschaftshölle heraus zu behaupten wagt; aber es ist eine offenkundige Tatsache, und am Ende geziemt einem an Händen und Füßen Gefesselten gegenüber denn doch ein wesentlich anderer, milderer Beurteilungsmaßstab als gegenüber jemandem, der immerhin in relativer Freiheit und Ruhe seinen Weg bestimmen kann — schon seit Jahren eine trotz ihres chronischen Charakters häufig zu akuter Schmerzhaftigkeit gesteigerte wirtschaftliche Krise, die zu Anfang 1923 ihren Höhepunkt erreichte. Da die Tschechoslowakei zumindest vorläufig noch ein überwiegend industriell charakterisierter Staat ist, bedeutet eine Stillegung der industriellen Betriebe für sie eine wirtschaftliche Katastrophe, und eine solche Stillegung ist, wenn auch vereinzelte Industriezweige eine vorübergehende „Ruhrkonjunktur" aufzuweisen hatten — die aber durch eine „Ruhrkrise" auf anderen Gebieten aufgewogen wurde — und während der Markstützungsaktion eine etwas allgemeiner ausgreifende leichte Erholung eintrat, während des letzten Jahres insbesondere in der Textil- und Glasindustrie in weitestgehendem Maße erfolgt. Die Beschäftigung dieser Industrien war auf weniger als die Hälfte des Friedensstandes zurückgegangen, auch in anderen Zweigen von Industrie und Handel (es sei z. B. an den Rückgang des Elbfrachtverkehrs erinnert) waren empfindliche Einbußen zu verzeichnen; die Anzahl der vom Staate unterstützten Arbeitslosen wuchs mit Einrechnung der Familienangehörigen (für den Mittelstaat recht erheblich!) bis auf 500.000 Köpfe an. Die Bankrotte häuften sich, und wenn man die Bilanzen der großen Unternehmungen betrachtet, so findet man unter diesen mehr dividendenlose als aktiv abschließende. Die Absicht einer Abwanderung großer Betriebe nach Österreich, Ungarn und Jugoslawien wird immer häufiger geäußert. Die vom statistischen Staatsamte errechneten aktiven Handelsbilanzen, deren bisherige Ermittlungsmethode von dem Amte selbst desavouiert worden ist und gegen die namentlich im Punkte der Warenwertbestimmung schon viele berech-

tigte Einwände laut geworden sind, können über diese Tatsache keineswegs hinweghelfen, zumal in den rechnungsmäßig noch herausdestillierbaren Exportüberschüssen, die übrigens zum Teil auf das Überhandnehmen der unwirtschaftlichen Ausfuhr von Rohstoffen und Halbfabrikaten zurückgehen, die ungeheure Erweiterung des Begriffes „Zollausland" gegenüber der Friedenszeit, die gelähmte Konsumfähigkeit selbst des heute noch verbliebenen Inlandes und die Schwäche der eigentlichen Zahlungsbilanz keinesfalls zu adäquatem Ausdruck gelangen.[1]) Auch die Situation der Landwirtschaft ist übrigens keine besonders günstige, da durch die ungünstigen Produktionsbedingungen der Industrie auch diejenigen der Landwirtschaft erschwert werden, ohne daß dies (zumal angesichts der vielen Betriebseinstellungen) durch eine verstärkte Kaufkraft der industriellen Bevölkerung ausgeglichen würde; dazu kommt noch die durch die Großgrundbesitzenteignung (deren nationalwirtschaftliche Seite bekanntlich noch ein besonderes Kapitel darstellt) direkt (durch unzweckmäßige Parzellierung und Neuvergebung) und indirekt — durch die Abschnürung der Meliorationskredite — bewirkte Herabminderung der Produktivität.

Einer der Hauptgründe dieser Erscheinungen liegt nach wie vor in der ungesunden Überwertung der Krone an den Auslandsbörsen, wo der Kurs dieses Zahlungsmittels auf einer seinen Inlandswert bei weitem übersteigenden Höhe gehalten wird. Es sind das die unvermeidlichen Folgen der von Raschin inaugurierten Politik einer isolierten Deflation, die der natürlichen Verbindung der tschechoslowakischen Industrie mit ihren altösterreichischen Absatzgebieten nicht Rechnung trug und dann durch den Verfall der Mark (deren unbarmherzigstem Gegner die Tschechoslowakei moralische Rückendeckung zu gewähren dabei niemals aufgehört hat) vollends ad absurdum geführt worden ist. Um ja das Prestige nicht zu beeinträchtigen oder gar defaitistisch-germanophiler Neigungen geziehen zu werden, verblümt und vermummt man immer wieder die unleugbare Tatsache, daß die Tschechoslowakei nur als Bestandteil eines gleichmäßig frei atmenden Mitteleuropa lebensfähig sein kann — eine Tatsache, deren Evidenz durch die krampfhaft-vergeblichen[2]) Versuche, den Export auf die Schwervalutaländer einzustellen, oder die natürliche handelspolitische Monopolstellung Wiens und Hamburgs aus der Welt zu . . . argumentieren, erst recht zwingend gemacht wird. Die angesichts der heutigen Krisenlage von so wenig agrarischen Kreisen, wie es die tschechischen Nationalsozialen und die Prager Deutschen sind[3]), empfohlene Entindustrialisierung der Volkswirtschaft würde aber eine derart grundstürzende Umstellung des gesamten Wirtschaftslebens, einen derart radikalen Bruch mit einer tiefgewurzelten, glänzenden Tradition, und damit einen so bitteren Leidensweg für weite Schichten der Bevölkerung bedeuten, daß man, bevor man einen Entschluß von solcher Tragweite faßt, denn doch erst alle Kräfte daran wenden müßte, um eine Besserung der Lage auf kürzeren und normaleren Wegen anzustreben.

In der Tat haben unbefangene Beobachter aus dem Kreise der verschiedensten

[1]) Vgl. die treffenden Bemerkungen des Tschechen Hotowetz („České Slovo", 6. März) und des Deutschen Kostka („Prager Tagblatt" vom 28. Februar).

[2]) Vgl. die Ausführungen Dr. Schusters (ehemaliger tschechoslowakischer Minister) im „Prager Tagblatt" vom 13. März.

[3]) Vgl. Rudolf Keller im „Prager Tagblatt" vom 6. Mai.

Nationen[4]) einmütig darauf hingewiesen, daß neben der unmäßigen Höhe des Kronenkurses vor allem die hohen Steuern und Frachten es sind, unter denen die Konkurrenzfähigkeit der tschechoslowakischen Industrie so sehr leidet — Posten also, die, auf der Aktivseite des Budgets untergebracht, dessen Ordnung und Aktivität recht augenfällig bekunden helfen, wodurch eben nur auch wieder die von Dr. Benesch so entschieden abgestrittene Bedeutung des Prestiges für die tschechoslowakische Gesamtpolitik evident gemacht wird. Ein sehr guter Tscheche, der Generalsekretär des tschechoslowakischen Industriellenverbandes Dr. Hodatsch, bemerkte bei einer Tagung dieses Verbandes trocken: „Es scheint, daß man der Auszahlung von Arbeitslosenunterstützungen den Vorzug gibt, statt zu einer wesentlichen Herabsetzung der Hauptfaktoren der Erzeugungskosten, d. i. der Kohlentarife, der Transportkosten und der Kohlenabgabe, zu greifen.“[5]) Ebenso findet die hochschutzzöllnerische Einstellung der Außenhandelspolitik selbst in Industriellenkreisen scharfe Gegner — kein Wunder übrigens, daß die hohen Industriezölle schließlich auch die Agrarier nach Zollschutz lüstern machen, durch dessen Zugeständnis der vielfach beklagten Teuerung noch weiterer Vorschub geleistet werden würde. Dr. Raschin, der während seiner zweiten Tätigkeit an der Spitze des Finanzministeriums sich redlich bemüht hatte, die traurigen Folgen seiner brüsken Deflationspolitik durch ebenso brüske Einsparungen in den Staatsausgaben (Kürzung der Beamtengehälter, kaufmännische Führung der Staatsbetriebe) zu korrigieren, fiel als Opfer dieser durch die Logik der Entwicklung erzwungenen Geste, von der der unverdaute Idealismus des Attentäters nichts weiter erfaßt hatte als die Härte des Zugriffs; an eine der Hauptwurzeln der ungesunden Ausgabenwirtschaft die Axt zu legen, wie sie in dem unnötig hochgeschraubten Militär- und Propagandabudget gegeben ist (typische Prestigeausgaben!), dazu war dieser energische Mann freilich auch noch viel zu sehr tschechischer Machtpolitiker und damit Prestigeverehrer.

Merkzeichen für die Unhaltbarkeit der bisherigen staatlichen Wirtschaftspolitik waren vor allem die Krisen im Kohlenbergbau, die im Verlaufe des hier überblickten Jahres nicht weniger als dreimal (im Herbst 1922, im Frühjahr 1923 und im Herbst 1923) die Existenz der gesamten tschechoslowakischen Industrie aufs ernsteste bedrohten. Man wird diesen Vorgängen nicht gerecht, wenn man sie lediglich als Lohnkämpfe auffaßt. Zu der Tendenz der Grubenbesitzer, ihre Gestehungskosten der kritischen Lage der Exportindustrie anzupassen, und der Tendenz der Arbeiter, eine Herabdrückung ihrer Lebenshaltung auf das Vorkriegsniveau nicht zuzulassen, trat als dritter voll wirkender Faktor die Tendenz des Staates, durch Einhebung beträchtlicher Kohlensteuern und Kohlentarife einige wichtige Aktivposten seines Budgets unversehrt zu erhalten; dazu kamen dann noch als implicite mitsprechende Momente die Interessen der kohlenverbrauchenden Industrie und der darin beschäftigten Arbeiter, die natürlich angesichts der ohnedies schwierigen Lage auf Herabsetzung der Kohlenpreise gerichtet waren. Die Regierung, die die Verhandlungen leitete, stand also um so weniger vollkommen über den Dingen, als sie der eingewurzelte Fiskalismus ihrer von budget-prestige-mäßigen Rücksichten beherrschten Anschauungen eine eingestan-

[4]) Vgl. Kostka und Hotowetz a. a. O. sowie den Bericht des britischen Handelsattachés („Prager Tagblatt“ vom 26. Juli).

[5]) „Prager Tagblatt“ vom 6. Mai.

denermaßen „im Interesse der gesamten Volkswirtschaft“ gebotene Maßnahme wie die Herabsetzung der Kohlensteuer als beispielgebenden Beweis einer rühmenswerten „Opferwilligkeit“ betrachten ließ. Das Ergebnis war übrigens in allen Fällen das logischerweise zu erwartende: am wenigsten positiv zu Ende des Frühjahrskonfliktes, wo es sich überwiegend um die Frage der Arbeitszeit handelte, bedeutete es in den beiden Herbstkonflikten beträchtliche Fortschritte auf dem Wege zur wirtschaftlichen Wiedergesundung: Herabsetzung der Arbeitslöhne, der Kohlensteuer und der Kohlenpreise (als Korrektiv der dabei unvermeidlichen Härten ist die Lebensmittelverbilligungsaktion der Regierung entschieden zu begrüßen). Jedenfalls scheint nun für den Augenblick, zumal die deutsche Konkurrenzfähigkeit vorerst merklich beeinträchtigt erscheint, eine etwas günstigere Beurteilung der tschechoslowakischen Wirtschaftsaussichten möglich. Freilich ist das dem Staate im Falle der Kohlensteuer endlich aufgedrängte „Opfer“ an fiskalischem Prestige nicht das einzige, das von ihm im Interesse der Volkswirtschaft verlangt werden muß. Vor allem wäre noch eine Herabsetzung der Personal- und Realsteuern dringend zu wünschen, deren oft auf Grund eines viel geringeren Kronenwertes fixierte Bemessungsunterlagen die Wirtschaft aufs schwerste belasten. Auch die Lösung der Kriegsanleihefrage gehört auf das gleiche Blatt. Nur bleibt das alles wohl im Stadium der frommen Wünsche, solange die gegenwärtige Koalition am Ruder bleibt, für deren Grundorientierung leider das Geltung hat, was ein eifriger französischer Lobredner des Tschechentums soeben erst vom tschechischen Volk versichert hat, daß alle Tschechen einig seien . . . „dans la haine des Germains“.[6])

Wären die Tschechen für sich allein im Staate, dann müßte allerdings dieses politische Gebilde uns als ein recht glückliches Mittelding zwischen dem extremen Kollektivismus Frankreichs, in dem die Partei überhaupt nichts zu besagen hat, und dem extremen Indvidualismus Deutschlands, das vor lauter Stammes- und Parteijustamenten zu keiner geschlossenen Willenseinheit kommen kann[7]), erscheinen. Trotz aller Familienzwistigkeiten, die sich bisweilen ziemlich grimmig anlassen, steht sie heute noch eben so fest wie vor einem Jahre, als sie nach ziemlich langen Geburtswehen zustandekam. Es hilft nichts, auf die Kränklichkeit ihrer empfindlichen Konstitution zu rechnen: der alltschechische Hegemoniewille hat bisher über alle sozialen Konflikte, alle Weltanschauungsgegensätze immer wieder den Sieg davongetragen und wird das voraussichtlich so lange imstande sein, als nationaler Machtrausch und Anteil an der staatlichen Futterkrippe der Parlamentsmehrheit die erstrebenswertesten Güter scheinen. Wie die Sozialdemokraten für das drakonische Gesetz „zum Schutze der Republik“ gestimmt haben, so sind anderseits die Kapitalisten der Kramarschpartei bereit, für die Sozialversicherungsvorlage einzutreten; ja, selbst zwischen agrarischen und industriellen Interessen kommen gangbare Kompromisse verhältnismäßig leicht zustande. Die Katholische Volkspartei und die husitisch gestimmte Nationaldemokratie pflegen eine engere taktische Gemeinschaft; Dr. Kramarsch ging im

---

[6]) J. Aulneau, La prospérité de la Tchécoslovaquie, in „L'Europe Nouvelle“, Nr. 41, S. 1325.

[7]) Nur über diese Hypertrophie wollte ich Klage führen, als ich in meinem letzten Frankreich-referat die Art von Cunos Sturz beklagte. Eine Glorifizierung des Kanzlers oder gar seiner Finanzpolitik lag mir dabei völlig fern.

Frühjahr sogar soweit, seinen bisher gegen alles „habsburgische Römlingtum“ so heftig erbosten Anhängern eine rücksichtsvolle Schonung der katholischen Religiosität ausdrücklich zu empfehlen. Als um die gleiche Zeit das große Sterben über die tschechischen Mittelbanken kam, wurde namentlich aus dem für so manche Agrarier und Nationaldemokraten, im Grunde auch für die Regierung selbst kompromittierenden Zusammenbruch der Außenhandelsbank „Bohemia“ eine mächtige Skandalaffäre gemacht: der Koalition geschah aber damit weiter kein Abbruch, und Rücktritt eines Ministers wurde nicht einmal erwogen. Kramarsch und die Seinen hetzen unentwegt gegen den „jungen Nachkriegsdiplomaten“ Benesch, dessen Hand ihnen viel zu weich gegenüber den verschiedenen Nachbarn dünkt, im Stillen auch gegen den Präsidenten Masaryk: einen Austritt aus der Regierungskoalition haben sie deshalb doch noch nie in Betracht gezogen. Raschin, zu Lebzeiten ein unbeliebter, rauhborstiger Polemiker, hat durch seinen gewaltsamen Tod die Palme des nationalen Martyrtums errungen, und ein Schimmer von seiner Glorie fällt auch auf seine politischen Freunde ab, denen das freigewordene Ministerium denn wie ein ererbtes Familiengut neuerdings zufiel — auch das Beweis und Gewähr für die Bestandfestigkeit der Koalition. Die Ministererkrankungen nehmen periodischen Charakter an, auch unter den Mitgliedern des allgewaltigen Fünferausschusses grassieren allerhand Krankheiten; man nimmt dennoch keinen Personenwechsel vor, und die Institution der Fünferräte, das augenfälligste Symbol der Koalition, verästelt sich bis in die kleinsten Einzelaufgaben hinein. Der Bergarbeiterstreik lähmte durch zwei Monate das gesamte Wirtschaftsleben und sicherlich dachten die sozialistischen und die bürgerlichen Gruppen über den Fall sehr verschieden — auch diese Probe hat der alltschechische Hegemonieverband unbeschädigt überstanden. Die Übereinstimmung mit dem Koalitionsprogramm ist das höhere Maß, nach dem sich die Zugehörigkeit zur Partei richtet: während die recht tiefgehende Differenzierung der Gesichtspunkte zwischen dem Prager und Brünner Flügel der Nationaldemokratie zu einem Exodus der Brünner „Linken“ aus der Einheitspartei bisher keinen ausreichenden Anlaß gab, genügte die Stellungnahme von vier Nationalsozialisten gegen das von der Koalition gebilligte Republikschutzgesetz dazu, um ihren sofortigen Ausschluß aus der Partei zu rechtfertigen, ja ihre Mandate verfallen zu lassen. Die Gemeindewahlen des Herbstes brachten einerseits den Nationalsozialisten, anderseits den Agrariern und Klerikalen ansehnlichen Zuwachs: es ward daraufhin wohl von einer Verschiebung des Gewichts allerhand gesprochen, zu einer faktischen Machtumschichtung innerhalb der Regierungsmehrheit kam es jedoch nicht. Logischerweise werden Anträge der Opposition fast immer sofort niedergestimmt — das Wesen dieser Koalition ist ja auch ein vorwiegend negatives: Schutz gegen den gemeinsamen Feind, „haine des Germains“, wie der Franzose so schön sagt. Und darin liegt es freilich begründet, daß man dem Manne, der trotz beständiger Kränklichkeit es so meisterlich versteht, das gute Einvernehmen zwischen der heiligen Fünf zu erhalten, dem Ministerpräsidenten Svehla, eigentlich staatsmännische Fähigkeiten zuzubilligen doch nicht berechtigt ist. Er ist ein vorzüglicher Regisseur der Parlamentsmehrheit — er vermag aber weder der nationalen Schichtung noch den wirtschaftlichen Notwendigkeiten des Gesamtstaates gerecht zu werden. Es ist klar, daß damit die eigentlichen Aufgaben eines leitenden Staatsmannes der tschechoslowakischen Republik nur gestreift werden. Es ist ja schließlich doch auch nicht

gesagt, daß die Opposition für alle Zeiten in starker Minderheit bleiben wird. Die Streik-, Aussperrungs- und Teuerungslage (an sich, wie wir eben betonten, ja selbst eine Folge der „antigermanischen“ Prestigepolitik, die sich so mit ihren eigenen Waffen schlägt) hat bei den Gemeindewahlen die Scharen der Kommunisten auf Kosten der Regierungssozialdemokratie sehr beträchtlich anwachsen lassen (im Grunde die einzige Verwirklichung der von Masaryk prognostizierten allgemeinen „Wendung nach links“); auch die vier ausgeschlossenen Nationalsozialisten gründeten eine neue oppositionelle Gruppe. In der Slowakei errangen die Oppositionellen einen gewaltigen Wahlsieg. Und alle diese slawischen Oppositionellen sind — horribile dictu — von Fall zu Fall willens, gemeinsame Sache mit den Deutschen und Magyaren zu machen.

Die slowakische Gefahr erscheint dabei der tschechischen Koalition offenbar als die akutere. Erstens deshalb, weil das Frondieren einer slawischen, ja sogar „tschechoslowakischen“ Volksgruppe gegen den „Befreier“staat den heute maßgebenden Weltinstanzen immerhin weit größeren Eindruck macht als die Unzufriedenheit der von Gott geschlagenen „Imperialisten“-völker. Zweitens aus dem Grunde, weil den aus prähistorischen Fernen zu einer recht problematischen Volksgemeinschaft herangeholten ex-transleithanischen Stammesbrüdern gegenüber der salbungsvolle Hinweis auf die Unzerreißbarkeit des „historischen Staatsgebiets“ nicht recht angängig wäre. Drittens endlich, weil Masaryks Pittsburger Autonomieversprechen eben doch eine schwer zu beschönigende historische Tatsache ist. Deshalb setzt im Bereich der slowakischen Frage wohl auch der Präsident (selbst ein geborener Slowake, der freilich aus dem „historischen Staatsgebiet“ stammt, was nicht so ganz unwesentlich sein dürfte) seine eigene Persönlichkeit verhältnismäßig stark ein. Seine letzte Propagandafahrt nach der Slowakei, auf welcher er der Hlinka-opposition die Gauverfassung (in Wirklichkeit — das „České Slovo deckte in diesem Belang die Karten völlig auf — der Tod der Länderautonomie!) als adäquaten Autonomieersatz mundgerecht zu machen versuchte, wirkte denn auch weniger durchschlagend als die Heftigkeit der wirtschaftlichen Krise (zu den für den gesamten Staat wirksamen Krisenursachen tritt ja hier noch die so unvermittelt erfolgte wirtschaftspolitische Abschneidung von der ungarischen Tiefebene) und die Lebendigkeit des regionalen Selbstgefühls, als dessen Auswirkung der überlegene Sieg der volksparteilichen, kommunistischen und magyarischen Opposition (die deutschen Parteien haben es in der Slowakei leider nicht verstanden, sich die nötige wahltaktische Selbständigkeit zu sichern!) bei den Gemeinde- und Gauwahlen anzusehen ist. Wenn nicht alles trügt, so bereitet sich in dieser Landschaft ein künftiges Irland für den Augenblick seines weltgeschichtlichen Hervortretens.

Die Lage des Deutschtums in der Tschechoslowakei hat auch im letzten Jahre keine grundsätzliche Besserung erfahren. Immer noch ist die Anzahl deutscher Beamter in den Zentralstellen eine verschwindende; immer kecker geht der durch Gesetzgebung (Verstaatlichung der Buschtiehrader Bahn) und Verwaltung (die national voreingenommene Praxis des Bodenamts, die selbst vor den Souveränitätsrechten ausländischer Fürsten keinen Halt macht; die Aufdrängung tschechischer Beamter und Legionäre im deutschen Gebiet bis in die Gemeindeverwaltungen hinein; die Auflösung des Reichenberger Magistrats; die Kassierung vieler Schulen und zahlloser Schulklassen; die offenkundige Be-

günstigung der beständig aufgepulverten und aufbegehrenden tschechischen Minderheiten im deutschen Sprachgebiet) geförderte Kampf gegen die deutsche Sprache, Kultur und Wirtschaft ins Zeug; immer noch ist die von Rechtsgefühl und Vernunft gleichermaßen geforderte Anerkennung der Kriegsanleihe durch den Staat nicht vollzogen; noch immer steht die Rechtssicherheit der Angehörigen der Minderheitsnation auf schwachen Füßen (man denke an die vielen sprachenrechtlichen Hemmungen der Rechtspflege, an das zweierlei Maß in den Immunitätsausschüssen des Parlaments, an die zweifellos unberechtigte Verurteilung des Abgeordneten Baeran, an die schönen Aussichten, die nun gar das Republikschutzgesetz für Rede- und Preßfreiheit eröffnet). Und so kann denn die sogenannte deutsche Minderheit (in Wirklichkeit eine ungeheure Mehrheit auf weiten erbgesessenen, zumeist durch deutsche Tüchtigkeit überhaupt erst urbar gemachten Gebieten) auch heute noch nicht daran denken, die Haltung einer oppositionellen Gruppe aufzugeben. Daraus folgt allerdings noch nicht die Notwendigkeit einer staatsverneinenden „revolutionären" Politik, und so konnte sich innerhalb der deutschbürgerlichen Parteien eine Spaltung in die „Kampfgemeinschaft" (die jeden Verkehr mit den Staatsbehörden ablehnt) und die auf aktive Teilnahme am Staatsleben bedachte „Arbeitsgemeinschaft" vollziehen, ohne daß man im ganzen großen deshalb Unterschiede zwischen einem Deutschtum erster und zweiter Ordnung zu stipulieren berechtigt wäre. Diese Spaltung des deutschen parlamentarischen Verbandes ist zwar im Prinzip ebenso aufrichtig zu bedauern wie überhaupt das starke Hervortreten des Parteiwesens innerhalb eines der Einheit so sehr bedürftigen Volkes (vor allem sollte doch auch die durch Schimpfen oder Hinaufloben ja doch nie lösbare Judenfrage in solchen Zeiten keinen Grund zu Entzweiungen geben, umsomehr als die Bundeshilfe selbst solcher Juden, deren tieferes Deutschtum nicht über jeden Zweifel erhaben ist, gegebenenfalls nicht wohl entbehrt werden kann und nach den aus Pogromangst oder Empfindlichkeit Abfallenden schon der zionistische, aber auch der tschechische Werber freundlich lockend ausspäht): vermeiden ließ sie sich aber doch nicht angesichts der Tatsache, daß ein Teil der deutschen Abgeordneten sich mit der Geste stoischer Verneinung begnügen zu wollen schien (in Wirklichkeit hat man auch in Kreisen der Kampfgemeinschaft die heute unrealisierbare Forderung der nationalen Selbstbestimmung allmählich auf die der nationalen Selbstverwaltung herabgedämpft). Zu dieser Zweiteilung der Deutschbürgerlichen kommt dann noch zum Überfluß die Sonderstellung der Sozialdemokratie, die im übrigen trotz Koppelung mit Kommunisten und tschechischen Neu-dissidenten bei den letzten Wahlen viele Stimmen an die Nachbarn zur Rechten und Linken verloren hat — das gegenwärtige Schicksal aller Mittelparteien, das sie denn auch mit den tschechischen Genossen und den Deutschdemokraten teilt. Neuerdings hat sich (vielleicht unter dem Eindruck dieser Schlappe) ein Teil der deutschen Sozialdemokratie den tschechischen Leidensgefährten anzunähern versucht, was von deren Seite durch eine autonomiefreundliche Kundgebung erwidert wurde.

Überhaupt werden doch jetzt öfter, zuweilen auch schon aus Kreisen der bürgerlichen Tschechen, einsichtige Stimmen laut: Politiker und Beamte von Rang wie der Neu-realist Alois Hajn, der Links-nationaldemokrat Weyr haben die negative, nichts-als-deutschfeindliche, altösterreichisch-rechthaberische Mentalität ihrer Volksgenossen treffend charakterisiert.[8]) Und sogar aus Kreisen der

[8]) Vgl. „Prager Tagblatt" 1923, Nr. 76 und 145.

Regierung kommen etwas verheißungsvollere Töne: der Generalinspektor der Armee nahm die deutschen Offiziere ausdrücklich in Schutz und erklärte ärgerlich „man könne doch nicht einfach alle Deutschen in die Moldau werfen“; anderseits versprach Masaryk eine erneute Novellierung der Kriegsanleihevorlage (ein „ehemaliger Minister“ hat sogar ausdrücklich gesagt, die Tschechoslowakei hätte klüger daran getan, gleich von Anfang an die Honorierungspflicht anzuerkennen — leider nur ein ehemaliger!).

Ein bedeutsameres Entgegenkommen durch die Tat hat aber auch im letzten Jahre weder der Staat als solcher noch eine der Koalitionsparteien bewiesen; im Gegenteil: die tschechische Kultur- und Wirtschaftsoffensive ist ihres unerfreulichen Weges unangefochten weitergewandelt, und an Tschechen — durchaus gebildeten, intelligenten Tschechen —, welche am liebsten alle Deutschen und Magyaren im Bereiche der Republik entnationalisiert sähen, fehlt es durchaus nicht.

Solange solchermaßen die innere Politik des ärmlich „mit Nationalfarbe angestrichenen“ Nationalitätenstaates ebenso sehr von der machtberauschten Eitelkeit der Staatsnation beherrscht sein wird, wie in der auswärtigen Politik und der Wirtschaftspolitik des Staates Prestigerücksichten ungeachtet aller (selbst wieder Prestigezwecke erfüllenden!) demokratischen Formulierungen den Ton angeben, wird die berühmte Insel innerhalb des chaotischen Mitteleuropa trotz Valuta, Völkerbundehren und „guter“ Auslandspresse immer noch alles eher sein als eine Insel der Seligen. Rühmen sich aber die Lenker des Staates schon einmal ihrer humanitär-idealen Einstellung, dann müßte die Sorge um das Wohl der gesamten Bevölkerung doch endlich einmal obsiegen über die Prestige- und Eitelkeitsekstasen, die sie bisher mit ihrem guten europäischen Namen decken halfen.

Politischer Bericht (Österreich)

Die österreichische Politik der Gegenwart kreist um einen Mittelpunkt: das Sanierungsproblem.

Aus der großen Politik geboren, ist das Genfer Sanierungsprogramm kein bloßes Finanzprogramm. Es ist das Schicksal der jungen Republik. Was neben ihm als Problem auftaucht, wird in den Kräftebereich dieses Mittelpunktes gerissen und in seinem Sinne gemodelt. Alles politische Reden und Tun ist nur Zustimmung oder Aufbegehren gegen die eine große Kraft.

Manchem mag die Frage, ob es so kommen mußte, heute müßig erscheinen. Aber sie ist es nicht, denn letzten Endes wird unsere geistige Einstellung zu ihr die Zukunft des Landes entscheiden. Gewiß ist der Standpunkt der Opposition richtig, daß die Mittel, die das Ausland uns lieh, auch im Inland vorhanden waren. Aber fast ebenso gewiß, daß sie kaum erfaßbar gewesen und wenn, ohne fremde Kontrolle erfolglos vertan worden wären. Es ist eine traurige Erkenntnis, aber wir kommen um sie nicht herum: diesem Lande fehlte die moralische Kraft,

sich selbst zu retten. So mußte es, wollte es nicht untergehen, unter Vormundschaft kommen.

Was immer man gegen das Sanierungswerk einwenden mag, es gibt heute kein Zurück mehr. Aber es handelt sich nicht bloß darum, daß es gelingt. Ohne grundlegende Änderung der Sinnesart würden wir bestenfalls nichts anderes erreichen als das Leben eines gutgefütterten Sklavenvolkes.

Kaum daß die ersten Erfolge errungen, kaum daß des Tages dringendste Notdurft gesichert, schon zeigen sich die ersten Anzeichen behaglich lächelnder Zufriedenheit. Hier liegt die größte Gefahr.

Die moralische Schwäche, die fremde Vormundschaft notwendig gemacht hat, müßte wie ein Schandmal auf der Stirne jedes Österreichers brennen. Statt dessen fangen wir an, uns mit der Situation abzufinden. Gewiß, der Generalkommissär des Völkerbundes waltet mit Takt seines Amtes. Die anfangs gehegten Befürchtungen, er werde sich als Zwingvogt des Landes gebärden, erwiesen sich als unbegründet. Damit ist aber die Tatsache nicht aus der Welt geschafft, daß wir unsere Freiheit verloren haben und unser Land unter Zwangsverwaltung steht. Unaufhörlich müßte es allen in den Ohren tönen: wir müssen uns herausarbeiten aus der Unfreiheit, müssen aufhören, Sache zu sein, und wieder Person werden. Wir sind kein eigenes, isoliertes Volk wie etwa Magyaren oder Bulgaren; wir sind ein Teil eines großen Volkes, an dessen Emporkommen wir mitzuwirken haben. Wir haben mehr zu leisten, als $6^1/_2$ Millionen Menschen am Leben zu erhalten. Richtig erfaßt ist das österreichische Sanierungsproblem ein Teil des deutschen Problems. So mündet das Finanzproblem in die große Politik. Bewußt oder nicht bewußt, gewollt oder nicht gewollt, der Satz behält seine Gültigkeit: die österreichische Politik kreist um *einen* Mittelpunkt, das Sanierungsproblem. Darin liegt die Begründung dafür, daß die politische Betrachtung der jüngsten Zeit vom gegenwärtigen Stand des Sanierungswerkes ausgehen muß. Ein Maßstab für sie ist der dem Parlamente vorgelegte Voranschlag für das Jahr 1924, der, indem er an die Vergangenheit anknüpft und Vergleichszahlen bringt, zeigt, was geschafft wurde und was noch zu schaffen ist.

Der Verfall der Staatswirtschaft bis zum Einsetzen der Sanierungsaktion tritt am deutlichsten in den Ziffern der Abgänge der vorausgehenden Jahre hervor. Sie betrugen (in Milliarden Kronen) nach den Rechnungsabschlüssen in den Budgetperioden 1918/19 (1. November 1918 bis 30. Juni 1919) 3.308,1; 1919/20 4.204,4; 1920/21 37.825,2; 1921 II. Semester (vom 1. Januar 1921 lief das Budgetjahr wieder vom 1. Januar bis 31. Dezember) 25.421 (nach dem Voranschlag, da Rechnungsabschlüsse für diese Periode noch nicht vorliegen) und 1922 137.770,4. Wenn auch diesen Ziffern ein absoluter Wert nicht zukommt, da infolge des sich ändernden Geldwertes inkommensurable Größen miteinander addiert sind, so geben sie doch ein Bild über den Verfall und sein Tempo.

Im Oktober 1922 setzte die Sanierungsaktion ein. Ihre Grundlage sind das Genfer Protokoll vom 4. Oktober 1922, das Wiederaufbaugesetz vom 27. November 1922, die Gründung der Österreichischen Nationalbank, die Einstellung der Notenpresse im November 1922 und die Stabilisierung der Währung seit Oktober desselben Jahres.

Der Kern der ganzen Aktion ist der mit der provisorischen Delegation des

Völkerbundes vereinbarte Reformplan, nach welchem Österreich nach Ablauf der Jahre 1923 und 1924 sein Budget ins Gleichgewicht gebracht haben soll. Er stellt die in der Übergangsperiode zulässigen Abgänge ziffernmäßig fest. Zu ihrer Deckung dient die Völkerbundanleihe (650 Millionen Goldkronen). Von der Einhaltung des Planes, die der Generalkommissär des Völkerbundes auf Grund monatlicher Voranschläge und Erfolgsausweise überwacht, ist die Freigabe der Anlehenserlöse abhängig.

Wir haben also, wie die Erläuterungen zum Voranschlage sich ausdrücken, einen doppelten Gebarungsrahmen: das vom Parlamente bewilligte Finanzgesetz als verfassungsmäßige Grundlage und den für die Freigabe der Anlehenserlöse maßgebenden Reformplan. In Wirklichkeit handelt es sich aber nicht um einen doppelten, sondern bloß um einen Rahmen, den Reformplan, denn das Finanzgesetz ist nichts anderes als die verfassungsmäßige Sanktion des uns von außen auferlegten Planes, den das Parlament annehmen und einhalten muß, da sonst die Anlehenserlöse nicht flüssig gemacht werden. Bewegungsfreiheit besteht nur innerhalb des Rahmens. Das ist nicht mehr und nicht weniger als volle Kuratel.

Die bisher erzielten Erfolge des Sanierungswerkes zeigen sich darin, daß der tatsächliche Abgang in den Monaten Januar bis September 1923 (für die späteren Monate liegen Erfolgsziffern noch nicht vor) 1.597,3 Milliarden Kronen gegenüber dem Abgange des Voranschlages von 2.757,6 Milliarden betrug, also dem Voranschlag gegenüber um 1.159,3 und gegenüber den Ansätzen des Reformplanes um 1.006,0 günstiger war.

Damit sind die ersten zwei Etappen des Sanierungsplanes zurückgelegt. Von entscheidender Bedeutung werden jedoch die zwei letzten (1. Januar und 1. Juli 1924) sein, denn sie werden erst zeigen, ob das Werk gelungen ist.

Der Voranschlag für das Jahr 1924 weist weitgehende Ersparungen und Einnahmeerhöhungen auf. Hervorgehoben werden muß, daß zum ersten Male der Abgang der Hoheitsverwaltung (1.247,0) durch die Nettoabfuhren der Monopole (1.300,5) mit 53.5 Mill. überdeckt ist. Hiebei ist noch zu berücksichtigen, daß das Vergleichsbild für die Hoheitsverwaltung insoferne ungünstiger geworden ist, als — im Gegensatze zum Voranschlage 1923 — bedeutende Lasten bei der Hoheitsverwaltung veranschlagt sind, die nicht zu ihren Ausgaben gehören (Beiträge zum Pensionsaufwand von Betrieben und Bahnen), und bedeutende Einnahmen (Eisenbahnverkehrssteuern) aus ihren Einnahmen ausgeschieden und mit den Bundeszuschüssen an die Bahnen kompensiert werden. Ohne diese formalen Verschiebungen hätte die Hoheitsverwaltung nur einen Abgang von 2,0 Mill. und der durch den Ertrag der Monopole sich ergebende Überschuß betrüge 1.300,5 Mill. Aus diesen Ziffern ergibt sich, daß das Problem der Sanierung des Staatshaushaltes heute eigentlich nichts anderes ist als das Problem der Sanierung der Eisenbahnen. Übersehen darf ferner nicht werden, daß in den Ausgaben auch Schuldentilgungen und wertvermehrende Aufwendungen (bei den Monopolen und Bahnen) enthalten sind. Würden diese Ausgaben ausgeschaltet und dafür ein Annuitätserfordernis von 120 Mill. eingestellt, so wären rund 1.020,0 Mill. auszuscheiden, wodurch sich der Gesamtabgang von 836,7 Mill. in einen Überschuß von 183,3 Mill. verwandeln würde.

Der Voranschlag bedeutet zweifellos einen Erfolg. Er erreicht aber das Ziel noch nicht. Nach dem Genfer Protokoll darf der Gesamtabgang im Jahre 1924

nur mehr 146,7 Mill. (1. Halbjahr Abgang 306,8; 2. Halbjahr Überschuß 160,1) betragen. Die Regierung wird daher im Finanzgesetz angewiesen, „die Gebarung so einzurichten, daß der tatsächliche Abgang nicht mehr als 146,7 Mill. betrage und die Herstellung des Gleichgewichtes im Jahre 1925 ermöglicht werde. Zu diesem Zwecke hat die Bundesregierung unverzüglich geeignete Maßnahmen einzuleiten, um die veranschlagten Bundesausgaben entsprechend zu verringern und die veranschlagten Einnahmen entsprechend zu erhöhen.“

Wenn nun auch die zwischen dem tatsächlichen (836,7) und dem nach dem Völkerbundplane zulässigen Abgange (146,7) sich ergebende Spannung von 690 Mill. bei Einnahmen und Ausgaben, die sich zwischen 8000 und 9000 Milliarden bewegen, keine unüberwindbar große zu sein scheint, so beweist sie doch die Schwierigkeiten, die noch zu überwinden sind, um das Gleichgewicht herzustellen. Diese Schwierigkeiten werden im zweiten Sanierungsjahre weitaus größer sein als im ersten.

Zunächst kommt ein psychologisches Moment in Betracht. Einer meiner Freunde hat einen treffenden Vergleich gemacht. Der Schwerkranke läßt alles mit sich geschehen, er fügt sich willenlos dem, was Arzt und Krankenschwester verfügen. Als Rekonvaleszent will er nicht begreifen, warum er die gewohnte Zigarre entbehren soll, warum er nicht essen darf, was er will. Jetzt bedarf es aller Anstrengung, um ihn davon abzuhalten, durch verfrühte Aufnahme der alten Gewohnheiten den Heilerfolg aufs Spiel zu setzen. In einer ähnlichen Lage ist der Österreicher. Nun da das Ärgste vorüber zu sein scheint, er wieder etwas zu Kräften gekommen ist, glaubt er auch wieder zum früheren Leben zurückkehren zu können. Dazu kommt das österreichische Temperament, das nur zu rasch den Übergang vom „zu Tode betrübt“ zum „himmelhoch jauchzen“ findet. Die notwendigen Maßnahmen werden daher auf einen weit stärkeren psychologischen Widerstand stoßen. Aber auch materiell werden die Schwierigkeiten wachsen.

Wenn es auch heute noch Schichten gibt, die unterbesteuert sind, so sind doch schon weite Gebiete steuermäßig erfaßt, sodaß eine Ausdehnung nur mehr mit größter Vorsicht und feineren Methoden möglich sein wird. Ebenso müssen alle Ersparungsmaßnahmen, je weiter sie fortschreiten, immer schwieriger werden, weil naturgemäß die leicht durchführbaren bereits im ersten Jahre durchgeführt worden sind. Auch muß mit neuen, nicht vorgesehenen Ausgaben gerechnet werden. So ist die letzte im Dezember durchgeführte Erhöhung der Angestelltenbezüge im Voranschlag nicht berücksichtigt. Weitere Erhöhungen werden kommen, sind übrigens von der Regierung bereits zugesagt. Denn es darf nicht übersehen werden, daß Österreich, trotz manchem überflüssigen Personal, eine beispiellos billige Verwaltung hat. Wenn in offiziellen Mitteilungen erklärt wurde, daß die obersten Beamtengruppen nur 20 bis 25 Prozent ihrer Friedensbezüge erhalten und nur die untersten Gruppen 100 Prozent erreichen oder manchmal etwas überschreiten, so beweisen diese Daten bereits die Billigkeit der Verwaltung. Nun ist aber diese Rechnung nicht zutreffend, denn sie geht von einer Parität von 10.700 statt 14 400 aus, eine Differenz, die durch den verbilligten Wohnungsaufwand nicht aufgewogen wird. Sie berücksichtigt gar nicht, daß die Goldkrone von 1923 nicht mehr die Kaufkraft der Goldkrone von 1914 hat, daß Österreich ebenfalls an der „Weltteuerung“ teilnimmt. Dies erklärt auch

das Geheimnis, warum selbst Angestelltenschichten, die 100 oder mehr Prozent ihrer Friedensbezüge erhalten, mit diesen Bezügen heute doch nicht leben können. Die relativ günstige Post der Angestelltenbezüge wird sich daher im weiteren Verlaufe wesentlich erhöhen und auf das Budget stärker drücken. Denn auf die Dauer ist ein Niedrighalten der Angestelltenbezüge nicht möglich, weil sonst das, was hier erspart wird, auf einer anderen Seite durch Verschlechterung oder gar Korrumpierung der Verwaltung nicht nur verloren geht, sondern noch übertroffen wird. Die Anfänge dieses Prozesses sind bereits zu sehen. Die Flucht der hohen Beamten aus dem Staatsdienste ist bereits ein ständiges Thema der Tagesblätter. Verschärft wird das Übel noch dadurch, daß es gerade die besten Beamten sind, die so dem Staate verloren gehen — sie finden am leichtesten anderwärts ein Fortkommen —, während das mindere Material zurückbleibt. Das unvermeidliche Steigen der Personallasten wird durch Personalabbau nicht hereinzubringen sein, wenigstens nicht in nächster Zeit. Was mechanisch abgebaut werden konnte, ist bereits abgebaut. Stellenweise ging der Abbau sogar zu weit, so daß sich bereits schlimme Folgen zeigen. Ein weiterer Abbau wird nur möglich sein durch Verminderung der Arbeitsmenge, das ist durch Vereinfachung des Verfahrens bei den Behörden. Das heißt aber Verwaltungsreform und jeder Kenner weiß, was das bedeutet, nicht allein an Arbeit, sondern vor allem an Zeit, wobei auch nicht vergessen werden darf, daß damit eminent politische Probleme angeschnitten werden (Verhältnis zwischen den Ländern und dem Bunde, Forderung nach Demokratisierung der Verwaltung usw.). Wo ins Gewicht fallender Personalabbau möglich wäre, bei den Eisenbahnen, steht die Verwaltung vor einem schweren politischen Problem. Die jüngst erfolgte Sonderstellung der Eisenbahnen als selbständiger Wirtschaftskörper ist ein Schritt auf dem Wege zur Genesung. Es wäre verfrüht, nach so kurzer Zeit schon greifbare Erfolge zu erwarten. Aber die Erhöhung der Bezüge der Eisenbahnangestellten, die knapp vor Weihnachten den Streik der Postangestellten hervorgerufen hat, beweist, daß auch durch die Sonderstellung der Eisenbahnen Bezugsforderungen nicht vermieden werden konnten. Politisch ist das Problem deswegen, weil die Masse der Eisenbahnangestellten im sozialdemokratischen Lager steht und die Partei bei Bezugsforderungen gerade dieser Gruppe in einer sehr schwierigen Lage ist. Es wird von der politischen Klugheit der Führer abhängen, daß ein Weg gefunden wird.

Schließlich und endlich wird aber für die Herstellung des Gleichgewichtes im Staatshaushalte die Frage entscheidend sein, ob unsere Wirtschaft die damit verbundenen Lasten wird tragen können. So erfreulich der die Erwartungen übersteigende Abgabeneingang ist, der nüchterne Beobachter kann die bange Frage nicht unterdrücken, aus welchen Quellen die Einnahmen kommen.

Ein Teil des Abgabenerfolges ist darauf zurückzuführen, daß in den ersten Jahren der Republik infolge des schleppend arbeitenden Einbringungsapparates und der unaufhörlichen Geldentwertung breite Schichten der Bevölkerung praktisch überhaupt keine Steuern zahlten, Vergleiche mit den Vorjahren daher schon aus diesem Grunde besonders günstig ausfallen müssen. Eine vollständige Erklärung aber ist das nicht. Wir sind gewiß nicht reicher geworden. Die Produktion ist nicht gestiegen, die Lebenshaltung der Bevölkerung hat sich aber sichtlich gehoben, was beweist, daß der innere Verbrauch gestiegen ist. Unsere

Handelsbilanz hat sich verschlechtert. Alles dies könnte durch unsichtbare Einfuhr (Vermittlergewinne des Bankgeschäftes und des Handels usw.) ausgeglichen werden. Wenn auch die unsichtbare Einfuhr statistisch nicht erfaßbar, ein sicheres Urteil daher nicht möglich ist, so kann doch mit größter Wahrscheinlichkeit gesagt werden, daß sie allein den Ausgleich nicht bewirkt haben kann. Die Erklärung kann also nur darin gefunden werden, daß unsere Wirtschaft Kapital verbraucht (Aktienverkäufe ins Ausland, Abnützung des Produktionsapparates ohne vollwertige Erneuerung, Verbrauch von früher angeschafften Materialvorräten usw.). Welche Höhe dieser Kapitalsverbrauch erreicht, läßt sich nicht einmal abschätzen. Aber man vergegenwärtige sich bloß, was es bedeutet, daß sämtliche Mieter eines Landes halb umsonst wohnen und infolgedessen die Hauseigentümer nahezu keine Wiederherstellungen vornehmen können. Das heißt Wohnbauten verbrauchen. Nicht zu übersehen ist der Kapitalzufluß, der in Gestalt der Völkerbundanleihe ins Land strömt. Das ist aber auch Kapitalsverbrauch, denn wir müssen die Anleihe zurückzahlen. Das sind alles Einnahmequellen, bei denen es nur eine Frage der Zeit ist, daß sie versiegen. An diese Seite des Sanierungsproblems ist bisher zu wenig gedacht worden.

Wenn das Sanierungswerk endgültigen Erfolg haben soll, so wird das Schwergewicht der Arbeit auf die Hebung des Volkseinkommens verlegt werden müssen. Auf die dringend notwendige Hebung unserer relativ primitiven Landwirtschaft hat bereits der Generalkommissär des Völkerbundes hingewiesen. Das ist das wichtigste Gebiet, wo die Arbeit einsetzen muß. Leider ist hier bisher fast nichts geschehen. Vor allem ist nicht einmal der Kern des Problems erkannt worden. Jeder Kenner weiß, daß alle Maßnahmen zur Hebung der landwirtschaftlichen Produktion vergeblich sind ohne Hebung des Bildungsniveaus der Landbevölkerung. Das Wort vom Volksschullehrer, der den Krieg von 1870 gewonnen hat, gilt auch hier. Darum sind die Ersparungen, die durch Abbau von Schulklassen gemacht wurden — es gibt heute bei uns Volksschulen mit Klassen von 70 bis 80 Schülern — Raubbau schlimmster Art am Volksvermögen. Das gilt nicht nur von der landwirtschaftlichen Produktion. Es muß erst noch die Erkenntnis durchdringen, daß ein von Natur armes Land, wie Österreich, nur durch verbesserte Produktionsmethoden — auf allen Gebieten — seine Bevölkerung erhalten kann. Voraussetzung für ihre Anwendung sind Kenntnisse. Es ist keine Übertreibung, wenn ich sage: die Lebensfähigkeit unseres Landes ist letzten Endes eine Bildungsfrage. Hiebei handelt es sich nicht nur um die untersten Schulen allein. Zur Ausbildung tüchtiger Lehrkräfte sind höhere Schulen notwendig. So baut sich ein System bis zu den Hochschulen auf.

Was sehen wir aber statt dessen? Die größte Universität des Landes ist in die Lage geraten, das Anerbieten eines reichen Finanzmannes, sie zu finanzieren, mit Freuden annehmen zu müssen. An das außerordentlich Bedenkliche dieser Sache scheint niemand zu denken. Den guten Absichten des Spenders soll nicht nahegetreten werden. Die Universität steht und fällt mit ihrer Unabhängigkeit im Lehren und Lernen. Welcher ungeheure Einfluß ist in die Hand eines einzelnen gegeben, der die Universität zum Teil erhält? Gewiß übt auch die Staatsverwaltung weitgehenden Einfluß auf die Universität. Aber dieser Einfluß steht unter der Kontrolle von Parlament und Öffentlichkeit. Bei einer Einzelperson genügt die Drohung, die Tasche zu schließen, um Dinge durch-

zusetzen, die keine Staatsverwaltung je erreichen könnte. Wenn man bei uns nicht so uninformiert über die Dinge in der übrigen Welt wäre, so wüßte man, wie schwer gewisse von reichen Privatleuten erhaltene amerikanische Universitäten unter diesen Wohltaten leiden. Hiebei sehe ich ganz von der ethischen Seite der Frage ab. So verlockend das Anbot auch ist, ein Staat, der noch etwas auf sich hält, muß eine Hilfe in dieser Form ablehnen. Dem gutgesinnten Wohltäter ist die Möglichkeit gegeben, durch eine entsprechende Stiftung der Universität zu helfen. Dabei kann jede Einflußnahme ausgeschaltet werden. Aber ein fortlaufender Beitrag zur Erhaltung der Universität heißt die höchste Stätte der Wissenschaft, die wir besitzen, unter die Vormundschaft einer fremden Macht stellen.

Schon dieses eine Beispiel zeigt, wie fernabliegende Dinge vom Sanierungsproblem beeinflußt werden. Umso stärker wirkt dieser Einfluß auf alle Fragen, die irgendeinen Zusammenhang mit Politik haben, wie Debatte und Beschluß des Parlamentes über den sozialdemokratischen Antrag auf Widmung einer Bundesspende von 10 Milliarden Kronen an das Deutsche Reich beweisen.

Die aus Christlichsozialen und Großdeutschen bestehende Majorität hat den Antrag abgelehnt. Gegen ihn wurde geltend gemacht, daß ein so kleiner Betrag der Würde und Größe des Deutschen Reiches nicht entspreche, daß unsere Lage, die uns zwingt, aus fremden Krediten unsere Defizite notdürftig zu decken, uns eine Unterstützung des Reiches aus Staatsmitteln nicht gestatte. Von den Antragstellern wurde hervorgehoben, daß es sich bei dem geringen Betrage weniger um eine Hilfe handle, als um die Frage, ob wir ein freier Staat sind, „der noch das Recht hat, das, was das gesamte Volk fühlt und denkt, auch nach außen auszusprechen“. Der unbefangene Beobachter gewinnt den Eindruck, daß Debatte und Beschluß nur die äußeren Erscheinungen hinter den Kulissen sich abspielender Dinge sind, denn aus den Reden der Majorität ist zu merken, daß ihr die Ablehnung nicht leicht geworden ist. Insbesondere für ihre großdeutschen Mitglieder bedeutet solche Haltung in dieser Frage eine schwere Belastung, die gerade ihre Wähler nicht ohne weiteres verstehen werden. Für den Außenstehenden ist es schwer zu beurteilen, ob und wenn, in welcher Stärke ein Druck von außen gewirkt hat, oder ob die Majorität bloß unausgesprochenen Wünschen entgegenkommen wollte. Die Haltung der Großdeutschen Partei läßt das erste vermuten. Was immer auch die tieferliegenden Ursachen gewesen sein mögen, die Tatsache ist nicht zu leugnen, daß die Ablehnung des Antrages ein Schlag gegen den nationalen Gedanken war. Sie beweist aber andererseits auch die mangelnde Reife unserer Politik. Für eine ihrer Verantwortung bewußte Politik gab es nur zwei Möglichkeiten. Entweder waren die außenpolitischen Hemmungen überwindbar, dann durfte dem Antrage kein Widerstand geleistet werden, oder sie waren so gewichtig, daß über sie nicht hinweggeschritten werden konnte, dann hätte die Frage intern zwischen Majorität und Opposition erledigt werden müssen und der Antrag überhaupt nicht gestellt werden dürfen. Denn niemals durfte der Welt das Schauspiel geboten werden, daß es in dieser Frage bei uns zwei Meinungen geben kann. Diese politische Reife fehlt bei uns noch. Voraussetzung der Selbstregierung eines Volkes ist die Einordnung der Opposition als ein mit einer besonderen, damit aber nicht minder verantwortungsvollen Funktion betrautes Organ des Staatswillens, denn grundsätzliche Oppo-

sition ohne Verankerung in Staatsbejahung ist negativ und wirkt auflösend. Diese Organstellung muß freilich von beiden Teilen erkannt werden; von der Opposition, indem sie eine Grenze anerkennt, jenseits derer sie ihren Sinn verliert; von der Majorität, indem sie mit politischem Takte die Fragen erkennt, die nicht mehr durch die Macht der Zahl, sondern nur durch Verständigung gelöst werden dürfen. Von dieser Höhe der Auffassung sind wir noch weit entfernt. Aber wir sind ein politisch junges Volk. Darum wollen wir die Hoffnung nicht aufgeben.

Friedrich F. G. Kleinwaechter (Klagenfurt)

Bücherrundschau

Die Transzendenz des Erkennens

Alle philosophische Problematik wurzelt in dem Rätsel der Beziehung von Erkennen und Sein. Sind Geist und Welt voneinander unabhängige Wesenheiten? schließt die Welt den Geist in sich oder ist sie selbst des Geistes? Das ist die trilemmatische Grundfrage der Metaphysik, um deren Lösung die Menschheit seit Jahrtausenden ringt.

Die Blickrichtung auf das „natürliche Weltbild“ scheint zunächst eine zweifelfreie Entscheidung im Sinne der ersten Möglichkeit zu gewährleisten, denn der Mensch, der seiner selbst bewußt lebt und wirkt, sieht sich in eine außer ihm liegende Sphäre hineingestellt, sieht sich ihr gegenübergestellt und wird in jedem Augenblick inne, daß ihr Wesen nicht sein Wesen ist. Aber mit dem Gewahrwerden dieser tiefen Kluft muß auch das Suchen nach dieser Brücke beginnen; mit dem Wissen um die Ichfremdheit der Welt wird die Möglichkeit des Wissens um diese dem Ich fremde Welt zum dunklen, der Erhellung harrenden Geheimnis. Die „adaequatio rei atque intellectus“, die Einstimmigkeit von Welt und Denken, ist ja unter Voraussetzung der Koordination dieser beiden Wesenheiten schlechthin unbegreiflich, wenn man nicht ein höchstes, ihnen beiden übergeordnetes Wesen annimmt, in dem ihr Zusammenhang nicht minder als ihre Verschiedenheit wurzelt. Doch der Existenz dieses höchsten Wesens sind wir uns nicht in jener untrüglichen Weise bewußt wie der Existenz der Welt und unser selbst; sie ist uns nicht als evidente Bewußtseinstatsache gegeben — ist bloß konstruiert, nicht aber geschaut — und so bietet auch diese Annahme keinen Ziel- und Ruhepunkt für die Vernunft.

Aber — so wird nun eine weitere Frage lauten — trägt an der Ergebnislosigkeit unserer Bemühungen um jene letzte Einsicht nicht die Ausgangnahme von einer falschen Voraussetzung die Schuld? Müssen wir nicht an Stelle des Koordinationsverhältnisses von Ich und Welt ein Subordinationsverhältnis setzen? Dankt das Ich seine Teilhaftigkeit an der Welt nicht dem Umstande, daß es einer ihrer Teile ist, ein Teil vielleicht, der doch dem Ganzen wesensgleich ist und es darum als „lebendiger Spiegel“ aufnehmen und zurückstrahlen kann? Oder aber: ist nicht die Erfassung der Welt in Wahrheit eine Er-

schaffung der Welt durch den Geist, ihr Sein nur ein Wahrgenommensein, ein Gedachtsein?

Es gibt kein Problem innerhalb der gesamten Erfahrungswissenschaften, dessen Wesen von der Entscheidung dieser Frage unberührt bliebe, denn von ihr hängt der Sinn der Erfahrung überhaupt ab; aber nicht nur diese Entscheidung selbst, sondern auch das Forum, das sie fällen könnte, scheint unauffindbar zu sein. Und der Skeptizismus zieht daraus das Fazit: Es gibt keine Wahrheit, sondern nur mehr oder minder zweckmäßige Irrtümer.

Aber auch diese „Theorien", welche die eindeutige Bestimmtheit des Seins oder seine Erfaßbarkeit leugnen, stellen Behauptungen auf und beanspruchen eben jene Wahrheit für sich, deren Möglichkeit sie bestreiten. Darum enthält jede skeptische Lehre einen immanenten Widerspruch, dessen Auflösung zu ihrer Überwindung führen muß. Das Herrschaftsgebiet der Vernunft, dessen Bestand schlechthin geleugnet worden war, soll nun abgegrenzt werden; an die Stelle der Behauptung: ich weiß, daß ich nichts weiß, tritt die Frage: was kann ich wissen?; aus dem Skeptizismus geht die Vernunftkritik hervor. Ihre Aufgabe muß es sein, unbestreitbare, schlechthin gültige Erkenntnisse festzustellen, fürs erste, um prinzipiell das Bestehen solcher Wahrheiten aufzuzeigen, und fürs zweite, um feste Stützpunkte für weitere gedankliche Operationen zu gewinnen. Solche Erkenntnisse entdeckte man in den Sätzen der Mathematik und in der Bewußtseinstatsache des eigenen Denkens. Hier haben Nikolaus von Cusa und Descartes der Philosophie den Weg gewiesen, der über Leibniz und Kant zu Brentano und Husserl führt.

Es leuchtet ein, daß Erkenntnisse der gesuchten Art von keiner weiteren Begründung abhängig sein dürfen, sondern daß ihr Bestand, ihr Geltungsgrund, in ihrer Gegebenheitsweise selbst verankert liegen muß. Diese spezifische Gegebenheitsweise aber kann wieder nicht durch Erklärung, das heißt durch Zurückführung auf Daten, die jenseits des zu begreifenden Phänomens liegen, erfaßt werden, sondern nur durch adäquate Beschreibung des Phänomens, und so wird die Wesensbeschreibung der Bewußtseinstatsachen, die Phänomenologie, zum Fundament der Philosophie und ihre Ergebnisse sind Ausgangspunkte und Richtpunkte zugleich für alle erkenntnistheoretische Forschung.

Dadurch wandelt sich nun die Frage nach dem Verhältnis zwischen Erkennen und Sein, die hier der Problemstellung nach als zwei getrennte, für sich seiende Wesenheiten gesetzt sind, in jene nach den Beziehungen der Erkenntnis zu *ihrem* Gegenstand. Jedes Denken ist seinem Wesen nach „Denken *von* etwas", es „meint" einen Gegenstand, es „setzt" ein Sein, wobei alle diese sprachlichen Formulierungen nur Umschreibungen für eine einzigartige Relation sind, die weder mit räumlichen oder zeitlichen, noch mit den in engerem Sinne logischen Beziehungen etwas gemein hat. Man vergegenwärtige sich diesen Grundsachverhalt an einem Beispiele: Im psychischen Akte des „Denkens an die Mutter" ist diese nicht räumlich, zeitlich oder logisch enthalten, aber dennoch kann ich sie nicht aus dieser Verbindung herauslösen, ohne das psychische Phänomen als solches zu vernichten. Der Gegenstand des Denkens ist also unlöslich zu ihm gehörig und ihm gleichwohl transzendent. Franz Brentano, der als erster diesen Sachverhalt, in dem er das Charakteristikum der psychischen Phänomene überhaupt sah, in seiner ganzen Bedeutung erfaßte, hat jene Be-

ziehungen des Aktes auf den ihm transzendenten Gegenstand als Intentionalität bezeichnet, und seither sind die Untersuchungen hierüber nicht zum Stillstand gekommen. Sie haben Meinong, Stumpf, Ophues beschäftigt und in Edmund Husserls phänomenologischer Philosophie die reichsten Früchte gezeitigt. In dem Boden dieser Betrachtungsweise, die mit dem Anspruch auftritt, die philosophische schlechthin zu sein, wurzelt ein jüngst erschienenes bedeutsames Werk von Edith Landmann: „Die Transzendenz des Erkennens“[1]).

Der zu untersuchende Begriff des Erkennens wird hier zunächst durch die Beziehung eines psychischen Aktes zu einem Jenseitigen bestimmt. „Der Begriff der Transzendenz hat darin seine charakteristische Eigentümlichkeit, daß er nicht vollziehbar ist. Wir werden daher in folgendem von Transzendenz überall da sprechen, wo wir dieses Verhältnis der Grenze finden, wo etwas gemeint ist, das von dem eingenommenen Standpunkt aus nicht realisiert werden kann, wo auf etwas hingedeutet wird, das sich nicht erreichen läßt; überall da, wo Wegweiser die Richtung klar genug angeben und auf das Ziel hindeuten, aber kein Weg führt hin.“[2])

Dieses Transzendieren ist in zwei prinzipiell verschiedenen Formen feststellbar: Als Transzendieren innerhalb des Bewußtseins und als Transzendieren des Bewußtseins auf Gegenstände. Die Transzendenz innerhalb des Bewußtseins besteht in der Abhängigkeit der einzelnen Bewußtseinsfunktionen voneinander; in ihrer Verbindung und Durchdringung erst konstituiert sich die Einheit des Bewußtseins. „Die in jedem Bewußtseinsaugenblick gegebenen Inhalte sind fragmentarisch und zufällig und weisen notwendig über sich hinaus auf Zusammenhänge und Ergänzungen, die in der aktuellen Erfahrung nicht gegeben sind, noch jemals gegeben werden können.“[3]) Die Vorstellung weist auf die Empfindung hin, das Wort auf die Vorstellung, und alles Wünschen, Wollen und Fühlen ist gleichfalls in Vorstellung fundiert, da es sich notwendigerweise auf einen vorgestellten Gegenstand bezieht. So lassen sich die „intellektuellen Funktionen — — — in ihrer Beziehung aufeinander als ein stufenförmiger Aufbau ansehen, dergestalt, daß eine Funktion immer eine andere zur Voraussetzung hat und einer dritten höheren zur Voraussetzung dient. Eine Funktion baut sich auf der anderen auf und kann ihrerseits, einmal entwickelt, die niedere beeinflussen, ergänzen, ja vertreten. Dieses Fundieren der höheren Funktion auf die niedere findet im Bewußtsein darin ihren Ausdruck, daß das Erkennen der höheren Stufe sich auf den Gegenstand der niederen, der doch nicht sein Gegenstand ist, mit richtet, so wenn eine Vergleichung, die zum Gegenstand eine bestimmte Beziehung zwischen zwei Objekten hat, z. B. das Verhältnis ihrer Farben oder Helligkeiten, auf diese Objekte selbst mitbezogen ist. Die Abhängigkeit der niederen Funktionen aber von der höheren wird im Bewußtsein durch die normative Abhängigkeit, also dadurch repräsentiert, daß das Erkennen der niederen Stufe dem Gesetz der höheren untersteht, nachdem es sich richtet, von dem es modifiziert, bejaht oder verneint, gutgeheißen oder verurteilt werden kann. So die Wahrnehmung vom Erfahrungsurteil. Jede Er-

[1]) Berlin 1923, bei Georg Bondi, 292 S.

[2]) a. a. O. S. 7.

[3]) a. a. O. S. 9.

kenntnisfunktion transzendiert so auf doppelte Weise, nach rückwärts gleichsam und nach vorwärts, nach oben und unten.“[4])

Aber diese Transzendenz innerhalb des Bewußtseins schließt jene andere, von der wir unseren Ausgang genommen haben, die Transzendenz des Bewußtseins auf einen Gegenstand, bereits in sich, denn sie entsteht gerade dadurch, daß die eine Bewußtseinsfunktion auf den Gegenstand der anderen transzendiert. Dadurch und dadurch allein, ist das Erlebnis der Erfüllung möglich, welches in der Identifizierung der Gegenstände zweier Erkenntnisakte — etwa der Erinnerungsvorstellung und des sinnlichen Eindrucks — gelegen ist. Zum Verständnis dieses Begriffes der Transzendenz des Bewußtseins auf den Gegenstand, „dessen Herausarbeitung wohl das wichtigste Resultat des gegenwärtigen philosophischen Denkens genannt werden darf“, ist folgendes hervorzuheben:

1. „Jeder eigentümlichen Erkenntnisfunktion entspricht ein ihr eigentümlicher Gegenstand, der unabhängig von ihr variabel und der identisch ist auch verschiedenen Formen und Akten der gleichen Erkenntnisfunktion gegenüber. Jeder Erkenntnisakt zielt auf eigenen, nur ihm entsprechenden Gegenstand und jedem eigentümlichen Erkenntnisgegenstand entspricht ein eigener Erkenntnisakt.“[5])

2. „Dieser eigentümliche Gegenstand nun, das Allgemeine des Begriffs, der Sachverhalt des Urteils, läßt sich nicht direkt erfassen, er wird dem erkennenden Organ immer nur durch einen ganz anders gearteten Inhalt hindurch, nur als Horizont gleichsam, erschaubar. Nur durch einen deskriptiven Inhalt hindurch wird der intendierte Gegenstand sichtbar. Das Spezifische wird durch das Individuelle, der Begriffsgegenstand durch den Begriffsinhalt, die ihn repräsentierende Vorstellung hindurch gesehen. Die besonders von Ophues und Twardowski hervorgehobene[6]) Unterscheidung von Inhalt und Gegenstand nicht nur der Vorstellung, sondern aller Vorgänge des Wissens, rückt den Gegenstand der Erkenntnis gleichsam ins indirekte Sehen, aber eben dadurch und damit kommen wir zum dritten — vermag die Erkenntnis ihren Gegenstand als stabil und unabhängig von der Erkenntnis zu erfassen.“[7])

3. „Der Gegenstand bleibt in allem Wechsel der logischen Operationen sich selber gleich; er ist so unabhängig von dem ihn erfassenden Akte, daß ihm das Gedacht- und Ausgedrücktwerden zufällig ist, und eben als nicht gedachter ist er dem Denken und im Denken gegenwärtig.“ „Die Zahlen entstehen und vergehen nicht mit dem Akte des Zählens. Es schwanken die subjektiven Akte, welche dem Ausdruck Bedeutung verleihen, nicht aber verändern sich die Bedeutungen selbst. Mit der Zahl der Personen und Akte, die einen Satz aussprechen hat sich die Satzbedeutung nicht vervielfältigt.“ „Der Gegenstand ist als ein Bewußtseinsjenseitiges dem Bewußtsein gegeben (Ophues).“[8]) Diese

---

[4]) a. a. O. S. 15 f.

[5]) a. a. O. S. 25.

[6]) Die vollkommenste Behandlung hat diese Frage in Husserls „Ideen zu einer reinen Phänomenologie und phänomenologischen Philosophie“ (erstes Buch, Halle a. d. Saale 1913, Max Niemeyer), diesem unerschöpflich reichen und tiefen Meisterwerke eines ganz großen Philosophen, gefunden. (S. 265 ff.)

[7]) a. a. O. S. 26.

[8]) a. a. O. S. 25 f.

Unterscheidung des Bewußtseinsgegenstandes von dem Bewußtseinsakte, in dem er sich gibt, ist für alle intentionalen, ein Gegenständliches meinenden Akte möglich und geboten. „Die Empfindung des Blau ist nicht selbst blau", „das Gefühl der Wärme in einem warmen Bade ist verschieden von dem Gegenstand Wärme, der durch dieses Gefühl in ihm erfaßt wird", die Merkmale des Urteilsaktes sind nicht jene des im Urteile gemeinten Sachverhalts.

Bis hierher folgt die Verfasserin in der Hauptsache den Ergebnissen der modernen deskriptiven Psychologie, Gegenstandstheorie und Phänomenologie; von nun an aber bahnt sie sich selbst ihren Weg. Keine der betrachteten Erkenntnisfunktionen, so überlegt sie, kann den Gegenstand in seiner Gesamtheit erfassen, sondern jede von ihnen bestimmt nur einzelne seiner Momente. „Gesetzt, es würden unzählige Urteile über den gleichen Gegenstand gefällt, so würde, solange wir uns nur urteilend verhalten, das zusammenfassende Urteil, dessen Gegenstand immer ein So-Sein ist, nichts anderes als das So- und-So-und-So- Sein des A aussagen können, niemals aber das Sein des A erreichen. Es sind tote coelo verschiedene Erlebnisse: noch so viele urteilende Aussagen über den Gegenstand und die lebendige Einheit des uns entgegentretenden, all diese Eigenschaften besitzenden wirklichen Gegenstandes selbst. Das Subjekt des Urteiles erreicht als solches nie den wirklichen einheitlichen Gegenstand. Der Gegenstand, der nicht nur gesehen und gehört, der gefühlt und begehrt, der erfragt und angenommen, begriffen und beurteilt werden kann, muß durch eine Funktion erfaßt werden, die über Sehen und Hören, Begehren und Fühlen, Annehmen und Urteilen, Begriffe-bilden und Schlüsse-ziehen hinaus liegt."[9])

Damit ist eine „Totalintention" postuliert, der gegenüber alle anderen Intentionen als „Partialintentionen" von „gewissermaßen fragmentarischem Charakter" erscheinen. Ihr Zielpunkt, der Gesamtgegenstand, ist jeder einzelnen Intention transzendent. „Der Gegenstand, der nicht nur angenommen, der auch verneint, erfragt, auch angeschaut werden kann, geht über das bloße Angeschaut- oder Erfragtwerden hinaus, er ist mehr und anderes als nur Wahrnehmungs- oder Urteilsgegenstand. Darin, daß er Gegenstand so verschiedener Intentionen sein kann, zeigt sich, daß er noch jenseits aller Teilgegenstände liegt. Nur wenn der Gesamtgegenstand auf einer Ebene liegt, die jenseits aller Bewußtseinsintentionen ist, kann er letzter Zielpunkt sämtlicher Intentionen sein. Nur eine Intention, die über alle Teilgegenstände hinaus, die hinter sie alle greift, kann den Gegenstand erfassen, der sie alle in sich begreift."[10]) „Die Gesamterkenntnis" aber — „und nur sie — ist zugleich Existenzialsetzung und jeder Gesamtgegenstand ist ein Seiendes."

Mit dieser Einsicht ist die Aufgabe gesetzt, „die Struktur des Gesamtgegenstandes, der Hort, Ziel und Mitte aller Realität ist", zu untersuchen.

Der Versuch, die nun folgenden tiefen und schwierigen Analysen in wenigen Sätzen darzustellen, würde zu ihrer Verflachung, ja Verfälschung führen, und so müssen wir uns mit der andeutungsweisen, skizzenhaften Wiedergabe des Hauptergebnisses begnügen.

Alle Erkenntnis ist letztlich Wissen um konkrete, existierende Dinge. „Wesen sowohl wie So-Sein ist Moment, nähere Bestimmung eines Konkreten. Was be-

---

[9]) a. a. O. S. 30 f.

[10]) a. a. O. S. 34.

steht ist etwas, an dem was ist."[11]) Auch die Geltung schöpft ihren Gehalt aus dem Sein; es wurzelt alle Wahrheit in der Wirklichkeit. „Das Seiende als ein Totales, das aus den Welten aller Teilgegenstände zusammengerundet ist, hat keine anderen Welten neben sich. Mögen wir Teilwelten ausbauen so viele wir wollen — das Seiende ist der Zentralbegriff, auf den wir sie alle beziehen."[12])

Diese Erkenntnis wird nun gefestigt durch Analyse der verschiedenen Teilgegenstände, der Gegenstände des sinnlichen Eindrucks, des Begriffs und des Urteils.

An den Schluß ihres Werkes setzt die Verfasserin Gedanken über den Wert des wissenschaftlichen und philosophischen Denkens. Höchste Erkenntnis ist ihr Erkenntnis des Gesamtgegenstandes. Die Hauptaufgabe der Wissenschaft liegt in einer möglichst vollkommenen Typenbildung. „Nur wer den Typus kennt, kann Art und Grad der Individualisierung in seinen verschiedenen Repräsentanten würdigen. Denn dank dem Typus bezieht die Gesamterkenntnis ihren Gegenstand auf ein hinter ihm gelegenes Bild seiner selbst, dem er sich mehr oder minder annähert. Gesamterkenntnis ist Erkenntnis der Idee in der Erscheinung."[13])

Die Krönung wissenschaftlicher Erkenntnisse aber liegt in philosophischen Einsichten. „Philosophie als Intention auf das absolut Ganze kann nicht als eine Wissenschaft a priori im Gegensatz zur Erfahrungswissenschaft stehen, wohl aber steht sie als eine Gesamterkenntnis über jedem teilhaften Erkennen der Wissenschaften. Erkenntnis eines Ganzen ist allemal Intuition, ist überwissenschaftliche Erkenntnis. Nicht durch eine besondere Art des Erkennens, sondern nur durch die Größe ihres Gegenstandes erhebt sich Metaphysik über jede andere Erkenntnis vom Ganzen."[14])

Die Quellen der Wahrheitserkenntnis aber dürfen weder bei den Einzelwissenschaften noch bei der gesamtwissenschaftlichen Forschung in dem Mechanismus der logischen Begründung verborgen liegend vermutet werden, sondern sie fließen aus der intuitiven Schau. und ihre Voraussetzung sowohl wie ihr Resultat ist ein letzter unableitbarer Glaube „und Erkenntnis — objektiv richtige, absolut gültige Erkenntnis ist dem heißesten Bemühen unerreichlich, sie ist Sache der Gnade"[15]).

Die vorstehenden Bemerkungen konnten nur die Grundlinien der Gedankenführung des betrachteten Werkes in großen Strichen wiedergeben. Vieles an sich Wichtige, wie die kritische Darstellung der Deutungsversuche der Transzendenz und die Kategorienlehre mußten gänzlich unerwähnt bleiben. Noch weniger Raum ist in dem Rahmen dieses Hinweises für eine scharfe kritische Beleuchtung der von der Verfasserin aufgestellten einzelnen Thesen. Daß manche dieser Thesen ernsten Bedenken ausgesetzt sind, ist ja bei der außerordentlichen Schwierigkeit der behandelten Aufgabe mehr als verständlich. Das bedeutsamste dieser Bedenken ergreift die Annahme einer eigenen Totalintention bzw. eines ihr entsprechenden Gesamtgegenstandes. Hierin scheint mir eine Verselbständigung der gemeinsamen Elemente der „Partialintentionen" gelegen, die der eingehenden

[11]) a. a. O. S. 151.
[12]) a. a. O. S. 153.
[13]) a. a. O. S. 253.
[14]) a. a. O. S. 261.
[15]) a. a. O. S. 292.

deskriptiven Analyse der Bewußtseinsphänomene nicht standhalten kann. Aus dieser Grundannahme geht ferner, wie ich glaube, als unhaltbare Konsequenz, die prinzipielle Ununterscheidbarkeit der — im weitesten Sinne einer mathematis universalis — logischen Begriffe Zahl, Ordnung u. a. von sachhaltigen Begriffen Farbe, Härte etc. hervor und damit würde die evident einsichtige Unabhängigkeit der logischen, arithmetischen, mengentheoretischen Wahrheiten von jeder, selbst potentiellen Existenzialsetzung völlig unbegreiflich werden.

Muß diese Kardinalthese aber aufgegeben werden, dann fällt mit ihr auch die Hierarchie der Erkenntnisstufen, in der der Mathematik und mathematischen Naturwissenschaft nur eine untergeordnete Stellung zukäme.

Aber ungeachtet aller Einwände soll das Erscheinen dieses Buches mit aufrichtiger Freude begrüßt werden, denn es ist ein bedeutendes, wahrhaft philosophisches Werk. Tiefsinn und Scharfsinn, konstruktive Spannkraft und subtile Aufnahmsfähigkeit für Nuancen sind hier aufs glücklichste vereinigt; die Problembehandlung ist trotz mancher Berührungspunkte mit Gedanken von Husserl und Meinong, von Lask und Bergson und trotz ihrer tiefen Verwurzelung in der Weltanschauung des George-Kreises einheitlich und eigen, und die Darstellung, die von bildhafter Anschaulichkeit ist, ohne je den Gefahren der Bildanalogie zu erliegen, darf als vorbildlich bezeichnet werden.

Es wäre tief bedauerlich, wenn dieses Buch nicht die Verbreitung und Schätzung fände, die ihm gebührt.

Felix Kaufmann (Wien)

Marie Louise Enckendorff*)

Es war eine seltene und schöne Begegnung, unter dem Wust und Schwall der modernen Literatur drei Bücher einer edlen Frau zu finden. Eine Notiz machte uns aufmerksam, welche dieser Frau den Ton Diotimens zuschrieb, den Ton der Priesterin aus Mantinea im Platonischen Gastmahl, und, nach dem bedeutenden Eindrucke der ersten, konnten wir ihre andern Schriften zu lesen nicht verfehlen. Mit den Worten, die wir über Marie Louise Enckendorff sagen, erfüllen wir eine Pflicht des Dankes.

Den Zusatz „aus einem Tagebuch", den die mittlere Schrift trägt, könnte man den Titeln der beiden andern mit gleichem Rechte beifügen, gerade zugesehen bezeichnet er überhaupt die Form, in der Marie Louise Enckendorff sich auszudrücken gegeben ist. Aber noch mehr, wie es scheinen will. Der Stoff, der sie zur Äußerung und zum Bilden treibt, ist die Weisheitsliebe; mit welchem Wort, das uns hier passend und bezeichnend dünkt, Stifter Philosophie einigermaßen genau übersetzt. Halten wir nun diesen Stoff mit dem weiblichen Charakter zusammen, so stellt sich von selbst als die natürliche Form für das weisheitsliebende Buch der Frau das Tagebuch dar. Nur freilich, es ist die

*) Marie Louise Enckendorff: Realität und Gesetzlichkeit im Geschlechtsleben. — Vom Sein und vom Haben der Seele. — Über das Religiöse. Im Verlage von Dunker & Humblot, München-Leipzig.

Kunstform des Tagebuches und es wäre übel, bei diesem Worte an die Gemütsaufzeichnungen junger Mädchen zu denken. Die Kunstform des Tagebuches bildet den Gegenstand in einem fortgehenden Laufe der Gedanken und des Gefühles heraus, der zwar keineswegs vom einen zum andern sich wendet und vom Hundertsten ins Tausendste fällt, doch aber den Prozeß des Denkens und Sinnens selbst nicht verleugnet und einen systematisch formenden Aufbau verschmäht. Aus dem Persönlichen das Gültige emporhebend, braucht eine solche Form weder die Kenntnis der Literatur noch der Begriffe; nur das fast zufällig ihr Dargebrachte nimmt sie auf und setzt es ein. Sie ist gleichsam das Kind, das Weisheit und Dichtungskraft miteinander in der Lebendigkeit einer bedeutenden Frau erzeugen. Strahlend vom Lichte beider und doch als lebendiges Ganze tritt es hervor.

Mit diesen Bestimmungen steht auch die Frage auf, was diese Form erstrebe, welche Wirkung diese drei Schriften auszuüben befähigt sind und mit welchen Mitteln sie an die Gemüter der Aufnehmenden rühren. Hier Antwort zu geben, fassen wir einen bezeichnenden Umstand heraus: Im zweiten Kapitel des Buches über das Religiöse findet sich, wo Erkenntnis von Religion zu scheiden unternommen wird, der folgende Satz: „Man will Religion wissenschaftlich behandeln und vergißt, daß sie niemals wissenschaftliche Prämissen hat, sondern metaphysische.“ Handelt trotz diesem Verständnis die ganze Schrift vom Religiösen, so kann sie mit Wissenschaft nichts zu tun haben. Allerdings dies ist nur richtig, wenn man die Wissenschaft mit der Strenge faßt, mit welcher sie Max Weber als Kenntnis und Klarheit schlechthin gefaßt hat; erkennt man diese zwar an, hält aber die mythologische Schau für die höchste Wissenschaft, wie Max Weber entgegnet wurde, so gehört die Arbeit Marie Louise Enckendorffs als solche der Wissenschaft durchwegs an. (Deshalb haben wir Stifters Übertragung für Philosophie und nicht den Ausdruck Weisheitslehre gewählt.) Für das Prinzip der enggefaßten Wissenschaft — kann sie auch in der reinsten Schärfe dieses Prinzips nie völlig wahrgemacht werden, weil der menschliche Wille mitspielt — gilt doch Jean Pauls Wort kaum, das sagt, wenn Bücher auch nicht gut oder schlecht machten, besser oder schlechter machten sie doch; denn ihre Werke geben nur Stoff und Material fürs Leben. Aus den Werken der Anschauung und Deutung aber fließt, ähnlich wie aus der Dichtung und mehr durch Stoff und Ausbildung als durch Gehalt von ihr verschieden, die führende Kraft einer Gestalt in den Leser über. Mit schroffer Unbedingtheit muß jedoch, wo die Verwechslung mit der stimmungsmalenden Undeutlichkeit von Tagesschreibern so nahe liegt, betont werden, daß nur wenige zu solcher Produktion erwählt seien. Nur, weil alles Wissen Marie Louise Enckendorffs mit der Verantwortlichkeit vor dem Göttlichen getränkt ist, zugleich aber die Kraft und der Wille zur Gestaltung in ihr leben, haben ihre Bücher den schönen, vollen und bleibenden Klang der wesentlichen Weisheit.

Wir nannten Marie Louise Enckendorff eine edle Frau und sie ist dies in einem solche Maße, daß man sich kaum der Stimme ihrer Bücher zu erinnern vermag, ohne daß einem der verehrende Ausdruck auf die Lippen träte. Mit Andacht und Klugheit zugleich steht sie in einem wahren und aus der tiefsten Mitte erwachsenen Leben, kräftig und hingebungsvoll, ernst und weiblich, geistreich und sinnlich. Es gibt wenige Frauen, welche geistig in ähnlicher Art hervorgebracht haben und, da wir die reinen Dichterinnen beiseite lassen müssen,

liegt es am nächsten, mit romantischen Frauen zu vergleichen. Aber die meisten von diesen waren — Caroline etwa ausgenommen — nach einem zu verächtlichen, aber treffenden Worte Gundolfs „Geistweibchen". Das zehnte Gebot des Schleiermacherschen „Katechismus der Vernunft für edle Frauen" verdeutlicht die Grundlage ihrer Geistigkeit: „Laß dich gelüsten nach der Männer Bildung, Kunst, Weisheit und Ehre" Diese Inokulation des Geistes auf das Weib, der fast vom Verstand erzwungene Wunsch, es den Männern gleichzutun, macht die literarischen und philosophischen Salons der Romantik, die sich um Frauen runden, oft intellektuell und vom Geistreichen mehr als vom Sinnigen beherrscht; es sieht zuweilen aus, als werde Geist allein um des Geistes willen getrieben. Die Weisheit Marie Louise Enckendorffs ist ganz ohne das Gelüst nach männlicher Ehre: aus ihrem Gewissen und aus ihrem Herzen löst sie sich rein und eigentümlich los, einsam und liebend, um des Lebens willen. Wie sie es selbst sagt: „Das Gefühl, daß die Wurzeln dieses unseres wahrsten Seins sich in die Ewigkeiten erstrecken, das Gefühl, daß unserem Ich eine ursprüngliche, innewohnende Form zukommt, ist das Mysterium unseres Seins, dem zu leben unser Teil ist, unser menschliches Teil."

Da wir die Grundlage der drei Bücher klargemacht haben, dürfen wir vielleicht, in dem Bewußtsein, daß es unmöglich sei, ihren Inhalt auch nur andeutend auf dem gebotenen Raume wiederzugeben, zerstreute Ideen aus ihnen lösen. Zwar ist damit nicht viel geschehen, weil beim Fehlen von Verbindung und Form allzuviel von dem Einzelnen abstirbt, doch wünschten wir ja nur zu bewirken, daß man das Ganze lese und wollen dazu versuchen, bedeutsame und bestimmende Gedanken vorzuzeigen. Wir beginnen mit dem, der das leitende Motiv des ersten Buches zu sein scheint; er wird, wo vom Genuß die Rede ist, in diesen Satz beschlossen: „Es haftet an diesem Genießen das, was der Mensch nicht zu verteidigen wagt: daß der eine Mensch Mittel und Ding des andern ist; welches nie dadurch aufgewogen oder wieder gutgemacht werden kann, daß der andere etwa zugleich Ding und Mittel des einen wäre." Man fühlt, wie unter diesem Spruche die Genußwelt der Zeit erzittern muß. Dies ist aber nicht alles, der Nachdruck des Gedankens ist nicht erschöpft. In die Formel der „beseelten Geschlechtsliebe", sagt Marie Louise Enckendorff, ist für uns die höchste Norm des Geschlechtslebens gefaßt, die wir besitzen und diese ist nicht frei davon, daß unter ihrem Schutze gegen das selbständige Menschentum gesündigt werde. Man halte sich die gewöhnliche Ehe vor Augen, in welcher heutigen Tages der Mann allein im göttlichen Dienste steht, die Frau aber im Dienste des Mannes. Die Ehrfurcht vor dem Ideal der Frau, dem „Geschöpf der Metaphysik", hat sich durch ihre eigne Schuld, indem ihre Hilflosigkeit betont wurde, in Unterdrückung gewandelt. Dies möge nicht Anlaß zum Mißverständnis geben: es wird immer nur von dem Dasein im adeligsten Sinne gesprochen; und wenn Marie Louise Enckendorff die Frauenbewegung als einen Aufstand ins Göttliche aus dieser Schwäche begrüßt, so muß das vielleicht noch mehr, als sie es selbst tut, cum grano salis verstanden werden. Auch könnte es nun äußerlich den Anschein haben, als werde hier der Individualismus gepredigt und der unglücklichen Neigung des Zeitalters, die Individualität über alles zu setzen, Vorschub geleistet. Noch mehr, wenn wir in dem zweiten Buche einmal hören, Tugend und Glückseligkeit seien eins. Aber der Satz, in welchem diese Behauptung geformt wird, ruft wieder das

göttliche Maß auf: „Wir haben Tugend, soweit wir uns selbst haben und soweit haben wir das Glück.“ Es ist klar, daß hier ein Individualismus spricht, aber ein völlig von dem allgemeinen geschiedener: die höchste Bindung zugleich als die höchste Freiheit. Indem die Seele sich von dem Gesetze entfernt, das ihr nicht frommt, ist sie zugleich genötigt, sich ihrem eigenen anzugeloben, sonst vernichtet sie sich selbst. Nicht, was dem unadäquaten Gotte, dem Gebot der Gesellschaft und der Moral sich widersetzt, ist Egoismus, nicht, was ihnen entspricht, Altruismus. Der einzige Altruismus, dem wir pflichtig sind, ersteht, wenn die Seele sich selbst treu bleibt: „Das Beste, was der Mensch für einen andern tun kann, ist doch immer das, was er für ihn ist.“ (Stifter, Nachsommer.) „Religion,“ sagt das dritte Buch und ergänzt diese Idee mit dem Maße, an welchem die gesellige Kraft und der ganze Mensch sich messen, „ist ein Urgegebenes, Elementares; die Mitgift des Unerforschlichen an die Menschheit; eine ewige, sichere Gabe.“ Und nachdem in anderen Kapiteln die Wandlung des Christentums zum „entwickelten Christentum“, des Christengotts, der in seiner Zweiheit von Liebe und Rache doch dem Anbetenden der Eine Gott war, zum Gott, der ein Behältnis für viele Götter ist, dargestellt wurde; nachdem die Lage des Menschen erörtert wurde, der an diesem Gott verzweifelnd sich ein unmetaphysisches Diesseits erfand, des Menschen, dem nur ein Stück seiner Wirklichkeit mehr lebte, der „in den Verstand fiel“; nach all diesem endet das Buch mit dem Rufe, daß der Gott wiederkehre, von dem nichts ausgesagt werden kann, der Gott nach des Angelus Silesius Worten:

Ich lieb ein einzigs Ding und weiß nicht, was es ist
Und weil ich es nicht weiß, drum hab ich es erkiest.

„Das Letzte, nach allem Zusammenbrechen von Wort und Dogma, das Höchste: der sich bescheidet, der den Ritus erfüllt; den feierlichen Kult, den die Liebenden darbringen, die Verehrenden, Abgewiesenen, zum Schweigen Verwiesenen; der hervorgeht aus dem einander Anschauen des Menschen und der Ewigkeit; in dem das Heilige aus unseren Herzen emporsteigt. Unergründlich, unbesieglich die Welt — unergründlich, unbesieglich auch wir.“

Genug der Beispiele. Packt euch die wahrhaft pathetische Melodie in diesen Zeilen nicht, so packt sie euch nie. Dies ist der Klang, den die Gewalt des Neuen Lebens als Stoff erfordert. Die Prosa Marie Louise Enckendorffs ist nicht die Prosa der Prophetie und nicht die Prosa der Kritik; sondern sie ist ein Mittleres inzwischen, der ruhige und doch mächtig bewegte Ton der schauenden Wissenschaft, die von dem Höchsten spricht. Und dieser Stil des Ganzen hat sich das Eigentümliche zu Nutzen gemacht: die Voranstellung des zu erläuternden Begriffs, gleichsam als riefe ihn ein Herold aus; die eindringlich wiederholenden Sätze mit gleichem Einsetzen und gleichem Bedeuten; die Schilderung des Gedankens durch die direkte Rede, die so weit geht, daß eine zuwiderlaufende Behauptung doch mitten im Flusse als ein positiver Satz steht; die naiv scheulose Formung von Worten, welche vielleicht in dem letzten Buche manchmal über das Ziel hinausschießt, aber auch hinter vereinzeltem Mißlingen das Herz hat. Dies alles reiht sich natürlich ein. Wie die Tannen über den Hügeln des vielhügeligen, weiten Landes rauschen, so erklingen die Worte Marie Louise Enckendorffs im Auf und Nieder der Sätze.

Inwiefern nun eine Gestalt wie diese Schriftstellerin polemisch gegen die Zeit steht oder welche Stellung ihr in dieser Zeit zukomme, bleibt zu bestimmen. Wir streiften diesen Punkt zu mehreren Malen und fassen zusammen: Marie Louise Enckendorff ist eine edle Frau voll verehrenden Schauders vor dem Göttlichen, reich an geistigen und sinnlichen Gedanken, begabt mit wissenschaftlich-dichterischer Gestaltungskraft, dem Aufnehmenden also Macht der Lebendigkeit und Glut des Wissens vermittelnd. Der Masse der Zeit, der Leblosigkeit des Allgemeinen, welche sich in menschlicher Macht, mechanischer Pflichterfüllung, sinnlich-sinnlosem Genusse erschöpft, sind alle solchen Eigenschaften zuwider, Ehrfurcht kennen heutigen Tags die Vielen nicht, wahre Freiheit macht ihnen allzuviel Mühe, Gottesfurcht macht sie lachen. Wer aber den Abscheu der Rahel Levin in sich trägt vor einer Welt, die „ihrem innersten Herzen nicht lebt"; wer im geringsten Recht hat, diese Verse Stefan Georges auszusprechen:

> Doch unser aller Heimat bleibt das Licht,
> Zu dem wir kehren auf gewundnen Stegen

— der wird in den Dank einstimmen, mit dem wir die Arbeit einer Frau begrüßen, welche diese Verse als Motto vor ihre Schriften zu setzen in dem geschilderten Maße befugt war.

Franz Glück (Wien)

Die neue Psychologie

Es gibt — man weiß nicht, soll man sagen Optimisten oder Pessimisten, sie halten sich selbst für aufbauende Optimisten —, es gibt jedenfalls Leute, die alle die gewaltsamen Äußerungen des Lebens des letzten Jahrzehnts als Ausdruck einer im Fluß befindlichen Seelenumwandlung betrachten. Wo gegossen wird, schäumen Blasen auf. Wo sich Seele neu formt, altes Gefüge sich wandelt und zu neuer Fassung sich sublimiert, sieden unverwertbare Schlacken in brandigem Geruch auf und verzischen schwelend. Der Brandgeruch ist deutlich, auch dem objektiven Betrachter wohl erkennnbar; neue Seelenform, geistige Sublimierung ist schwerer festzustellen. Man möchte glauben, sie sei erfaßlich nur wie einem Sehenwollenden, dem rosa Farbe unmittelbar in den Sehnerv gespritzt wird, der einen kurzen Reiz erlebt, und dem damit objektive Sehmöglichkeit auch schon geschwunden ist. Immerhin ist Glaube und Hoffnung etwas Schönes und Förderliches, zumal wenn die Liebe ins Hintertreffen geraten ist. Aus belebendem Glauben und krampfhaft suchender Hoffnung ist es wohl zu erklären, daß ein Buch wie A. G. Tansleys „Die neue Psychologie und ihre Beziehung zum Leben" in England rasch hintereinander fünf Auflagen erlebt hat. Ein Bedürfnis nach Wissen und Klärung offenbart sich da, das im ersten Augenblick erstaunlich erscheinen könnte, tatsächlich jedoch überall in gleichem Ausmaße vorhanden ist. Die soeben in guter Übersetzung von Dora Mitzky erschienene deutsche Ausgabe*) des Tansleyschen Buches dürfte darum ihren sicheren Weg machen wie die englische Ausgabe.

---

*) Drei Masken Verlag, München.

Der Grundgedanke des Buches ist ja im besten Sinne populär und zeitgemäß: ein zusammenhängendes Bild der menschlichen Seele im Licht modernen psychologischen Wissens vorzuführen und dabei eine Verkoppelung der biologischen, praktisch von Darwins „Abstammung des Menschen“ herrührenden Anschauungsweise der Seele mit der neuzeitlichen psychoanalytischen, im wesentlichen durch die Namen Freud und Jung charakterisierten Auffassung zu geben. Das Beginnen ist schwieriger als es dem Nichtsahnenden erscheinen möchte. Es ist Tansley gut und verständlich gelungen.

Der Hauptinhalt des Buches zeigt schon nach der Einteilung an, in welcher Richtung der Weg geht. Allgemeiner Betrachtung über die neue Psychologie, über den Untschied zwischen physischen und psychischen Welten, ihre gemeinsame Bindung, folgt ein angestrengter Versuch, die Beschaffenheit der Seele zu erfassen. Die spezifische Reaktion und der typische seelische Prozeß werden durchsonnen, das Unbewußte und in gehaltvollen Ausführungen die Komplexbildung gezeigt. Die Betrachtung der seelischen Energien verzweigt sich auf Energie und Libido, Erstellung des seelischen Gleichgewichts und Ablenkung und Sublimierung (Vergeistigung) der Libido. Die Umwege der Libido werden erörtert, Konflikte, Vergessen und Verdrängung, Traum, Seelenwanderung, Tagträumen und Kristallsehen, Projektion, seelische Spaltung und Verschiebung. Theoretische Betrachtung von Vernunft und Vernünftelei führen zu einem Kapitel über vernünftiges Verhalten und vernunftgemäße Lebensführung, — nicht unerwartet einem der weniger starken Abschnitte des Buches. Vom Inhalt der Seele werden die primitiven Instinkte und großen Komplexe abgezweigt, der Ich-Komplex, der Herden-Instinkt, der Sexualinstinkt, ursprünglicher Sexualkomplex, Umwege und Verknüpfungen des Geschlechtsinstinktes, gegenseitige Wirkungen der allgemeinen Komplexe.

Kennzeichnend für die prägnante Erstellungsgabe Tansleys ist die Darlegung der zwei entgegengesetzten seelischen Tendenzen der E x t r o v e r s i o n und I n t r o v e r s i o n. Extroversion ist das sich nach außen Wenden der Seele zum Leben, ihre Verwendung für praktische Verrichtungen, Introversion dagegen die Einkehr der Seele in sich selbst, Abkehr von der Außenwelt, Pflege eines inneren Seelenlebens. Der Prozeß der Extroversion ist die primitive biologische Funktion der Seele, der Prozeß der Introversion in erster Linie ein Zeichen des Fehlens der Anpassung an die Umgebung. Zu befriedigender seelischer Entwicklung ist unter den Bedingungen des zivilisierten Lebens ein gewisses Gleichgewicht zwischen diesen beiden entgegengesetzten Tendenzen erforderlich. Jede größere Abweichung von dem Gleichgewicht führt zu den extremen Persönlichkeitstypen der Extroverten und Introverten. Der Extrovert lebt in der Welt und für die Welt, sein Fühlen und Denken ist stets in ihrem Dienst, aber er besitzt wenig oder kein Innenleben, die Pflege seines Geistes ist oberflächlich. Der Introvert umgekehrt wird von seinen eigenen Seelenvorgängen absorbiert, er ist vom Leben der ihn umgebenden Welt deutlich abgeschnitten.

Dazu kommen die Gegentypen der beständig und unbeständig Veranlagten. Der beständig veranlagte Extrovert ist der typische Herdenmensch, der in den traditionellen Betätigungsweisen der Herde aufgeht, zufrieden, unbekümmert von Zweifeln. Der beständig veranlagte Introvert wird ein Weber von feingesponnenen, trügerischen Philosophien sein, die sich auf Ideen phantasievollerer Vorgänger aufbauen. Ein unbeständig veranlagter Extrovert ist der Typ eines

glänzenden, unzuverlässigen Politikers, der neuen Ideen und jeder Volksströmung zugänglich, leicht beeinflußbar und andere beeinflussend ist; man kann ihm im Grunde nicht trauen. Der unbeständig veranlagte Introvert ist oft melancholisch und unglücklich, seiner Umgebung schlecht angepaßt, immer verwirrt durch das Leben und durch sein Selbst. Die meisten Menschen haben eine Tendenz zu dem einen oder anderen Typ, die aber immer durch die entgegengesetzte Tendenz bedeutend modifiziert wird. „Die ideale Seele wäre introvertiert, aber mit vollständiger Fähigkeit zur Extroversion, und würde die vollkommene Sensitivität des unbeständigen mit der Energie und Entschlußkraft des beständigen Typus vereinen."

Der Begriff des „Komplexes" geht aus einem Beispiel hervor, das auf Hart zurückgeht. Würden die Komplexe der „Privatmoral" und der „Geschäftsmoral" nicht in „logik-dichten" Fächern verwahrt, die Seele müßte durch ihren schreienden Widerspruch verwirrt werden. Jeder hat seine eigene getrennte Handlungssphäre, so daß die beiden Willensreihen normalerweise ganz auseinandergehalten werden. Tritt der Fall ein, daß irgendeine „dunkle" geschäftliche Transaktion einem Freund ernstlichen Schaden zu bringen droht, dann wird die zum Geschäftsmoralkomplex gehörende Absicht sogleich mit der durch Zuneigung verstärkten Privatmoral zusammenstoßen. In dem entstehenden Konflikt wird eine Entscheidung notwendig: einer der beiden Komplexe muß nachgeben.

Praktisch bekannte Dinge finden zuweilen glückliche psychologische Deutung. Das Träumen am Tag (Tagträumen) und geistige Abirren ist zum Teil von dem nächtlichen Traum nicht grundsätzlich verschieden. Das Abwandern des Geistes auf Entdeckungen kann auch während des Tages verfolgt werden, unbewußt im Schlaf oder dem halbbewußten Zustande, der ihm vorhergeht und folgt. Erfolgreiches Ergebnis des Suchens kann auf gewöhnliche Weise an die Oberfläche kommen und im Bewußtsein auftauchen. So ist die wunderbare Tatsache zu erklären, die jedem denkerisch Tätigen bekannt ist, daß „glückliche Einfälle" häufig morgens im Bett, im Augenblick des Erwachens oder kurze Zeit später, auftauchen.

Ein schönes Bild leitet Tansley bei der Klarlegung des Ideals, namentlich wenn es auf Gott übertragen und dadurch in einem übernatürlichen Heiligtum geborgen ist. Wie der indische Gaukler, so kann auch die Seele an einem Seil emporklimmen, dessen Ende sie in den Himmel hinausgeworfen hat. Die Seele kann das Ideal als ihre eigene Schöpfung erkennen, nach dessen Bild sie die Wirklichkeit umzuformen sucht. Das Ideal bedeutet stets ein Hinausgehen über die primitiven Ziele der Instinkte, die Schaffung sekundärer Zwecke und Werte. Es ist das eine unentbehrliche Bedingung für die Höherentwicklung der Seele und der Persönlichkeit.

Die Tansleyschen Darlegungen geben von übersichtlicher Warte einen klaren Überblick über die augenblicklichen Antriebe und Strebungen der Psychologie. Sie vermeiden es dagegen — man hat fast den Eindruck: bewußt —, selbständige Gedankengänge in größerem Ausmaß zu gehen. Das ist unter anderm aus der Auffassung und Deutung verschiedener Kriegserlebnisse und -geschehnisse zu ersehen, die sich sehr in den Grenzen des Konventionellen, englisch Konventionellen halten. So rühren die Ausführungen über den sogenannten deutschen Haß gegen die Engländer und den sogenannten englischen Haß gegen die Deutschen ganz gewiß nicht an die Wurzeln dieser dargelegten Empfindungen.

Auch die Betrachtung der „Dienstverweigerer aus Gewissensbedenken“ gehört in diesen Abschnitt. Von weiteren politisch-aktuellen Problemen, die in reicher Zahl gestreift werden, sei die Frage des Gegensatzes zwischen Nationalismus und Internationalismus erwähnt. Tansley betont, daß sich die nationale Gemeinschaft als stärker erwiesen hat als das internationale Proletariat. Die Bande gemeinsamer Rasse, gemeinsamer Sprache, gemeinsamer Überlieferung, alles Vereinigende in der nationalen Gemeinschaft überwog die jüngeren und hier schwächeren Bande gemeinsamer ökonomischer Interessen.

Die großen herrschenden und beherrschenden Instinkte sind erstens mit dem Selbst oder empirischen Ich, zweitens mit der Herde der sozialen Umgebung des Einzelmenschen, und drittens mit der Sexualsphäre verbunden. Der erste Instinkt entspricht der Eigenschaft als Individuum, der zweite der Eigenschaft als Glied der Herde, der dritte begründet die Fähigkeit zur Fortpflanzung der Rasse. Andere Komplexe (wie Beschäftigung) sind, so wichtig ihre Rolle für die Seele und im Leben sein mag, doch im wesentlichen akzidenteller und individueller Natur. Die von den drei großen dominierenden Instinkten bestimmten Komplexe erweisen sich dagegen durch die ganze Menschheit hindurch als notwendig und allgemein gültig.

Vielleicht der beste Abschnitt des Buches behandelt den Herdeninstinkt. Trotter hat diesen Instinkt klar erkannt und beschrieben; er beruht auf der spezifischen Empfindlichkeit des Herdentieres für Suggestionen, die von der Herde ausgehen. Das Herdentier — und der Mensch ist ein solches — wird durch seine Instinkte bestimmt, nicht nur in der Herde zu leben, sondern auch ihr zu unterstehen. Der normale Einzelmensch kann nicht anders als Suggestionen zu gehorchen, die von einer sozialen Gemeinschaft ausgehen, oder er wird sich so elend fühlen, als wäre er körperlich von der menschlichen Gesellschaft getrennt. Bemerkenswert ist die Beweisführung, daß jegliches Ding für geboten angesehen werden kann, wenn nur die Herde so glauben macht. Scheinen derartige Überzeugungen mit der Vernunft in Konflikt zu geraten, so werden sie sophistisch gestützt, damit nur das Gleichgewicht der Seele ungestört bleibt. Die Überzeugungen selbst haben mit objektiver Wahrheit nichts zu tun, sie sind einfach die Folge der Empfindlichkeit der Herdentier-Seele für die Herdensuggestion. Weiterhin kontrolliert die Herde die Handlungen des einzelnen auch weitgehend durch das, was man die Konvention nennt.

Der Herdeninstinkt ist jünger als die anderen großen universellen Instinkte. Tansley nimmt die Herdenbildung beim Menschen zu dem Zeitpunkt an, als das Waldleben durch seine unmittelbaren nicht-menschlichen Vorfahren verlassen wurde und an seine Stelle das Leben auf freien Ebenen trat, das den Zusammenschluß in Herden (Rudeln) zum Zweck gemeinsamer Jagd erforderte. „Der Gegensatz zwischen der Güte des einzelnen als solchen und seiner unbezähmbaren Raserei, sobald er sich auf dem Kriegspfade oder der Hetzjagd mit seinen Genossen zusammenfindet, mag als Beweis für den Gegensatz zwischen den liebenswürdig-zahmen, von den höheren Anthropoiden ererbten Eigenschaften und dem neuen Geist der Wildheit dienen, der als Folge seiner späteren Entwicklung zum Glied eines jagenden und kämpfenden Rudels auftritt.“ Wahrscheinlicher erscheint als Erklärung für diesen Gegensatz im Verhalten ein und desselben Menschen allein und in der Herde die Auswirkung des Verantwortungsgefühls, die im ersten Fall ihren Ausdruck finden, im zweiten

nur zum kleinsten Bruchteil in Anspruch genommen, daher auch nicht wirksam werden wird.

Die allgemeine Herde ist nach verschiedenen Richtungen hin wieder in Teilherden abgesondert. Ein Komplex kann sich auf Familie und Verwandte beziehen, ein anderer bei dem gleichen Menschen auf die Organisation seiner Arbeitsgenossen, ein dritter auf die politische Partei, ein vierter auf die Kirche usw. Für ältere und geschlossenere Typen von Teilherden ist ein Geist der Exklusivität charakteristisch. Die Exklusivität ist oft mit enger Gemeinschaft materieller Interessen verbunden und mit einem Gefühl für die Notwendigkeit der Verteidigung gegen widerstreitende Interessen außerhalb der Ehre (Ärzte, Rechtsgelehrte usw.). Eine besondere Äußerung des Herdeninstinktes ist in diesen festgeschlossenen Teilherden die erbitterte Feindschaft gegen einen wirklichen oder vermuteten Feind in der Herde selbst. Für viele Teilherden ist so ein strenger „Kasten“geist kennzeichnend. Auch einige Gesellschaftsklassen (alte Aristokratie) zeigen die Charakteristika der Teilherde besonders deutlich. Die „Weltherde“ hat bisher außer in den Gemütern einiger weniger Idealisten kaum als wohlumgrenzter Komplex bestanden. Zur Ausbildung dieses Komplexes genügt, wie Tansley betont, nicht die Arbeit einiger Staatsmänner am grünen Tisch; es ist dazu die unermüdliche Arbeit vieler Jahrzehnte, vielleicht Jahrhunderte, nötig, und die Überwindung vieler Fehlgriffe, Rückschläge und Enttäuschungen.

Einen breiten Abschnitt in Tansleys Buch nimmt die Klarlegung des Sexualinstinktes und der Sexualkomplexe ein. Sie ist nicht so gelungen wie der Abschnitt über den Herdeninstinkt. Gerade hier zeigt sich die Eigenschaft (oder das Bestreben?) des Verfassers, nicht über das Konventionelle hinauszugehen. Anderes ist wieder ausgezeichnet und scheint mit kurzen Worten langwierige Fragen zu erleuchten. Hierher gehört das aus den ursprünglichen Verhältnissen der Herde erklärte Verhältnis zwischen Eltern und Kindern, namentlich das zwischen V a t e r u n d S o h n, — ein Komplex, der heute besonderes psychologisches Interesse findet, wie auch aus der dramatischen Dichtung hervorgeht. Die Ungeneigtheit des Vaters, seinem Sohn die Gestaltung seines Schicksals auf eigene Faust zu gestatten, der Druck, den er in der Richtung ausübt, den Sohn zum Eintritt in das väterliche Geschäft zu veranlassen, der Wert, den er auf Übereinstimmung des Sohnes mit seinen eigenen Vorstellungen legt, zeugen von der Stärke des Instinktes zur Erhöhung des Ich und zum Festhalten des einmal erworbenen Besitzes. Die Sorge für das Wohlergehen des geliebten Kindes und die Erkennntnis, daß der Sohn normalerweise sein eigenes Leben führen will, wird den väterlichen Egoismus in seinem Streben, den Sohn zum Teil der eigenen väterlichen Persönlichkeit zu machen und zu erhalten, oft erfolgreich einschränken. Die zweite Empfindung ist die der Gegnerschaft, sobald der Sohn sich der Mannbarkeit nähert und eine eigene Persönlichkeit entwickelt. Dies kann auf sexueller Grundlage eintreten, wenn der Sohn in seiner Zuneigung zur Mutter zum Rivalen des Vaters wird, oder infolge von Verletzung des väterlichen Stolzes durch den Sohn, der seine eigenen Ansichten behauptet und es ablehnt, sein Leben nach väterlichen Vorschriften zu führen. Das normale biologische Verhalten, das in der Praxis meist befolgt wird, ist es daher, daß der Sohn des Vaters Haus nach erreichter Mannbarkeit möglichst bald verläßt. Wo der Ich-Komplex weder bei

Vater noch Sohn überentwickelt ist und wo das in der Kindheit entstandene Zärtlichkeitsverhältnis beim Erwachsenen fortdauert, wird die Gegnerschaft niemals akut, und das Verhältnis von Vater und Sohn kann bis zum Ende bewundernswürdig schön bleiben.

Von den Zielen der neuen Psychologie erscheint Tansley als schwerste und größte Aufgabe die Erziehung der Herdenseele selbst. Die Herde ist ein auf dem Wege der vernünftigen Entwicklung viel weniger weit fortgeschrittener Organismus als die Seele des individuell gearteten Menschen. Berufungen an die „Leidenschaft“ sind noch immer die einfachste und erfolgreichste Art, die Herde in Bewegung zu setzen. Manche Leute behaupten, die Herde sei ihrer Natur nach nur dieser Art von Beeinflussung zugänglich. Der Appell an den Instinkt, der die treibende Kraft im Menschen ist, kann aber als Resultat des Wissens erfolgen und von einem hohen Ideal erfüllt sein. Ganz besonders unglücklich erscheint allerdings in diesem Zusammenhang die Erinnerung Tansleys an den Einfluß, den die Appelle des Präsidenten Wilson an die Menschheit ausübten.

Mit der tiefste Gedanke Tansleys findet sich in dem Abschnitt über Rationalisierung über das, was der Mensch eigentlich ist. Es ist ein Gemeinplatz geworden, daß der Mensch nicht in erster Linie ein vernünftiges Wesen sei, obwohl er allein mit Hilfe seiner Vernunft irgendwie Herr seines Geschickes werden kann. Er verläßt sich noch immer nur dann auf sie, wenn ihre Nützlichkeit ihm mit unmittelbarer Gewalt bewiesen wird. Meist aber ist er ein leidenschaftliches und leichtgläubiges Geschöpf, Sklave von Instinkten und Suggestionen. Es ist, sobald man diese einfache Tatsache betrachtet, merkwürdig, wie verbreitet die stillschweigende Annahme ist, der Mensch sei *doch* in erster Linie ein vernünftiges Geschöpf; er dürfe ruhig die Erforschung seiner Instinkte und der Irrpfade, denen sie folgen, und der verborgenen Motive, durch die er selbst meist geleitet wird, vernachlässigen und die Welt von dem kindlichen Glauben aus betrachten, sein Geist sei einfach, vernünftig und aufrichtig. Solche Annahme ignoriert die Tatsache, daß die menschliche Seele eine Fülle von Instinkten umfaßt, die zwar durch ihr Gegeneinanderwirken in Schach gehalten und daher oft verdeckt werden, die aber noch immer so lebendig und stark sind wie in den Tagen der Steinzeitmenschen und die die einzig treibende Kraft darstellen, die den Menschen im Guten oder Bösen befähigt, zu tun, was immer er tut.

Solche Annahme läßt auch den Grad der Wahrscheinlichkeit eines Erfolges willkürlicher Beeinflussung der Seele im Sinn eines „Fortschreitens“ ermessen.

W. Schweisheimer (München)

Deutsches aus Nah und Fern

Mit Recht sollen hier zuerst zwei neue Schriften über den Freiheitskampf der Deutschen Kärntens genannt werden. In den Jahren 1919 und 1920 haben sich die Kärntner zweimal befreit. Das erstemal mit den Waffen in der Hand; dann nach einem durch die gegebenen Verhältnisse erklärlichen Rückschlag durch die Volksabstimmung. Diese ewig denkwürdigen Vorgänge schildert Dr. Martin Wutte vom wissenschaftlich-geschichtlichen Standpunkte[1]). Es werden eingehend die Verhältnisse in früheren Jahrzehnten, die guten Beziehungen zwischen Slowenen und Deutschen, dann die Anfänge der slowenisch-nationalen Bewegung 1848/49 bis 1903, hierauf die Einflüsse der großserbischen Bewegung und die südslawische Bewegung während des Weltkriegs dargelegt. Mit dem Ende des Weltkrieges und der Gründung des serbo-kroatisch-slowenischen Königreiches wird die Kärntner Frage voll aufgerollt. Wutte schildert die Ziele der Südslawen und den Standpunkt der Kärntner, den Einbruch der Südslawen, die Abwehrkämpfe, die Verhandlungen, die Zustände des Landes während der Besetzung, die Vorbereitungen der Slawen und der Deutschen für die Volksabstimmung und die Ausführung derselben (10. Oktober 1920). Oberst Ludwig Hülgerth, der ehemalige Landesbefehlshaber von Kärnten, hat die Schilderung der militärischen Ereignisse und die militärischen Kartenskizzen beigetragen. Oberleutnant Hans Steinacher lieferte den Stoff für die Darstellung der Ziele und Arbeiten der Landesagitationsleitung und des Kärntner Heimatdienstes. In den Beilagen sind außer den erwähnten Kampfskizzen auch statistische Karten, alle in sehr sorgfältiger Ausstattung, enthalten; besonders wichtig ist jene über das Ergebnis der Volksabstimmung vom 10. Oktober nach den Gemeinden.

Ein sehr interessantes Buch über die deutsche Schweiz verdanken wir Eduard Blocher[2]). In sehr ausführlicher Darstellung bietet sein Werk eine Geschichte der Schweiz: Besiedlung, Entstehung des Staates, Aufbau und Einrichtungen, religiöse Verhältnisse usw. Am interessantesten sind aber für uns die Ausführungen über das Deutsch der Schweiz, ihre Deutschheit, ihr Deutschtum, ferner die Charakteristik der deutschen Schweizer und der deutschen Schweiz. Einige Mitteilungen aus diesen Abschnitten mögen den reichen Inhalt kennzeichnen. Das Schweizer Deutsch hat auf die angrenzenden romanischen Mundarten stark eingewirkt. Der Baseler Professor Tappolet hat die alemannischen Fremdwörter in den Mundarten der französischen Schweiz untersucht und in einem Wörterbuch zusammengestellt. Dieses erfordert zweihundert Seiten! Unter dem Einfluß der Schweizer Sangeslust hat das Volk in der welschen Schweiz aus Noten mehrstimmig zu singen gelernt (Blocher hat gezeigt, daß in den Liederbüchern der französischen Schweiz 54 bis 71 Prozent deutsche Weisen und 11 bis 30 Prozent übersetzte deutsche Texte sind). Von den Deutschen haben

---

[1]) M. Wutte, Kärntens Freiheitskampf (Klagenfurt, Ferd. Kleinmayr 1922). Im gleichen Verlage erschien 1923 auch Jos. Fr. Perkonig's „Heimat in Not", eine dichterische Darstellung dieser Ereignisse.

[2]) Ed. Blocher, Die deutsche Schweiz in Vergangenheit und Gegenwart (Schriften des Deutschen Auslandsinstituts Stuttgart, Bd. 8. 1923).

die Welschen die Reinlichkeit in Städten, Dörfern und Menschen gelernt, die die welsche Schweiz gegenüber anderen romanischen Ländern auszeichnet. Wenn man in der welschen Schweiz überall ordentliche Buchhandlungen findet, so ist das auch auf deutschen Einfluß zurückzuführen, denn die französische Provinz kennt diese Einrichtung nicht. Blocher bespricht ferner, was den Schweizer Deutschen dem Reichsdeutschen nähert und was sie unterscheidet. „Im Namen des vaterländischen Gedankens versucht man in der Schweiz vielfach, den Wert der Sprachgemeinschaft herabzusetzen. Die Macht der Geschichte, die die Schweiz als staatliche Gemeinschaft geschaffen hat, wird als das allein Entscheidende hingestellt, der Sprache eine möglichst geringe Bedeutung zugeschrieben.“ Diese übrigens auch für viele im Deutschen Reich maßgebende Anschauung sucht Blocher abzuschwächen. Den deutschen Schweizer zeichnet besondere Staatsgläubigkeit und Staatsfreudigkeit aus. Die deutsche Schrift ist im Schwinden begriffen: Erfreulich ist der Zug des deutschen Schweizers, der ihm Familiengeschichte und Geschlechterforschung wert macht. Von gesunden Anschauungen zeugt die Bürgerregel: „Iß nach deinem Stande, wohne über deinem Stande, kleide dich unter deinem Stande.“ Der deutsche Schweizer vermeidet äußeren Pomp; seine Abneigung gegen Wortmacherei und Redensarten versöhnen mit seiner gesellschaftlichen Rückständigkeit. Sehr beachtenswert ist, was in dem Buche über den amtlichen Sprachgebrauch gesagt wird. Die Schweiz zählt etwa 69 Prozent Deutsche, 21 Prozent Franzosen, 8 Prozent Italiener und 1 Prozent Ladiner. Der Sprachgebrauch in den Kantonen unterscheidet sich von dem in der Eidgenossenschaft. Die vierzehn Kantone des deutschen Sprachgebietes kennen für die ihnen eigenen Zweige des staatlichen Lebens nur die deutsche Amts-, Gerichts-, Verwaltungs- und Schulsprache; ebenso die drei Kantone des französischen Gebietes nur die französische und der Kanton Tessin nur die italienische. Dagegen erkennen die drei von der französischen Sprachgrenze gekreuzten Kantone Bern, Freiburg und Wallis zwei Amtssprachen an, endlich Graubünden drei (deutsch, italienisch und romanisch). Dies gilt für das kantonale Amtsleben und die kantonalen Behörden. Anders die Eidgenossenschaft, die durchaus für ihre Verwaltungszweige drei Amtssprachen anerkennt. Artikel 116 der Bundesverfassung bestimmt: „Die Hauptsprachen der Schweiz, die deutsche, französische und italienische, sind Nationalsprachen des Bundes.“ Hieraus ergibt sich, daß alle Gesetze, Verordnungen und Beschlüsse des Bundes und überhaupt alles, was dem ganzen Lande bekanntgemacht werden soll, in drei Sprachen zu veröffentlichen ist, daß in der Bundesversammlung jedes Mitglied sich nach Belieben einer der drei Sprachen bedienen und jeder zudem verlangen kann, daß ihm anderssprachige Reden in seiner Sprache übersetzt werden, wovon freilich meist nur die französisch sprechenden Mitglieder Gebrauch machen, und daß auch vor dem Bundesgericht die drei Sprachen von Richtern und Parteien beliebig gebraucht werden können. Über die Wahl des Bundesgerichtes bestimmt der Artikel 107 der Verfassung: „Es soll darauf Bedacht genommen werden, daß alle drei Nationalsprachen vertreten sind.“ Über die sieben Mitglieder des Bundesrates besteht keine derartige Vorschrift, doch waltet auch hier die Billigkeit. Nicht immer ist die italienische Schweiz vertreten. selten die rätoromanische. Mit großer Gewissenhaftigkeit suchen die Bundesbehörden der Dreisprachigkeit gerecht zu werden. Münzen, Briefmarken, das Parlamentsgebäude in Bern tragen lateinische Aufschriften; die Sprache der amtlichen Fahrpläne richtet sich nach

dem Sprachgebiet. Das alles kostet freilich sehr viel Arbeit und Geld. Leider hat auch die Schweiz, freilich nur in den mehrsprachigen Kantonen, durch die Unduldsamkeit der Nichtdeutschen ihren Sprachenstreit, in dem die Deutschen sich schwach zeigen. Man möge das und vieles andere im Buche selbst nachlesen. Erwähnt sei noch, daß das letzte Kapitel uns das Verhältnis der Schweizer zu den Nachbarvölkern im Krieg und Frieden zeigt und uns bis an das Ende des Jahres 1922 führt.

In ein Gebiet aufrechter deutschen Gesinnung führt uns das Buch des bekannten Bischofs und Geschichtsschreibers der Siebenbürger Sachsen[3]). Der völkischen und politischen Geschichte seines Volkes, die sein Vater begonnen und er beendet hat, ließ er nun eine Geschichte der evangelischen Kirche in Siebenbürgen folgen. Eine die Gesamtentwicklung der sächsischen Kirche in Siebenbürgen umfassende Darstellung gab es bisher nicht. Ältere Versuche (der älteste von F. Haner „Historia ecclesiarum Transylvanicarum" erschien 1694) sind überholt, neuere behandelten das kirchliche Leben der Sachsen nur nebenbei oder boten nur Bausteine zu seiner Kenntnis. Teutsch standen für sein umfangreiches Werk außer diesen Schriften und den bereits gedruckten Urkundenbüchern reichliche Archivalien der Landeskirche und der Kapitelarchive zur Verfügung. Sie sind jetzt fast alle in Hermannstadt vereinigt. Von der Kirchengeschichte ließ sich auch nicht die politische Geschichte trennen; daher bietet das Buch mehr als der Titel verspricht. Bischof Teutsch beginnt seine Darstellung mit der Einwanderung der Sachsen und der ältesten kirchlichen Verhältnisse (1150—1310). Dann folgt die Darlegung, wie die einzelnen sächsischen Kapitel sich weiter entwickelten, wie neben der Kirche das Schulwesen in Aufschwung kam und wie die Sachsen zur kirchlichen Einheit gelangten (1310—1520). So war schon in der katholischen Zeit die Grundlage zur sächsischen Landeskirche gelegt. Die Kapitel der Sachsen waren schon um 1400 als „Universität" (Gesamtheit) organisiert, sie bildeten eine Eigenkirche, wie sie sonst in der katholischen Kirche nirgends bestand. Diese kirchliche Einheit griff von Anfang an über die später auch zur politischen „Universität" (1486) vereinten Ansiedlungen des Sachsenlandes hinaus, indem sie auch viele sächsische Gemeinden umschloß, die außerhalb des eigentlichen Sachsenlandes in den Komitaten lagen. Und wie schon in der katholischen Zeit die Sachsen in ihrer Abgeschlossenheit ihre eigene Organisation formten, so haben sie auch den evangelischen Gedanken mit eigenem Leben erfüllt und ihrer Eigenart angepaßt. Diese Eigenart kommt schon darin zum Ausdruck, daß die bischöfliche Würde beibehalten wurde. Das Entstehen der sächsischen Kirche wird dann ausführlich geschildert. Es folgt die Zeit der Bedrängnis durch Gegenreformation, unwürdige Fürsten und die Türken (1580—1699). Mit dem Übergange Siebenbürgens in habsburgischen Besitz hörte nur ein Teil dieser Nöte auf, denn eine neue Gegenreformation und die josefinischen Neuerungen haben den Sachsen neue Kämpfe aufgedrängt (1700—1850). Mit der Verfassung vom 1. Juli 1861 trat schließlich die „evangelische Landeskirche A. B. in Siebenbürgen" als eine völlig selbständige und autonome ins Leben.

Mit dieser kurzen Übersicht ist der Inhalt des umfangreichen Werkes durch-

---

[3]) Fr. Teutsch, Gesch. der evangelischen Kirche in Siebenbürgen, 2 Bde. (Hermannstadt, W. Krafft, 1921/22).

aus nicht erschöpfend gekennzeichnet. Es bietet sehr viel zur Kenntnis des innern völkischen Lebens der Sachsen, über ihr Schulwesen, den Kampf gegen die Madjarisierung, statistisches Material usw. Die von Prof. R. Csallner bearbeitete Karte „Die kirchlichen Kapitel der sächsischen Ansiedlungen“ bietet eine gute Übersicht des Sachsenlandes. Dazu die reichlichen Literaturangaben und das sorgfältige Namens- und Sachverzeichnis. Im ganzen eine treffliche Leistung, die uns ein Beweis ist, welche Kulturkräfte in diesen Karpathendeutschen stecken und wie sich dem deutschen Gesamtvolke hier ein völkisch-sittlicher Schatz erhalten hat, der für den Aufbau auch im Mutterland von Bedeutung sein wird. Und noch eins: Die sauber und geschmackvoll ausgestatteten zwei starken Bände, die der Verlag W. Krant in Hermannstadt hergestellt hat, beweisen auch, was diese Sachsen in bedrängter Zeit leisten können. Die Mittel hat aber der Revisionsverband der sächsischen Geldinstitute zur Verfügung gestellt, nach alter gewohnter Überlieferung. Darauf können die siebenbürgischen Sachsen stolz sein. Man mache es ihnen nach!

Wer mit Land und Leuten der Sachsen in Siebenbürgen sich rasch vertraut machen will, nehme das Buch von Fr. Müller-Langenthal zur Hand.[4]) Es bietet in anregendere Darstellung eine Geschichte der Sachsen, Schilderungen ihres Wohngebietes, ihrer Städte und Dörfer, ihrer wirtschaftlichen Verhältnisse und der geistigen und künstlerischen Kultur. Eine Reihe von Bildern begleitet den Text.

Über das Deutschtum in Südslawien unterrichtet uns kurz die Schrift des Prager Prof. Gerh. Gesemann. Sie ist aus den Vorträgen hervorgegangen, die die akademische Ortsgruppe München des Vereins für das Deutschtum im Ausland und der dortigen Universität veranstaltet und bildet Heft 3 der Sammlung „Das Grenz- und Auslandsdeutschtum“, herausgegeben von Prof. H. Nawiasky. In Heft 1 bot der Herausgeber einen Gesamtüberblick über das Deutschtum außerhalb der Reichsgrenzen; Heft 2 enthält eine Darstellung des Deutschtums in Kärnten vom Münchner Professor I. Wenger.

Wer sich über das Deutschtum im Südosten ständig aus bester Quelle unterrichten will, wird mit großem Nutzen die von dem bekannten Politiker Rudolf Brandsch in Hermannstadt seit fünf Jahren herausgegebenen „Deutsche Politische Hefte aus Großrumänien“ einsehen. Um ihren reichen Inhalt zu kennzeichnen, sei der Inhalt der letzten Mainummer hier angeführt: Ein Wort nach Ungarn hinüber über die Lage der Deutschen in Ungarn. — Autonomie der völkischen Minderheiten Estlands. — Vom Deutschtum in Finnland. — Politische Monatsschau. — Übersicht der gesamten und der deutschen Bevölkerung in Großrumänien: Die Deutschen in Siebenbürgen. — Die Deutschen im Banat und im Arader Komitat. — Das Szatmarer und Marmaroscher Deutschtum. — Die Deutschen in der Bukowina. — Die Deutschen in Bessarabien. — Die Deutschen in Altrumänien. — Literaturverzeichnis zur Kenntnis des Deutschtums in Großrumänien. — Die Deutschen im Norden Bessarabiens. — Vom Deutschtum in der Dobrudscha. Diese geradezu unentbehrliche Zeitschrift ist zu beziehen durch die Buchhandlung der Ostdeutschen Druckerei- und Verlagsaktiengesellschaft Hermannstadt, Haus Bruckenthal.

---

[4]) Fr. Müller-Langenthal: Siebenbürgen. Die Sachsen und ihr Land. 4. Aufl. (Stuttgart, Heimat- und Weltverlag Dieck & Co.)

Mit dem Schicksal des Deutschtums im Südosten und den Aufgaben der Deutschen überhaupt beschäftigt sich ein Schriftchen von Karl Renner[5]). Er erörtert den Gedanken, den ich immer wieder vertreten habe und der auch in dieser Zeitschrift schon dargetan wurde: Deutsche nach dem Osten! Seinen von uns verschiedenen Ausgangspunkt können wir füglich beiseite lassen. Die Hauptsache ist, daß Renner zu denselben Ergebnissen kommt. Keine Eroberung im Südosten, wohl aber wirtschaftliche Verbindung desselben mit uns zum gemeinsamen Nutzen aller Beteiligten. Der österreichische Unternehmer, Arzt, Landwirt, Kaufmann, Bank- und Versicherungsbeamte wie der qualifizierte Arbeiter aller Branchen wird dort vor allem nötig sein, weil er die nötigen Kenntnisse der Märkte, des Bedarfs, der Sprache hat. England sendet seine Leute in die Kolonien, Frankreich kann keine abgeben. „Die Mission, die uns Südostdeutschen obliegt, ist daher nicht die imperialistische Mission einer hochkapitalistischen Nation, sondern die Mission eines Volkes von qualifizierten geistigen und manuellen Arbeitern. Eingeweihte versichern schon jetzt, daß Rumänien und Jugoslawien ihr Eisenbahnwesen ohne unsere Arbeiter schwer in Gang bringen können.“ (Die immer wiederkehrenden schrecklichen Eisenbahnunfälle in Großrumänien bestätigen nur zu sehr diese Ansicht!) Renner teilt aber auch unsere Ansicht, daß Deutschland vor allem auf den Kontinent seine Wirtschaftspolitik einzustellen hätte. „Ausgehend von einer Politik des freien Verkehrs und Handels hätte es die wirtschaftliche Union aller jener kontinentalen Nationen zu verkünden und zu erstreben, die nicht durch überseeische Kolonien von einer gradlinigen, aufrichtigen und ausschließlichen Kontinentalpolitik abgewendet sind . . . Was diese Nationen wirklich brauchen, ist eine kontinentale Wirtschaftsunion. Ich meine, daß eine solche Idee bald eine entscheidende Unterstützung in den Vereinigten Staaten von Amerika fände und ihre bewußte Beschränkung auf den Kontinent schlösse die Gefahr eines Gegensatzes zu England aus.“ Es sind das im Grunde genommen alles unseren Lesern schon bekannte Gedanken, die aber nicht oft genug wiederholt werden können[6]).

R. F. Kaindl (Graz)

[5]) K. Renner, Deutschland, Österreich und die Völker des Ostens (Berlin, Verlag f. Sozialwissenschaft, 1922). Eine Fortführung dieser Schrift bietet Renner in „Der Tag der Deutschen“ (ebenda 1923).

[6]) Man vgl. 3. und 4. Bericht der Tagungen der Karpathendeutschen (1913/14); Österr. Rundschau 1919 1. Juni, 1922 3./4., 7./8. und 19./20. Heft; Die Grenzboten 1921 16. Jänner (Auseinandersetzung mit Renner); ferner meine Schriften: Deutsche Siedlung im Osten (1914), Deutsche nach dem Osten! (1920), „1848-1866-1918, Des deutschen Volkes Weg zur Katastrophe und seine Rettung“ (1920). Außerdem zahlreiche Werbeartikel in verschiedenen Blättern.

Büchereinlauf

Rezensionsexemplare und Ansuchen um Besprechung sind ausschließlich an den Drei Masken Verlag A.-G., München, Karolinenplatz 3, zu richten.

Die soziale Bewegung in Rußland. Von Karl Notzel, Stuttgart, Berlin und Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt.

Zwölf Jahre am deutschen Kaiserhof. Aufzeichnungen des Grafen Robert Zedlitz-Trützschler, ehem. Hofmarschalls Wilhelms II. Stuttgart, Berlin und Leipzig 1923, Deutsche Verlagsanstalt.

Oldenbourgs Historisch-Geographisches Taschenbuch. Ein Almanach für das Jahr 1924. München und Berlin, Verlag R. Oldenbourg.

La Tragédie des Habsbourg. Mémoires d'un Aide de Camp. Général Baron Albert de Margutti. Vienne, Paris, Bibliothèque Rhombus.

Beiträge zur Verbesserung der Wiener Verkehrsverhältnisse. Von Ing. Carl Hochenegg. Wien 1923, Verlag Wilhelm Frick, G. m. b. H.

Wiederaufbau von Österreich. IX. Bericht des Generalkommissärs des Völkerbundes in Wien an den Völkerbundrat. Wien, Verband österr. Banken und Bankiers, Verlagsabteilung.

Neu-Österreich. Ein Aufruf an die Österreicher. Von Inon. Jena 1923, Verlag Eugen Diederichs.

Die deutsche Sozialdemokratie. Staat und Marxismus. II. Teil. Von Friedrich Lenz. Stuttgart und Berlin 1924, Verlag J. G. Cotta.

Max Halbe. Gesammelte Werke. Fünfter Band. Heitere Stücke. München, Verlag Albert Langen.

Der Massenwahn, seine Wirkung und seine Beherrschung. Von Kurt Baschwitz. München, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung.

Die tschechische Literatur aus der Vogelperspektive. Von Arne Novák. Deutsch von Grete Straschnov. Prag 1923, Verlag Dr. Josef Flesch.

Die Renaissance des Islams. Von A. Mez. Heidelberg 1922, Carl Winters Universitäts-Buchhandlung.

Der Aufbau des Charakters. Elemente einer rationalen Charakterologie des Menschen. Von Hans Apfelbach. Wien und Leipzig 1924, Verlag Wilhelm Braumüller.

Otto Weininger. Der Mensch, sein Werk und sein Leben. In fünf Gesprächen von Georg Klaren. Wien und Leipzig 1924, Verlag Wilhelm Braumüller.

Knut Hamsun. Gesammelte Werke. Band V. München, Verlag Albert Langen.

Unter dem Sowjet-Stern. Von Georg Popoff. Frankfurt am Main 1924, Frankfurter Societäts-Druckerei, G. m. b. H.

Neue Österreichische Biographie 1815—1918. 1923, Wiener Drucke.

Historische Zeitschrift. Herausgegeben von Fr. Meniecke und Fr. Vigener. 129. Band, 1. Heft. München und Berlin, Verlag von R. Oldenbourg.

Neutestamentliche Apokryphen. In Verbindung mit Fachgelehrten in deutscher Übersetzung und mit Einleitungen. Herausgegeben von Edgar Hennecke. I. Lieferung, II. Auflage. Tübingen 1923, Verlag J. C. B. Mohr (Paul Siebeck).

Östliches Christentum. Dokumente. I. Politik. München, Verlag C. H. Beck.

Neutestamentliche Apokryphen. In Verbindung mit Fachgelehrten in deutscher Uebersetzung und mit Einleitung Herausgegeben von Edgar Hennecke. II. Lieferung, II. Auflage. Tübingen 1923, Verlag J. C. B. Mohr (Paul Siebeck).

Das ewige Frankreich. Von Arthur Salz, Berlin W. 8. Deutsche Verlagsgesellschaft für Politik und Geschichte m. b. H. (Einzelschriften zur Politik und Geschichte).

Grundriß des Ausgleichs- und Konkursrechtes. Von Dr. Robert Bartsch. Wien, Leipzig 1923, Hölder, Pichler, Tempsky A.-G. (G. Freytag G. m. b. H.)

Modernes oder christlich-germanisches Kulturideal. Ein Wegweiser zum Verständnis der Gegenwart. Von Franz Zach. Klagenfurt, Verlagsanstalt Wilhelm Merkel.

Kunstgeschichte als Geistesgeschichte. Von Max Dworak. (I. Band der gesammelten Schriften.) München 1923, R. Pieper.

Die Paulskirche. Eine Schriftenfolge. Der Einzelne und die Gemeinschaft. Von Kurt Schauer. Frankfurt a. M., Frankfurter Societäts-Druckerei.

Die Paulskirche. Eine Schriftenfolge. „Anno 48." Von Friedrich Payer. Frankfurt a. M. 1923, Frankfurter Societäts-Druckerei.

Die Paulskirche. Eine Schriftenfolge. Wirtschafts- und Sozialpolitik im Frankfurter Parlament 1848/49. Von Walter Schneider. Frankfurt a. M. 1923, Frankfurter Societäts-Druckerei.

Im Lichte der reinen Vernunft. I. Das Weltgelände, II. Die Welt des Lebens, III. Die Tragödie der Menschheit. Von Carl Halig. Komm.-Verlag in Köln a. Rh. 1923.

Tausend und eine Nacht in der arabischen Literatur. Tübingen 1923, J. C. B. Mohr.

Niemand und Jemand. Ein Mysterienspiel von A. H. Greiszing. Graz, Wien, Leipzig 1924, Ulrich Moser.

Die gesammelten Gedichte. Von Stefan Zweig. Leipzig 1924, Insel-Verlag.

Faust. Goethes Menschlichkeitsdichtung in ihrem Zusammenklange mit uralten Sagenstimmen und im Zusammenhange ihres gedanklichen Aufbaues dargelegt von Dr. phil. P. Expeditus Schmidt O. F. M. Kempten, Jos. Kösel und Friedr. Pustet.

Ausführliche Besprechung der hier angezeigten Bücher bleibt vorbehalten. Rücksendung unverlangt eingeschickter Bücher findet nicht statt.

Die hier angezeigten Bücher können durch folgende Buchhändler bezogen werden:

Wilhelm Braumüller & Sohn, Wien, I., Graben 21.

Gerold & Comp., Wien, I., Stephansplatz 8.

Hugo Heller & Cie., Wien, I., Bauernmarkt 3.

R. Lechner (Wilhelm Müller), Universitätsbuchhandlung, Wien, I., Graben 31.

DER OBELISK
LITERATURBEILAGE
DER
ÖSTERREICHISCHEN RUNDSCHAU

Joseph Bernhart

Die Hochzeit der Philosophen

Novelle

Die Markgräfin Amalie Wilhelmine kniete im Erbbegräbnis ihrer Ahnen. Sonnenstreifen, von den Kapellenfenstern rot und blau gefärbt, strichen ihr, das Weiß des Haares bunt beleuchtend, übers Haupt und setzten auf den Grabplatten derer von Burgau manchen Namen in späte Glorie. Die Matrone war zu tief in ihr Gebetbuch versenkt, als daß sie des Schabernacks, den der Himmel mit all den Henrici und Huberti des zersprungenen Marmors trieb, hätte achten können. Und wenn sich der glatte Scheitel einmal bewegte, so galt es den Kuß eines Heiligenbildchens oder die Entfernung einer Träne mit dem Taschentuch.

Gebet und Tränen — zu beiden hatte die Fürstin Grund genug an diesem goldenen Oktoberabend. Denn erstens war der mächtige Lorbeerkranz vor ihren Augen, der überm Epitaphium des Fußbodens auf weißer Seide die Inschrift „Meinem theueren Gemahl" entfaltete, noch kaum so gilb wie das dürre Buchenlaub, das zwischen den Leuchtern des Altares sein herbstliches Memento sprach, fürs zweite aber — und auch dies war eine mütterliche Träne wert — klangen draußen die muntern Hammerschläge der Handwerksleute, die sich um Schmuck und Weihe des nächsten Tages redlich Mühe gaben. Sie werden doch, sorgte sich die Fürstin mit einem profanen Wagnis ihrer Gedanken, die Guirlande nicht am Fenster des Gastes vorüberführen und dem gelehrten Herrn das Licht verderben! Die hohe Frau fand es notwendig, ihre Audienz bei der göttlichen Weltregierung abzubrechen, um draußen selbst nach dem Rechten zu sehen. Sie erhob sich, ohne der Verlockung des rotprangenden Titels „Gebeth der Eltern in Anliegen, so der Kinder Wohlfarth betreffen" nachzugeben, und schlürfte, auf ihren schwarzen Stock gestützt, über

die Ahnengruft hinweg nach der lichtgeöffneten Türe. Als sie am Weihwasserkessel sich bekreuzen wollte, wäre ihr statt des Heiligen Geistes auf ein Haar der heidnische Name des Achill entfahren. Denn dieser selbst, ein stattlicher Leonberger, steckte seine Schnauze durch ein Säulenpaar des Portikus. Die Herrin zischte ihm eine Warnung zu, aber derenungeachtet lief das Tier, ein Ledertäschchen am Halse, ins Schiff der Kapelle.

„Achill, das Fräulein ist nicht hier. Komm, gib mir deine Botschaft!“ Der Hund kam zurück, aber als die Greisin ihm ans Täschchen wollte, riß er aus und trottete, seines Ziels gewiß, über den Schloßhof. „Schlingel,“ rief ihm die klare Frauenstimme nach und fügte, als mit einem quellend vollen Korbe von Astern Ägidius, Gärtner und Sakristan zugleich, heranseufzte, die Bemerkung hinzu, daß es Achill nun schon den ganzen Sommer so treibe. „Ein rechter postillon d'amour,“ scherzte sie, „er hat es auf dem Gewissen, das liebe Paar! Aber saget, Ägidius, sind auch die roten Stuhlbehänge sauber, alle Wachstropfen entfernt?“

Der Alte antwortete so deutlich, als seine dritthalb Zähne es gestatteten, und lobte, die blitzenden Augen in den Sonnenuntergang gerichtet, schon im voraus den strahlenden Tag, der morgen die Hochzeit des durchlauchtigen Fräuleins verschönern werde. Und so wie dieser, wälschte er noch weiter, würde der guten Herrin ganzes Leben werden, denn auch Durchlaucht der Herr Erzherzog Maximilian sei ein prächtiger Herr, und eigentlich seien Braut und Bräutigam ein und dieselbe Trefflichkeit wie Morgenstern und Abendstern. Diese Feststellung machte Ägidius in der Weihestimmung seines Herzens und vergaß es gerne, daß Herr Maximilian vor kurzem noch, als bei der Aufstellung einer Sonnenuhr des Männchens Ungeschicklichkeit und Meßweinrüchlein verdächtig zusammentrafen, ihn, den bartlosen Sakristan, einen halbgeweihten Lumpen genannt hatte. So klug und nett, schloß der gesprächige Sohn der Flora, wie dieser junge Herr sei sonst keiner auf der Welt. Die Fürstin aber war in puncto Trefflichkeit ihres Schwiegersohnes so sehr der gleichen Meinung mit Ägidius, daß sie der Unterhaltung die Wendung aufs Nächstliegende geben konnte und dem Alten die höchste Sorgfalt in der Schmückung des Traualtars anbefahl. „Und morgen,“ verhieß sie im Weitergehen, „sollt Ihr einen guten Tag haben.“

Die schlichte Führung der Guirlanden an der Fassade des Schlosses entsprach dem Geschmack der Fürstin. Zu beiden Seiten des Portals standen in frischem Grün zwei Limonenbäumchen und

ließen die paar Früchte, die die gräfliche Braut mit Frauengeduld herangepflegt hatte, so stattlich erblinken, als es der Himmelsstrich der jungen Donau südlichen Köstlichkeiten gestattet. Die Fürstin erquickte sich an der fremden Zier und hätte die Fäden florentinischer Erinnerungen noch lange an den Bäumchen hingesponnen, wenn nicht, den Lärm der Hämmer unterbrechend, um die Ecke des Hauses her ein Gespräch der Handwerksleute vernehmlich geworden wäre. Es drehte sich, wie die Lauschende mit kaum verbissenem Lachen sogleich begriff, um den fabelhaften Gast, der diese Nacht schon sein Ohr auf die schwellendsten Kissen der Grafschaft Burgau legen sollte.

Pater Ricardus vom Kolleg der frommen Väter zu Mindelheim, so versicherte eine Stimme, habe erzählt, daß der Herr Hofrat schon als junger Mensch zu Nürnberg unter die Alchimisten gegangen sei. Es bleibe nun einmal eine verdächtige Sache, wenn der Mensch sich in Hexenkünste einlasse. Er, der Sprecher, möchte für seine Person mit einem solchen Herrn lieber nichts zu schaffen haben. Sei er den Spintisierern, die am alten Herrgott herummodeln, an sich schon nicht grün, so wollte er vollends so einen Teufelskerl nicht mit dem Stecken anlangen.

Aber so übel, meinte ein anderer, müsse der Herr doch nicht sein, denn es heiße, er sei unterwegs nach Italien, um den Herrn Papst Innozenz aufzusuchen.

Ob er dann wohl, fragte der Kutscher des Hauses, der den Gast am Vormittag des gleichen Tages in die Gegend von Burgau herbefördert hatte, ob er die Kieselsteine und die Seidenraupen, die Brenngläser und Päcke von Staatsschriften auch mit über die Alpen nehme. Seine Heiligkeit müßte sich dann über den seltsamen Handelsmann doch herzlich moquieren...

„Weltkrämer, nicht übel," scherzte die Fürstin bei sich selbst und hätte dem Raisonnement der kleinen Leute über den größten Denker des Jahrhunderts noch lange gelauscht, wenn nicht eine Stimme, die tief in den Abend klang, ihr gerufen hätte. So humpelte sie mit Würde durch das raschelnde Laub des Schloßhofes bis an die Tür eines Seitenflügels, an der Ernestine, der Mutter heiter den Arm bietend, sie empfing, um mit ihr in aller Langsamkeit die Treppe zu nehmen. „Ich brauche Ihren Rat, Frau Mutter, für diese vermaledeite Brautwolke. Zweimal gerafft gefiele mir der Ärmel besser als dreimal."

Die beiden Frauen betraten Ernestinens Zimmer, unter dessen Tisch der lechzende Achill hingestreckt lag, und ließen dem unförmigen Brautgewand bald seine letzte Schönheit angedeihen. Dabei ergoß die

junge Gräfin eine volle Schale Spottes über die ganze Komödie des Heiratens und insonderheit den albernen Aufwand an Seide, Schminke, Haarbau und jegliche Entstellung der göttlichen Mitgift des Menschenleibes. „Warum nicht so?“ fragte sie, indem sie an ihrer trotz herrschendem Modepomp à la 1688 iphigenienhaften Erscheinung hinuntersah und dann in ein Lachen ausbrach über die krause Herrlichkeit, die auf ein Gestell gestülpt neben ihr stand. „Kindskopf,“ sagte die Fürstin, einen weißen Faden zwischen den Lippen, „wie kannst du nur — und morgen ist dein schwerster Tag, ja dein schwerster, glaub mir das!“

„Als ob ich Max nicht kennte,“ sagte die Braut, „meinen lieben, guten Max! Nur wenn er mich die ersten vierzehn Tage mit Latein plagt, oder des Herrn Cartesius ‚Passions de l'âme‘ durchplündert, statt dergleichen hier zu pflücken“ — und sie deutete auf ihr festes Lippenpaar —, „dann rufe ich Jovis Blitz auf seine Perücke.“

„Allzuviel,“ versetzte die Fürstin, „hat sie nicht an dir verdorben, deine Philosophie.“

„Sie hat mich mit einem Philosophen gesegnet, Mutter, das sei der Königin der Geister unvergessen!“ Ernestine setzte sich ans offene Spinett und begleitete ihre folgenden Worte mit einer elegischen Reihe von Akkorden, als sei es nun plötzlich ein anderes Gemüt, dessen Echo den abendlichen Raum erfüllte.

„Mutter, ich glaube, es gibt eine Melancholie der Glücklichen. Das Herz, das alles hat, ist traurig. Wie schön ist die dunkelblaue Libelle, wenn du sie in der Sonne flattern siehst“ — hier löste sie Moll in glänzendes Dur, um wieder auf Moll zurückzukehren —, „aber wenn man sie hat, sie zwischen den Fingern hält, dann hat man weniger als zuvor, hat etwas Armes, etwas Trauriges. Und mein Lieber denkt wie ich, ganz so wie ich. Er hat mir heute seinen letzten Brief gesandt... Du Lieber, du!“ Sie improvisierte weiter und spielte sich in solche Glut hinein, daß das Instrument erzitterte. Die Fürstin verstand den bräutlichen Sturm und zog sich mit dem weißen Atlaskleid, ohne daß Ernestine es bemerkte, in das Nebengemach zurück. Die Spielerin aber entschüttete sich ihrer wonnigen Leiden, einem Brunnen vergleichbar, der seine quellende Flut nicht hält und faßt und herrlich ist im Übermaß, das er von Schale zu Schale hinabwirft. Endlich, als der Hund herankam und seinen Kopf in den Schoß des Mädchens legte, schloß sie mit einem wilden chromatischen Lauf und erhob sich, um auf dem Sofa niederzusinken und den Brief, den Achill vom Tal heraufgebracht hatte, zum zweitenmal zu lesen: „Dies,

liebe Freundin, mein letztes Zeichen, das Achill der Braut zu bringen hat. Worte sagen's nicht. Dennoch laß dir ein paar Verse gefallen. Du, Ernestine, verstehst sie.

Ich kenne dich alte Jahre,
ich hab und weiß dich ganz.
Mir kommt das Wunderbare
aus deiner Augen Glanz.

Ich kann darinnen lesen:
Du bist nicht du allein —
es hüllt ein hohes Wesen
in dich, du Stille, sich ein.

Vergib denn, daß ich wende
den Blick an die Sternenzier —
Ich halte deine Hände
und sehne mich nach dir.

Lächelst du? Aber glaube mir, so ist es: oft bist du mir nur ein Zeichen. Erschrick nicht an solcher Prosa! Tieferes wüßte ich nicht zu sagen. Oder heißest du lieber Eros, das Wesen, das alles Gute bedeutet? Ich setze dafür lieber Ernestine und küsse dir den Augenstern. Komm, Geliebte, und wir sind eins.

P. S. Schicke Achill noch mit einem Gruß herab."

Ernestine drückte das Papier in ihrer Hand und brach, auf die Seite sinkend, in die Tränen der Glücklichen aus.

* * *

Im Tabakqualm seiner Studierstube saß der junge Habsburger Erzherzog Maximilian, derzeit Bewohner des Gräflich Burgauschen Forsthauses, dem berühmtesten Gaste gegenüber, der zu seinem Hochzeittage ihm die Ehre seines Besuches geschenkt. Er war dem Hannoverischen Rat und Bibliothecarius Wilhelm Gottfried Leibniz mit der bequemsten Kalesche neuer Ordnung entgegengefahren, aber nach einem devoten Wechsel der ersten Höflichkeiten hatte der Ankömmling an die Gelbe Gelegenheit seines philosophischen Freundes einen solch gründlichen Disput über Wagenbau geknüpft, daß der verblüffte Habsburger, dem nun sein neues Fuhrwerk schon im ersten Lederglanze verleidet schien, sich jetzt erst bei Kaffee und Pfeife den metaphysischen Flügen des hochverehrten Denkers allmählich anbequemen

konnte. Freilich ertappte sich der junge Fürst zuweilen noch auf einer Unaufmerksamkeit und kehrte von den glänzenden Silberschnallen an den Schuhen seines Gegenüber zu dessen Meinung über die Missionen der Gesellschaft Jesu in Ostasien zurück, um in der nächsten Minute wieder etwas über die Eigenschaften der Substanz zu hören und dabei die preziöse Hand des Männchens zu betrachten, die nervös deutend und bildend die Gedanken in Körper zu formen schien.

Der umständliche Gebrauch des Fidibus, mit dem der Erzherzog die erloschene Pfeife des Philosophen wieder zu Glut und Leben brachte, bewirkte eine Pause, nach welcher sich die Sprechenden auf neue Stoffe werfen konnten.

„Ihre Heirat, junger Freund," begann Leibniz, mit einer leichten Verbeugung gegen das frischbekränzte Bildnis Ernestinens über dem Kamin, „Ihre Heirat fällt in eine stürmische Zeit — Krieg überm ganzen Kontinent." „Ich bedaure," versetzte der Fürst, „daß es auch Ihnen, Meister, nicht gelungen ist, den Dingen in Frankreich eine andere Wendung zu geben. Ihr Plan, den Krieg nach dem Osten hinüberzuwälzen, schien mir so plausibel, daß ich keinen Augenblick zweifelte, der Roi de soleil werde den Holländer in Ruhe lassen und lieber Ägypten in Brand stecken."

„Attila! dem ich einen Henker wünsche!" knirschte Leibniz und schlug mit geballter Faust auf die Armlehne seines Sessels. Die ungewohnte Erregung, die den Hofmann für einen Augenblick verwirrte, war nur das Nachbeben jenes Tages, an dem der große König den damaligen kurmainzischen Rat in Paris, als welcher der jugendliche Philosoph seine friedliche Lösung der politischen Probleme zu den Füßen des Gewaltigen gelegt, als einen Schuster, der bei seinem Leisten bleiben möge, heimgeschickt hatte. „Nein, durchlauchtiger Herr, lassen Sie die Hand von der blutigen Politik, und wenn Sie schon in Händel hineingerissen werden, sagen Sie sich mit klarer Stimme die Grundsätze vor, die Sie von Natur schon im Herzen trugen, als wir den Austausch unserer Meinungen begannen."

Maximilian erhob sich, eine neue Wolke in den Raum blasend, und lehnte sich in seiner ganzen Größe und Geschmeidigkeit an den Kamin. Sein Geist taugte heute wenig zu einem behenden Wechselspiel der Gedanken, und alle Fragen, die seine ruhelose Intelligenz in sechsjährigem Briefverkehr mit der Leuchte des Jahrhunderts aufgeworfen hatte, vergingen heute im Wirbel eines ungestümen Herzens.

„Meister," begann der Fürst mit Feierlichkeit, „ich habe Ihnen vieles zu danken, was sich mit Worten nicht benennen und was sich

nicht vergelten läßt. Ihnen verdanke ich, wenn ich's recht bedenke, meine ganze Bildung. Sie haben mich mit Gedanken und Grundsätzen ausgerüstet, die das Leben eines Diplomaten, wie es mir bevorsteht, ein Leben an der Oberfläche, das dennoch mit der Verantwortung für seine Tiefen verbunden ist, doppelt nötig hat. Sie haben manchem Ihrer Briefe ein Motto gegeben, das ich auch zum meinigen machen möchte: Omnia ad unum. Sie haben mich auch gelehrt, jedem Übel mannhaft zu begegnen; Sie haben mir das Verständnis für die Leiden in der Welt aufgeschlossen Wenn ich nach Ihrem Beispiel in allen Miseren, die uns treffen, nur die Dissonanz höre, die um der Harmonie willen da ist, wenn ich im Übel nur den Schatten sehe, der notwendig zum Lichte gehört und das Licht erst offenbart, so glaube ich in der öffentlichen Welt einen unvergleichlichen Vorsprung zu haben, den Vorsprung des Wissenden vor dem Unwissenden, des Starken, der schweigen kann, vor dem Schwächling, der klagt, weil er für ein Übel hält was keines ist. Ich weiß nicht, verehrter Meister, wie ich es verdient habe, daß Sie meiner Vermählung den Glanz Ihrer Gegenwart schenken. Ich möchte sie als Anzeichen dafür verstehen, daß ein guter Geist über meinem Bunde waltet. Ich hoffe, es ist der Geist der Harmonie, derselbe, der von Ihren Schriften ausgeht. Wenn Sie meiner Dankbarkeit ein äußeres Zeichen gestatten, möchte ich Ihrem Gepäck dieses Angebinde einverleiben." Der Fürst entnahm einer pergamentenen Bücherreihe einen stattlichen Kodex und fuhr, die Schließen öffnend, in scherzendem Tone fort: „Was Sie eigentlich nicht nötig haben, mein lieber Meister — des Boethius' ‚Tröstungen der Philosophie' und ihnen beigefügt Ihres geliebten Marcianus Capella ‚Hochzeit der Philologia und des Merkur'." Er reichte den Folianten dem verdutzten Leibniz hin, der für einen Augenblick seine Verwunderung nicht verbergen konnte, daß er just mit dem Buche bedacht werden sollte, das wie in jeder gelehrten Bibliothek so auch in der seinigen vier- und fünffach stand und in einem ewigen Feiertag verstaubte. Doch glitt der Blick des Beschenkten kaum über die schwarz und rote Schrift der Folia, als er mit einem fast erschrockenen „Parbleu" den Kodex an sich zog und hastig den eingeschriebenen Bibliothekvermerk suchte, der ihm denn auch den Aufschluß gab, daß er eine kostbare Handschrift des zehnten Jahrhunderts, nämlich die deutsche Übersetzung der genannten Werke von der Hand des großen Notker von St. Gallen vor sich hatte. Die schlichte Rührung, die sich Leibnizens bemächtigte, teilte sich wider Wollen auch dem Freunde mit, der einen glücklichen Knaben vor einem überreichen Geschenke

außer Fassung sah. „Ist's möglich," rief der Philosoph ein ums andere Mal, bald auf die klare Minuskel, bald in des Fürsten leichterrötetes Antlitz blickend. „Wie bin ich in Verlegenheit um eine würdige Hochzeitgabe!"

„Schöneres als Ihre teure Gegenwart, Meister, könnten Sie uns nicht gewähren, mir und meiner lieben Braut."

„Nicht ganz leer bin ich gekommen. Ich habe Ihnen — aber das soll Ihnen, wofern es überhaupt als Angebinde gelten kann, morgen auf dem Gabentisch erscheinen. Es ist, um Ihre Erwartung gleich bescheiden zu machen, mein neuester Versuch, auf dieser Reise erst vor wenigen Tagen entstanden."

Maximilian antwortete mit lauter Freude. Die Schrift enthalte, was sie wolle, sie werde ihm doch von allen Spenden, die liebe Freunde ihm zudenken, die kostbarste sein.

„Und die Gabe aller Gaben," erwiderte Leibniz mit einem Blick auf Ernestinens Bild, „dieses herrliche Mädchenhaupt möge Ihnen alles überstrahlen, lieber Freund, und überdauern. Bin ich auch selbst ein trockener Junggeselle, so begreife ich doch das Glück, eine solche Frau zu besitzen, solchen Blitz der Augen, solche Güte des Mundes — ich brenne darauf, das Urbild kennen zu lernen. Sind Sie gerüstet mich zu begleiten?"

Während des Aufbruches, den der Fürst mit der Ungeduld des Liebenden betrieb, drückte sich mit keuchendem Atem ins Zimmer — Achill.

„Wie sich's trifft," rief Leibniz aus, „das Tier scheint zu ahnen, daß es in einer Beziehung zu meiner Hochzeitspende steht. Hören Sie, lieber Freund, nun ist der Schleier meines Geheimnisses bereits so fadenscheinig, daß ich das Ding ohne Umstände beim rechten Namen nennen will. Gestatten Sie die Widmung einer kleinen Studie über die menschliche Seele, die Tierseele und den Schmerz der Lebewesen."

Achill knurrte den Philosophen, der ihn liebkosen wollte, an und drängte den ängstlich Weichenden allmählich in eine Ecke des Zimmers.

„Es ist ein durchaus frommes Tier," beruhigte der Fürst, während er das Ungetüm am Halsband faßte und ihm die Ledertasche öffnete. „Den ganzen Sommer hindurch ist das treue Vieh der Bote zwischen Burgau und dem Forsthaus hier gewesen, und wehe, wenn eine unbefugte Hand es gewagt hätte, die Tasche zu öffnen! Er kennt sie, die beiden Pole des Geheimnisses, mein schöner kluger Achill."

Leibniz fand in seiner zarten Rücksicht auf die Bestimmung des Briefes, einsam gelesen zu werden, einen Vorwand, das Zimmer zu verlassen. Der Fürst überlas die wenigen Zeilen, die — außer der stammelnden Wonne der glücklichsten Braut — in Anbetracht des erweiterten Kreises fröhlicher Abendgäste, der ernsten Menschen eine Zärtlichkeit vor den Augen selbst der Teuersten verbot, den letzten bräutlichen Gutenachtkuß überbrachten. Max drückte das letzte Wort des Briefes an die Lippen und folgte dem Gast ins Freie. Durch die goldene Stille des Herbsttages, über abgeleerte Felder und Wiesen hin, zwischen feuerlaubigem Gebüsch hindurch plauderten sich die beiden Männer, von Achill geführt, langsam den Schloßberg hinan. Das Gespräch drehte sich um das Wesen der Seele, um das Fortbestehen des Menschen nach dem Tode, das ganz verschieden sei vom Weiterleben der Tierseele, für die man Präexistenz und Wanderung annehmen müsse, um die Unzerstörbarkeit aller Kreaturen, die eigentlich dem Komiker Harlekin zu vergleichen seien, dem nach Ablegung eines Kleides immer noch eins übrigbleibe, um den tröstlichen Gedanken, daß es im Grunde keinen Tod, sondern nur Veränderung und Formenwandel gebe. Auf des Fürsten Bericht von Achills unglaublichen Wunderstreichen — das Tier mußte hier ein paar Liebkosungen seines Prachtkopfes entgegennehmen —, antwortete Leibniz mit dem Optimismus seiner alles verschwisternden Güte, als deren Sinnbild zu Füßen der Wanderer das ruhende Tal mit seinem Silberbach sich in den Frieden des rosigen Horizontes dehnte. Leibniz stand still. „Omnia ad unum, alles geht auf eines hin," sagte er, „ich wünsche, daß man mir das Wort einst auf mein Grabmal schreibe."

„Was noch ferne sei, Meister! Einstweilen freut sich die Welt solcher Grundsätze um des Mannes willen, der sie in unvergängliche Tat umsetzt."

„Könnte ich's doch! Aber das Leben ist nur ein Tag, und die Aufgaben sind eine Ewigkeit."

Das Gespräch endigte wie Geläute in ein weihesattes Schweigen. Eine unbekannte Macht wob ohne Laut am Bund der beiden Männer. Freundlich winkte zuletzt das Schloß hervor zwischen den Bäumen und Büschen eines trotz der Jahresspäte noch blühenden Gartens. Es vergingen nur wenige Minuten, und ins Plätschern der Fontäne mischte sich, während Achills Augen von einem Gesicht zum andern gingen, das Gespräch der beiden Männer mit den beiden Frauen. Aus der Tiefe gleichen Adels verstand und erquickte sich die kleine Runde,

ein Bild jenes Kosmos nach dem Herzen des Herrn Rates der Hannoverischen Justizkanzlei.

* * *

Der Hochzeittag des Erzherzogs Maximilian und der Gräfin Ernestine verlief in dem schlichten Glanze, der des Paares würdig war. Zwischen der ersten Weihrauchwolke und den erlesenen Dämpfen des Tisches hatte sich der weh und süße Tausch der Ringe vollzogen und mit ihm auch, wie es immer schon gewesen, die starken und die leichten Wallungen bewegter Anverwandten und nachdenklicher Gäste. Leibniz, mit einem scharfen Auge für jeglichen Adel der äußeren Form begabt, hatte anblicks der schönen Zeremonie den Abgrund zwischen den beiden deutschen Kirchen mit manchem Friedenswunsche überbrückt und darüber doch das untadelige Benehmen der blendenden Atlasbraut und die Anmut ihres Hauptes nicht übersehen. Waren etwa hier und dort Tränen gefallen, so waren sie jetzt längst in Blumen oder seidenen Tüchlein ohne Spur vergangen. Der wolkenlose Äther, der abends um die fünfte Stunde noch warm genug das goldenwelke Land überspannte, sah unter sich eine übermütige Gesellschaft, die zur Nachtischtafel ins Freie übergesiedelt war, ohne Harm den Freudentag beschließen. Zwar breitete die späte Jahreszeit den schwebenden Flügel ihrer Wehmut aus, aber die bewegliche Laune der Gemüter gönnte ihm nicht, auf ihnen zu ruhen. Die alte Fürstin hatte dem erlauchten Gast zu Ehren den hübschen Einfall verwirklicht, Wein aus aller Herren Länder zu kredenzen, eine schalkhafte Anspielung auf die weltumspannende Art des Philosophen, des Mannes, der das Menschengeschlecht nie anders als im ganzen sah und in seinen Gedanken und Systemen stets mit der ganzen runden Kugel unseres Planeten zu hantieren pflegte. „Der große Mann," scherzte die Greisin, „von dem man sagt, er esse wie der Riese des Märchens das Hirn seiner erschlagenen Gegner, bedarf zu dieser Mahlzeit auch aller Weine, die unsere liebe Erde zeitigt." Leibniz unterließ denn auch an diesem Abend das gewohnte Knausern mit der Zeit und ließ zwischen Falerner und Dalmatiner, zwischen Ofener und Bernkastler den spröden Grundsatz seines Alltags fahren, daß mit jeder ungenützten Stunde eine Strecke Lebens verloren sei. Er ließ über der lachenden Runde manches französische Witzwort steigen und lieh sich aus dem Schwarme hochgestellter Freunde und Gegner, die das Leben ihm zugeführt, manch einen weltgeschichtlichen Gesellen,

um auf die artigste Manier seine boshafte Laune an ihm auszulassen. Kehrte sich seine Klinge einmal gegen das Geschlecht Ernestinens, so war die Partnerin um einen Gegenhieb mit blitzendem Stahl durchaus nicht verlegen und erfuhr in einem Druck der Nachbarhand das fröhliche Einverständnis ihres Geliebten. Warf aber die Fürstin zuweilen eine Frage ins Geplauder, die Leibniz den Philosophen anging, so führte der Kosmosbürger die lauschende Gesellschaft noch weiter hinein ins Land Utopien, als es zu anderer Zeit und ohne den Fittich von Falerno geschehen wäre. Und als die Sprache endlich auf den St. Gallener Kodex kam und jenen Traktat von der Hochzeit der Philologia und des Merkur, verschaffte er sich durch Glas und Messerklinge ein gespanntes Schweigen:

„Erlauchtes Paar," begann er, „hochzuverehrende Fürstin und edle Gäste! Hermes, aus dem Hause Zeus und Maja gebürtig, sah sich einst in der Verlegenheit vieler Leute seines Alters: er war auf der Suche nach einer Frau, die ihm die Flügel seiner Fersen in Ordnung hielte. Er war, wie in späterer Zeit mancher Sprosse des hochberühmten Hauses Habsburg, ein Freund aller edlen Künste und ein Förderer jeglicher menschlichen Erfindungen. Bei der Stattlichkeit seiner Erscheinung, bei der Helligkeit seines Geistes war nun durchaus kein Mangel an hochedlen Freundinnen, die sich im Herzen bereit gefunden hätten, den Boten des Himmels auf seinen Wegen zu begleiten. Hermes aber konnte sich für keine aus der lieblichen Fülle entscheiden; denn er suchte neben Arete auch etwas Phronema — wie soll ich verdeutschen, meine Damen? —; er suchte nicht nur ein Lämmchen mit Silberglöcklein am blauen Seidenband, er suchte auch Witz und Adlerblick, und bei solch vermessenen Ansprüchen suchte er sogar unter den Olympischen, sofern sie nicht männlich waren, vergebens. Ratlos machte er sich auf und besuchte Apollo, den Meister aller Künste. Nicht umsonst, hochverehrte Gäste! Der Gott alles edlen Geistes schlug ihm ein Mädchen vor, dessen Name im Olymp kaum je vernommen worden war, Philologia, ein Geschöpf voll Anmut und Verstand, das zwei, drei Stunden des Tages am Spinett saß und in Tönen sprach, wenn das Wort versagte, eine Freundin der Sprachen und jeder Bildung des Geistes. Mit dem Mut einer Amazone begrüßte sie den verdutzten Gott: Quid audes, audax? Poenas temeritatis tuae dabis. Was wagst du, Narr? Du sollst büßen für deine Frechheit, mich Muse aus meinen Gedanken aufzuschrecken!"

Ernestine barg ihr errötendes Antlitz hinter ihrem Spitzentüchlein. „Böser, das hast du ihm erzählt," flüsterte sie, gegen Max sich

neigend, unbekannt mit der Tatsache, daß dieses Geheimnis vom spröden Liebesbeginn der Humanistin schon am Abend zuvor in der Stille der Kapelle aus dem übervollen Mutterherzen geflossen war, als Leibniz an die aufgeschlagene Seite des Gebetbuchs eine Unterhaltung über viele Dinge des Himmels und der Erde angeknüpft hatte. Unter herzlichem Lachen verneinte Max die Frage seiner Schuld und gebot mit scherzhaft drohendem Finger Schweigen, um wiederum des Redners achtzunehmen.

„Hermes aber," fuhr Leibniz fort, „dachte sich in seinem Sinn: Laß nicht los! Istae sunt cupiendae — das ist die rechte, die edle Sorte! Und er lief, lief, meine Verehrten, mit der ganzen Geschwindigkeit seines Berufes, um des Göttervaters Genehmigung einzuholen. Nein, nein, sagte Zeus, das Mädchen ist überhaupt nicht Göttin und also unter deinem Stande. Hermes aber, im Schwung seines Herzens, sprach: So mache sie dazu, allmächtiger Vater! Und so geschah es. Die gelehrte Braut, Meisterin der sieben freien Künste, zog im Olymp ein, huldvoll willkommen geheißen von der ganzen himmlischen Gemeinde. Und das mit der Liebe, erlauchteste Erzherzogin," und der Sprecher verbeugte sich gegen Ernestine, „das hat sich ganz von selbst gefunden."

Die Gesellschaft lachte und klatschte in die Hände. „Hüten Sie sich, Herr Justizrat," rief die junge Frau, „man hat schon gehört, daß auch Philosophen Feuer fangen. Ihr geschätzter Herr Boethius zum Beispiel hat sehr geseufzt, als man ihn von seiner Frau wegnahm."

„Auf ihn," fuhr Leibniz fort, „den armen Mann in seinem Kerker, auf Anicius Manlius Torquatus Severinus Boethius, möchte ich nun eben im zweiten Teil meines Sermons zu sprechen kommen. Es ist der ernstere Teil, denn wer könnte, ohne tief bewegt zu werden, des herrlichen Mannes gedenken und seines Buches — das mir, nebenbei gesagt, mein durchlauchtiger Freund in einer Verdeutschung von köstlichem Alter beschert hat." Ton und Miene des Sprechenden schlugen hier feierlich ins Philosophische um, womit freilich nicht erwiesen war, daß die Wahrheit etwa aus dem Weine kam.

„Im tiefsten Unglück, in der Nacht seiner Gefangenschaft zu Pavia, hat dieser Starke seine Tröstung in der Philosophie gefunden. Und wie er wird es jeder Treffliche an sich erfahren, daß das Gute seinen Lohn in sich selber trage. Was ist denn das Übel, meine Freunde? Eine Maske, die das Gute sich vornimmt! Das Vorspiel eines Gutes! Nur die Bewegung der Hand, die die Gottheit zum Segnen erhebt. Läßt nicht das Korn in der Erde ein Übel über sich ergehen, bevor

es Frucht bringt? Bedrängnisse sind abgekürzte Wege zur Vollkommenheit. On recède pour mieux sauter. Man geht zurück, damit der Sprung nach vorwärts besser gelinge. Auf Ihrer beider Lebensweg, meine trefflichen Freunde, möchte ich Ihnen die Überzeugung mitgeben, daß das Glück eine Wahrheit ist und nichts beglückender und süßer als die Wahrheit. Mag sein, daß auch Ihrer Mißklänge warten, aber was sind sie anders als die Störung, die den Wohlklang erst vollends köstlich macht. Mir scheint, das Schicksal spielt mit uns wie jener Affe, der den dänischen König Christian als Kind in den Windeln auf den First des Daches trug, um ihn angesichts der geängstigten Zuschauer unverletzt in die Wiege zurückzubringen. Es ist meine letzte Überzeugung: die Dinge dieser Welt sind in einer Weise eingerichtet, die alle unsere Wünsche übertrifft. Denn im Grunde ist es doch die Liebe, die die Welt regiert. Und sie zu ahnen und zu glauben, ist es den Menschen gegeben, einander zu lieben. Ihnen, hochedles Paar, leuchtet dieses göttliche Licht. Meines Herzens Wunsch ist, daß Sie all Ihr Leben lang Philosophen genug bleiben, um die Tröstung der Philosophie an sich selbst zu erfahren. Glauben Sie es, was immer komme, diese Welt ist die beste, die es geben kann. So denkend leben Sie glücklich. Und auf dieses Glück Ihrer Ehe, Ihres Lebens, Ihrer ewigen Zukunft leere ich mein Glas."

Maximilian gab dem Philosophen stumm die Hand, Ernestine reichte ihm von den Spätrosen, die sie am Gürtel trug, die glutigste, indes die alte Fürstin mit feuchtem Blick vor sich niedersah. Auch der übrigen Gesellschaft wäre der Scherz nicht sogleich wiedergekehrt, hätte nicht Achill die stumme Pause der Ergriffenheit mit lautem Gähnen abgekürzt. Unter herzlichem Gelächter erhob sich die Tafelrunde, um sich im Garten zu ergehen.

Diesen Augenblick nahm der alte Ägidius, der in geziemender Entfernung gewartet hatte, wahr und meldete mit schüchternem Respekt, daß einige hundert Schritte gegen Morgen hin auf der Waldwiese nach Einbruch der Dunkelheit eine kleine Serenade der Bevölkerung stattfinde. Das Männchen entsprang, von Achill gefolgt, so hurtig es die alten Beine tragen konnten, und noch war man sich über die Art, die Huldigung entgegenzunehmen, nicht schlüssig geworden, als schon der erste Böller krachte und ein fröhliches Erschrecken hervorrief. Ernestine hängte sich für eine Sekunde in bräutlichem Ungestüm an die Seite des Gatten, um nach der geflüsterten Bitte, er möge sie nach einer Weile abholen, allein ins Schloß zu gehen. Die übrige Schar zerstreute sich in plaudernden

Gruppen hierhin und dorthin, die meisten auf der Spur des Philosophen, der an der Seite der Fürstin und des Erzherzogs der metaphysischen Neugier der alten Dame entgegenkam. Die philosophischen Gegenstände wurden aber verlassen, als man sich vor der über und über mit Blumen gezierten Hütte Achills sah, an die Ernestine schon tags zuvor soviel Geschmack und gute Laune gewendet hatte, als ihr der unverdrossene Liebesbote dieses Sommers verdient zu haben schien. Leibniz tat einen Ausruf des Entzückens, der weniger dem hübschen Anblick als der Urheberin des Einfalls galt, und machte sich Gedanken darüber, wieso der Mensch überhaupt Anteil an den Dingen nehmen müsse, die doch sein Wesen nicht berühren. „Im Grunde," sagte er mit Bedeutung, „ist eben doch alles verwandt, alle Welt von einer Hand aus einem Stoff gebildet."

In diesem Augenblick erhoben sich in der Ferne süß und stark Posaunenklänge. Alles stand und horchte still, Leibniz faßte den Freund unterm Arm. Da flüsterte dieser den Anfang des Chorals vor sich hin: Komm, Trost der Nacht, o Nachtigall! Die fromme Weise machte die dämmernde Welt zum Dom der Kreaturen. Die erste Strophe des Liedes vollendete sich mit Kraft und Weihe und ließ beim Verstummen bezwungene Lauscher übrig. Noch hatte niemand ein Wort gewagt, als die Posaunen aufs neue einsetzten und die Weise wiederholten. Nun lispelte der Fürst, der Melodie sich langsam anbequemend, die Strophe vor:

Obschon ist hin der Sonnenschein
und wir im Finstern müssen sein,
so können wir doch singen
von Gottes Güt' und seiner Macht,
weil uns kann hindern keine Nacht,
sein Lob zu vollenbringen.
Drum dein Stimmlein
laß erschallen, denn vor allen
kannst du loben
Gott im Himmel hoch dort oben.

Ins Finale krachte wieder ein Böllerschuß; mit dessen Nachhall aber erhob sich ein so schrilles Jammergeheul, daß der Erzherzog, alle zurücklassend, in der Richtung des Lärmes enteilte. Von all den schweren Befürchtungen, die ihn in der Hast der ersten hundert Schritte quälten, blieb ihm, als das Geheul allmählich deutlicher geworden, endlich nur die einzige übrig, die ihm denn auch, zehn

Momente später, von dem todbleich daherstürzenden Ägidius bestätigt wurde: Achill war verletzt. Den erschöpften Greis hinter sich lassend, jagte Maximilian über Stock und Stein weiter, bis er eine jammernde Menschenmenge teilte und das Tier in seinem Blute liegen sah. Das Pulver hatte ihm, den keine vernünftige Hand zurückgehalten, ein Vorderbein weggerissen. Im Anblick des von Krämpfen gewälzten Körpers duldete der barmherzigste Entschluß, der hier geboten war, keine weitere Überlegung. Ohne ein Wort zu verlieren, nahm der Fürst einem der umstehenden Burschen die Flinte ab und erlöste mit einem sicheren Schuß das Tier von seiner Qual. Durch Ägidius aber, der inzwischen an die Unfallstelle herangekeucht war, ließ er dem toten Achill das Halsband abnehmen und bat mit ein paar Worten die Menge, die Huldigung auf den nächsten Abend zu verlegen. Den Hund aber, wünschte er, möge man an Ort und Stelle vergraben.

Nun, nach vollbrachter Tat sich eines Zitterns kaum erwehrend, kehrte Maximilian auf anderem Wege zu Ernestine zurück.

Die erregte Braut hatte inzwischen allen Festprunk abgetan und fieberte nun in leichter Hülle dem Manne und der Nacht entgegen. Dem Erwarteten zuliebe lag sie, von goldgesticktem Weiß überflossen, auf dem Ruhebett ihres beleuchteten Zimmers und preßte die glühende Wange gegen den einen der im Nacken verschlungenen Arme. Nur als flüchtiger Schatten huschte der Gedanke an die letzte Pflicht des Tages, die sie noch einmal unter Menschen nötigen wird, über sie hinweg. Zuweilen zuckte ihr Leib wie unter einem Schlag, und sie wünschte, in ihrer Erwartung bang und selig, die Erlösung herbei. Als sie endlich von ferne Maxens Schritte hörte, schloß sie die Augen und wünschte so, ein Bild der lächelnden Ergebung, von ihm besucht zu werden. Aber als die Schritte näher kamen, verging die schöne Absicht im Sturm des Herzens, der die ruhende Schönheit aufjagte und statt ihrer eine bebende Espe die Arme nach dem Ersehnten breiten ließ.

Max trat ein. In seinen blassen Zügen sah die Braut nur das Gegenspiel ihrer eigenen Ergriffenheit. Alles Schweigen und Zögern des Geliebten war ihr nichts anderes als die rechte Sprache dieser Stunde. Sie selbst verlor das Wort und stand schweren Atems, bis sie endlich wie die Woge an den Strand sich an die Brust des Mannes warf. Sie begehrte seinen Kuß. Da strich ihr der Fürst übers braune Haar und sprach von einer leichten Wolke, die erst verscheucht sein müsse, ehe sie Hochzeit feiern wollten. Mit aller Schonung, zart und beherrschten Blutes brachte er der Umarmten die leidige Nachricht

bei. Im Augenblicke des Begreifens löste sich Ernestine von ihm los, trat ans Fenster und begann leise in ihr Taschentuch zu weinen. Max ließ es geschehen und bemühte sich mit kühl erwägendem Verstande, den Schmerz über eine Lappalie zu verwinden, die ironisch um die Schwelle seines Paradieses spielte. „Ein toter Hund," sagte sein Kopf, „sonst nichts!" „Ein toter Freund," sagte das Herz, „treu ergeben ihr und mir, ein Wesen, verflochten mit unseren Tagen, eine Figur im Teppich unseres Lebens — das Werkzeug einer Macht, die uns gut gewollt, ihr und mir!"

Während der Mann im wunderlichsten Streit der Gefühle stand und vom Niederknallen des guten Kameraden noch allzu erregt war, um das junge Weib mit dem ersten ehelichen Kusse zu eigen zu nehmen, fühlte dieses selbst nur Tod und Verlust. Sie sandte dem edlen Tier einen Schmerz nach, in dem die Weihe der Stunde unterging, eben deshalb unterging, weil ein schöner, obzwar scherzhafter Anteil an dieser Stunde dem Lebewesen zukam, das nun nach Jahren treuen Dienstes an demselben Menschenglück zugrundeging, das es nach den Kräften seiner Natur hatte herbeiführen helfen. „Armer Achill," schluchzte Ernestine und vergoß über dem Namen Tränen, die Maximilian, als der dritte des nun zerrissenen Bundes, so natürlich fand, daß er selbst für einen Augenblick eine unmännliche Wallung des Herzens unterdrücken mußte und erst als Tröster seine Fassung wiederfand. Er trat zu Ernestine ans Fenster und nahm ihr gesenktes Haupt in seine Hände: „Ich habe die Serenade abgesagt. Den Justizrat lasse ich um Entschuldigung bitten — er wird es verstehen... Nun komm, meine Freundin, komm mit mir!"

Der Fürst bat seine Anvermählte, mit ihm den Jagdpavillon aufzusuchen, der einige hundert Schritte unterhalb des Schlosses in Baum und Busch lag und mit aufgefrischten Räumen des jungen Paares harrte.

Arm in Arm, die fröstelnde Ernestine in ihren Mantel gehüllt, traten die Gatten ins Freie. Die silberne Sichel, die schon am Himmel stand, warf fahles Licht in den Hof. Der Weg an Achills leerer Festhütte vorbei, die in ihrem Asternschmuck, das neue Freßgeschirr davor, doppelt traurig stand, war nicht zu vermeiden, und so führte denn der Fürst — wie hätte auch er selbst diesen Anblick vergessen können! — eine stille, trübe Braut ins Gemach.

Am leicht angewärmten Kamin stand noch ein einfacher Imbiß bereit. Die beiden bedienten sich seiner um der traulichen Verbundenheit willen, mit der die erste einsame Mahlzeit Liebende beglückt,

wenn sie das Nehmen vom selben Trank und derselben Speise als das schlichteste Zeichen jener vollen Einigkeit verstehen, mit der sie sich am Mahl des Lebens niederlassen. Kaum daß Worte über die Lippen kamen — weit inniger begriffen sich die Augen, die im Kerzenschein des Tafelleuchters ineinanderruhten, während die Hände am gleichen Stück Brot, das sie brechen wollten, sich begegneten.

Ernestine, die noch einigen vereinzelten Tränen den Lauf lassen mußte, gab sich im stillen Mühe, den traurigen Flor dieses Abends hinwegzuscherzen; sie sagte sich vernünftig, daß in drei, vier Tagen der Name Achill den blanken Freudenglanz ihrer Augen nicht mehr trüben werde, und daß nur kindliche Torheit ihr versage, die letzte Tiefe ihres Frauenlebens nun mit süßem Schauer zu erschwingen. Im Grunde wünschte sie völliges Alleinsein, um das törichte Weh aus sich hinauszuschütten und vielleicht schon des nächsten Abends sich mit freier Stirn in Maxens Arm zu geben. Sie kam sich schuldig vor, als raube sie mit ihrem unbeherrschten Herzen das Glück der Stunde.

Max sah sie schweigend an und begriff sie. Auch wenn seine eigenen Gedanken nicht stets aufs neue zu Achill zurückgekehrt wären, hätte er doch, so nichtig der Verlust war, mit dem jungen Weibe herzlich mitgefühlt. Ihm wie ihr war der Name Achill nun doch der Name eines erloschenen Lebewesens — ein schwarzer Wimpel in der Sonne. So waren denn auch die leisen Zärtlichkeiten, die getauscht wurden, nichts weniger als das Vorspiel eines Freudensturms und weit entfernt vom hochzeitlichen Liebesspiel. Sie bedeuteten die Teilnahme, die heilen will, und führten allmählich zu einem Gespräch über den üblen Spaß des Schicksals, zu Gedanken, die in der Frohlaune des Nachmittags aufgeflattert waren ohne den rechten Bezug zur törichten Wirklichkeit der Dinge. Unausgesprochen schwebte jetzt wie eine Enttäuschung der Name Leibniz auf den Lippen.

In all seiner Unschuld spielte der Philosoph in den hochzeitlichen Gemächern die ganze wache Nacht hindurch eine tragikomische Figur. Das herrliche System gab den kranken Hochzeitherzen keinen Tropfen Balsam her, und das Brautbett beherrschte nicht etwa ein kluger Traktat, der vom vollen großen Leben hätte ein kleines Leid verscheuchen können, sondern der tote Hund Achill.

Am Ende des Gespräches faßte sich Ernestine einen ruhigen Mut und ließ sich den ganzen traurigen Hergang schildern. Dem Erzähler aber kostete es Mühe, sein Herz so mannhaft zu verbergen, als es die Schonung des verwundeten Frauengemüts bedurfte. Doch entging

der Herzog nicht der traurigen Notwendigkeit, Ernestine den letzten Scherzgruß der toten Kreatur zu entbieten. Sie fragte nach dem Verbleib des neuen Halsbands, der glänzenden Dankspende des Paares an Achill. „Ich habe es ihm abgenommen,“ sagte Max und entnahm es der Tasche seines Mantels. Stumm überlas er aufs neue die eingravierten Verse Ernestinens:

Hoch Max und Ernestine!
Ich, der ich beiden diene,
Ich, Achilles,
Will es.

Er warf das Halsband auf den Spieltisch und bot Ernestine die Hand, mit ihm ins Schlafgemach zu kommen. Sie aber bat ihn, das Lager allein aufzusuchen und sie zu erwarten. So geschah es. Nach einem neuen, aber rasch unterdrückten Tränenausbruch betrat, mit dem Nachtgewande bekleidet, Ernestine alsbald den dämmernden Raum, in dem eine einzige Kerze milden Schein auf Eiche und Linnen warf. Sie faßte die willkommbietende Hand ihres Gatten und streckte sich an seiner Seite zur Ruhe hin. Eine Stunde, deren zwei und mehrere vergingen, ohne daß die Hände sich lösten, und kaum wehte der Hauch eines vernehmlichen Wortes in das Dunkel. Was immer Ruhe, Stillung, Friede heißt, das erfüllte diese beiden Menschen. Das Leben kehrte ihnen, wenn auch nur zum Scherze, in der gepriesensten Stunde die Seite seines Leides zu und vollbrachte in ihnen das unnennbare Glück einer Seelenhochzeit, zu der die Leiber nur als selige Zeugen geladen waren. Bis an den Rand gefüllte Wonneschalen hielten sich in köstlich schlummerloser Nacht die Wage und bewahrten ihre Fülle unverschüttet in den jungen Tag hinüber.

Als der Morgen graute, entschleierte die reich bemalte Decke des Zimmers ihre bunten Zeichen und ließ über den Häuptern der Ruhenden eins der vier in die Ecken verteilten Symbole der Jahreszeiten sichtbar werden. Es war eine Sichel, überm Ährenfeld schwebend. „Die Reife,“ sagte Max, „ist immer der Sichel nah, und wo die Sichel erscheint, gibt es auch zu ernten. Wir beginnen im Zeichen der Sichel, Liebste, hast du Mut?“

Das junge Weib kredenzte dem Geliebten aus hellen Augen eine bräutliche Seele und pries sich eine Zukunft an der Seite des Mannes, der ihr das Glück eines Hochzeitlagers auf der Schwelle von Geist und Fleisch geschenkt hatte. Die Philosophie, meinte sie, wäre wohl der rechte Trost, wenn man zu zweien sei. Das letzte Wort habe

doch die Liebe. Sie wolle aber die schöne Wissenschaft nicht schelten, denn die Liebe der Philosophen müsse doch die schönste bleiben. Sie erhoben sich, fast wie Kinder fröhlich — zu ihrem Hochzeittag.

In dieser Nacht lag auch der Hannoverische Justizrat und Bibliothecarius schlaflos in seinen Kissen. Er quälte sich ab, den Unfall des Abends in sein System zu reimen und auf dem hohen Fittich des Gedankens über den toten Hund hinwegzukommen. Dies gelang ihm aber in seiner Einsamkeit mit sich selbst weit weniger als den Schützlingen Dianens. Ohne zu ahnen, daß sich zweihundert Schritte unterhalb seines mondbeglänzten Fensters, durch das zuweilen ein Seufzer des Schlaflosen in Gottes Kosmos drang, daß dort unten sich ein Glück begab, das sich leichtlich als Beweis für seine Ansicht von dieser besten aller Welten deuten ließ, bog er an seiner Theodizee herum und fiel erst knapp vor Hahnenschrei in tiefen Schlaf. Wie alle Millionen Jahre vorher mußten auch nach dieser Nacht die Sterne vor dem jungen Tag verschwinden, und die alte Sonne, die Einer über Gut und Bös aufgehen läßt, warf auf des Herzogs Sonnenuhr ihren Schatten schon auf neun, als der Denker aus dem Bette sprang und mit Hilfe seines Ratsrocks und der pechschwarzen Perücke seine Erscheinung vom vorigen Tage wieder herstellte. Im Augenblick der Vollendung seines Äußeren erschallte unten in den welken Kastanien der fröhliche Ruf des Herzogs: „Gnaden Herr Justizrat!“ Und ihm sogleich folgte der glockenhelle Gruß einer Frauenstimme: „Wir wünschen guten Morgen!“

Leibniz wühlte seine Hochzeitgabe aus dem Gepäck hervor und stieg, zwei Manuskripte unterm Arm, die Treppe hinunter. Unten empfing ihn das junge Paar, ihm den aufgeschlagenen Kodex des Herrn Notker mit dem prangenden Titel „Von den Tröstungen der Philosophie“ entgegenhaltend. Des Scherzes gewahr geworden, atmete er in der Luft des strahlenden Morgens erleichtert auf und tauschte das wohlgeschnürte Kapitel seiner Theodizee gegen den pergamentenen Folianten ein. „Der Teufel hol,“ sagte er, mit einem Reste von Verlegenheit die Achseln zuckend, „der Teufel hol die gescheiten Bücher!“

„Bewahre,“ sagte Ernestine, „Sie haben recht, Meister, Sie wissen gar nicht, wie recht Sie haben.“

„Umso besser, liebe Freunde. So gestatten Sie wohl, junge Frau, daß ich auch Ihnen mit einer Frucht meines Schreibtisches lästig falle.“ Er überreichte Ernestine eine wohlgemeinte Abhandlung mit der Aufschrift: Hochzeit-Präsent, bestehend in sehr leichten Regeln,

dadurch zwischen Eheleuten eine beständige Liebe und Vergnügung zu erhalten.

„Wo aber ist," fragte Leibniz, ohne des freudigen Dankes der Herzogin viel zu achten, „Ihre erlauchte Mutter, die Fürstin?"

„In der Kapelle natürlich," versetzte der Herzog.

„Nun," meinte Leibniz, „sie hat den besten Teil erwählt — und der soll ihr nicht genommen werden."

Arm in Arm, der noch immer nachdenkliche Philosoph in der Mitte, schritten die drei, beim Vorübergehen an Achills Hütte ein wehmütiges Schweigen bewahrend, der Kapelle zu. Als sie eintraten, kniete die Fürstin am gewohnten Platz. Freudig überrascht von dieser feierlichen Abholung legte sie ihr Gebetbuch nieder, in dem die Aufschrift zu lesen war: Gebeth einer Großmutter für ihren Enkel. Nun schwand auch von der Stirn des Denkers die letzte Falte, und im lächelnden Einverständnis mit dem Lauf der Welt begaben sich die vier zum Frühstück.

A. G. Tansley

Die neue Psychologie

und ihre Beziehungen zum Leben*)

Einleitung

Psychologie ist die Wissenschaft von der Seele, ihrem Ursprung, Aufbau, ihren Regungen und Äußerungen; und da hinter jeder menschlichen Handlung, mit Ausnahme der rein automatischen, bewußt oder unbewußt eine Tätigkeit der Einzelseele steht, ist Psychologie in Wahrheit die Wissenschaft vom menschlichen Leben.

Trotzdem hat der älteren Psychologie von jeher etwas Unwirkliches angehaftet, als sei sie irgendwie vom tatsächlich gelebten Leben geschieden. Sie warf nur geringes Licht auf die unendliche Mannigfaltigkeit des menschlichen Denkens, Fühlens und Handelns, und bei den praktischen Problemen, denen wir alle im Leben zu begegnen haben, half sie uns kaum; sie war in Wirklichkeit viel zu akademisch

*) Das unter diesem Titel soeben im Drei Masken Verlag, München, erschienene Werk, dem wir das folgende Einleitungs-Kapitel entnehmen, will dem Leser ein zusammenhängendes Bild des menschlichen Seelenlebens im Lichte der Forschungsergebnisse der modernen Psychologie vorführen.

und zu abstrakt zu dem praktischen Gebrauch. Bevor wir uns nun der Entwicklung der neuen Psychologie zuwenden, müssen wir zunächst die Gründe ins Auge fassen, warum die ältere Psychologie in der Interpretation der seelischen Vorgänge, wie sie uns tatsächlich bekannt sind, versagen mußte.

Noch vor wenigen Jahren beschränkte sich der Gegenstand der Psychologie fast ausschließlich auf die sogenannten „Bewußtseinsinhalte“, d. h. auf die Gedanken und Gefühle, deren wir uns voll bewußt sind; und ihre beinahe einzige Methode war die Selbstbeobachtung, die in dem Versuch des Psychologen bestand, diese bewußten Gedanken und Gefühle in seiner eigenen Seele zu beschreiben und zu analysieren und darnach seine Ergebnisse für die menschliche Seele überhaupt zu verallgemeinern. Die Selbstbeobachtung wird immer eine der wichtigsten Methoden des Psychologen bleiben, aus dem zwingenden Grunde, weil das einzige Bewußtsein, von dem der Psychologe eine unmittelbare, aus erster Hand stammende Kenntnis haben kann, sein eigenes Ich ist. Er kann von den Seelen anderer mittelbar Kenntnis erlangen, sowohl durch das, was sie ihm in Rede und Schrift darüber mitteilen, wie durch den Niederschlag ihrer Seelentätigkeit in ihrem Benehmen und Handeln; aber die Tätigkeit unmittelbar zu erforschen, ist ihm einzig an seiner eigenen Seele gegeben, in dem Maße, wie er ihrer von Minute zu Minute bewußt wird. Und so ist er notwendig gezwungen, auf die eigene Seele und ihre Tätigkeit zurückzugreifen, wenn er die Ergebnisse seiner Beobachtung an anderen prüfen und vergleichen will. In dieser Beziehung nimmt die Psychologie auf dem Gebiet der Wissenschaft eine singuläre Stellung ein, und die Eigentümlichkeit ihres Gegenstandes brachte sehr ernste Beeinträchtigungen mit sich, so lange ihre Methode fast ausschließlich von der Selbstbeobachtung abhing.

Die Folge dieser Beeinträchtigungen zeigt sich in der starken Überwertung, die die ältere Psychologie der bewußten Wahrnehmung und dem Denkvorgang beilegte — eine Überwertung, die das seelische Bild vollständig verstößt und fast jede richtige Einschätzung der tatsächlichen Seelenvorgänge unmöglich machte. Diese Überwertung der rein rationalen Fähigkeiten beruht teilweise in der Geistesrichtung der Psychologen als Klasse. Es dürfte nicht leicht jemand Psychologe werden, der nicht eine starke Neigung und eine starke Begabung für Selbstbeobachtung und Analyse hat. Und besitzt er diese, so bedeutet das, daß sein logisches Vermögen stark entwickelt ist und daß er es gerne übt. Folglich ist die Seele, die er zunächst analysiert —

seine eigene —, eine Seele, in der die rein rationalen Vorgänge vergleichsweise stark entwickelt sind; und so wird der sich selbst beobachtende Psychologe geneigt sein, die Rolle, die diese Vorgänge in der menschlichen Seele überhaupt spielen, zu überschätzen. Gerade das Vermögen, das einen Menschen Psychologe zu werden befähigt, gibt ihm ein einigermaßen anormales Material für seine Untersuchung an den andern.

Aber es gibt noch eine viel wichtigere Ursache für das Überwiegen der rationalen Fähigkeiten in den älteren Darstellungen der menschlichen Seele. Der Denkprozeß ist *in seiner entwickelten Form* seiner Natur nach ein Prozeß, dessen sich die Seele voll bewußt sein muß. Anderseits werden wir im Folgenden sehen, daß sich die Seele vieler anderer geistiger Vorgänge keineswegs voll oder überhaupt nicht bewußt zu sein braucht. Ihre *Ergebnisse* gelangen ins Bewußtsein. Aber ihr eigentliches Wesen bleibt unbekannt oder dunkel; und sie tragen oft Masken, welche die darunter liegende Wirklichkeit verbergen. Die Vorstellung von geistigen Vorgängen, die nur halb bewußt sind, oder überhaupt nicht bewußt werden, die aber nichtsdestoweniger die wirkenden Ursachen vieler unserer Handlungen und vieler unserer bewußten Gedanken sind, hat für die meisten etwas Befremdliches; sie ist aber trotzdem von größter Bedeutung. Gesetzt, wir gelangen zu der wohl überlegten Entscheidung, eine bestimmte Handlungsweise einzuschlagen, so sind wir uns dabei notwendig aller Schritte in dem Vorgang, durch den wir zu dieser Entscheidung gelangen, voll bewußt und vermögen uns davon eine klare Rechenschaft zu geben. Anderseits kann es sein, daß wir dieselbe Handlung begehen, weil wir, wie wir sagen, fühlen, daß wir es müssen; und sehr oft können wir uns keine klare Rechenschaft von allen den geistigen Vorgängen geben, die zu diesem Gefühl geführt haben; oder, wenn wir sogar meinen, daß wir es können, wird die Rechenschaft oft unrichtig sein und sich in Wirklichkeit nicht mit den tatsächlichen geistigen Vorgängen decken, die zu unserer Handlung geführt haben. Der Grund, warum wir unfähig sind, von den fraglichen Vorgängen Rechenschaft — oder wenigstens klare und befriedigende Rechenschaft — zu geben, ist der, daß sie, als nichtrationale Vorgänge, unserem Bewußtsein nicht notwendig gewärtig sein müssen. Wenn wir von den Ursachen, die zu einer Handlung geführt haben, unrichtig Rechenschaft geben, so liegt die Sache gewöhnlich so, daß wir unbewußt aus Umständen, die uns rational erscheinen, eine Reihe von „Gründen“ aufbauen und sie an die Stelle

der wirklichen Ursachen, deren wir uns nicht bewußt sind, setzen. Dieser „Rationalisierungs"vorgang ist so ungemein häufig, daß er so ziemlich als allgemein gültig angenommen werden kann. Die meisten von uns werden durch furchtlose Selbstbeobachtung in sich selbst die Wege dafür finden, oder, wenn wir das nicht können, werden wir es wenigstens bei anderen feststellen. Es gelingt uns das in Fällen, wo die wirklichen Ursachen halb bewußt sind und ohne zu große Schwierigkeit ins Bewußtsein gerufen werden können. In anderen Fällen aber sind die wirklichen Gründe völlig verschüttet und uns ganz unzugänglich und können nur durch besondere Methoden ins Bewußtsein gebracht werden.

Die moderne Forschung hat die außerordentliche Wichtigkeit der unbewußten Geistesvorgänge zur Genüge bewiesen und diese und ihre Beziehungen zu den bewußten Vorgängen werden uns in diesem Buche in erster Linie beschäftigen. Einstweilen jedoch dürfen wir uns nicht wundern, daß die ältere Psychologie, als sie sich auf dem Wege der Selbstbeobachtung von den seelischen Vorgängen Rechenschaft zu geben suchte, nicht umhin konnte, die von den voll bewußten rationalen Vorgängen gespielte Rolle zu überschätzen und entsprechend die Rolle zu unterschätzen, die von den nicht-rationalen geistigen Vorgängen, die sich dem forschenden Blick der Selbstbeobachtung oft teilweise oder ganz entziehen, gespielt wird.

Die ungeheueren Fortschritte, die unsere Kenntnis der geistigen Vorgänge in den letzten Jahren gemacht hat, bestehen nun gerade in der Feststellung und Analyse der nicht-rationalen Vorgänge, die in unserem geistigen Leben eine so große und so grundlegende Rolle spielen. Diese Fortschritte sind ausschließlich zwei wichtigen Schritten in der Entfaltung der Wissenschaft zu danken — zunächst der unter dem Einfluß der Entwicklungslehre erfolgten Entstehung der biologischen Betrachtungsweise gegenüber der menschlichen Seele, zweitens der gewaltigen Vertiefung unserer Einsicht in die „anormalen Geistesvorgänge" — der Psychopathologie, die in den allerletzten Jahren stattgefunden hat.

Die Behandlung der menschlichen Seele als eines Problems in der organischen Entwicklung wurde praktisch von Darwin in seiner 1871 veröffentlichten „Abstammung des Menschen" inauguriert. Darwin versuchte zu zeigen, daß „zwischen den Menschen und den höheren Säugetieren in ihren geistigen Fähigkeiten kein grundlegender Unterschied besteht", und er stellte jedenfalls ein sehr überzeugendes Tatsachengebäude für die Kontinuität zwischen den Fähigkeiten der Tiere

und denen des Menschen auf. Sobald die Entwicklungslehre allge
meine Anerkennung gefunden hatte, wurde auch die Entwicklung de
menschlichen Seele von vielen Anthropologen und Philologen erforsch
Das Ergebnis war, daß diejenigen seelischen Eigenschaften, die di
zivilisierte Menschheit mit dem Primitiven und mit einer Anzal
höherer Säugetiere teilt, immer mehr als ihre grundlegendste
erkannt wurden, während die „höheren seelischen Leistungen, wi
die Entwicklung des Selbstbewußtseins, des ethischen Gefühls, di
Reifung des künstlerischen Empfindens, die Fähigkeit zu abstrakter
Denken und zu technischen Fertigkeiten, als spätere und relativ ober
flächliche Entwicklungen erscheinen".

Damit soll nicht gesagt sein, daß diese späteren Entwicklunge
unwichtig seien. Im Gegenteil sind gerade diese Eigenschaften fü
den Menschen als Menschen von größter Bedeutung, denn sie unter
scheiden seine Seele von der Tierseele, und in ihnen liegen di
Ursachen seiner bisherigen Leistungen und die Hoffnungen künftige
Entwicklungen. Doch bleibt die Tatsache, daß sie relativ oberflächlic
und auf ein Fundament von im weitesten Sinne unbewußten un
irrationalen Instinkten, Wünschen und Trieben aufgebaut sind, ei
Erbteil primitiver Menschen und tierischer Vorfahren. Diese ererbt
Grundlage bestimmt viele der wichtigsten Ereignisse in unseren
Leben und beeinflußt seinen ganzen Verlauf aufs tiefste, und zwa
nicht nur in leicht erkennbarer, sondern in mannigfacher und gan
unbewußter Weise. Wenn man die Wichtigkeit der Grundlage ver-
kennt oder verkleinert, so macht man damit ein wirkliches Verständ-
nis von Seelenbau und Seelentätigkeit unmöglich und damit auch das
Verständnis der Art und Weise, in der diese Grundlagen das mensch-
liche Leben bestimmen.

Die moderne psychopathologische Forschung, deren größte Fort-
schritte wir Jannet, Freud und Jung verdanken, hat ein großes Tat-
sachenmaterial und einige für die Psychologie fundamental wichtige
Gedanken ans Licht gebracht und diese gaben den Anstoß zu einer
neuen Entwicklung der psychologischen Theorie. Die wichtigste
allgemeine Schlußfolgerung, zu der man kam, besteht darin, daß die
Seelenstörungen, die man in Fällen von Hysterie und Geisteskrankheit
beobachtet, nur extreme und unausgeglichene Entwicklungszustände
von Eigenschaften und Funktionen darstellen, die integrierende
Bestandteile der normalen und gesunden Seele sind. Durch diese
Schlußfolgerung werden wir instand gesetzt, viele der erstaunlichsten
Äußerungen der normalen Seele von pathologischen Entwicklungen

aus zu erklären und so viel tiefere Einsicht in Seelenbau und -Leistung zu erhalten — gerade so wie pathologische Veränderungen der Gewebe und der Körperfunktionen Licht auf normale physiologische Vorgänge werfen. In beiden Fällen unterscheiden sich die Reaktionen auf extreme Reize und das Verhalten des Organismus beim Verlust des normalen Gleichgewichts seiner Teile zueinander und zu der Umgebung, das die Gesundheit charakterisiert, nicht qualitativ, sondern nur quantitativ von Reaktionen auf normale Reize und vom normalen Verhalten. Beide Formen von Reaktionen — die normale und die anormale — sind vollständig in dem ursprünglichsten Bau und den Fähigkeiten des Organismus begründet. Sobald Reaktion und Verhalten extrem werden, haben wir gleichsam eine Analyse der normalen Leistungen vor Augen; wir sind imstande, die gestörte Funktion mehr oder minder isoliert zu erforschen und uns eine Vorstellung von ihrer wirklichen Bedeutung und ihrem Wesen zu geben, was wir, solange sie durch die entgegengesetzten Bestrebungen in Schach gehalten wird, gemeinhin das Gleichgewicht des ganzen Organismus aufrecht zu erhalten, nicht zu tun vermögen.

Die neue Psychologie betrachtet die menschliche Seele als einen hochentwickelten Organismus, der im Hinblick auf seine grundlegenden Eigenschaften den Bedürfnissen seines Trägers bis ins einzelnste angepaßt, während einer langen Entwicklungsdauer in beständiger Fühlung mit diesen Bedürfnissen aufgebaut und ausgebildet ist, dabei aber oft den größten Mangel an Anpassung an die schnell entstandenen und schnell veränderlichen Forderungen des modernen Kulturlebens zeigt. Ihre grundlegendsten Tätigkeiten sind irrational und weitgehend unbewußt. Die Fähigkeit zu bewußtem Denken gehört einer späteren Entwicklung an und spielt selbst beim höchstentwickelten menschlichen Wesen nur eine unbedeutende Rolle, sozusagen an der Fassade des festgegründeten Gebäudes von Instinkten, Erregungen und Wünschen, die das eigentliche Gerüst des seelischen Organismus ausmachen. In vielen Fällen erweist sich die anscheinende Wichtigkeit der Verstandestätigkeit als eine Illusion, unter deren Deckmantel tief liegende Instinkte und Wünsche sich ausleben.

Die neue Psychologie empfängt ihr Material aus dem gesamten Gebiete des Seelenlebens, des normalen sowohl wie des anormalen, von der Beobachtung anderer und von der Selbstbeobachtung (Introspektion), vom Studium der Sitten, von Kunst, Literatur, vom praktischen Leben, von Mythologie und Geschichte, von den Gewohnheiten und Gebräuchen primitiver Völker und denen der entwickeltsten Kulturen. So sind große Fortschritte in der Richtung auf eine folgerichtige und klare Deutung der menschlichen Seele gemacht worden, und das Gebiet zu künftigen Forschungen scheint unbegrenzt. Gleichzeitig muß man zugeben, daß vieles von diesem reichhaltigen Material

noch sehr wenig wissenschaftlich bearbeitet ist, daß es darüber noch sehr weitgehende Meinungsverschiedenheiten gibt und viel Raum für widersprechende Auslegungen. Das mag zur Entschuldigung dienen für die in diesem Buche angewandte Methode, das — weil es auf kleinem Raume und vielleicht allzuviel eine systematische Darlegung dessen versucht, was dem Autor das eigentliche Gerüst des Problems zu sein scheint — notwendig manchmal aprioristisch und dogmatisch Behauptungen aufstellen und anderseits viel wichtige Punkte ungeklärt lassen, oder sich mit kurzen Andeutungen über sie begnügen muß. Mein Ziel ist, ein Bild zu entwerfen, das manch undeutliche und auch einige leere Stellen enthalten mag, im ganzen aber hoffentlich nicht allzusehr verzeichnet erscheinen soll.

Carl Schwartze

Kriegserlebnisse*)

Das Jahr 1814 war verflossen. Zu Anfang des folgenden hieß es, daß nächstens eine Abtheilung nach Fondi gehen solle, um diejenigen unseres Regiments, welche seit längerer Zeit dort in Garnison gestanden, abzulösen. Von unserer Compagnie sollten zehn Mann mit, und, wenn es dem Rechten nach ging, gehörte auch ich dazu. Der Lieutenant ließ sich von dem Sergeant-Major die Liste der dazu Ernannten geben, und als er meinen Namen nicht darauf fand, fragte er nach der Ursache. Der Sergeant-Major entschuldigte sich damit, daß er in dem Glauben, ich möchte die Gelegenheit zum Entfliehen benutzen, mich zurückgelassen habe; der Lieutenant hingegen meinte, es dürfe keine Ausnahme gemacht werden, und äußerte sich sogar: „Wenn der arme Teufel fortkommen kann, ist es ihm nicht zu verargen; er ist ja schon lange und sehr weit von seinem Vaterlande entfernt!" — Ich wurde also zum Mitgehen bestimmt und war seelenvergnügt darüber. Am 16ten Januar 1815 marschirten wir ab.

Fondi liegt höchstens drei Stunden von der Römischen Grenze,

*) Das Folgende entnehmen wir einem im Drei Masken Verlag, München, erschienenen Buche: „Wahre und abenteuerliche Lebensgeschichte eines Berliners, der in den Kriegsjahren 1807 bis 1815 in Spanien, Frankreich und Italien sich befand" von Carl Schwartze. Der Verfasser, ein Berliner Buchdruckergehilfe, der den Guerilla-Krieg in Spanien gegen die napoleonische Herrschaft als Söldner zuerst in spanischen, dann in französischen Diensten miterlebte und auch an den Kriegszügen in Italien teilnahm, schildert in dem vorliegenden Kapitel seine Desertion aus dem neapolitanischen Heeresdienst und seine Rückkehr in die Heimat.

und wenn mir von dieser Stadt keine Flucht glückte, so gelang mir wahrscheinlich nie eine.

Einer meiner Gefährten, Namens Zecchino, zwar ein Neapolitaner, aber ein hübscher, nicht ganz ungebildeter junger Mann, und nicht so sittenlos, wie die Mehrzahl seiner Landsleute, war mit Napoleon in Deutschland gewesen und zeichnete sich durch gefälliges Benehmen gegen mich vor allen Uebrigen aus. Wir wurden auf dem Marsche gute Freunde, und beredeten uns, da wir in Fondi bei den Inwohnern Paarweise einquartiert werden sollten, zusammen zu bleiben. Er vertraute mir, daß er in Florenz die Bekanntschaft eines Mädchens gemacht habe, das ihm von ganzem Herzen ergeben und das er eben so innig liebe; auch hätten die nicht unbemittelten Eltern seiner Bianca sich einer ehelichen Verbindung der Liebenden nicht hinderlich gezeigt, sobald er nicht mehr Soldat wäre; seine Eltern wären auch ziemlich wohlhabend, und wenn er jetzt nach Florenz käme, würde er seine Braut wohl heirathen dürfen; die Herrschaft Murats über Neapel müsse doch auch bald ein Ende nehmen, und dann stände seine Heimath (Salerno) ihm wieder offen. Wir verständigten uns bald, und beschlossen, bei nächster Gelegenheit eine Flucht zu versuchen.

Auf dem Marktplatze hatten wir eine Wache. Am 19ten Januar bezogen mit Anderen ich und Zecchino dieselbe. Es war unser fester Vorsatz, von hier aus zu entweichen; denn wir hielten es für rathsam und unserer Sicherheit gemäß, bewaffnet fortzugehen, und wollten uns lieber bis auf den letzten Blutstropfen vertheidigen, als gefangen nehmen lassen. Um neun Uhr Abends bekam ich den Posten vor dem Gewehre; eine halbe Stunde darauf schlief Alles in der Wachtstube, Zecchino ausgenommen. Die Thür stand offen — in der Stadt war Alles ruhig und ein feiner Regen fiel nieder — Zecchino trat mit Gewehr, Tasche und Tornister zu mir — das Thor war nahe, unverschlossen und ohne Wächter — völlig equipirt schlichen wir uns fort und waren bald außer der Stadt.

Einen Büchsenschuß weit schritten wir auf der großen, nach Rom führenden Straße vorwärts, dann schlugen wir uns rechts über einen Graben, ladeten unsere Gewehre, und wanderten über Ackerland und durch Reben, die wir oft, um durchzukommen, aus ihrer Verschlingung reißen mußten, dem nahen Gebirge zu. Es regnete stärker, und dies war uns lieb, weil wir uns nun weniger vor einem Begegnen von Landleuten zu fürchten hatten.

Wir wußten, daß mehrere Vorposten unseres Regiments — (gewöhnlich aus einem Korporal oder Sergeanten und vier Mann bestehend, welche eine von Zweigen und Laubwerk geflochtene Hütte zum Obdach hatten, des Nachts ein Wachtfeuer vor derselben unterhielten und eine Schildwache ausstellten) — in der Richtung gegen

den Kirchenstaat sich befanden, und mußten uns also in Acht nehmen, auf keine derselben zu stoßen.

Eine halbe Stunde lang hatten wir uns auf dem schlüpfrigen, fetten Erdboden durch die Weinstöcke gearbeitet, als wir nahe vor uns ein großes Haus sahen, und um dasselbe nicht allzu nahe zu umgehen, mußten wir über einige Gräben und Hecken uns schwingen. Hinter diesem Gebäude erstiegen wir einen Hügel, und als wir ihn erreicht, sahen wir etwas links vor uns in der Tiefe, in einer Entfernung von vier bis fünf hundert Schritten, ein Feuer, das wir für eins der Unsrigen hielten. Ein rauschendes, wohl funfzehn Fuß breites Gewässer floß, als wir wieder abwärts gegangen waren, links in schräger Richtung von der Romanischen Grenze herkommend, zu unserer Rechten. Wir konnten nicht anders, als ein Weilchen an seinem Ufer links fortgehen, weil wir rechts wieder zurück gegangen wären, und kamen dadurch dem Wachtfeuer etwas näher. Der Halbmond blickte zuweilen durch zerrissene Wolken, und zeigte uns, daß der kleine Strom aus nahem Gebirge rechts herkam, wir also den eingeschlagenen Weg verfolgen mußten, und dabei, von etwas Gebüsch gedeckt, dem Feuer bis auf hundert Schritte nahe kommen würden. Daß uns eine Schildwache schon bemerkt hatte, war nicht zu glauben, denn die Neapolitaner machen gewöhnlich so früh als möglich Lärmen; auch saß wohl, weil es noch immer etwas regnete, der wachhabende Soldat in der Hütte. Wir schritten also gebückt, das Gewehr in Balance und ganz leise und vorsichtig, dicht am rauschenden Gewässer, und hofften, daß das Getöse desselben jedes Geräusch unserer Bewegungen überstimmen würde.

Doch alle unsere Vorsicht konnte nicht vermeiden, daß ich über einen Stein stolperte, und mit dem Gewehr, an welchem ich mich vor dem Falle bewahrte, ein starkes Geklirr machte. Die Schildwache rief uns an — wir antworteten nicht; sie rief zum zweiten, zum dritten Male — wir gaben keinen Laut von uns. Da schoß der Soldat seine Flinte auf uns ab, doch ohne zu treffen — seine Kameraden stürzten aus der Hütte. Die Angst gab uns Muth — es galt Leben und Freiheit oder Tod! — Wir sprangen in die Fluthen — hielten unsere Gewehre hoch empor — kamen bis über den Nabel in's Wasser — erreichten glücklich das jenseitige Ufer — waren in wenigen Sekunden hinter Gebüsch — kehrten uns um und erwiederten die uns verfolgenden Schüsse durch das Abfeuern unserer Gewehre, und eilten dann weiter. Unsere Gegner bezeigten keine Lust, das Durchwaten des Bergstromes uns nachzumachen.

Durch dichtes Buschwerk arbeiteten wir uns nun bergan. Ein starker Regenschauer durchnäßte das Wenige, was am Obertheile unseres Körpers noch trocken war. Nach einer Stunde ungefähr

hatten wir einen Berggipfel erreicht — es fiel oben ein noch stärkerer Regen, mit Schlossen gemischt. Das Wetter war so, daß es etwa eine Viertelstunde lang regnete, dann eben so lange wieder nicht. Die Wolken zogen wie gepeitscht von Norden nach Süden — ein kalter Sturmwind brach sich heulend an Gesträuch und Gestein.

Wir mußten wieder bergab, und zwar so steil und durch so dichtes Gebüsch, daß wir zuweilen auf Händen und Füßen durchkriechen, zuweilen, mit den Händen an Zweigen oder Stämmen hängend, uns hinunterlassen mußten, wobei wir uns Hände und Gesicht zerschrammten, und die größte Mühe hatten, unsere Gewehre, von denen wir uns durchaus nicht trennen wollten, klirrend mitzuschleppen. Endlich waren wir auf ebenem, aber waldigem Boden. Als wir mehrere hundert Schritte zurückgelegt hatten, sahen wir links einen sich bewegenden Lichtschimmer. Wir standen still, um zu sehen, was dies bedeute. Das Licht näherte sich. Wir sahen, daß es zwei Männer in Bauernkleidung waren, die auf einem schmalen Fußpfade nahe an uns vorüber wollten. Da wir bewaffnet waren, brauchten wir uns vor ihnen nicht zu fürchten, und gingen auf sie zu, um uns von der Gegend unterrichten zu lassen. Als sie uns bemerkten, erschracken sie, zogen Pistols aus ihrem Gürtel und machten sich zur Vertheidigung bereit. Wir merkten gleich, mit was für freien Rittern wir zu thun hatten, und riefen ihnen zu, keine Furcht zu haben, denn wir seien Deserteurs. Sie faßten wieder Muth, erwarteten uns und bezeigten die größte Freude über die Wahrheit unserer Aussage. Sie beehrten uns mit dem Namen Kameraden, und sagten, daß die Römische Grenze zwei Stunden von hier wäre, daß wir bis dahin von keinem Militair etwas zu befürchten hätten, und bezeichneten uns den Weg. Sie wollten uns noch Patronen abkaufen; aber diese wollten und konnten wir nicht weggeben, denn wir besaßen Jeder nur fünf bis sechs Stück. Eine gute Reise uns wünschend, entfernten sich die Banditen.

Bald kamen wir aus dem Walde auf einen Weideplatz: wir waren in einem kleinen Thale. Ein Bach durchschlängelte es. Ein neues Abentheuer stieß uns bald hier auf. Das Gebell eines Hundes ließ sich hören — viel andere Kameraden von ihm folgten näher und ferner seinem Beispiele — gellendes Pfeifen ertönte dazwischen — es war ein gar sonderbares Concert! — Feuerbrände stiegen wie Raketen nicht weit von uns in die Luft — mehr entfernt eben so. Ganz in der Nähe rief eine Stimme uns an. Im ersten Schrecken glaubte ich mich auf allen Seiten von Verfolgern eingeschlossen; aber mein Gefährte, des Landes und seiner Gebräuche kundig, beruhigte mich bald mit der Erklärung, daß wir bei Schäfern wären, welche, weil es hier zu keiner Jahreszeit an Weide fehlt, Hütten

hier hätten und zur Bewachung der ihnen anvertrauten Heerden des Nachts darin zubrächten.

Wir antworteten nun dem abermaligen Anrufer: Deserteurs! Er lud uns darauf ein, näher zu kommen, beruhigte durch Händeklatschen seine entfernteren Genossen, besänftigte seinen Hund, und wir traten in seine Hütte. Er legte sogleich mehr Holz an's Feuer, damit wir unsere triefenden Kleider trocknen könnten.

Wie ich nun erfuhr, benachrichtigte ein Schäfer, wenn er Gefahr vor Wölfen oder Räubern witterte, die Andern durch Gepfeife und hochgeschleuderte brennende Holzstücke davon, und sie liefen dann zusammen, um sich einander beizustehen, zu welchem Behuf Jeder mit einer Flinte versehen war.

Unser Schäfer, ein junger Mensch, bezeigte sich sehr theilnehmend. Er sagte uns, daß wir nun gar nichts mehr zu befürchten hätten und von hier aus ohne Hinderniß bei hellem Tage über den einen Berg gehen könnten, welcher das Neapolitanische vom Kirchenstaate trennt, und bat uns, bis zur Morgendämmerung bei ihm zu bleiben, er wolle dann eine Strecke mit uns gehen und uns den Weg ganz genau bezeichnen.

Wir befolgten seinen Rath, zogen uns bis auf das Hemde aus und trockneten unsere Kleidungsstücke. Er theilte uns auch von seinem Brodt und Speck etwas mit. Als der Morgen zu grauen anfing, gingen wir mit ihm ab, und schenkten ihm vorher eine unserer Patrontaschen, weil Zecchino mir sagte, daß die Gebirgsbewohner den Deckel derselben gern zu Sohlen für ihre Schuhe von ungegerbter Rindshaut benutzen.

Eine Viertelstunde lang begleitete uns der junge Mann; darauf standen wir am Fuße eines ziemlich hohen Berges. Er sagte uns, daß dieser die Grenze bilde und der jenseitige Abhang schon zum Kirchenstaate gehöre. Auf der Hälfte des Weges zu seinem Gipfel lag ein kleines Dorf: in selbigem, meinte der Schäfer, befänden sich aber weder Gensdarmen, noch anderes Militair, und wir könnten allenfalls ohne Gefahr durchgehen; doch hätten wir es auch nicht nötig, denn man könne auf jeder Seite am Dorfe vorbei. Wir konnten sehen, daß letztere Aussage unseres Führers richtig war, nahmen herzlichen Abschied von ihm und stiegen bergan.

Nahe am Dorfe kamen wir bei einer Quelle vorüber, und fanden bei derselben mehrere Mädchen, welche in steinernen Krügen Wasser holten. Wir grüßten sie freundlich, scherzten mit ihnen, und ließen uns noch einmal unsern Weg bezeichnen; ihre Aussage stimmte mit der des Schäfers vollkommen überein.

Als wir den Gipfel bald erreicht hatten, fanden wir Schnee. Wir

kamen oben an, sahen die Romanischen Gefilde vor uns, und ein unbeschreiblich wohlthätiges, die Brust erleichterndes Freiheitsgefühl regte sich in meiner Brust: der Kirchenstaat erschien mir in diesem Augenblick als das liberalste Reich der ganzen Welt. Mit dem stolzen Gedanken: nun kann das ganze Neapolitanische Reich mir nichts mehr anhaben! — warf ich noch einen Rückblick auf dasselbe, und ging dann mit meinem Gefährten bergab.

Auf der Römischen Seite lag der Schnee eine halbe Stunde weit hinunter so tief, daß wir oft bis an das Knie hineinkamen. Er hörte aber bald gänzlich auf. Nach einer Stunde langten wir auf einem Fußpfade an, den wir links einschlugen; nach einer abermaligen Stunde erblickten wir ein hoch gelegenes Dorf und gingen darauf zu.

Einen Büchsenschuß von demselben, auf einem steinigten Wege, begegnete uns ein Bauer, der mit einem Maulthier aus dem Orte kam. Wir sprachen mit ihm, und erfuhren, daß das Dorf Sonina heiße und zum Kirchenstaate gehöre; er meinte aber, daß wir nicht wohl thun würden, bewaffnet hinein zu gehen, indem man uns die Gewehre wegnehmen und nicht dafür entschädigen möchte. Wir merkten wohl, daß er Lust hatte, dieselben an sich zu bringen; auch wurden wir bald Handels einig: er bewilligte uns für jedes einen Scudo, und machte sich anheischig, uns so lange in seinem Hause zu beherbergen und zu beköstigen, als wir bei ihm zu bleiben Lust hätten.

Der Bauer getraute sich selbst nicht, die Gewehre Anderen im Dorfe sehen zu lassen, nahm sie daher mit unserer Hülfe auseinander, verbarg die Schäfte und Läufe unter einen Steinhaufen, von wo er sie in der Nacht holen wollte, und Bajonette, Schlösser, Ringe u. s. w. steckten wir in unsere Tornister, worauf er umkehrte und uns in seine Wohnung geleitete.

Wir wurden von unserem Wirthe recht gut in Essen und Trinken unterhalten, und verbrachten wirklich, theils weil er uns nicht ziehen lassen wollte, theils weil es uns bei ihm behagte und wir in Sicherheit waren, zwei Tage in seinem Hause. Als wir endlich abreisten, zahlte er uns die zwei Scudi für unsere Gewehre aus und bezeichnete uns den Weg nach Piperna, durch welche Stadt die große Straße von Neapel nach Rom geht, und woselbst wir das an der Grenze liegende Terracina wenigstens vier Deutsche Meilen hinter uns hatten.

Von Piperna marschirten wir über Cisterna, Velletri und Albano nach Rom, auf welchem Wege ich einen Theil der verrufenen Pontinischen Sümpfe zu sehen bekam. Wo wir gerade gegen Abend hinkamen, hielten wir um freies Nachtquartier an, und empfingen dann auch stets etwas Speise und Trank. In Piperna übernachteten wir bei einem Inwohner, nahe bei Cisterna in dem Heuvorrath eines Gast-

wirthes, in Velletri in einer Kaserne, wozu wir von der Behörde Jeder fünf Bajocco's erhielten, und über Albano hinaus abermals in einem nur zwei Meilen noch von Rom entfernten Wirthshause. Am 26sten Januar langten wir schon um zehn Uhr Morgens in Rom an.

* * *

Die Schildwache am Thore verlangte unsere Pässe zu sehen, und als wir dergleichen nicht vorzeigen konnten, ließ uns der Sergeant durch einen Mann zur Polizei begleiten. Diese schickte uns in die Kaserne eines aus allerhand Nationen bestehenden Bataillons päpstlicher Truppen. Hier erhielten wir Brodt und Sold wie die Soldaten. Die Officiere bestrebten sich, uns zu engagiren; wir hatten aber keine Lust dazu. Nachdem wir bis zum 5ten Februar in Rom zugebracht, erhielten wir Jeder einen Paß, und, auf den Tagesmarsch täglich zehn Bajocco's gerechnet, vierzig Bajocco's zum Fortkommen durch das Römische Gebiet.

Wir übernachteten nach der ersten Tagesreise in einem Wirthshause zu Monterosi, nach der zweiten in einer Schäferei bei Viterbo, nach der dritten in einer Herberge zu Aquapendente, passirten am 8ten Februar die Toskanische Grenze und machten bei einem Bewohner von Radicofani Nachtquartier.

Im Toskanischen erhielten wir keine Unterstützung von den Behörden, und mußten, als wir kein Geld mehr hatten, von der Mildthätigkeit der Einwohner leben, kamen auch solchergestalt recht gut durch, wenn gleich das Dargereichte gewöhnlich nur aus Kastanien- oder Mais-Brodt bestand. Meine Schuhe waren so schlecht geworden, daß ich nicht mehr darin gehen konnte und sie bei unserem Abmarsche von Radicofani wegwerfen und bloßfüßig fortwandern mußte.

In Montalcino hatten wir ein sehr warmes Nachtquartier, nämlich einen Backofen, aus welchem die Eigenthümerinn eben die glühende Asche gekehrt hatte. Am 10ten Februar übernachteten wir in einem einzeln gelegenen Bauernhause; am 11ten gingen wir durch Siena und blieben weiter hinaus wieder bei einem Bauer; am 12ten, nachdem wir Poggibonti passirt hatten, abermals, und den 13ten langten wir in Florenz an.

Mein Kamerad war also glücklich am Ziele seiner Wanderung. Er nahm mich mit zu den Eltern seiner Geliebten. Groß waren hier Ueberraschung und Freude: die jungen Liebenden hielten sich fest umschlungen; ich konnte eine Thräne der Rührung nicht zurückdrängen, als ich an meine Heimath dachte. Bianca war ein sehr hübsches achtzehnjähriges Mädchen mit schwarzen Haaren und lebhaften braunen Augen, ihr Vater ein Tischler und Eigenthümer des

von ihm bewohnten Hauses. Ich mußte diesen und die beiden folgenden Tage bei den guten Leuten zubringen, und lebte nach Herzenslust. Den 16ten Februar frühmorgens verließ ich dieses Haus und erhielt ein Reisegeld von zehn Lire's und ein Paar Schuhe zum Geschenk. Recht innigen Abschied nahm ich von Zecchino: uns war wirklich wehmüthig zu Muthe.

Ich machte desselben Tages zum ersten Male von dem Rathe Gebrauch, den mir Parolini, der Vater Bianca's, gegeben: in den Klöstern, an welchen ich vorüber käme, um eine Unterstützung anzusprechen, und erhielt in dem ersten, nicht weit von Florenz liegenden, ein tüchtiges Stück Weißbrodt und zwei Soldi; in einem zweiten, bei welchem ich um die Mittagszeit anlangte, bekam ich einen Teller voll Suppe und eine Art Eierkuchen. Am nämlichen Tage erreichte ich einen in den Appenninen stehenden einzelnen Bauernhof und übernachtete darin.

Meine Schuhe waren neu und etwas eng — der Geber hatte sie nach Gutdünken für mich gekauft —: ich fühlte nach vollendetem Tagesmarsch Schmerzen an meinen Füßen und konnte die Schuhe am folgenden Morgen nicht anziehen, mußte deshalb wieder baarfuß meinen Weg fortsetzen. Bald stieß ich auf einen Frachtfuhrmann, welcher meine Füße musterte und mir sagte, daß ich in dem Schnee, der oben auf dem Berge läge, in meinem Zustande nicht gut fortkommen würde. Er nahm ein Paar großer, mit Hunderten von Nägeln beschlagener Schuhe von seinem Wagen und schenkte sie mir. Dankbar nahm ich sie an, zog sie auf die Füße und ging fort; aber nach einer Stunde mußte ich sie wieder ausziehen: sie waren gar zu groß und schwer und rieben meine Knöchel wund. Mit zwei Paar guter Schuhe im Tornister und keinen auf den Füßen kam ich bald in den Schnee. Er war ziemlich tief, aber im Auflösen begriffen. Die ersten Schritte in ihm verursachten mir keine angenehme Empfindung; ich wanderte indeß tapfer vorwärts und wurde endlich sogar warm an den Füßen. In zwei Stunden war ich durch.

Der Weg ging, nachdem ich das Dorf Loiana passirt hatte, rasch bergab, und als die Nacht sich näherte, quartierte ich mich wieder in ein einzeln stehendes Haus ein. Am andern Morgen sahe ich bei einigen Häusern ein Piquet Ungarischer, grau uniformirter Husaren, die ersten Oesterreichischen Soldaten, welche mir zu Gesicht gekommen. Die Haltung und Pferde der Husaren bewiesen mir, daß der Ruf von der Vortrefflichkeit dieser Truppengattung nicht zu viel Rühmliches gesagt hatte.

Ich langte in Bologna an und wurde zum Oesterreichischen Commandanten gewiesen. Dieser benahm sich sehr wohlwollend gegen mich, versicherte mir, daß ich, so lange ich im Gebiete seines Kaisers

marschire, keine Noth leiden solle, und machte mir, zum Beweise seines Versprechens, beim Kriegs-Commissair sogleich dasselbe aus, was ein Oesterreichischer Soldat erhielt, wenn er einzeln marschirte, nämlich Commisbrodt, und in jeder Stadt, wo ich übernachten wollte, eine Anweisung auf freies Quartier mit freier Kost. Er schenkte mir obenein drei Lire, und der Feldwebel, welcher bei ihm auf Ordonnanz war, legte noch einen aus seiner Tasche zu. Ich blieb diesen und den folgenden Tag in Bologna.

Die Infanterie, welche hier garnisonirte und aus Ungarn bestand, wie fast alle Fuß-Soldaten, welche dazumal in Italien waren, stach sehr gegen die Husaren ab; ihr ganzes Wesen kam mir träge vor, und als ich gar sahe, daß beim Exerciren ein Korporal einen Mann, welcher falsche Schritte machte, aus dem Gliede treten ließ und ihm stillschweigend drei mächtige Stockschläge auf den Rücken applicirte, hatte ich allen möglichen Respekt für den kaiserlichen Dienst. Obgleich ich vor dem Feldzuge 1806 in Berlin oft genug körperlich hatte züchtigen sehen, so dachte ich dazumal: es muß so sein; jetzt aber, nachdem ich über sieben Jahre dergleichen nicht beigewohnt, flößte es mir ordentlichen Schauder ein. Ich nahm mir auch fest vor, auf keinen Fall in Oesterreichische Dienste zu treten, wenn ich, wie ich befürchtete, dazu aufgefordert werden sollte; es ist mir indeß nicht der leiseste Antrag dieser Art gemacht worden. Wenn auch oft von rauhem Aeußeren, habe ich doch den größten Theil der Oesterreichischen Kriegsvölker, vom Regiments-Chef bis zum gemeinen Mann, sehr gutherzig gefunden, und mich dadurch überzeugt, daß die strenge Behandlung des Untergebenen nur die Macht alter Gewohnheit ist.

Obgleich die gewöhnlichen Speisen der Italiener in Quantität und Qualität keinen Vergleich mit denjenigen aushalten können, welche ich später in Krain, im Salzburgischen und Baierschen erhielt, so konnte ich mit meiner Kost in Bologna, zu welcher immer einige Gläser Wein gereicht wurden, doch zufrieden sein.

Den 20sten Februar verließ ich Bologna und machte in Malalbergo Quartier, den 21sten in Ferrara, den 22sten passirte ich den Po und blieb ohne Quartier-Billet bei einem Bauer, den 23sten in Rovigo; den 24sten ging ich nach Monselice, das sich, auf einem freien Hügel gelegen, herrlich ausnimmt, den 25sten nach dem berühmten Padua, wo der mit vielleicht hundert Bildsäulen gezierte Spaziergang vor dem Thore mir außerordentlich gefiel; am 26sten begab ich mich nach Mirano, am 27sten nach Mestra, am 28sten nach Treviso, und den ersten März machte ich in einem kleinen Dorfe Nachtquartier. Ueber Cornegliano und Pardenone erreichte ich am 5ten März Udine, am 6ten Gemona, einen am Fuße der Karnischen Alpen liegenden

Flecken, und den 7 ten Ponteba, das letzte Dorf in Italien: es wird durch den kleinen Fluß Fella von dem dicht daran liegenden Dorfe Pontafel getrennt, welches Deutsche Inwohner hat.

So betrat ich nun endlich, nach einer Abwesenheit von fast achtehalb Jahren, wieder Deutschen Grund und Boden.

Wie in Bologna, hatte ich fast von allen Oesterreichischen Commandanten und selbst von ihren Subalternen kleine Geldgeschenke erhalten, und solchergestalt, mit hinzugefügtem Brodt und freier Beköstigung im Quartiere, gar keine Noth gelitten, vielmehr noch etwas Geld gespart. Als ich von Mirano, immer an einem von Schifffahrt belebten Kanale, wo jede halbe Stunde wenigstens ein Wirthshaus ist und der Wein billig war, nach Treviso ging, kehrte ich sehr oft ein und genoß des edlen Rebensaftes reichlich. Es ist das letzte Mal — dachte ich — du mußt ihn genießen, so lange du kannst; wer weiß, ob du jemals wieder in ein Weinland kommst! —

In dem Hause, in welchem ich in Gemona einquartiert war, blieb meine Wirthinn die halbe Nacht auf, und nähte mir von altem Leder und Tuch ein Paar warmer Schuhe zusammen, welche sie mir am Morgen mit der Bemerkung gab: sie würden doch wohl so lange aushalten, bis ich auf Deutschem Gebiet sei; sie könne nicht ohne Mitgefühl daran denken, daß ich mit bloßen Füßen durch das mit Eis bedeckte Gebirge gehen solle; wenn sie nicht arm wäre, hätte sie wohl noch besser für mich gesorgt. Die Menschenliebe dieser Frau rührte mich außerordentlich. Wirklich hielten diese Schuhe drei Tagesmärsche aus und thaten mir gute Dienste. Der Weg nach Kärnthen ging zwar mehr zwischen den Bergen oder Felsen, als über sie; doch war auf vielen Stellen, die von den Sonnenstrahlen nicht berührt wurden, Alles hart gefroren und viel Schnee zu finden. In Ponteba verkaufte ich die mir zu nichts dienenden beiden Paare Schuhe, welche ich im Tornister mitgeführt hatte.

Für die „Österreichische Rundschau" verantwortlich: Dr. Paul Wittek, Wien, I., Bräunerstraße 4—6
Telephon 6'-4-89.
Für den „Obelisk" Julius Schaumberger, München, Karolinenplatz 3
Eigentümer und Verlag: Drei Masken Verlag A.-G., München, Zweigniederlassung: Wien, I., Wallnerstraße 4
Unverlangten Zuschriften und Manuskriptsendungen ist Rückporto beizuschließen
Druck der Buch- und Kunstdruckerei R. Kiesel zu Salzburg

Gespräch über Fichtes Politeia

Von Hans Ehrenberg (Heidelberg)

Aus dem eben erscheinenden ersten Bande der „Disputation über den deutschen Idealismus". Bd. I: Fichte. Bd. II: Schelling. Bd. III: Hegel. (Drei Masken Verlag, München.)

Friedrich: Und die Reden an die deutsche Nation? Von ihnen schweigt Ihr ganz!

Johannes: Sie sind wirklich etwas, nicht um ihres politischen Wertes willen, der überschätzt wird, aber um ihres philosophischen Inhaltes. Fichte machte in ihnen Entdeckungen. Volk und Sprache findet er, zwei, die er nicht gekannt. Denn der liberale Demokrat weiß nichts vom Volk, und der idealistische Logiker nichts von der Sprache. Aber auch hier ist Fichte und bleibt er — Idealist. Schnell fertig erklärt er das deutsche Volk für das Urvolk und seine Sprache für die Ursprache. Das Urvolk ist das „Ich" unter den Völkern.

Friedrich: Ich wünschte aber, daß jetzt in unseren Tagen des großen Volksunglücks wirklich einer wie damals Fichte auf die lebendige Sprache hingewiesen hätte, um das Weiterleben des unglücklichen Volkes glaubhaft zu machen. Das würde anders klingen als die leeren Hinweise darauf, daß der Geist nicht sterben könne. Gewiß, er kann nicht sterben, aber deshalb lebt er noch nicht.

Johannes: Und er kann sogar sterben. Das aber will ich Euch ohne Zögern zugeben, daß Fichtes Zeit- und Volkspredigt hoch, turmhoch über alledem steht, womit die jetzige Zeit sich selber anschreit. Jedoch die Unsrigen sind Fichteepigonen, wie sie denn auch nichts besseres zu tun wissen, als auf sein Beispiel hinzuweisen. Die Sprache aber, sobald sie in zweiter Auflage auftritt, ist nichts anderes als der — Geist! Und Idealismus überhaupt nichts anderes als der zweite Aufguß der frohen Botschaft, und danach schmeckt er auch. Man müßte nur hoffen, daß die Menschen nun wüßten, wie dumm es sei, einen guten alten Trank neu aufzugießen und zu verwässern; aber die Menschen werden nie klug, so scheint es, und heute haben sie schon so grobe Zungen, daß sie sich auch mit dem Aufguß vom Aufguß begnügen und auch davon — trunken werden.

Friedrich: Trotzdem muß ich für Fichte noch eine Lanze einlegen. Er ist und bleibt der geistige Deutsche schlechtweg. Man kann ihn nicht für alle seine Epigonen verantwortlich machen; so wenig, wie Jesus für alle Pfaffen die Verantwortung zu tragen hat.

Johannes: Ihr täuscht Euch: Jesus hat sie zu tragen, hat sie abgetragen am Kreuze. Denn für wen wäre er wohl in erster Linie gestorben als für seine eigenen Priester? sein Tod steht wider ihr Pfaffentum.

Friedrich: Aber ein Volk ist nicht vollkommen. Jedes trägt seine Art und Schuld. So repräsentiert Fichte die deutsche Art, die Art des Geistesvolkes. Der Geist ist nun einmal, im Guten und Bösen, unser Teil. Man liebt sein Volk erst, wenn man auch seine Fehler mitliebt.

Johannes: Ist der Geist wirklich unser Teil? Ich glaube es nicht, halte diese Behauptung selbst für eine idealistische Dichtung, wie so viele andere. Goethe und die Romantiker sind schon so anderer Art. Der philosophische Geist, und das wäre es doch, ist nur die eine Seite des deutschen Geistes.

Friedrich: Vielleicht nur die eine, aber die doch sicherlich. Der Deutsche glaubt nun einmal an das Fichtewort, daß das Metaphysische Segen bringe.

Johannes: Daran ist unbedingt etwas Wahres. Nirgendwo war die Geistessünde so leidenschaftlich und groß wie bei uns.

Friedrich: Und es war nicht bloß eine Zeiterscheinung, nicht bloß der zufällige Zeitpunkt eines einzelnen Jahrhunderts, denn das neunzehnte Jahrhundert ist das deutsche Jahrhundert.

Johannes: Das gebe ich voll und ganz zu, aber unser Glück ist es, daß der deutsche Geist im neunzehnten Jahrhundert außer dem Idealismus noch anderes hervorbrachte, sodaß wir trotz des Zusammenbruches des Idealismus eine geistige Tradition behalten, zu der außer so manchen anderen, die man lange verkannte, niemand anderer als — Goethe rechnet. Seine Zeit beginnt erst heute; bis jetzt war er ein idealistisches Phantom.

Friedrich: Hoffen wir, daß es so sei. Dann werden wir uns sicher gut verstehen. Ich bin dessen nur nicht ganz so sicher wie Ihr.

Johannes: Auch ich spreche oft viel sicherer, als es in mir aussieht; dazu verführen unsereinen die epigonischen Idealisten und überhaupt alle die hochmütigen Schwächen unserer Zeit; man steht zu allem in Fechterpositur, es ist ein Unglück. Wenn selbst jemand wie Ihr so denkt! Seht,

wenn Ihr Euch bekehrt, dann will ich meine Kampfstellung aufgeben. Nur solange man ganz allein dasteht, ist man zum Kampf verflucht; ein einziger Zweiter kann uns erlösen.

Friedrich: Bemerkt Ihr nicht, daß ich mich erschüttert fühle? Ob Ihr mich allerdings bekommen werdet, noch weiß ich es nicht. Wir haben erst einen Tag hinter uns, allerdings einen gewichtigen.

Johannes: Übrigens, um auf Fichte noch einmal zurückzukommen, er war auch Kosmopolit; allerdings glaubte er das im Hochgefühl eines deutschen Auserwähltheitsbewußtseins gut mit dem Nationalbewußtsein verbinden zu können. In solchen Überzeiten wie damals ist der Nationalist auch Europäer und umgekehrt. Es wird wohl niemand behaupten können, daß das auch heute so ohne weiteres möglich wäre. Von daher stammt auch der grandiose Irrtum, daß der Geist übernational sei, während es nichts nationaleres gibt als ein — Genie. International sind die Völker; die Massen, die ihre Heimat und sich selbst lieben, ragen leicht und von selbst über ihre Grenzen hinaus. Geist dagegen trennt und Genialität zeugt Todfeindschaft. Darin besteht auch der Grundfehler des Geniekults und der ganzen Politeia des Idealismus. Wie Platon will Fichte die Philosophen regieren lassen, aber nicht das eigene Volk, was noch einen Sinn hat, sondern die ganze Menschheit. Nie aber dringt ein Genie über sein Volk hinaus, es sei denn, daß er eben von seinem Volke selber hinausgetragen werde. In Zeiten wie der jetzigen Gegenwart kann auch das größte deutsche Genie nicht übernational werden. Aber es gibt Zeiten, in denen ein Volk als Volk, nicht etwa kraft seiner Genies, sondern vielmehr kraft seiner Volksmassen, Welt- und Menschheitsvolk ist. So vor 1800 die westlichen Völker, im neunzehnten Jahrhundert die Deutschen, nunmehr aber die Russen. Durch ihre Völker kamen Shakespeare, Rousseau, Goethe und Dostojewski zu den anderen Völkern, und nur auf diesem Wege. Der wahre Widerstreit in einem Volke liegt politisch immer zwischen den nationalen Geistigen und dem internationalen Volke; solange nun das Volk die Unterstützung der ebenfalls internationalen Aristokratie besaß, solange kam der Nationalismus nicht zum Durchbruch; sobald aber die Aristokratie vergeistigte und eine sogenannte geistige Aristokratie die Zügel in die Hand nahm, wurde alles dem Nationalismus untertan, schließlich sogar die Volksmassen. Daher bedürfen wir heute, wo die natürlichen Aristokratien tot sind, wenn anders wir dem Nationalismus des Geistes überhaupt entgehen und Europa und die Menschheit nicht verraten und zerfallen lassen wollen, einer anderen Hilfe, die uns allein die Kirche bieten kann. Ohne sie verfallen wir rettungs-

los dem Nationalismus, und zwar gerade kraft der unbeschränkten Herrschaft des Geistes.

Friedrich: Gewagte Behauptungen! Meint Ihr, daß man sie Euch zugeben wird?

Johannes: Nein, das wird man nicht. Darauf kommt es auch nicht immer an. Vieles muß erst erschüttert werden, ehe es zu Fall kommt und sich bekehrt.

Friedrich: Man kann in Fichtes Grundzügen des gegenwärtigen Zeitalters Kosmopolitismus und Nationalismus noch nebeneinander finden, ohne Auseinandersetzung zwischen ihnen. Wenn der herrschende Kulturstaat wechselt — hegelsch geredet, wenn die Geschichte in ein ander Land zieht —, was tut es Fichte? „Mögen dann doch die Erdgeborenen, welche in der Erdscholle, dem Flusse, dem Berge ihr Vaterland anerkennen, Bürger des gesunkenen Staates bleiben; sie behalten was sie wollten und was sie beglückt: der sonnenverwandte Geist wird unwiderstehlich angezogen werden und hin sich wenden, wo Licht ist und Recht. Und in diesem Weltbürgertum können wir denn über die Handlungen und Schicksale uns vollkommen beruhigen, für uns selbst und für unsere Nachkommen, bis ans Ende der Tage.“ Das ist derselbe Mann, der seine Zuhörer als die anredet, welche „frei mit mir über alle Zeit erhaben“ sind. Aber schon damals erkannte Fichte den inneren Lebenszusammenhang zwischen Bildung und Staat, wie es auch der Entwicklungsreihe seiner Staatstypen entspricht: Macht-, Recht- und Kulturstaat; und er bekennt: „es gibt keine Art der Bildung, die nicht von der Gesellschaft, das ist vom Staate im strengsten Sinne, ausgehe und die nicht wieder in dieselbe zurückzulaufen streben müßte.“ Und als dann das Schicksal über sein Volk und seinen Staat kommt, ist es gerade Fichte, der, als wäre er nur ein Erdgeborener, um mit seinem eigenen Worte zu reden, sich über Handlungen und Schicksale nicht beruhigt, sondern mit seinen Reden an die deutsche Nation eine Fackel anzündet, die weithin leuchtet. Weltbürgertum und Volkstum verschmelzen in der Politeia Fichtes, wie Ihr so schön die Reden nennt.

Johannes: Vielleicht hängt Fichtes philosophisches Schweigen während dieser Jahre mit der inneren Erschütterung zusammen, die mit dem Schicksal seines Volkes über ihn kam. Vielleicht wandelt sich deshalb noch einmal seine Philosophie. Wie zwischen erster und zweiter Epoche der Atheismusstreit, so liegt zwischen zweiter und dritter Jena und Auerstädt.

Friedrich: Ihr meint, daß dies die beiden Male waren, da Fichte mit der Wirklichkeit zusammenstieß? Aber ist nicht nach Euch die Reihe der drei Epochen eine von innen her folgerichtige?

Johannes: Das schon; aber gerade bei einer immanenten, rein gedankenmäßigen Systementwicklung bedarf es auslösender Ereignisse. Nach 1806 verlegt sich überhaupt Fichtes Leidenschaft auf das Politische; die späten Wissenschaftslehren sind nicht von dem heißen Atem durchglüht, der schon in denen der ersten und besonders in denen der zweiten Epoche weht. Sie sind von einer eigenen Akribie und Kühle; gerade deshalb müßten sie für unsere sogenannten wissenschaftlichen Philosophen um einen Reiz reicher sein. Aber wer sieht in die Seele eines wissenschaftlichen Philosophen? Fichte hat jene 1813 er Vorlesung, die von seinem Sohne als Staatslehre bezeichnet wurde, als „Angewandte Philosophie" betitelt. Das finde ich bezeichnend. Es hängt mit der ganzen Wendung zur männlichen Ruhe und Wirklichkeitsnähe zusammen; Fichte hört ein wenig auf, Standpunktsphilosoph zu sein. Der gestaltlose Gott, um mit seinen Worten zu sprechen, machte ihm das Standpunktsdenken uninteressanter; der sekundäre Idealismus der dritten Epoche verträgt keinen leidenschaftlichen Vortrag. Seine Leidenschaft gehört jetzt der angewandten Philosophie, die ihm als Politeia großen Stiles aufgeht. Und auch da bewährt er seine Stellung aus der dritten Epoche. Woher stammte wohl sonst die neuartige Zweiteilung der Weltgeschichte, die sich jetzt um die Achse des Jahres Null dreht? Und bei alledem werden doch die idealistischen Richtungslinien beibehalten. Da die Alte Welt als Vorwelt von der Neuen als Gegenwart sich an der Stellung des Staates unterscheidet — die Antike hat den zwangshaften, die Moderne den freien Gottesstaat —, so wird das Fichtesche Schema der Vernunft- und Freiheitsentwicklung auf den Werdegang der Neuen Welt übertragen, sodaß diese in ihrem Gange vom Jahre Null her sich mit dem früheren Gesamtgang der Fichteschen Weltentwicklung deckt. Werden auch nicht wieder einzelne Zeitalter konstruiert, so ist das nicht mehr nötig; die Hauptsache, nämlich die Bedeutung und Wirkung der Wissenschaft, bleibt dieselbe. Die Philosophie ist das Instrument der Welterfüllung, die Apokalypse ist wissenschaftlich; infolgedessen vereinigen sich in ihr nicht eine positive, bauende mit einer negativen, auflösenden Linie, wie dies in der wahren Apokalypse der Fall ist, sondern die idealistische Eschatologie ist liberal, das heißt nur positiv-optimistisch und der spätere Pessimismus Schopenhauers die unvermeidliche Reaktion auf die idealistische Glaubensüberspannung. Also ist auch in dem Geschichts- und Menschheitsbild der letzten Jahre Fichtes Gott und seine Offenbarung nur der Halte- und Aufhängepunkt für die idealistischen Ereignisse. Man kann die dritte Epoche in jeder Beziehung so schematisieren, daß man sagt: die Bewußtseinskugel, die in der ersten Epoche frei im Raume schwebt, in der zweiten

stürmisch durch ihn dahinrollt, wird in der dritten an einem Faden vom Jenseits her aufgehängt und ruht dann wieder wie in der ersten. Daher ja auch die ethischen und methodischen Gedanken der dritten Epoche denen der ersten näher stehen als denen der zweiten. Eigen ist nur, wie der Nicht-Ich-Charakter des Staates, den Ihr bei der ersten Epoche schildertet, jetzt in der dritten die Vorstufe des wahren Lebens, eine bestimmte, geschichtliche Wirklichkeit, die der Alten Welt einnimmt. Der Übergang vom Nicht-Ich zum Ich, vom Ding zur Freiheit dreht sich jetzt um die Achse des Jahres Null, und so gewinnt für den Verächter des Historischen das Historische, Jesus, doch Notwendigkeit und sinnvolle Bedeutung.

Friedrich: In der angewandten Philosophie entwirft Fichte sein groß angelegtes Erziehungsbild; das Seitenstück zur Platonischen. Es ist bezeichnend für unsere Philosophie von heute, daß sie noch nicht einmal die Kraft dazu gewonnen hat, die Platonische und die Fichtesche Politeia großzügig zu vergleichen, und das hätte ihr doch eigentlich nahe liegen müssen. Ich sehe den Hauptunterschied — denn die Ähnlichkeiten liegen auf der Hand — darin, daß Platon nur sein Volk, Fichte aber Volk und Menschheit sah. Der Hauptkonflikt der Politeia liegt aber zwischen Einzelvolk und Menschheit. Was aber ist nun für den Idealisten noch Europa, nachdem er das Ich der Menschheit in ein einzelnes Volk, in das deutsche, versetzt hat?

Johannes: Europa ist die Kirche — oder eine Illusion! Im Mittelalter ward Europa von der Kirche geschaffen; denn damals deckte sich Christenheit und Kulturwelt. Heute ist das anders; der Begriff eines corpus christianum hat seine Gültigkeit eingebüßt. Für die Kirche ist es ein großes Glück, daß sie nicht mehr identisch mit der Kulturwelt ist; der Begriff der Kulturkirche im alten Wortsinne besteht nicht mehr; eine Kirche, die sich im Wesen in dem Diesseitsreich darstellt, wäre keine wahre Kirche. Die Kirche muß sichtbar werden — ohne sichtbar zu sein; das verstehen weder Katholiken noch Protestanten; jene halten an dem Diesseitswahn einer Kulturkirche, diese an dem Jenseitswahn einer unsichtbaren Kirche fest. Für Fichte, den Protestanten, den einseitigsten Vertreter einer bloß unsichtbaren Kirche, wäre Europa in Nichts zerflossen, wenn er es nicht gerade mit dem Nationalismus des Deutschtums festgehalten hätte; in einem kulturtragenden Volk als führendem Volke der Völker wird Einheit dem sonst einheitsbaren Konglomerat der Völker verliehen; um des Kosmopolitismus willen, das verkennen unsere nationalistischen Zeitgenossen vollkommen, wird Fichte auch zum Nationalisten. Damals zerfiel auch die äußere Form des mittelalterlichen

Diesseitsreiches, und Napoleon schuf keinen Ersatz, obwohl dies sein wirklicher, vielleicht nicht einmal ganz unbewußter Plan war. Um Europa rangen damals die Besten; aber das neunzehnte Jahrhundert hat Europa zerschlagen, und die Fichteepigonen glauben viel zu wenig an Deutschlands Berufung, als daß sie wirklich aus ihr den Traum Europas schöpfen könnten. Das ist das tragische Schicksal der Fichteschen Politeia; sie endet im Nationalismus, also dort, wo Fichte zum Verächter wird.

Friedrich: Wie aber steht es um Staat und Kultur? Fichtes Wort von Bildung und Staat, das ich zitierte, hat auch noch für uns Gültigkeit. Eine staatslose Bildung haltet auch Ihr sicher für unmöglich?

Johannes: Allerdings. Aber seien wir vorsichtig mit dem Worte Staat. Setzen wir dafür das Wort Volk ein.

Friedrich: Soll ein Volk ohne Staat leben können?

Johannes: Sicher nicht. Aber als Träger der Bildung dürfen wir nicht das Staatstum des Volkes, sondern nur sein Volkstum ansprechen.

Friedrich: Was haltet Ihr von dem, was heute unter dem Namen der Fichtevolkshochschule unternommen wird?

Johannes: Im großen und ganzen ist es eben die schon angedeutete Verirrung. Es beruht auf Staats- anstatt Volksglaube. Denn jeder Nationalismus ruht auf dem Staatsglauben, der Volksglaube aber braucht die egoistischen Elemente des Nationalismus nicht zu verleugnen oder zu verdecken. Das Volk kann auch der Christ lieben, den Staat nicht; das Volk stammt von Gott, aus der Schöpfung, der Staat stammt vom Menschen.

Friedrich: Soll der Staat weniger wert sein als sonst Menschenwerk?

Johannes: Ich halte ihn sogar für das bedeutendste der Menschenwerke; aber alles Menschenwerk muß die Überlegenheit des Gotteswerkes anerkennen. Staatstum als Werkzeug des Volkstums hat Wert. Was von Gott kommt, können wir lieben, was vom Menschen, nur respektieren. So können wir auch ein Kunstwerk oder ein Gedankensystem nicht mit dem Herzen lieben, wohl aber einen Menschen oder ein Volk; Kunst- und Gedankenwerke können wir nur achten und verehren; ja, sie können uns sogar begeistern, wie der Geist überhaupt eine enthusiastische Sache ist, aber Liebe ist mehr als Begeisterung. Seht, der Philosoph soll Volksmann, nicht Staatsmann sein. Dahin soll ihn seine Politeia führen! Die Philosophen Könige? So durfte und konnte einer sprechen, der nur den inneren Staat sah, für den daher Menschenlehrer und Staatsmann keine Gegensätze bedeuteten. Anders für uns! Wir heute müssen in unserer Politeia streng unterscheiden zwischen dem, der als Lehrer und Denker

menschenbildend, und dem, der als Politiker und Führer volksbildend wirkt und der dadurch die Liebeskräfte auch dem Staatstum zuführt. Menschen- und Volksbildung lassen sich nicht zur Deckung bringen und setzen verschiedene Menschenarten voraus; ein und derselbe Mensch vereinigt wohl nie die Fähigkeiten zu beidem in sich; höchstens kann er mit dem einen an das andere grenzen oder auch in verschiedenen Zeiten seines Lebens sich einmal mehr dem einen, das andere Mal mehr dem anderen widmen. Der Philosoph aber ist durch und durch Menschenbildner: Lehrer! Das ist seine Art von Praxis. Mit den Irrationalitäten des Blutes und der Klassen und Stände, ja schon der Lebensalter und der beiden Geschlechter wird er kaum fertig; denn er bildet in jedem den Menschen, in Weib und Mann, in Hoch und Niedrig, in Arm und Reich, in Volksgenosse und Fremdling. Aber die Bildung des Volkes selber, von Mann und Weib, von Gebildet und Ungebildet, von Stadt und Land, von Landsmann und Fremdling fällt einem anderen Menschen zu, dem Volksmann. Wohl kann der Menschenbildner auch ein Stück Volksmann sein und soll es sein; so kommt der Philosoph zur Politeia; aber er irrt, solange er meint, mit seiner Politeia die Politik des wahren Volksmannes überflüssig zu machen, der seinerseits immer ein Stück Staatsmann sein muß; ein Stück, nicht mehr, denn der, welcher nichts als Staatsmann ist, der Nur-Politiker, ist auch nicht mehr Volksmann; er handelt nur, er erzieht nicht mehr. — Ein Volk braucht Staatsmänner, um seiner Wirklichkeit willen; noch wichtiger aber sind ihm Volksmänner, um seines Lebens willen. Und so ist es die Grundirrung der idealistischen Politeia, daß sie nichts von der Politik weiß; der idealistische Menschenbildner will auch Volksbildner sein, aber damit verliert er seine menschenbildende Gabe, wenn anders er die volksbildende erwirbt. Menschen sind zu erziehen, Völker zu bilden. — Erziehung und Bildung! Sie decken sich nicht. Mit Recht geht das Wort Bildung heute mehr und mehr in den Monopolbesitz der Volksbildung über; „gebildet“ und „ungebildet“ sind Volks- und politische Begriffe, als Menschheitswerte wären sie falsch und verrucht zugleich. Daher ist der schönste Teil aus Fichtes Politeia derjenige, der sich exklusiv mit der Erziehung der Gelehrten befaßt, sein Universitätsplan. In seinem Vorschlag eines Professorenseminars, in welchem die Universitätslehrer zu erziehen seien, hat er eine Idee gehabt, die bis jetzt ohne Wirkung blieb; um so mehr hoffe ich darauf, daß ihr in Zukunft eine beschieden sein möge.

Über einige Strömungen in der neueren deutschen Staatslehre

Von Georg Lenz (Hamburg)

Will man die neueren Richtungen der deutschen Staatslehre in ihrer Entstehung näher zu bestimmen suchen, so muß man bis in jene Zeit zurückgehen, da die Schaffung des Bismarckschen Reichs eine Grundlage darbot, auf der liberale wie konservative Ideen einen neuen Ausbau erhalten konnten. Die Jahre um 1870 sind, wie für die deutsche Verfassungsgeschichte, so auch für die Geschichte der deutschen Staatslehre von entscheidender Bedeutung geworden.

Gerber ist es, der hier im Vordergrund steht: seine „Grundzüge eines Systems des deutschen Staatsrechts" (2. Auflage 1869) leiten so recht in den Geist der Entstehungsjahre des neuen Reichs ein. Indem er, im Anschluß an Albrecht, den Begriff der Rechtspersönlichkeit in das Staatsrecht einführte, ebnete er der Idee der Reichseinheit in den Jahren der Gründung und des Aufbaus auf staatstheoretischem Boden den Weg. Auf seinen Grundlagen — es sind dieselben, wie sie in der politischen Geschichte von Ranke gelegt wurden — haben sich, bewußt oder unbewußt, die meisten der nun einsetzenden staatsrechtlichen Untersuchungen aufgebaut. Freilich, die Zahl derer, die den unmittelbaren Anschluß an Gerber gefunden haben, ist doch nur gering. Wie alle Führer, hat auch er das Schicksal erfahren müssen, von seinem Gefolge verlassen zu werden. Neue Strömungen und Kräfte treten auf, die eine veränderte Auffassung und neue Stellungnahme zu den verfassungsgeschichtlichen Geschehnissen hervorrufen[1]). Diejenige Richtung der neuen Staatslehren, die der Gerberschen vielleicht noch am nächsten steht, ist — so befremdlich dies zunächst klingen mag — die durch das neue Verfassungswerk veranlaßte, von Seydel, Hänel und Laband inaugurierte, rein juristische Behandlungsweise der neuen Reichsverfassung. Denn — lassen wir uns darin nicht täuschen! — innerpolitisch stehen Männer wie Laband und Seydel im wesentlichen auf dem gleichen Standpunkt wie Gerber, mögen sie auch in der Behandlungsweise des Stoffs noch so weit von ihm abweichen. Der Gedanke des autonomen Rechts der vorhan-

[1]) Ob Gerber zu den Vertretern der sogenannten organischen Staatslehre zu zählen ist, kann zweifelhaft sein.

denen monarchischen Konstitution ist auch bei den Vertretern der juristischen Schule des deutschen Staatsrechts seit 1871 allermeist lebendig.

Ob sie aber mit ihrer Methode zur richtigen Erkenntnis ihrer eigensten Aufgabe gelangt sind, erscheint doch zweifelhaft. Das Problem: die überlieferte Macht der Monarchie mit den Ansprüchen und Interessen der Gesellschaft zu einem lebendigen, gemeinsamen Ganzen zu verschmelzen, hatte sich mit der Reichsgründung abermals und in neuer Gestalt erhoben: die Vormachtstellung des Preußischen Staats galt es mit den Lebensinteressen der übrigen Glieder des neuen Bundes in Einklang zu bringen. Dies Problem ist in der Auffassung der genannten Schriftsteller ungelöst geblieben. Zunächst hinsichtlich des Verhältnisses zwischen Reich und Einzelstaat überhaupt. Die Ablehnung der alten Waitzschen Bundesstaatstheorie vermag das Fehlen einer neuen allgemein gültigen Anschauung nicht zu ersetzen. In der Unterscheidung zwischen souveränen und nichtsouveränen Staaten wird ein Ausgleich gesucht; eine Widerlegung der Argumente Seydels wird damit nicht gefunden. Sodann — und das erscheint mir bisher nicht genügend betont — hinsichtlich des Verhältnisses zwischen Reichsgewalt und der Stellung desjenigen Einzelstaates im besonderen, dessen Macht zum guten Teil zusammenfiel mit der Machtposition des Reiches selbst. Hören wir, was in dieser Hinsicht der Hauptvertreter der juristischen Staatsrechtsschule, Laband, ausführt[2]): „Mit der Zeit haben die Regierungsgeschäfte des Reichs einen Umfang und eine Bedeutung und selbst der Regierung Preußens gegenüber eine Selbständigkeit angenommen, daß es den tatsächlichen Verhältnissen nicht mehr entspricht, sie als ein Anhängsel der preußischen Staatsgewalt anzusehen. Infolge dieser Entwicklung ist auch der Kaiser im Verhältnis zu den anderen deutschen Landesherren bei aller Wahrung ihrer Majestätsrechte und aller Schonung ihres Souveränitätsgefühls nicht mehr der primus inter pares, dessen Vorrang darauf beruht, daß Preußen der größte Bundesstaat ist, sondern die tatsächliche Reichsverfassung hat ihn über die anderen Bundesfürsten erhoben und das „Bundespräsidium“ mit einer Machtfülle ausgestattet, die in Verbindung mit der Erblichkeit geeignet ist, dem Kaisertum den Anschein des Monarchenrechts zu verleihen. Staatsrechtlich ist die Institution des Kaisertums seit der Errichtung des Reichs unverändert geblieben, aber die tatsächliche politische Entwicklung hat darüber hinausgeführt . . .“

Man glaubt nicht recht zu hören! Das verhängnisvolle Streben des deutschen Kaisertums der letzten Epoche nach Präponderanz innerhalb

[2]) Die geschichtliche Entwicklung der Reichsverfassung seit der Reichsgründung. Jb. d. öffentl. Rechts I (1907) 15.

des Gesamtstaates, die Vergewaltigung berechtigter Ansprüche der einzelstaatlichen Individualität durch das Gewicht der Kaisermacht, alle jene bekannten Manifestationen absoluten Herrschaftsstrebens werden hier gewissermaßen legalisiert! Und zwar — das ist das Interessante! — mit der Begründung, die Reichsgewalt sei so selbständig geworden, daß dadurch eine noch weiter gehende Lösung von der preußischen Regierung von selbst hätte erfolgen müssen. Und diese Entwicklung wird offenbar gebilligt; sie wird zwar nicht „staatsrechtlich", wohl aber „tatsächlich politisch" als berechtigt gekennzeichnet, ohne daß der Schreiber die Unmöglichkeit einer solchen Spaltung von Recht und Geschichte auch nur zu ahnen scheint!

Es ist eben nichts anderes als der alte Reichsgedanke, der in der juristischen Staatsrechtsschule der jüngsten Epoche seine Auferstehung erlebt hat. So hatten schon Pütter und die Göttinger Gelehrten des 18. Jahrhunderts das Reich als eine über den Territorialstaaten schwebende reale Macht behandelt. Die Neuaufrichtung des Reichs hat den alten Ideen neue Nahrung gegeben.[3])[4])

Wir sagten, daß bei Gerber die alte Auffassung von der originären Machtposition des Herrschers das Primäre sei. Wir würden die Bedeutung der Gerberschen Lehre aber verkennen, wollten wir nicht auch das zweite Element seiner Staatstheorie gebührend hervorheben: die Anschauung vom Staat als einem sittlichen Organismus, der nicht „durch eine außer ihm stehende Kraft, sondern durch das eigene, in ihm selbst wohnende Lebensprinzip bewegt wird". Gerade in dem Versuch der Verschmelzung beider Elemente sehe ich den Hauptwert der Gerberschen Auffassung. Konnte nun — so fragen wir — die deutsche Staatsrechtslehre

[3]) Die von Laband vertretene Anschauung deckt sich mit solchen Tendenzen im Staatsrecht, die die Vormachtstellung Preußens übertreibend betonen (so z. B. Zorn, Die Entwicklung der Staatsrechtswissenschaft seit 1866, Jb. d. öffentl. Rechts I S. 47, insbesondere etwa S. 55). Auch der Preußische Staat fühlte sich eben durch das Gewicht der Reichsgewalt bedrückt. Auf dem neutralen Gebiet der juristischen Behandlungsweise des neuen Staatsrechts konnten sich die widerstreitendsten Interessen treffen, ohne sich des eigentlichen Gegensatzes ihrer selbst ganz bewußt zu werden.

[4]) Man darf übrigens die juristische Methode als solche keineswegs ohne weiteres ablehnen. Richtig angewandt ist sie weder „formalistisch" noch „positivistisch". (Daß sie uns Jüngeren oft so erschien, geschah, weil die richtige Fundierung häufig fehlte.) Bis in die neueste Zeit hinein hat sie eine Fülle interessanter Untersuchungen hervorgebracht (vgl. z. B. das Referat Triepels auf dem 32. Deutschen Juristentag; Drucksachen des D. J. T. 1922 S. 11); ihre Bedeutung hat sie keineswegs verloren. Wenn es heute trotzdem notwendig ist, eine freiere und allgemeinere Behandlungsart der gegebenen Probleme zu betreiben — wir werden über diese Frage noch zu sprechen haben —, so wird das nicht im Gegensatz, sondern als Ergänzung zu der juristischen Methode im Staatsrecht geschehen müssen.

der letzten Epoche den ihr gestellten Problemen durch die weitere Ausbildung und stärkere Betonung eben jener organischen Eigenschaft des Staats in vollem Maße gerecht werden? An Versuchen in dieser Hinsicht konnte es nicht fehlen und hat es nicht gefehlt. Sehen wir zu, in welcher Weise sie sich des Problems zu bemächtigen gesucht haben.

Gierke war es, der hier eine weitere Entwicklungsphase heraufführte: seine Lehre von der Gesamtpersönlichkeit hat die Auffassung des Staats als eines Organismus zu neuer Entfaltung gebracht. Hat er aber das Wesen der Staatspersönlichkeit wirklich erkannt? Hat er in Wahrheit das Problem der Lösung in entscheidender Weise näher geführt? — In seiner Kritik des Labandschen Staatsrechts[5]) finden wir Gierkes Staatsanschauung in besonders charakteristischer Weise ausgeführt. Die einflußreiche Untersuchung ist für uns von um so größerem Quellenwert, als sie eine grundsätzliche Beurteilung und — wie wir hinzufügen können — die Ablehnung der bereits gekennzeichneten juristischen Methode im Staatsrecht enthält. Die grundsätzliche Einstellung ist dabei in kurzen Worten folgende: Das Labandsche „Staatsrecht" leide, so hoch es im übrigen zu bewerten sei, an einer immanenten Begrenzung, die auf eine Überspannung der angewandten Methode zurückzuführen sei. Zuzustimmen sei dem Verfasser insofern, als er das Staatsrecht als die rechtliche Seite des Staatslebens von dessen übrigem Gehalt begrifflich abzulösen und somit auch hier das Recht in seiner Selbständigkeit aufzuzeigen unternommen habe. Dieser Prozeß beruhe zwar auf einer Abstraktion; er sei aber die Voraussetzung für die Erkenntnis des Rechts selbst, das seiner eigentlichen Substanz nach nicht ein Inbegriff von Tatsachen, sondern von Vorstellungen sei. Seine Existenz sei lediglich das Werk von Bewußtseinsvorgängen. Außerhalb des Rechtsbewußtseins gäbe es kein Recht (7). Dieser richtige Gedanke werde aber von Laband in das Gegenteil verkehrt, indem er in den unrichtigen Gedanken einer genetischen Isolierung des Rechts umgebildet werde. Man müsse, um das Recht zu verstehen, die politischen Zustände und Gedanken heranziehen, unter deren Einfluß die staatsrechtlichen Normen und Begriffe geworden seien, und denen gegenüber sie ihre selbständige Wirksamkeit ausübten. Religiöse und ethische Anschauungen, wirtschaftliche und soziale Verhältnisse müßten als Untergrund für den Zusammenhang zwischen Staatsrecht und Staatsleben erkannt werden (17/18).

Gierke ist also mit Laband insoweit in grundsätzlicher Übereinstimmung, als er die „Ablösung" des Rechtsbegriffs von dem übrigen

[5]) Labands Staatsrecht und die deutsche Rechtswissenschaft (Schmollers Jb. N. F. VII [1883] 1097 [1 ff.]).

Gehalt des Staatslebens fordert. Er weicht von ihm ab hinsichtlich der Behandlung des politischen Untergrundes, dessen allzu geringe Berücksichtigung er der Labandschen Methode zum Vorwurf macht.

Nun liegt aber doch, sollte man meinen, in einer derartigen doppelten Stellungnahme zu der Frage der Behandlung des politischen Grundstoffs ein offenbarer Widerspruch. Wie kann man einerseits die Abstrahierung des Rechtsbegriffs vom konkreten Staatsleben fordern und gutheißen, wenn man andererseits die konsequente Nichtbeachtung eben dieses Staatslebens bei der juristischen Konstruktion als einen grundsätzlichen Mangel bezeichnet! Man kann nicht mit der einen Hand geben, um mit der anderen zu nehmen. Entweder: man läßt „die reale Lebenseinheit“ in den Staats- und Rechtsbegriff hineinströmen; dann muß man das Fundament tatsächlicher Realitäten als Grundlage der Rechtsentstehung vorbehaltlos anerkennen. Oder: das historische Faktum wird als Rechtsentstehungsquelle überhaupt eliminiert und der Rechtsbegriff über die lebendigen Strömungen des Staatslebens hinausgehoben; dann aber ist es nicht angängig, die letzteren unter dem religiösen, ethischen, wirtschaftlichen oder sozialen Stempel in die Rechtssphäre einzuführen und den Sitz des Rechts in eben jene Strömungen hineinzulegen.

Wir sehen: Das Gebäude der realen Gesamtpersönlichkeit — denn nichts anderes als die Zusammenfassung eben jener Strömungen zu einer die Gesamtheit tragenden, Recht erzeugenden Verbundenheit ist der Gierkesche Begriff der Gesamtpersönlichkeit — steht auf schwachen Fundamenten. Die Schwäche derselben tritt noch deutlicher hervor, wenn wir den Gründen für die angedeutete Stellungnahme nachzuforschen versuchen.

Wir stellten fest: das, was die juristische Staatsrechtsschule charakterisiert und zugleich ihre Verbreitung erklärlich macht, ist das Herausheben der Reichsgewalt über die vorhandenen einzelstaatlichen Realitäten. Die Konstruktion des Reichs als einer über dem Ganzen schwebenden Persönlichkeit ist die Voraussetzung für die der juristischen Schule eigentümliche Abstrahierung des Rechtsbegriffs und die damit zusammenhängende abstrakte Methode der Untersuchung. Eben in diesem Punkt stimmt Gierke mit der Labandschen Richtung überein. Auch er will, getreu den ältesten Überlieferungen des deutschen Reichsgedankens, das Tatsachenelement aus dem Rechtsentstehungsvorgang herauslösen und kommt gerade dadurch zu seiner Auffassung vom Recht als einem der Vorstellungswelt zugehörigen Bewußtseinsvorgang. Er begnügt sich aber nicht mit diesem Ergebnis, sondern fordert weitergehend die Berücksichtigung

des Kausalitätsverhältnisses zwischen dem Recht und den übrigen Manifestationen des sozialen Lebens (17). Das heißt aber doch nichts anderes, als die Anerkennung einer rechtsschöpferischen Potenz dort, wo das Zusammenspiel sozialer Kräfte die Wirksamkeit als Rechtsentstehungsquelle zwar erstrebt, aber noch keineswegs erreicht. Denn so abwegig es ist, die wirkenden Kräfte der Gesellschaft in ihrer unendlich reichen Mannigfaltigkeit aus dem Rechtsleben auszuschließen, so falsch ist es andererseits, ihrer Existenz als solcher rechtsbildende Funktion zuzuschreiben. Nicht eine von den Individuen wesensverschiedene, die Gesamtheit „so wie sie ist und lebt" darstellende, aus dem Inbegriff der Teile zu einem „natürlichen Organismus" verschmolzene Gesamtpersönlichkeit ist der Träger der Rechtsentstehung, sondern die durch den Kampf um das Dasein erprobte, zur Vertretung der Gesamtheit berufene, historische Realität. Diese historische Realität ist es, die das echt juristische Element wahrhaft und wirklich in sich trägt. Die Annahme einer auf ihr fundierten Staatspersönlichkeit ist keine Fiktion; sie ist das notwendige Ergebnis einer die wahrhaft wirkenden Kräfte des Lebens erkennenden, wahrhaft „organischen" Betrachtungsweise.

Verfolgen wir die beiden Strömungen, die wir bisher betrachtet haben, einen Schritt weiter, so finden wir auch auf dem Gebiet der Lehre vom Bundesstaat aufschlußreiche Gegensätzlichkeiten und Übereinstimmungen. Laband hat bekanntlich das Verhältnis von Gesamtstaat und Einzelstaat in der Weise zu bestimmen gesucht, daß er, die Annahme nichtsouveräner Staaten voraussetzend, dem Gesamtstaat Souveränität, dem einzelnen Bundesstaat souveränitätslose Existenz zuspricht. Er geht dabei von der Voraussetzung aus, daß der Bundesstaat, wie er ihn im neuen Reich neu verwirklicht sah, ein zusammengesetztes Gemeinwesen sei, in dem sowohl die einzelnen Teile als auch das von ihnen verschiedene Ganze Staaten seien. Staaten nicht nur in ihrem Verhältnis zueinander, sondern auch hinsichtlich ihres notwendigen Substrats; sodaß also die Gewalt der Einzelstaaten über „Land und Leute" für Laband nicht weniger ursprünglich und autonom ist, als diejenige der übergeordneten Reichsinstanz.

Das war eben die Folge jener gekennzeichneten, für die Entwicklung der Reichsidee verhängnisvoll gewordenen Auffasung von der Losgelöstheit der Reichsgewalt, daß dadurch die Komposition der beiden Elemente, die im Reich vereinigt waren, unmöglich gemacht wurde. Wer das Reich als etwas über den einzelnen Bundesstaaten Stehendes, die Elemente eigener Staatlichkeit Aufweisendes konstruieren zu müssen glaubte, durchbrach damit nicht nur die geschichtliche Kontinuität — denn in den sechs Jahr-

zehnten vorher war das Reich der deutschen Nation eine Idee und keine Realität gewesen —, sondern er mußte auch notwendig dem Recht derjenigen Machtfaktoren Abbruch tun, auf deren Zusammenschluß der neue Bau ruhte. Durch den Raub der Souveränität verloren die Gliedstaaten ihr ureigenstes Element; nur im Kampf mit solcher Anschauung konnten sie es wiedergewinnen.

Wenn nun auch Gierke diesen Konstruktionen Labands mit Entschiedenheit widerspricht, so ist er doch andererseits weit entfernt davon, die Reichsgewalt auf die im Reich verbundenen territorialen Machtfaktoren zu gründen. Auch er hält — wie Laband und die herrschende Meinung überhaupt — an der Zweiheit der staatlichen Persönlichkeit fest (61). Wenn er trotzdem die Annahme souveränitätsloser Gliedstaaten ablehnt, so geschieht das nur, um auf anderem Wege zu demselben Ergebnis zu gelangen. Gierke faßt nämlich als Subjekt der in ihrer Substanz ungeteilten Staatsgewalt die Mehrheit der vorhandenen Staatspersonen in ihrer organischen Verbundenheit und läßt die Teilung der so erfaßten Reichsgewalt unter die einzelnen Mitträger nur hinsichtlich ihrer Ausübung stattfinden. Ein Ergebnis, dem zuzustimmen wäre, wollte nicht Gierke das Subjekt der Reichsgewalt in der Zusammengehörigkeit des Gesamtstaates und der Einzelstaaten erblicken, anstatt durch die Zusammengehörigkeit der Einzelstaaten den Gesamtstaat erst entstehen zu lassen. So, wie Gierke es meint, würden die Gliedstaaten weder wegen ihres Mitgliedschaftsrechts innerhalb der souveränen Gesamtpersönlichkeit, noch wegen ihres Sonderrechts innerhalb ihrer nichtsouveränen Einzelsphäre als „Staaten“ erscheinen, wenn sie nicht zugleich in verfassungsmäßiger Zusammenordnung mit dem Gesamtstaate als Teilhaber an der Substanz der souveränen staatlichen Totalgewalt vorgestellt würden (74). Die Gliedstaaten sollen also nur als Teilhaber an der Totalgewalt souverän sein. Daß sie die Souveränität aus eigenem Recht haben könnten, scheint außerhalb des Bereiches juristischer Erwägung zu liegen. Nur von Reiches Gnaden wird ihnen als Funktionären der Reichsgewalt staatliche Souveränität zugebilligt. Wahrlich, die capitis diminutio der Einzelstaaten ist in der Gierkeschen Konstruktion noch durchgreifender als in dem System eines Laband!

Ich habe geglaubt, die Gierkesche Auffassung ausführlicher behandeln zu müssen, weil sie bis auf den heutigen Tag gerade in den aussichtsreichsten staatstheoretischen Systemen in stärkstem Maße fortwirkt. Wenn ich dabei von einer allzu weitherzigen Verwendung des Organismusbegriffes warnen zu müssen glaubte, so geschah das aus den hier noch einmal zusammenzufassenden Gründen:

1. Es geht nicht an, das Tatsachenelement als Entstehungsquelle aus dem Rechtssystem auszuschalten. Das historische Faktum allein hat rechterzeugende Kraft. In Deutschland sind es die geschichtlich gewordenen Territorialstaaten gewesen, die in ihrer Verbundenheit als Glieder des Reichs die Rechtsentwicklung getragen haben.

2. Die in einem Staat wirkenden Kräfte sozialer, wirtschaftlicher, religiöser Art sind als solche nicht Träger der Rechtsentwicklung. Die in ihnen nach Geltung strebenden Partikularinteressen stellen in ihrem Zusammenspiel weder das Substrat einer Gesamtpersönlichkeit noch ein organisches Gesamtwesen dar. Der Begriff des Organismus erfordert ein Zusammenwirken aller vorhandenen Kräfte nach bestimmten, allgemeinen Gesetzen innerhalb der staatlichen Gemeinschaft.

3. Auch in dieser Fassung darf der staatliche Organismus nicht isoliert betrachtet werden. Erst dann ist der Organismusbegriff fruchtbar, wenn er, auf das System der Staatengesellschaft übertragen, zum Sinnbild des Weltgeschehens überhaupt wird. Erst die Vorstellung eines auf der geschichtlichen Entwicklung aufbauenden, nach bestimmten Gesetzen lebenden Gesamtorganismus gibt die Möglichkeit, den einzelnen Staat als Mitträger der Gesamtrechtsentwicklung ohne Minderung seiner Souveränität in die Völkergemeinschaft einzuführen[6]).

[6]) Der Gefahr einer allzu isolierten Betrachtung des organischen Staatsbegriffes scheint mir auch die Untersuchung von Günther Holstein: Die Staatsphilosophie Schleiermachers (1922), nicht ganz entgangen zu sein. H. hebt in dankenswerter Nachdrücklichkeit die Bedeutung des lutherischen Protestantismus für die Entwicklung des Staatsgedankens in den deutschen Territorialstaaten hervor. Wenn er dabei auf die gemeinsame Grundlinie hinweist, die sich von Luther bis an die Schwelle des neunzehnten Jahrhunderts hindurchzieht, so kann man ihm insoweit nur beistimmen: Luthers Lehre von der Obrigkeit hat bis heute ihre schöpferische Kraft nicht verloren. Nicht gerecht wird H. aber der lutherischen Staatsanschauung, wenn er ihr eine gewisse, auf die innere Bindung des Einzelwillens „an die soziologischen Gegebenheiten des staatlichen Daseins (19)“ hinzielende, „gefühlsmäßige (13, 18, 25)“ Grundtendenz zuschreibt, die ihren „aktivistischen“ Ausdruck im Pietismus gefunden, ihre Bedeutung aber auch in den rationalistischen Lehrsystemen des 18. Jahrhunderts nicht verloren habe. Eine solche konservativ-romantische Grundrichtung ist dem ursprünglichen Luthertum fremd, dessen Grundgedanke: die unmittelbare Bindung der Persönlichkeit an den neu gefaßten Gottesbegriff, irgend welche andere Bindungen gerade unmöglich macht (vgl. Max Lenz, Luthers Lehre von der Obrigkeit, Kleine historische Schriften Bd. 1, 1913, S. 132). Die Unterwerfung des Einzelnen unter den höchsten Willen läßt Luther jede Form menschlicher Willensbindung als etwas Zeitliches, der Veränderung Unterworfenes erscheinen. Sein Staatsbegriff ist daher keineswegs nur erhaltend; er kann auch in stärkstem Maße zersetzend wirken, und hat auch — man denke etwa an die Schrift eines Hippolytus a Lapide — zersetzend gewirkt. Gerade der individualistische Rationalismus des 18. Jahrhunderts ist in den protestantischen Territorien Norddeutschlands echt lutherischen Ursprungs. Daß in dieser Nichtachtung der Form ein quietistisches Moment liege, wird niemand

4. Die im Leben wirkenden Vorstellungen, Wünsche und Strebungen sind zwar Urstoff und Urgrund des staatlichen Organismus, sowie sie Urstoff und Urgrund der politischen Welt überhaupt sind. Aber als psychologisch zu wertenden Tatbeständen fehlt ihnen rechtschöpferische Potenz. Erst durch den rechtsetzenden Staatsakt werden sie zur Rechtsnorm umgebildet. Für die staatlichen Machtäußerungen darf nicht das Vorhandensein innerstaatlicher Bewegungen, sondern lediglich die Abwehr zwischenstaatlicher Strebungen richtunggebend sein.

Sind wir aber mit diesen Sätzen an das zu Grunde liegende Hauptproblem selbst herangelangt? Unstreitig sind ja die das politische Leben beherrschenden Kräfte mehr als bloße Äußerungen zufälliger Launen. Sie beruhen selbst auf überliefertem Gedankengut und haben im Kampf der Völker und Parteien ihre werbende Kraft erprobt und gewonnen. So wenig sie auch aus sich heraus imstande sind, verbindliche, normhafte Ordnungen zu schaffen, so wenig dürfen sie als bloßer Gegenstand einer objektlosen Politik angesehen werden. Eine solche Zurückdrängung ideenpolitischen Machtwollens würde einer freien Nation nicht angemessen sein. Wie aber kann der unablässig strömende Einfluß des nationalen Lebenswillens in ein Bett geleitet werden, das seinen Kräften Gestaltung und Richtung verleiht? Wie kann ein begriffliches System gefunden werden, das alles dies nicht nur betrachtet und beurteilt, sondern mit Recht den Anspruch erhebt, das Anerkennung Heischende mit dem Anerkennung Besitzenden zu versöhnen? Fragen, die zu allen Zeiten jeden beschäftigt haben, die das Leben der Nationen in die Formen eines staatstheoretischen Systemes zu genießen unternahm. So glaubte ein H o b b e s den Willen der Menschen bis in die letzten Auswirkungen hinein der Allgewalt seines Staatsbegriffs unterwerfen zu können; die Gesamtheit der Individuen in ihrer Totalität stellt ein R o u s s e a u in das Zentrum seiner staatszer-

---

behaupten können, der die Bedeutung dieser Anschauung gerade für die heutigen Verhältnisse ermißt: Nur der kann heute noch hoffen, eine Lösung unserer Schwierigkeiten zu finden, der die Anerkennung der bestehenden Staatsgewalt ohne Rücksicht auf ihre Form zur Voraussetzung seiner Theorie erhebt. Wer das Quietismus nennt, möge es tun. Er wird die Erfahrung machen, daß eine solche Staatsauffassung die stärksten positiven Elemente in sich birgt. Der Geist des lutherischen Protestantismus liegt übrigens auch der Staatsphilosophie eines K a n t zu Grunde. Aber gerade das Beispiel Kants zeigt, wie unzulässig es ist, dem Luthertum eine überindividuelle Tendenz zuzuschreiben. Der kantische Individualismus ist nicht minder protestantischen Ursprungs, als derjenige seiner Vorgänger. Gerade in dem weltbürgerlichen Empfinden der deutschen Schriftsteller jener Epoche liegt ein nationalprotestantisches Element, das durch seine, Universalismus und Individualismus verbindende Tendenz diesen Charakter keineswegs verleugnet. Die Betonung des Rechtsgedankens bei Kant ist keine Überwindung, sondern ein besonders charakteristischer Ausdruck eben dieser Anschauung.

setzenden Theorie. Wie aber auch immer diese Denker zu dem Problem: „Staat und Individuum“ gestanden haben mögen, stets sind sie ausgegangen von der menschlichen Persönlichkeit als solcher. Je nachdem sie den Persönlichkeitsbegriff faßten — und sie faßten ihn so, wie sie ihn auf Grund ihrer aus Überlieferung und Erkenntnis gebildeten Anschauung fassen mußten —, haben sie den Staatsbegriff mit der Sphäre der Individualität in Beziehung zu setzen gesucht. Dabei fehlt ihnen keineswegs die Beziehung zu der historischen Entwicklung; gerade das Problem der historischen Berechtigung der bestehenden Staatsgewalt war es, das einen Bossuet und Filmer das Recht des Königs auf Abstammung und Vererbung gründen ließ. Und auch die Idee des Gesellschaftsvertrages ist keineswegs zeitlos, so sehr sie auch im einzelnen Fall der Zeitbeziehungen entkleidet zu sein scheinen mag, sondern beruht in allen Fällen auf denjenigen Anschauungen, die der Denker aus seinem historisch-politischen Ideenkreis gewonnen hat. Die Persönlichkeit in ihrer historischen Gebundenheit wird eben zum Ausgangspunkt des systematischen Denkens.

Es würde also keineswegs einen Rückfall in eine überwundene, rationalistisch-individualistische Anschauungsweise bedeuten, wollte man auch heute aus dem Wesen der Individualität das Recht der Gesamtheit herzuleiten versuchen. Die Frage nach der Gebundenheit des Rechts an das historische Geschehen, die anschließenden Fragen nach der Verknüpfung von Staats- und Einzelpersönlichkeit würden erst hierdurch in das rechte Licht gerückt werden. Die Staatsrechtslehre würde neue Wege von aussichtsreicher Weite vor sich eröffnet sehen. Aber freilich — auch solche Anschauungsweisen müßten schließlich in einem ideenpolitischen Universalismus ausmünden. Denn die Verknüpfung der Individualität mit der historischen Realität würde doch stets das ältere Recht der letzteren und damit den Primat der seit jeher machtbesitzenden Staatspersönlichkeit ergeben. Gerade darin würde ihr Unterschied von jenen individualistischen Tendenzen bestehen, die sich von dem Gewordenen zwar beschützen, nicht aber beherrschen lassen wollen, die die geschichtliche Vernunft nicht anerkennen, weil sie die Vernunft als Domäne ihrer eigenen Individualität betrachten, die also — mit einem Wort — den Primat des Individualismus behaupten und von ihm aus den Staat und seine Organisation erklären wollen.

Wir haben damit eine andere Strömung innerhalb der neueren Staatslehre berührt: die individualistische Staats- und Gesellschaftsanschauung. Ihr wollen wir uns im Folgenden zuwenden, auch hier allerdings den gewaltigen Stoff nur im kleinsten Ausschnitt darzustellen

imstande sein. Denn die Zahl derjenigen Schriften, die mit einer den Vorrang der Individualität betonenden Tendenz an die staatlichen Probleme herantreten, ist gewaltig. Nicht allein in der eigentlichen Staatslehre ist diese Richtung vorhanden; hier tritt sie erklärlicherweise sogar etwas zurück. Vor allem finden wir sie in den Wirtschafts- und Gesellschaftswissenschaften verbreitet. Im Anschluß an die individualistischen Wirtschaftssysteme der westeuropäischen Staatenwelt hat sich auf diesen Gebieten der Geisteswissenschaft eine Anschauung durchgesetzt und bis heute erhalten, die das selbstsüchtige Interesse des Wirtschaftsmenschen zum selbstverständlichen Ausgangspunkt ihrer auch den Staatsbegriff sich unterwerfenden Anschauungen gemacht hat. In zahlreichen Systemen dieser Art sehen wir einen schrankenlosen Individualismus sich ausbreiten.

Freilich müssen alle diese Theorien zu eben jenem Problem Stellung nehmen, das mir im Zentrum aller Staats- und Gesellschaftswissenschaften zu stehen scheint: zur Frage des Ausgleichs von Individualität und Gesamtheit. Denn da der Mensch, so individualistisch er auch veranlagt sei, nun einmal auf den Nächsten angewiesen ist, läßt sich die Notwendigkeit gemeinsamer Institutionen nicht gut bestreiten. Daß dabei der Staat und mit ihm der Rechtsbegriff schlecht genug wegkommen, ist erklärlich. Trotzdem ist gerade der Anblick dieses Bemühens, den überspannten Individualitätsbegriff mit den Erfordernissen staatlicher Realität zu vereinigen, interessant und lehrreich. Gerade die Unmöglichkeit solcher Vereinigung zeigt, daß der Fehler nicht in dem Vorhandensein der Staatsgewalt, sondern in der falschen Bewertung der einzelnen Persönlichkeit zu suchen ist.

Betrachten wir zur näheren Beleuchtung des Gesagten das System der Gesellschaftslehre von Ferdinand Tönnies[7]); auch hier der vergebliche Versuch, eine individualistische Grundanschauung mit dem Verlangen nach harmonischer Zusammenfassung aller Kräfte zu verbinden. Hier überschlägt sich gewissermaßen der zu Grunde liegende Individualismus. Indem Tönnies die Persönlichkeit ganz individualistisch auffaßt, kommt er dazu, der Gesellschaft die gemeinschaftbildende Kraft überhaupt abzusprechen und dem neben dem Gesellschaftsbegriff stehenden Begriff der „Gemeinschaft“ alle verbindenden Funktionen zuzuteilen. Läßt sich aber ein solcher Gemeinschaftsbegriff neben der die Individuen umfassenden Gesellschaft wirklich aufrechterhalten? Tönnies ist — er selbst bekundet es in seiner Schrift (104, 113, 122) — in hervorragendem Maße von

[7]) Gemeinschaft und Gesellschaft, Grundbegriffe der reinen Soziologie, 1922. Die Schrift, die zuerst im Jahre 1887 erschien, ist in letzter Zeit stark in Aufnahme gekommen.

Hobbes beeinflußt. Gleich Hobbes sieht er in der Gesellschaft die Verbindung unabhängiger Personen, die „getrennt bleiben trotz aller Verbundenheit“ (4, 39). Die Menschen in diesem Sinne sind von Natur zur gegenseitigen Unterstützung nicht geeignet[8]). Auch insofern folgt er Hobbes, als er die Bildung einer überindividuellen Person auf das Übereinkommen der Gesellschaftsglieder zurückführt und dieser fingierten Person einen besonderen Willen und die Fähigkeit zum Handeln zuschreibt (50). Auch wenn er diese Arten von Zusammentreffen menschlichen Willens ihrer Natur nach „momentan“, „punktuell“, nennt und die Freiheit selbst damit aus der individuellen Sphäre noch nicht entfernt wissen will, bleibt er noch innerhalb der Hobbesschen Gedankenwelt. Wie weit aber entfernt er sich von diesem Autor, wenn er dann den Staat als eine der vielen Formen des gemeinsam konstituierten „Kürwillens“ bezeichnet, als den „allgemeinen gesellschaftlichen Verein“ (224), der auf der Gültigkeit von Kontrakten beruhe, nicht anders, wie jede Handelsgesellschaft! Und wenn er weiterhin den Staat nicht allein in dieser Form aufgefaßt wissen will, sondern ihn mit der Gesellschaft selber gleichsetzt, indem er ihm einen „zwieschlächtigen Charakter“ zuschreibt (227)! Denn gerade die Idee der staatlichen Einheit ist es ja, die Hobbes in den Mittelpunkt seines Systems gestellt hat. Ihr ordnet der Zeitgenosse Cromwells alles unter. In geistlichen wie in weltlichen Dingen unterwirft er das menschliche Dasein ihrer Gewalt. Der von allen Meinungen unabhängige, auf der Notwendigkeit des Friedens, dessen alle bedürfen, beruhende Gesamtwille, der durch die Übertragung jedes persönlichen Rechts an eine höchste Gewalt entsteht, ist der Staat in der Hobbesschen Ausbildung[9]).

Das ist nun allerdings doch nicht die Meinung des deutschen Soziologen. Bei Tönnies steht der Staat nicht im Zentrum, sondern am Ende. Die Fassung des Individualbegriffs im Sinne Hobbes' dient ihm nicht, wie dem englischen Denker, als Stütze zur Aufrichtung staatlicher Allgewalt, sondern als Brücke zu jenem anderen Begriff, der im Mittelpunkt seiner Untersuchung steht: zum Begriff der Gemeinschaft. Ich kann hier nicht im einzelnen ausführen, wie der Begriff der Gemeinschaft, dessen Gegensätzlichkeit zum Gesellschaftsbegriff das ganze Buch durchzieht, in eingehender Untersuchung des menschlichen Willens begründet und dargestellt wird. Nur so viel möge angedeutet werden, daß die Unterscheidung von Gesellschaft und Gemeinschaft dem von dem Verfasser ge-

---

[8]) „Keiner wird für den anderen etwas tun und leisten, keiner dem anderen etwas gönnen und geben wollen, es sei denn um einer Gegenleistung oder Gegengabe willen, welche er seinem Gegebenen wenigstens gleich achtet“ (S. 39).

[9]) Vgl. Ranke, Englische Geschichte, 15. Buch, 12. Kapitel a. A.

wählten Unterschied von „Gemeinwille" und „Kürwille" entspricht und daß dem Gemeinschaftsbegriff alles Reale, Organische, der Gesellschaft dagegen das Mechanische, Aggregatmäßige zugeteilt wird. Ohne mich auf eine eingehende Widerlegung solcher Trennung einlassen zu wollen, glaube ich doch — denn der dieser Unterscheidung zu Grunde liegende pessimistische Gedanke entspricht in hohem Maße der heutigen Zeitstimmung und hat, worauf der Verfasser selbst hinweist[10]), in der populären Vorstellung vom „Untergang des Abendlandes" eine verwandte Formulierung gefunden — auf die Grundlagen dieser Anschauung kurz eingehen zu müssen.

Der Komposition des von Tönnies aufgeführten Systems nachspürend, findet man, daß sein Hauptmoment nicht so sehr der Aufbau, als die Zersetzung ist. Seine Ergebnisse sind — gemessen am Maßstab der Realität — nicht von positiver, sondern von negativer Wirkung. Nun kann natürlich auch ein System zersetzender Tendenz an fruchtbarer Wirkung reich genug sein. Notwendig ist aber dafür, daß es in seinen fermentierenden Elementen zugleich aufbauende Kräfte enthält. Eben das wage ich zu bezweifeln. Denn gibt es eine Realität, so ist es der Wille; und gibt es eine Einheit, so ist es die Willenseinheit. Eben diese Einheit wird aber zerstört, wenn mit der Entgegensetzung von Wesenswillen und Kürwillen die Behauptung aufgestellt wird, der gesellschaftliche Wille setze eine fertige Gestalt des menschlichen Organismuswillens als seine Bedingung voraus (104), der Wesenswille sei das Zentrum des wahrhaft individuellen menschlichen Organismus (86). Denn da der Wille das Substrat des Persönlichkeitsbegriffs überhaupt ist, die Persönlichkeit die letzte Einheit darstellt, die wir uns vorstellen können, läßt eine derartige Trennung alle Zweifel offen. Sie erklärt nichts; denn nur die Durchdringung, nicht die Zersetzung vermag die menschliche Natur zu erklären; sie schafft keine positiven Grundlagen; denn nur die Anerkennung der menschlichen Persönlichkeit als Fundamentes der menschlichen Entwicklung überhaupt vermag die Voraussetzung für eine positive Staats- und Gesellschaftslehre zu bilden.

Damit soll nicht gesagt sein, daß der Gesellschaftsbegriff, von dem Tönnies seinen Ausgang nimmt, der kapitalistisch fundierte, als individualistisch bereits gekennzeichnete, als solcher etwa übernommen werden sollte. Im Gegenteil: die wissenschaftliche Kritik wird gerade an ihm zuerst einsetzen müssen. Aber sie muß ihn nicht nur zersetzen wollen, sondern bei seiner Auflösung zugleich nach den im Kern vorhandenen

[10]) Vorrede zur vierten und fünften Auflage (VI).

positiven Elementen forschen. Denn jede Theorie will als solche begriffen werden; nur als Theorie ist sie Realität. Wer die Theorie als Geschichte nicht begreifen kann, kommt unweigerlich dazu — man denke an die materialistische Geschichtsauffassung! —, die Theorie in die Geschichte zu verlegen.

Und was sind denn die Ergebnisse einer solchen Staats- und Gesellschaftslehre? Wirtschaftlich: ein Zurückgleiten in die einfacheren Formen einer früheren Epoche (5; 247). Innerpolitisch: Anerkennung einer Staatsgewalt, die beliebiges Recht schaffen und ihre legislative Gewalt in unbeschränktem Maße ausdehnen darf (227). Außenpolitisch: ein Zurückschrecken vor dem schrankenlosen Ausdehnungsdrang der großen Staaten, deren Macht als etwas Naturgewolltes, aber doch auch Unnatürliches erscheint. Alle diese Ergebnisse aber sind — so sehr sie auch in der Zersplitterung und in dem Pessimismus unserer Zeit begründet sein mögen — von Grund aus zu verwerfen. Unwürdig ist es einer großen Nation, sich nach den engen Verhältnissen einer agrarischen Wirtschaftsverfassung zurückzusehnen, nachdem einmal das Schicksal sie in den Strom der weltwirtschaftlichen Geschehnisse hineingeworfen hat. Unwürdig ist es, dem Staat die Idee des willkürlichen Wollens zuzuschreiben, da doch die Idee der Gesetzmäßigkeit alles Handeln und vor allem das des Staates beherrschen soll und beherrscht. Und unwürdig ist es vollends, an Stelle kraftvoller Selbstbehauptung innerhalb der Staatengesellschaft die Selbstbeschränkung auf Gebiete zu fordern, welche nicht dem realen politischen Leben, sondern der bloß geistigen Darstellung des menschlichen Daseins angehören. Gerade in Zeiten des Niederganges bedarf es der Besinnung auf die politische Realität. Ein Zurückweichen vor ihr bedeutet nichts weniger als den Untergang aller Kultur und Staatlichkeit.

Nicht alle individualistischen Systeme der Staats- und Gesellschaftslehre kommen zu Resultaten, wie wir sie soeben beleuchtet haben. Wo sie sich mehr den rein staatlichen Problemen zuwenden, nehmen sie eine positivere Einstellung zu den gegebenen Tatsachen. Täuschen wir uns aber nicht darin, daß auch die übliche Auffassung der „Allgemeinen Staatslehre“, wie sie z. B. bei Georg Jellinek zum Ausdruck kommt, eine wirkliche Lösung nicht darbietet! Immer bleibt doch ein Rest außerstaatlicher Individualität; und dieser Rest genügt, um — es sei nur an Jellineks Auffassung von der „normativen Kraft des Faktischen“ erinnert — das geschichtliche Recht der staatlichen Individualität nicht ganz zur Geltung kommen zu lassen.

Daß die Staatslehre sich zur Stunde in einem kritischen Zustand befinde, wird niemand bestreiten, der einen Blick auf die gegenwärtigen Strömungen geworfen hat. Der Zerrissenheit unserer Weltanschauung entspricht die Unsicherheit in der Staatstheorie. Wo aber sind die Grundlagen zu finden, die einem Wiederaufbau der Staatswissenschaft als tragfähiges Fundament dienen könnten? Wie relativ nun auch immer alle Objektivität ist und wie sehr auch jede Theorie und jedes Urteil ein Produkt aller jener unbegreiflichen Kräfte ist, die als Fernwirkungen unsichtbarer Mächte auf die Persönlichkeit bestimmend einwirken, so birgt doch eben diese Relativität, weil sie für die Persönlichkeit die letzte Absolutheit darstellt, ein wirklich absolutes Moment in sich[11]). Die Freiheit der Theorie beruht gerade darauf, daß sie — bei aller Toleranz gegen andere Meinungen — an die Richtigkeit ihrer selbst glaubt. Nur dadurch kann sie aus sich selbst heraus die Kraft zur Arbeit an der Gesamtheit gewinnen. Daß ein solches Bemühen dem Irrtum unterworfen ist, darf die Hoffnung auf eine letzte Erkenntnis der Wahrheit nicht schwächen, sondern muß sie gerade stärken. Denn nur im Vorwärtsschreiten kann man hoffen, zum Ziel zu gelangen.

Damit verträgt sich freilich nicht ein Stehenbleiben an den ersten Hindernissen. Die positiven Gesetze als solche sind nicht das Einzige, was wir suchen. Noch weniger aber ist es möglich, sich auf seine Ausgangsstellung zurückzuziehen und von dort aus dem Vorwärtskommen anderer Weltanschauungen zuzusehen, ohne von sich aus vorwärtszuschreiten. Das, was überwunden werden soll, kann den Theoretiker nicht binden. Erst die Freiheit von überlieferten Dogmen ermöglicht schöpferisches Wirken auf dem Boden der freien Wissenschaft. Nur ein Hinausstreben über die gegebenen Bindungen kann das Ziel näher rücken, nur die Überwindung der Materie die Auffindung der wahren Ideen ermöglichen. Wenn dabei der Boden, der heute als die Domäne der Staats- und Rechtswissenschaft gilt, verlassen und der Bereich der Metaphysik betreten werden muß, so soll ein solcher Gebietswechsel nicht schrecken[12]). Besser, wir suchen den Geist in der Metaphysik, als daß wir Gefahr laufen, ihn in der Politik zu verlieren. Die „Flucht in den Bereich der Metaphysik" wird zum Eindringen in allzu lange vorenthaltenes Gebiet. Und bedeutet denn ein solches Eindringen in die Regionen der Philosophie einen Verzicht der Staatswissenschaft auf politisches Wirken?

---

[11]) Vgl. Rudolf Laun: Der Staatsrechtslehrer und die Politik. Arch. d. öffentl. Rechts, XLIII. Bd. N. F. 4. Bd. 1922, S. 145.

[12]) Vgl. Laun, S. 161, ferner Smend, Die politische Gewalt im Verfassungsstaat und das Problem der Staatsform, 1923, S. 21.

Werden nicht gerade auf diese Weise Kräfte frei werden, die in stärkstem Maße politisch wirken können? Wird nicht die Staatslehre ihrer Aufgabe, eine allgemeine, verständliche und überzeugende Theorie vom Staate zu geben, erst dann voll gerecht werden, wenn sie, unbeeinflußt von irgendeinem Dogma, das Wesen der Dinge überhaupt und die Natur des Menschen im Besonderen zum Ausgangspunkt ihrer Untersuchungen erhebt? Besteht nicht dann erst die Möglichkeit, dem Staat das wieder zu geben, was er heute nicht hat: sein Recht?

Was man auch immer sagen mag: im Zentrum der Staatstheorie steht der Staat. Wir müssen heute die Souveränität des Staats in einer Weise stabilieren, daß sie so leicht nicht wieder umgestoßen werden kann. Nicht die Form, sondern die Idee ist es, die wir dabei suchen. Das Suchen nach der Idee selbst führt uns zur Anerkennung der vorhandenen Form. Nur auf diesem Wege dürfen wir hoffen, eine im tiefsten Sinne konservative Staatstheorie zu finden.

Das tschechische Schulwesen in Wien[1])

Von Otto Martin (Wien)

Die öffentlichen Wiener Schulen mit tschechischer Unterrichtssprache waren schon wiederholt Gegenstand lebhafter Aufmerksamkeit. Da das Schulwesen im Leben jedes Volkes, besonders aber eines Minderheitsvolkes, ein Gegenstand von großer Bedeutung ist, da es ferner von hohem Interesse ist, das Verhalten der einzelnen Staaten den kulturellen Erfordernissen der Minderheiten gegenüber kennen zu lernen, soll im folgenden das tschechische Schulwesen in Wien an Hand der amtlichen statistischen Daten dargestellt werden.

Die Wiener tschechische Minderheit ist verhältnismäßig wenig zahlreich. Nach der Umgangssprachenerhebung der Volkszählung im Jahre 1910 gab es in Wien

1,727.052 österreichsiche Staatsangehörige deutscher,
98.430 tschechischer und
8.954 anderer Umgangssprache.

Das heißt: von den österreichischen Staatsangehörigen, die in Wien lebten, bekannten sich 5.3 Prozent (oder 4.8 Prozent der Gesamtbevölkerung Wiens) zur tschechischen Umgangssprache, waren also volksbewußte Tschechen; rechnet man zu diesen noch die zirka 30.000 Slowaken ungarischer Staatsangehörigkeit hinzu, so erreichen die Tschechen und Slowaken (ohne Berücksichtigung der

[1]) Arbeit aus dem statistischen Minderheiteninstitut der Wiener Universität.

Staatsbürgerschaft) 1910 zusammen zirka 6.3 Prozent der Einwohner Wiens[2]). Die neuen Zahlen der heuer durchgeführten Volkszählung sind noch nicht bekannt, doch dürften sie, was den Hundertsatz der Tschechen in Wien anbelangt, jene Veränderung zum Ausdruck bringen, die schon aus der Schülerzahl hervorgeht, nämlich eine starke Abnahme. Der Grund dafür ist ziemlich klar. Die tschechische Minderheit Wiens ist eine Zuwanderungsminderheit; sie besteht, wie die Berufsstatistik zeigt, überwiegend aus Handwerkern und Arbeitern, die durch die bessere Verdienstmöglichkeit in der Großstadt angezogen wurden. Während des Krieges hielten die schlechten Ernährungsverhältnisse die tschechischen Zuwanderer von Wien fern, ja es fand sogar eine teilweise Rückwanderung statt; dasselbe gilt für die Zeit unmittelbar nach dem Kriege; in letzterer Zeit verhindert die Schwierigkeit, bei der herrschenden Arbeitslosigkeit Beschäftigung zu finden, naturgemäß eine stärkere Zuwanderung. So wird es möglich, daß man nach der Schulstatistik, unter der Voraussetzung, daß der Altersaufbau ungefähr gleich geblieben ist, auf eine Verminderung des tschechischen Anteiles an der Bevölkerung von 6.3 Prozent im Jahre 1910 auf zirka 4—5 Prozent derzeit schließen kann.

Um die Errichtung tschechischer Schulen in Wien ging seit Jahrzehnten der politische Kampf. Bis Anfang 1921 bestanden in Wien keine öffentlichen Schulen mit tschechischer Unterrichtssprache. Nur in den privaten Schulen des Komenskyvereines wurde in tschechischer Sprache unterrichtet. Die Bestimmungen über den Schutz der Minderheiten im Staatsvertrag von Saint Germain brachten nun in Wien den ersten Anstoß zu einer Änderung. Die Artikel über den Minderheitenschutz sichern allen Staatsbürgern, gleichgültig welcher Sprache, welcher Rasse und welcher Religion sie sind, die gleichen Rechte zu; besonders wird das Recht „auf ihre eigenen Kosten Wohltätigkeits-, religiöse oder soziale Einrichtungen, Schulen und andere Erziehungsanstalten zu errichten, zu verwalten und zu beaufsichtigen, mit der Berechtigung, in denselben nach Belieben die eigene Sprache zu gebrauchen“ usw. hervorgehoben. Der Artikel 68 beschäftigt sich speziell mit dem Schulwesen größerer Minderheiten. Er lautet: „Was das öffentliche Schulwesen anlangt, wird die österreichische Regierung in den Städten und Bezirken, wo eine verhältnismäßig beträchtliche Zahl anderssprachiger als deutscher österreichischer Staatsangehöriger wohnt, angemessene Erleichterungen gewähren, um sicherzustellen, daß in den Volksschulen den Kindern dieser österreichischen Staatsangehörigen der Unterricht in ihrer eigenen Sprache erteilt werde. Diese Bestimmung wird die österreichische Regierung nicht hindern, den Untericht der deutschen Sprache in den besagten Schulen zu einem Pflichtgegenstande zu machen.“ Nach diesem Artikel war also Österreich verpflichtet, beim Bestehen größerer Minderheiten auch Schulen für diese zu errichten. Die Ententestaaten hatten bei der Einfügung dieses Artikels hauptsächlich die Forderungen der Tschechen und Slowenen im Auge. Die Durchführung dieser Bestimmung wurde etwas verzögert; daher legte sich die tschechische Regierung anläßlich der Verhandlungen in Brünn im Sommer 1920 ins Mittel und setzte es durch, daß in den Brünner Vertrag auch folgende Bestimmungen über die tschechischen Minderheitsschulen in Österreich aufgenommen wurden. Artikel 20: „Der österreichische Staat verpflichtet sich, zu veranlassen, daß zu Beginn des

[2]) Vgl. Wilhelm Winkler, Die Tschechen in Wien, Wien 1919.

Schuljahres 1920/21 in Wien für Kinder österreichischer Staatsangehöriger tschecho-slowakischer Sprache auf Grund ihrer Anmeldungen öffentliche Volksschulen mit tschecho-slowakischer Unterrichtssprache in geeigneten Lokalitäten und unter Verwendung sprachlich und auch sonst vollkommen qualifizierter Lehrkräfte in dem Umfange errichtet werden, daß auf eine Klasse im allgemeinen durchschnittlich dieselbe Schülerzahl entfalle wie bei deutschen Volksschulen, wobei ein Mindestdurchschnitt von 42 Schülern angenommen wird." — „Da in der tschecho-slowakischen Republik den Kindern fremder Staatsangehöriger der Besuch der öffentlichen und privaten deutschen Schulen in der tschecho-slowakischen Republik ohne Ausnahme bereits gestattet ist und sich die tschecho-slowakische Regierung verpflichtet, diese Gestattung aufrechtzuerhalten, sagt auch die österreichische Regierung ihrerseits zu, daß den Kindern tschecho-slowakischer Staatsangehöriger tschecho-slowakischer Sprache der Besuch der tschecho-slowakischen öffentlichen und privaten Volksschulen in Österreich gestattet wird. Diese Kinder bleiben bei öffentlichen Volksschulen sowohl bei der Berechnung der Anzahl der zu errichtenden Klassen und Schulen, als auch bei der Berechnung des Durchschnittes der Schülerzahl in einer Klasse außer Betracht."

Die Errichtung der durch den Brünner Vertrag vorgeschriebenen tschechischen Schulen verzögerte sich durch die Ratfikationsverhandlungen im Parlament, sowie durch die technischen Vorarbeiten. Da aus diesen Gründen die Schulen am Beginn des Schuljahres 1920/21 noch nicht zur Verfügung standen, setzte ein Streik der tschechischen Schulkinder ein, der erst einige Monate später, nachdem tatsächlich die Schulen errichtet waren, abgebrochen wurde.

Bevor wir nun die das tschechische Schulwesen betreffenden Zahlen betrachten, seien einige Bemerkungen über die Wiener Schulstatistik vorausgeschickt. Die Wiener Schulstatistik, die vom Magistratsamt für Statistik hergestellt wird, gibt über alle wesentlichen Fragen des öffentlichen Schulwesens Aufschluß. Bis zum Jahre 1883 gab die Gemeinde Wien alle drei Jahre einen Bericht heraus, in dem statistische Angaben über die Wiener Bevölkerung, Schulwesen usw. enthalten waren. Von diesem Jahre an erschien bis zum Jahr 1914 das „Statistische Jahrbuch der Stadt Wien", das eine umfassende Statistik aller für die Stadtgemeinschaft in Betracht kommenden Gebiete enthält. Seit dem Jahre 1914 ist infolge der schlechten wirtschaftlichen Verhältnisse, die der Gemeinde das Erscheinen eines so umfangreichen Werkes unmöglich machten, das Jahrbuch nicht mehr erschienen, doch hat sich das Magistratsamt für Statistik, das mir die Aufzeichnungen über die Jahre 1915/1922 in liebenswürdiger Weise zur Verfügung gestellt hat, inzwischen die dankenswerte Aufgabe gestellt, das gesammelte Material in einer Wochenschrift „Beiträge zur Statistik der Stadt Wien" herauszugeben, sodaß die statistischen Angaben über Wien wieder allgemein zugänglich sind.

Die nun folgenden Tabellen und graphischen Darstellungen sind durchwegs nach dem „Statistischen Jahrbuch der Stadt Wien" und nach den „Beiträgen zur Statistik der Stadt Wien" errechnet. Die Zahlen sind, da sie sich auf ein kleines Betrachtungsgebiet beziehen, leicht nachprüfbar. Sie entsprechen auch in ihrem empfindlichsten Teile, der Sprachengliederung der Schulkinder, den auch ohne Statistik wahrnehmbaren Entwicklungen. Wir dürfen sie daher mit Vertrauen benützen.

Tabelle 1 zeigt uns die Schülerbewegung nach Nationalitäten 1906 bis 1922 in absoluten Zahlen, Tabelle 2 in Prozenten. Aus Tabelle 1 ist besonders das Ansteigen der Schülerzahl bis zum Jahre 1910 und das darauffolgende allmäh-

Öffentliche Schulen in Wien.

Tabelle 1.

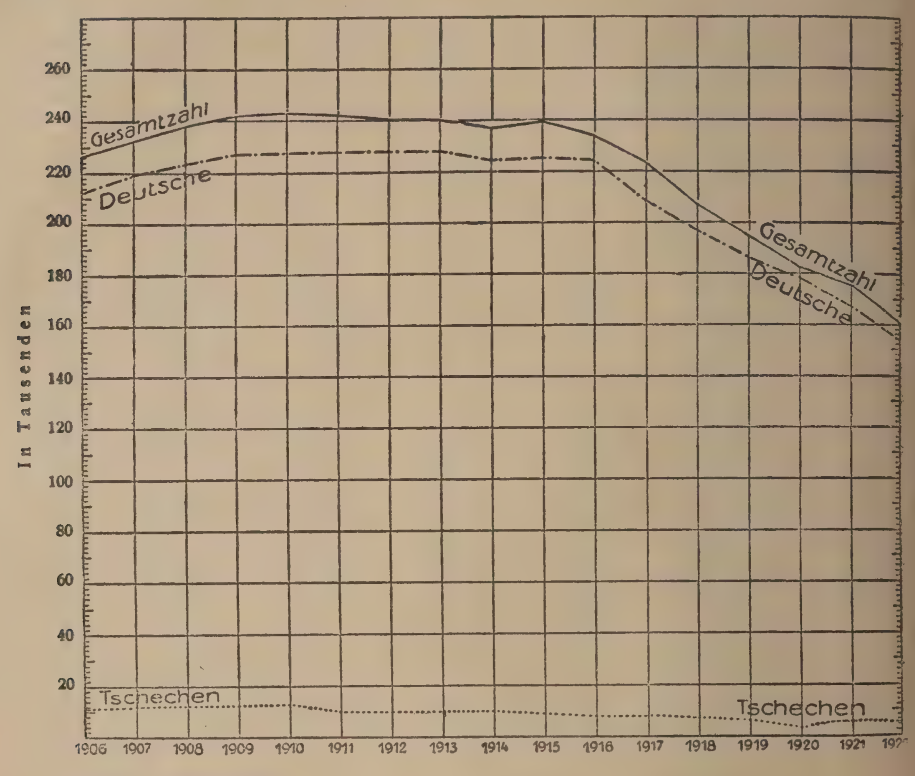
Zeit der Erhebung	Gesamtzahl der Schüler	in Volksschul-Klassen	in Bürgerschul-Klassen	Deutsche	Tschechen	Sonstige
1906	225.906	179.168	46.738	213.238	11.168	1500
1907	232.196	183.451	48.745	218.999	11.538	1659
1908	237.641	186 424	51.217	223.249	12 665	1727
1909	241.180	187.020	54.160	226.433	12.792	1955
1910	242.386	186.271	56.115	227 461	13.048	1877
1911	241.198	182.494	58.704	228 918	10.709	1571
1912	240 571	179.757	60.814	228.609	10 415	1547
1913	240.309	177.449	62.860	228.360	10.421	1528
1914	237.737	173.638	64.099	224.295	10.424	3018
1915	239.457	174 353	65.104	225.175	9.453	4829
1916	234.278	171.133	63.145	220 659	8.848	4771
1917	222.625	162.388	60 237	209.586	8.755	4284
1918	206.814	149.780	57.034	197.071	7.177	2566
1919	194.473	140.351	54.122	186.530	6.193	1750
1920	182.246	128.915	53.331	178.122	3.326	798
1921	174 614	122.686	51.928	167.631	5.987	996
1922	160.816	110.630	50.186	154.072	5.720	1024

Prozentverhältnis zwischen deutschen und tschechischen Schülern.

Tabelle 2.

Jahr	Deutsche	Tschechen
1906	94·4 %	4·9 %
1907	94·3 %	4·9 %
1908	93·9 %	5·3 %
1909	93·8 %	5·3 %
1910	93·8 %	5·4 %
1911	94·9 %	4·4 %
1912	95·0 %	4·3 %
1913	95·0 %	4·3 %
1914	94·3 %	4·4 %
1915	94·0 %	3·9 %
1916	94·2 %	3·8 %
1917	94·1 %	3·9 %
1918	95·3 %	3·4 %
1919	95·9 %	3·2 %
1920	97·7 %	1·8 %
1921	96·0 %	3·4 %
1922	95·8 %	3·5 %

Die deutschen und tschechischen Schüler in den öffentlichen Wiener Schulen 1906/22



1 Abschnitt = 2000 Schüler

liche Herabsinken bis zum letzen Jahre, wo der Schülerstand nur noch 66 Prozent des Höchststandes (1910) beträgt, ersichtlich. Diese Erscheinung hat ihre Ursache in dem seit ungefähr 1905 zu beobachtenden absoluten Geburtenrückgang[3]); im letzten Jahre dürfte wohl auch schon der durch den Krieg bedingte Geburtenausfall als Teilursache für den besonders starken Rückgang in Frage kommen.

Tabelle 2 zeigt in augenfälliger Weise, daß die Wiener tschechische Minderheit ziemlich geringfügig ist. Der Prozentsatz der tschechischen Schüler ist von seinem höchsten Stand (5.4 Prozent) im Jahre 1910 wieder stark gesunken und bewegt sich ziemlich konstant um 3.5 Prozent herum. Der niedrige Prozentsatz im Jahre 1920 (1.8 Prozent) ist eine Folge des obenerwähnten tschechischen Schulstreiks, den ungefähr die Hälfte der Schüler tschechischer Sprache mitmachte.

Wir wollen nun die Zahlen über die öffentlichen Schulen mit deutscher und tschechischer Unterrichtsprache nach der Erhebung im Herbst 1922 einer näheren Betrachtung unterziehen, vorher aber nochmals daran erinnern,

[3]) Der Rückgang der Geburtenziffer reicht dagegen bis in die Siebzigerjahre des vorigen Jahrhunderts zurück.

daß die bestehenden Verträge die Errichtung tschechischer Minderheitsschulen nur für Kinder „österreichischer Staatsbürger tschecho-slowakischer Sprache“ vorsehen. Tabelle 3 zeigt uns nun den Schüler- und Klassenstand in

Stand der deutschen und tschechischen Schulen nach Klassen und Schüleranzahl ohne und mit Berücksichtigung der Staatsbürgerschaft.

Tabelle 3.

Völker	Schulen	Klassen	Auf eine Schule entfallen Klassen	Gesamtzahl der Schüler	Klassendurchschnitt	Gesamtzahl der Schüler österr. Staatsbürgersch.	Klassendurchschnitt
Deutsche	568	5109	9	155.096	30	134.771	26
Tschechen	14	102	7	3.408	33	1.533	15

den Wiener öffentlichen Schulen zuerst ohne, dann aber mit Berücksichtigung der Staatsbürgerschaft der Schüler. Wir sehen daraus, daß zwar in den tschechischen Schulen bei Außerachtlassung der Staatsbürgerschaft der Klassendurchschnitt etwas höher ist als in den deutschen, wenn wir aber nur die Kinder österreichischer Staatsbürger mit tschechischer Sprache in Betracht ziehen, zeigt es sich, daß in den tschechischen Schulen nur ein Klassendurchschnitt von 15 gegen 26 österreichische Staatsbürger in den deutschsprachigen Schulen besteht. Noch deutlicher ist dieser Unterschied aus Tabelle 4 zu ersehen; die Tatsache,

Prozentverhältnis österreichischer und anderer Staatsangehöriger in den Schulen mit deutscher und tschechischer Unterrichtssprache.

Tabelle 4.

Schulen	österreichische	andere
	Staatsbürger	
deutsche	87 %	13 %
tschechische	45 %	55 %

daß in den tschechischen Schulen nur 45 Prozent der Schüler österreichische Staatsbürger sind, spricht eine eindringliche Sprache. Es dürfte kaum einen Staat geben, der öffentliche Schulen auf seine Kosten erhält, die zum größeren Teil von fremden Staatsangehörigen besucht werden. Es ergibt sich aus diesen Zahlen, daß die Wiener tschechische Minderheit 102 öffentliche Schulklassen besitzt an Stelle von vertraglich bedungenen 37.

Von tschechischer Seite (ebenso bei Beantwortung einer diesbezüglichen Anfrage im Wiener Gemeinderate) wurde nun darauf hingewiesen, daß ja auch eine große Anzahl von Kindern österreichischer Staatszugehörigkeit die tschechischen Privatschulen besuche und daß dadurch die Errichtung öffentlicher Schulen für Ausländer völlig kompensiert sei (hier muß aber hervorgehoben werden, daß auch die Privatschulen seitens der Gemeinde hohe Subventionen erhalten). Abgesehen davon, daß es ja nicht Sache der Schulbehörde ist, für Kinder, die

Privatschulen besuchen, in den öffentlichen Schulen „für alle Fälle“ Plätze bere zuhalten, wollen wir doch auch die diesbezüglichen Zahlen prüfen, obwohl die Untersuchung natürlich nur rein theoretischen Wert haben kann. Im Herbst 19 besuchten nun die tschechischen Privatvolksschulen zirka 2600 Kinde Von diesen waren 1214 österreichischer, der Rest anderer Staatsangehörigke Werden die 1214 österreichischen Tschechen, die Privatschulen besuchen, zu d 1553 österreichischen Tschechen in den öffentlichen Schulen gezählt, so erhalt wir im ganzen 2767 österreichische Tschechen in den Wiener Volksschule Selbst wenn die österreichischen Schüler der Privatschulen geschlossen in d öffentlichen Schulen übertreten würden und bei der Berechnung der Klasse anzahl die Bestimmungen des Brünner Vertrages, die einen Klassendurchschn von 42 Schülern fordern, in Anwendung kämen, hätten die Tschechen imm noch erst einen Anspruch auf 66 Schulklassen, nicht auf 102[4]). Soweit also c Zahlen über die tschechischen Schulen, an deren Schluß noch die Tabelle 5 g

Schüler mit tschechischer Umgangssprache in deutschen, resp. Schüler mit deutsch Umgangssprache in tschechischen Schulen.

Tabelle 5.

Schulen	Gesamtzahl der Schüler	Davon mit tschechischer resp. deutscher Umgangssprache	Zahl der Tschechen in deutsche Schulen, resp. der Deutschen i tschechischen Schulen in Proze
deutsche	155.096	1.860	1·2 %
tschechische	3.408	167	4·9 %

setzt sein soll, welche die merkwürdige Tatsache aufzeigt, daß 4.9 Prozent d Schüler, welche tschechische öffentliche Schulen besuchen, deutsch sind.

Die angeführten Zahlen zeigen deutlich, daß den österreichischen Tschech im öffentlichen Schulwesen tatsächlich weitestgehendes Entgegenkommen b wiesen wird. Es würde den Rahmen dieser Arbeit, die sich lediglich mit Schu statistik befassen will, überschreiten, auf die anläßlich der Tagung d Völkerbundligen in Wien von den Tschechen in der Schrift „Les minorit nationales dans la république autrichienne“ vorgebrachten Beschwerden näh einzugehen. Immerhin sollen die Vorwürfe, die die materielle Lage der Schul betreffen, nicht unerwähnt bleiben, nämlich die Tatsachen, daß die tschechisch Schulen in deutschen Schulgebäuden untergebracht sind, daß teilweise d Unterricht nachmittags stattfindet und daß die Lehrmittel mangelhaft seie Hierzu ist zu bemerken, daß es natürlich unmöglich ist, jetzt tschechisc Schulen in eigenen Gebäuden zu errichten, da die Baukosten von der Gemein nicht aufgebracht werden können, und daß anderseits doch nicht ganze deutsc Schulen geräumt und in eine ungeeignete Gegend verlegt werden können, ledi lich weil in einem Bezirk vielleicht sieben anderssprachige Schulklassen erricht werden müssen. Wegen Raummangels wird tatsächlich teilweise der Unterric nachmittags abgehalten, was aber, wie die Erfahrungen an andern Schul

[4]) Es sei nochmals darauf hingewiesen, daß diese Berechnung lediglich theor tischen Wert hat, da in der Praxis der Austritt einer größeren Anzahl von Schüle aus den Privatschulen nicht zu erwarten ist.

zeigen, den Unterrichtserfolg nicht beeinträchtigt. Daß die Klassen im Winter mangelhaft beheizt waren, ist eine Tatsache, die den deutschen Schülern ebensoviel Unannehmlichkeiten bereitete, wie den tschechischen, die jedoch in der schlechten Lage der öffentlichen Finanzen ihre traurige, aber klare Begründung findet. Das Gleiche gilt von den Lehrmitteln. Schließlich darf auch nicht vergessen werden, daß die tschechischen öffentlichen Schulen in Wien eine verhältnismäßig junge Einrichtung sind, daß also erst in mehrjähriger Tätigkeit die nötigen Erfahrungen gesammelt werden können, die ein vollständig einwandfreies Funktionieren des komplizierten Schulorganismus ermöglichen. Im Interesse des guten Beispieles für jene Staaten, in denen gleichfalls Minderheiten bestehen, ist es natürlich wünschenswert, daß bestehende tatsächliche Mißstände möglichst rasch beseitigt werden.

Andererseits bleibt aber zu wünschen, daß der in den obigen Zahlen reichlich zum Ausdruck gelangende gute Wille der Wiener Schulverwaltung von tschechischer Seite anerkannt und auch von der tschechischen Regierung eine gleiche Gesinnung gegenüber dem deustchen Schulwesen bekundet werde.

Politischer Bericht (Deutschland)

Ein Lustrum ist vergangen, seitdem wir Niederlage und Revolution im Lande haben. Die äußeren und inneren Wege, die das republikanische Deutschland eingeschlagen hat, beginnen allmählich auch für die Allgemeinheit in ihrem Sinn und Zusammenhang deutlicher hervorzutreten. Und allerdings drängt die Aufgabe immer mehr, ein Bewußtsein von der Gesamtsituation zu gewinnen, um das Reich aus dem Zustand herauszuführen, nur der Spiegel der Bewegungen der großen Mächte zu sein.

Von vornherein aber wird man zu einem falschen Anblick kommen, wenn die Epoche, um deren Geist und Einheit es sich handelt, in ihren Anfängen nicht richtig verstanden wird. Die Anschauung würde uns nicht weiterführen, welche die Erhebung — oder den Umfall — im November 1918 vorgeschichtslos für alles Weitere — sei es gut, sei es schlecht — verantwortlich macht. Über das Spezifische des Novembers, die eigentlich radikale Bewegung, sind wir ja längst und schnell hinweggekommen. Mit Spartakus wurde der deutsche Generalstab noch fertig. Die wirkliche Veränderung aber hatte schon sechs Wochen früher gelegen, als das kaiserliche Deutschland gleichzeitig um Waffenstillstand bat und sich parlamentarisierte. Ja, diese letzte selbständige Entschließung des Kaisers, durch die er, wie man mit Recht gesagt hat, das ihm von Bismarck in die Hand gedrückte Szepter zerbrach, steht in noch weiterem Zusammenhang mit Ideen, nach welchen sich seine Politik von Anfang an zu bewegen versucht hat.

Es handelt sich um die Genesis einer neuen Auffassung vom Reiche. Und hier wird in der Tat eine Linie von den Anschauungen des Kaisers, wie dieser sie Bismarck schon einmal vor seinem Regierungsantritt entwickelt hatte[1]),

[1]) „Gedanken und Erinnerungen", Bd. III, Kap. 1.

über den letzten monarchischen Versuch bis zur Weimarer Verfassung sichtbar. Der S t u r z der Monarchie kam hauptsächlich daher, daß das Kaisertum, als sich die Anschauungen der Menschen von der Größe des bismarckischen Reiches losrissen, diesen Abfall mitmachte, ohne doch die Konsequenz aus der Verwandtschaft seiner eigenen Bestrebungen mit denen der Opposition ziehen zu wollen. Im Augenblick der Niederlage aber war diese Bereitwilligkeit sein eigener Untergang. Mehr aus dem Gegensatz zu dem bismarckischen als zu dem wilhelminischen Reiche müssen darum aber auch die Tendenzen derjenigen Männer verstanden werden, die der Kaiser selbst noch berufen hatte und die nach dem Abschlagen des Novembersturmes, in der Weimarer Verfassung ihre Machtstellung befestigten.

Allein, auch die „kontrerevolutionären" Kräfte sind, wie die „revolutionären" Geist vom Geiste der kaiserlichen Zeit. In ihnen wirken jene Auffassungen nach, welche Wilhelm II. verhindert haben, die Verbindung „Demokratie und Kaisertum" zu vollziehen. Das Staatsideal der christlich-germanischen Romantik auf der einen, dasjenige der positivistisch-westeuropäischen Aufklärung auf der anderen Seite: dieser Kampf, in dessen Zeichen unter der Monarchie keine Einheit mehr möglich war, ist noch heute die Signatur unseres Lebens. Durch ihn sind wir in die Tiefe geführt worden. Noch immer aber steigen wir, nach dem Wort eines Dichters der Zeit, „aus der Tiefe hinab".

Von dem Unterschied der bismarckischen und der nach-bismarckischen Reichsauffassung also muß, wie mir scheint, jede Betrachtung ausgehen, welche in das Wesen der gegenwärtigen Krise eindringen will. Sie muß davon ausgehen, daß die g e i s t i g e Krise 1890, dagegen 1918 eine Krise nur der Regierungs f o r m war, in welcher formalen Veränderung jedoch der Geist bisher noch nicht zur Ruhe gekommen ist. —

Ich versuche deshalb, jenen Unterschied kurz zu bezeichnen. Das von Bismarck eingerichtete Reich war föderalistisch; es beruhte, vornehmlich seit 1878, auf dem freiwilligen Zusammenwirken der Monarchen. Sie bildeten einen Verein auch gegen die fortschreitenden Ansprüche ihrer eigenen Landtage. So war es gelegentlich schon im Deutschen Bunde (z. B. nach der Julirevolution) gewesen. Gegründet war ihre Solidarität aber erst, seitdem sich, in den gesetzlichen Verhältnissen des Bundesstaates, ein jeder von ihnen vor Übergriffen sowohl des größten Gliedstaates wie des Reiches gesichert fühlen durfte. Gerade der König von Preußen hatte damit als deutscher Kaiser einen doppelten Verzicht auf sich genommen: den, preußische Sonderpolitik zu treiben, und den, eine Unterdrückung der Gliedstaaten überhaupt, vermittels Errichtung einer andersgearteten (sei es absolutistischen, sei es parlamentarischen) Souveränität unmittelbar im Reiche zu versuchen. Partikularistische und unitarische Politik wurden gleichzeitig ausgeschlossen. Durch das Kaisertum von 1871 wurde die deutsche geschichtliche Entwicklung föderalistisch interpretiert.

Wie anders hat Wilhelm II. seinen Titel verstanden, wenn er seinen Regierungsantritt mit einem Dokument bezeichnen wollte, in welchem der Gedanke der Erhöhung der kaiserlichen Gewalt über die — mehr als Untertanen, denn als Bundesgenossen zu behandelnden — Fürsten ausgesprochen war. Eben hierdurch hat er partikularistische Gegenströmungen — vor allem in Preußen selber — hervorgerufen, welche auch die Stellung der Fürsten gegenüber den Landesparlamenten schwächten.

Die Weimarer Verfassung brachte diese Antinomien gewissermaßen in ein System. Oder sollte und konnte damals die Nationalsouveränität wirklich stabilisiert und, als ihr Ausdruck, der Einheitsstaat geschaffen werden? Es bedarf dazu wohl nur der Erwägung des Moments! Eine solche Idee — sie wäre von wahrhaft revolutionärem Charakter gewesen — hätte nur aus dem Willen hervorgehen können, im Augenblick der höchsten, von dem herrschenden System verschuldeten Gefahr den nationalen Widerstand dennoch fortzusetzen und zu beleben. Umgekehrt aber haben sich für den Entschluß zu bedingungsloser Kapitulation im Juni 1919, wie gerade von demokratischer Seite bezeugt worden ist, nicht zuletzt partikularistische Erwägungen als ausschlaggebend erwiesen[2]). So konnte denn nach geschichtlicher Logik nur ein Bundesstaat geschaffen werden, der zugleich die Züge eines ambitiösen Unitarismus und einer ganz prinzipiellen, partikularistischen Versteifung an sich trug: so zwar, daß der Unitarismus selber als die letzte Konsequenz und äußerste Freiheit des Partikularismus erschien.

So wenigstens scheint mir die Tatsache begriffen werden zu müssen, daß durch die Einführung des demokratisch-parlamentarischen Prinzips nicht nur in das Reich, sondern auch in die Länder zugleich die Nationalsouveränität und etwa 1½ Dutzend partikularer Volkssouveränitäten begründet worden sind. Die Nation wurde zugleich als ein Ganzes und in ihren Teilen souverän, d. h. es wurde die Bahn frei entweder für die Erneuerung des Kampfes um die Vorherrschaft — hierfür kamen vor allem Preußen und Bayern in Betracht — oder für eine allgemeine itio in partes, ein landschaftliches Still- und Sonderleben, dessen Reize uns ja inzwischen von den Theoretikern des „mütterlichen Erdbodens“, der „Stammeseigentümlichkeiten“, pflanzenhaft alternder „Kulturseelen“ usw. auch schon beschrieben worden sind. Das Reich von 1871, das auf dem freiwilligen Zusammenwirken seiner Teile beruhte, kannte eine Bewegung der Einzelstaaten nach außen nur in der Form des dieselben einheitlich umschließenden Bundesstaates, also in der Welt; das Reich von 1919, das auf dem Selbstbestimmungsrecht seiner Teile beruht, muß diesen auch eine äußere Bewegung untereinander gestatten, also auch innerhalb Deutschlands. Das Reich selber wurde dadurch aus einem aktiven in einen passiven Charakter überführt. Es „erleidet“ seither die Bewegung seiner Glieder. Eher als des neuen, möchte man sich dabei des heiligen römischen Reiches wieder erinnern. Die Nationalsouveränität bedeutet heute nicht viel mehr als jenes Kaisertum seit dem Westfälischen Frieden; die Volkssouveränität in den Ländern dagegen etwa so viel wie vormals die Libertät der Stände. Auch von deren Freiheit, mit dem Ausland in selbständige Beziehung zu treten, die Bismarck für den Fall der Entföderalisierung schon vorausgesehen hat[3]), ist z. B. von Eisner in Bayern wieder Gebrauch gemacht worden[4]). —

---

[2]) Vergl. Fr. Payer, Von Bethmann Hollweg bis Ebert (1923), S. 296 ff. („Furcht“, „daß die Entente die deutsche Einheit zerschlagen werde“; ferner daß der Westen und Südwesten Deutschlands — Payer war Schwabe — verheert werden und dauernd besetzt bleiben könnten) — ein Buch, typisch für jenen gutmütig-verschlagenen, etwas untergeordneten, aber hartnäckigen Geist der Reichsfeindschaft, wie er in bürgerlich-demokratischen Kreisen gepflegt wurde.

[3]) „Gedanken und Erinnerungen“. Bd. III, S. 15 f.

[4]) Wenn es zutrifft, daß Eisner seinerzeit an die Erwerbung Tirols für Bayern

In der wiedereröffneten Rivalität der Einzelstaaten traten nun naturgemäß Preußen und Bayern besonders hervor.

Es ist bezeichnend, daß die unitarischen Parteien die Auflösung Preußens keineswegs herbeigeführt haben. Vielmehr wurde durch Preisgabe der Personalunion zwischen Reichskanzler und preußischem Ministerpräsidenten die Freiheit Preußens noch unterstrichen. Mit richtigem Gefühl erkannten die Unitarier, daß ihre Parteien im preußischen Landtag mächtiger sein würden als im Reichstag[5].

Es waren vor allem das Zentrum und die Sozialdemokratie, annäherungsweise auch die bürgerlichen Demokraten. So war es, obwohl der Primat Preußens auch von diesen Parteien festgehalten werden sollte, ein innerlich, geistig gänzlich veränderter Staat. Nicht mehr vom Osten — dessen Territorien zerrissen worden waren —, sondern vom Westen und Südwesten aus wurde er regiert. (Baden sekundierte.) Die bisherigen Grundfeinde Preußens also — seitdem es sich am Rhein entwickelt und dort den Gegensatz zu Frankreich aufgenommen hatte (1813) — übernahmen die Herrschaft. Zwar mußte sich nun das Zentrum entschließen, mit derjenigen Partei zu paktieren, mit der es unter dem Gesichtspunkt, auf dem es selber beruhte, dem konfessionell-religiösen, fast am wenigsten einig war. Aber in der Idee der „sozialen Republik" hatte man vorläufig ein Bindemittel. Die „christliche" Festigung des „Einzelgewissens" würde sich damit, wie noch der jüngst in der „Germania" veröffentlichte Brief des vormaligen Kanzlers Wirth und namentlich die Antwort des Abgeordneten Joos betonen, allmählich wohl haben verbinden lassen.

Vorderhand aber wird die Situation dadurch bezeichnet, daß sich der deutsche Geist eine Synthese gefallen lassen sollte, deren klassischer Boden bei seinem Überwinder war: „catholique, mais athéiste", so ist ja das siegreiche Frankreich von seinem Apostel Barrès bezeichnet worden. — Behalten wir im Auge, in welcher geistigen Perspektive hierdurch der gleich nach Friedensschluß einsetzende deutsch-französische Kampf um den Rhein erscheinen mußte. —

Der Triumph dieser Richtung war 1919/1920. Und ihr Triumph war, daß auch Bayern ihr folgte. Mit Gewalt war die Reichswehr in die Räterepublik eingerückt. Auch hier wurde ein sozialistisch-ultramontanes Kabinett gebildet. Und die neue bayerische Verfassung sicherte dem Landtag eine auch vergleichsweise sehr mächtige Stellung zu. Die Bayerische Volkspartei mochte sich erinnern, daß die Monarchie der Wittelsbacher keineswegs demokratisch und deshalb auch nicht ultramontan gewesen war. Die Stellung des Zentrums im Reiche und die der Bayerischen Volkspartei in Bayern waren einander im Grunde analog. Bayern wäre wie ein kleineres Deutschland verwaltet worden, ebenmäßig katholisch und demokratisch. Es ist deswegen auch nicht so leicht glaublich, daß sich die Bayerische Volkspartei während der Verfassungsberatung in Weimar einfach

---

gedacht hat (Deutsche Rundschau, Juli 1922, S. 45), so würde er ja damit recht eigentlich im Geiste und auf der Bahn der Rheinbundpolitik gehandelt haben, und sein an die Adresse des siegreichen Frankreich gerichtetes „Schuldbekenntnis" dazu stimmen. Hatte er doch schon 1907 in seiner Schrift „Das Ende des Reiches" gemeint, daß durch Leipzig alles zerstört worden sei, was Jena geschaffen habe. — Vergl. die instruktive Schrift von Friedrich Lenz, „Die deutsche Sozialdemokratie" (1923).

[5]) Für die preußischen Sozialdemokraten ausdrücklich bezeugt z. B. in den „Sozialistischen Monatsheften", 60. Bd., S. 331 (1923).

habe überraschen lassen. Dies vielmehr dürfte eine Konstruktion sein, welche entstand, als man in München begann, das Ungemütliche der Übereinstimmung mit Berlin zu empfinden, d. h. als der Staatsbegriff wieder über die Parteibegriffe Gewalt erhielt. —

Das Kennzeichen der nächsten Phase der deutschen Entwicklung ist es nun, daß sich eben der bayerische Staatsgedanke im Zusammenhang mit dem Selbstgefühl der Nation überhaupt zu erheben versuchte. Es war die Frage, wie lange die Nation die Souveränität in ihren Teilen und die entsprechende ultramontan-sozialistische Internationalität in ihrer auswärtigen Leitung noch ertragen würde? Die Voraussetzung für die Politik Erzbergers war gewesen, daß dem sich international einstellenden Deutschland wenigstens der Rest seiner Selbständigkeit, sein Recht auf den unterzeichneten Frieden, zugestanden wurde. Was aber konnte ungünstiger wirken, als die immer mehr offenkundig werdende Tatsache, daß Frankreich „seinen" Sieg „sabotiert" glaubte, daß es also innerhalb der Ordnung von Versailles seinerseits progressiv zu werden trachtete? Denn stieß seine Progression gegen den Rhein nicht eben auf jene Provinzen, welche unversehrt bleiben mußten, um die katholisch-sozialistischen Elemente sowohl in ihrem territorialen Besitzstand wie in dem Rest ihrer nationalen Stellung zu erhalten?

Die wachsende Unsicherheit Frankreich gegenüber war die Atmosphäre, in der der Märzputsch von 1920 entstehen konnte. Dadurch, daß der Putsch in Berlin mißlang und die Teilnehmer nach München, wo der Regierungswechsel glatt vollzogen war, flüchteten, wurde die Aufgabe des hier emporgekommenen Ministeriums Kahr in der Tat eine umfassende, unter Umständen aber auch eine komplizierte.

Die Idee, von welcher sich Kahr leiten ließ, ist es wohl niemals gewesen, von Bayern aus das Reich unmittelbar zu erobern; wohl aber versuchte er das Schwergewicht des zweiten deutschen Staates dahin geltend zu machen, die Reichsregierung auf die Bahn des nationalen Föderalismus zurückzuführen. Nach innen und außen mithin setzte er dem Berliner System das seine entgegen. Wenn er auch in geistiger Beziehung vorging und den marxistischen Ideen die christlichen entgegensetzte, so traf er damit wenigstens den schwachen Punkt in der sozialistisch-ultramontanen Allianz. Aber es war zugleich ein dem agrarisch-konservativen Charakter des Landes angepaßtes, allzu determiniertes Ideal; hier waren die Ideen der Aufklärung ja sehr viel weniger tief in die Masse der Bevölkerung hinabgedrungen als etwa in den Rheinlanden mit ihrer bewegten, unter dem unaufhörlichen Einfluß des Westens stehenden Geschichte. Auf die bäuerlich-ländlichen Kreise stützte sich Kahr in erster Linie; in festen Verbänden wurden sie organisiert. Daneben waren seine Anhänger vornehmlich in dem alten, monarchisch-liberalen Beamtentum, aus dessen Überlieferungen er selbst hervorgegangen war. Mit der Bayerischen Volkspartei dagegen war er in Bezug auf deren demokratisch-ultramontanen Charakter doch nicht ganz konform, so wenig er ohne sie hätte regieren können. Er versuchte vielmehr, sie aus der partikularistischen Einstellung herauszuführen.

Hierzu, wie zu seinem umfassenden, auf eine Abwandlung der Reichspolitik überhaupt abzielenden Programm war ihm die Unterstützung der aus Norddeutschland herüberkommenden nationalen Elemente zunächst gewiß willkommen und notwendig. Aus den Reihen der deutsch-national gerichteten Bayerischen

Mittelpartei verstärkte er seine Regierung. Die Frage war nur, ob die Kraft Bayerns hinreichen werde, die Analogien im Norden zu erzwingen. —

Von der bürgerlichen Regierung Fehrenbach-Simons, die aus den Reichstagswahlen von 1920 hervorgegangen war und in der Verteidigung wenigstens des Friedenszustandes fest, aber auch unbeweglich blie drohten an sich keine Schwierigkeiten. Da griff die Entente von neuem ein. Sie verbot die bayerischen Einwohnerwehren, die sich in München schon allzu sichtbar und hörbar gemacht hatten. Sie hatte sich ferner die Festsetzung der deutschen Reparationsschuld noch aufgespart, um sie erst nach Maßgabe der Entwicklung der Verhältnisse vorzunehmen. Mit dem Diktat von London, einer methodischen Wiederholung des Diktates von Versailles, erzwang sie denn auch die Rückkehr Deutschlands zum demokratischen System, sowie es 1919/1920 vorgewaltet hatte. Der nächste Parteifreund Erzbergers, Wirth, bildete das neue Kabinett.

Die Erregung in Bayern wuchs. Erzberger wurde ermordet. Aber in der anschließenden Weiterung zwischen Berlin und München stürzte Kahr. Eine charakteristische Kombination Wirths mit dem Vorsitzenden der Bayerischen Volkspartei brachte ihn zu Fall. Auch in Preußen wurde die unter Stegerwald verspätet — erst zur Zeit der Londoner Konferenz — unternommene Rechtsentwicklung abgebrochen. Die frühere Linie wurde, allerdings durch Einschluß der Deutschen Volkspartei zur „großen Koalition" erweitert, hergestellt. Eine sichere Majorität in Preußen war für den Kanzler um so notwendiger, als sein Kabinett nach dem Verlust Oberschlesiens die Mitwirkung der Deutsch-demokratischen Partei eingebüßt hatte.

Läßt sich schon in diesen inneren Hergängen eine durchgreifende Hand nicht verkennen, so muß nun vor allem zugegeben werden, daß unter der Kanzlerschaft Wirths bedeutsame und jedenfalls über die bisherige Praxis hinausführende Schritte unternommen worden sind, um die Lage Deutschlands in Europa zu konsolidieren. Es handelt sich um den Versuch Rathenaus, inmitten der sich damals verschiebenden, vielleicht sogar wieder in Fluß kommenden europäischen Verhältnisse eine konstruktive Politik zu treiben.

Es scheint jedenfalls, daß Rathenau den Gegensatz, der sich zwischen England und Frankreich in der vorderasiatisch-mittelmeerländischen Frage herausbildete, auszunutzen für möglich gehalten hat. Den progressiven Absichten, die der englische Liberalismus, älteren Überlieferungen folgend, gegen die Türkei verfolgte, setzte sich Frankreich, das ja in der Levante gleichfalls einen zentralen Interessenpunkt hat, entgegen. Und Frankreich traf sich dabei in der Unterstützung der Türken mit Rußland. Hat nun die deutsche Regierung versucht, für diese russisch-französische Annäherung im Süden auch im Norden einen Brückenpfeiler hinzustellen? Hing die sogenannte „Erfüllungspolitik" Wirths auf der einen Seite mit der Anerkennung der sowjetistischen Regierung, wie sie im Rapallovertrag festgesetzt wurde, auf der andern zusammen?

In jeder Hinsicht wäre es eine Politik auf alten historischen Grundlagen, und zwar eine spezifisch norddeutsch konzipierte Politik gewesen, wie sich ja Wirth denn auch im Innern auf Preußen stützte. Von der Herstellung des traditionellen preußisch-russischen Verhältnisses versteht sich das ohne weiteres. Aber auch Frankreich hatte mit den norddeutschen Staaten in den großen Krisen der Jahrhunderte von der Reformation bis zur Revolution überwiegend zusammengestanden. Denn es war die natürliche Anlehnung, die es finden konnte, wenn

es seine Interessen im Mittelmeer geltend machen wollte. Noch die Erwerbung von Tunis ist ihm in ähnlichen Verhältnissen geglückt. Würde Poincaré, als er die Genueser Konferenz zum Scheitern gebracht hatte und bald darauf die Eröffnung von Verhandlungen zwischen Stinnes und Lubersack zuließ, in diese Richtung einzutreten gewillt sein? Es wäre darauf angekommen, was Deutschland bieten konnte und wollte. Und vielleicht war hier gerade Wirth nach seiner Parteistellung festgelegt. Er leitete nach dem Ableben Rathenaus die auswärtige Politik persönlich.

Das Ergebnis war jedenfalls ein Triumph Poincarés. Offenbar ist er auf dem Weg einer kontinentalen Verständigung doch nur so weit gegangen, wie nötig war, um in London dieses immer am meisten unwillkommene Gespenst zu zeigen. So erreichte er in der Tat den Sturz Lloyd Georges: das konservative Kabinett gab in der türkischen Frage nach und schien in der deutschen Frage Frankreich zum mindesten gewähren lassen zu wollen. Was war die Rückwirkung auf Deutschland?

Die auswärtige Initiative hatte den Radikalismus des Kanzlers im Innern mit einer gewissen Notwendigkeit hervorgerufen; in der Summe der Bestrebungen lag unverkennbar ein bestimmter Charakter; sie zielten darauf ab, das Reich auf den Grundlagen von 1919 wieder aktiv werden zu lassen. Der Fehlschlag nach außen aber ließ den inneren Parteitrieb, der diesem System nun einmal tief eingepflanzt war, von neuem hervortreten. Nur Rathenau selber hatte wohl eine Stellung über den Parteien eingenommen. Nachdem er von ruchlosen Händen beseitigt worden war, beantwortete Wirth die mit der völkischen Bewegung nun schon eng verflochtene bayerische Frage nicht mehr in der Art eines Kanzlers, sondern des Demagogen.

Um sich nach der Niederlage, die sie in Bayern erlitten hatte, zu behaupten, versuchte die Reichsregierung durch Heranziehung der deutschen Volkspartei die „große Koalition“ herzustellen. Hier aber versagten sich Wirth die Sozialdemokraten. Vereinigung mit der Schwerindustrie und Nachgeben gegen Bayern: hierzwischen befürchteten sie jetzt, wie später, zerrieben zu werden. So entsprang das Ministerium Cuno aus denselben Voraussetzungen und in derselben Zusammensetzung wie ein Jahr später das zweite Ministerium Stresemann. —

Es geschah aber, daß sich diese Rechtsentwicklung im Reiche, durch welche man versuchte, das bayerische Problem durch Rückkehr zu mehr föderativen Auffassungen zu lösen, durch eine auswärtige Orientierung kompromittierte, die Deutschland hart an die Katastrophe heranführte. Viel destruktiver — auch nach innen — als der frankophile Kurs der letzten Regierung wirkte das Bemühen der jetzigen, „das Kielwasser Englands“ aufzusuchen.

Man war den englischen Konservativen gegenüber. Diese gaben zunächst der englischen Mitelmeerpolitik eine Wendung, durch die sie die — dort sehr unbequemen — französischen Tendenzen allmählich immer weiter aus den östlichen Gebieten zurückdrängten. Von der Lausanner Friedenskonferenz brachten sie nicht nur Frieden, sondern auch Freundschaft mit der Türkei heim. Würden sie nun überhaupt den Boden der Entente verlassen, den Charakter der von ihnen selbst im Zusammengehen mit Frankreich errichteten Weltordnung verändern, zerstören? War es glaublich, daß sie die stärkste Militärmacht des

Kontinents zugleich an zwei Fronten, im Mittelmeer und am Rhein, herausfordern würden? War irgend Aussicht, daß sie uns in dem Widerstand gegen Frankreich, zu dem sie uns ermutigten, auch unterstützen würden? Ermutigten sie nicht auch Frankreich? Wünschten sie ihm nicht Glück auf den Weg? In beiden Ländern bedienten sie sich der nationalen Parteien, um die Verstrickung am Rhein möglichst fest zu machen, übrigens aber an der Entente, dem englisch-französischen Weltverhältnis, durchaus festzuhalten. Der deutsche Widerstand, der nur Frankreich, nicht England engagierte, diente ihnen nur dazu, innerhalb der Entente freie Hand zu gewinnen. Niemals ist in Deutschland eine abhängigere Politik gemacht worden, als unter der Regierung Cuno. Der Kanzler, der sich auch in diesem Amte als „ehrlichen Kaufmann", der er vorher gewesen war, bekannte, leistete unter Zustimmung der nationalen Leidenschaften bis in die demokratischen Reihen hinein nicht sowohl Frankreich Widerstand als England Bedienung. Das wirtschaftliche Kennzeichen war der Währungsverfall. —

Der Abbruch des Kampfes kam. Viel zu weit aber war der Zustand der Dinge gediehen, als daß nunmehr die große Koalition hätte helfen können und nicht vielmehr zunächst die Widersprüche auf die Spitze hätte treiben müssen. Die Sozialdemokratie war, nachdem sie sich durch ihre Wiedervereinigung mit den „Unabhängigen" verstärkt hatte, zum Eintritt in die Koalition bereit. Schon im März 1923 war eine Regierung Stresemann-Breitscheid in Aussicht genommen worden. Das alte, in den „Sozialistischen Monatsheften" nicht ohne Geist immer wieder abgehandelte Programm einer Verständigung mit Frankreich trieb sie an. Zugleich ging es um die Rettung und dann vielleicht die Vollendung des demokratisch-parlamentarischen Gedankens. Aber die sichere Mehrheit im Reichstag lief vor dem Widerstand der Länder — Sachsens und Bayerns, die diesmal unbewußt an demselben Strange zogen — sofort auseinander.

Es scheint mir fraglich, ob Stresemann — von seinem Standpunkt — gegen Sachsen glücklich operiert hat. Die sächsische kommunistisch-sozialistische Regierung war eine unter Cuno entstandene Anpflanzung Rußlands, geschaffen, um als Hinterhalt gegen den anglophilen Kurs in Berlin zu dienen. Vielleicht, daß Stresemann mit der Abstellung dieses Kurses ausgekommen wäre[6]). So aber spielte er, indem er gegen Sachsen unternahm, was er gegen Bayern nicht zu unternehmen wagte, den bayerischen Bestrebungen selbst in die Hände, Bestrebungen, welche sich von dem Tage der Bildung der großen Koalition an sofort gegen deren Bestand entwickelt hatten, hatten entwickeln müssen.

Wir sahen schon, wie die Lage der bayerischen Dinge seit dem März 1920 auf der Idee des Zusammenwirkens der bayerischen Föderalisten mit den Deutsch-Nationalen beruhte. Von vornherein war dieser Versuch, auf die bismarckische Reichsverfassung zurückzufallen, von der ursprünglichen preußischen Reichsgründung dadurch verschieden, daß diesmal der Einzelstaat die Nationalpartei nicht sowohl subsidiär heranzog, sondern ihrer selbst als Stütze bedurfte; vor allem auch gegen den ultramontanen Partikularismus im Landtag. Dadurch gewannen die Nationalisten eine Stellung, in der sie, namentlich unter den

---

[6]) In Rußland selber waren, wie es scheint, die Meinungen über die sächsische Unternehmung verschieden. Nach Zeitungsmeldungen sollen Trotzki und besonders Radek Gegner gewesen sein.

Regierungen Lerchenfeld und Knilling, welche mit den abweichenden Tendenzen in Berlin zu tun hatten, zu einem immer mächtigeren, schließlich beinahe außerstaatlichen Parteifaktor wurden. Ihre Weltanschauung, ihre Reichsauffassung, ihre außenpolitische Orientierung nahm Farben an, welche mit den bayerischen mehr und mehr kontrastierten. Ein Teil der Führer und Mannschaften war aus dem Baltikum gekommen, durch das Scheitern des Kapp-Putsches nach München verschlagen. Von dort her blieben sie von einer Art Kreuzzugsstimmung gegen den Bolschewismus erfüllt. Überhaupt nahm die nationale Gesinnung bei ihrer Transposition ins Völkische einen übernationalen Zug an. Wie die christlich-germanische Romantik der Befreiungskriege das Jakobinertum, so etwa bekämpft die gegenwärtige den Marxismus: — wo immer sie ihn findet. Nicht nur Bismarck, sondern auch Görres wurde einer der Männer, dem man in der Münchener Universität huldigte. Nur daß sich das Jakobinertum doch präziser hatte nationalisieren lassen. Denn wo stand nun eigentlich der „marxistische" Feind? Außerhalb oder innerhalb Deutschlands? Hitler wenigstens war ehrlich genug, in den anläßlich der Ruhrbesetzung im Januar 1923 veranstalteten Münchener Zirkusversammlungen auszurufen: nicht gegen die Franzosen, unsere arischen Mitbrüder!

Der großdeutsche Gedanke, den man ausgab, war schwer zu lokalisieren. Maßgebende Elemente stammten aus den verlorenen Gebieten; Deutschböhmen z. B. sollen vornehmlich eine Rolle gespielt haben. Hitler selbst war aus Österreich gekommen, wo die Verbindung des christlichen Gedankens mit dem völkischen Rassegedanken ja schon aus früheren Zeiten stammt. Nur von Südtirol hielt man sich fern, seitdem man in der Regierung Mussolinis denselben Geist glaubte begrüßen zu können.

Aber wohin sollte das führen? Der südeuropäisch-faszistische Gedanke ist katholisch, bedeutsam wohl vor allem dadurch, daß sich in seinem Zeichen — über Demokratie und Parlamentarismus hinweg — Vatikan und Quirinal einander näherten. Der Anschluß verwandter Tendenzen in Spanien, Ungarn und Österreich würde die Grundlagen der alten habsburgischen Weltstellung ziemlich genau — freilich von einem anderen staatlichen Mittelpunkte aus — wiederherstellen[7]). Man sieht: Tendenzen, die, wenn sie zu vollziehen wären, in eine antifranzösische, vor allem aber auch antirussische Richtung auslaufen würden — nicht völlig im Widerspruch dagegen zu der Einstellung Cunos, unter dem ja auch die Bewegung in Bayern immer mehr anzuwachsen vermochte. — In der Tat, man wäre versucht, die französisch-englische Entente, die latent doch eben fortbestand, als eine Schutzwehr gegen die Verfestigung derartiger Aussichten zu begrüßen.

Freilich, schon war diese Richtung innerlich disparat genug, um in Bayern selbst auseinanderzubrechen. Die Nationalsozialisten waren Unitarier. Schon im Januar 1923 war gegen Hitler, als er Miene machte, der Regierung das Heft aus der Hand zu nehmen, Kahr in die Schranken getreten. Wohl nicht zuletzt zu ebendiesem Zweck trat er, als sich infolge der Ablösung Cunos durch

[7]) Nach dem „Manchester Guardian" ist von einem hohen Würdenträger in München sogar an die Einbeziehung Polens — und sei es um den Preis Ostpreußens — gedacht worden.

Stresemann die Lage wiederum verschärfte, an die Spitze des Generalstaatskommissariats.

Die Summe der Hergänge, die folgten, scheint mir die gewesen zu sein, daß es Kahr durch ein in der Ausführung zwar indiskutables Verfahren (Verletzung der militärischen Oberhoheit des Reiches) in der Tat gelang, die große Koalition in Berlin zu zersprengen — die Sozialisten traten aus; es war und blieb ihnen unmöglich, das bayerische Problem unbefangen und kräftig ins Auge zu fassen — und Stresemann zu zwingen, sich in einem rekonstruierten Kabinett weiter nach rechts zu entwickeln; daß dann aber weiterhin durch den Vorstoß Hitlers Kahr seinerseits zu sehr geschwächt wurde, um die entscheidenden Analogien im Norden herbeizuführen. Offenbar war vor allem die Auflösung der großen Koalition auch in Preußen vorgesehen; darum wenigstens handelte es sich in den vorübergehenden Erwägungen einer Kandidatur Stegerwalds, mit dem Kahr schon einmal zusammengearbeitet hatte (1922). Der Führung der Reichsgeschäfte wäre eine Verständigung zwischen den beiden größten Gliedstaaten, Preußen und Bayern, zu Grunde gelegt worden. —

So weit ist es nicht gekommen. Die preußische Regierung vermochte sich zu halten. Der Rücktritt Stresemanns erfolgte nur vom Reichskanzlerposten. Das bedeutete aber nach außen: Fortsetzung der von ihm eingeleiteten Verhandlungen mit Frankreich.

Dieselben sind dann seither unter einen neuen Aspekt dadurch getreten, daß, gleichsam als Gegenschlag gegen den drohweisen Vorstoß aus München in den Norden, das französisch-tschechische Bündnis, welches die Linie Mainz-Eger sperrt, abgeschlossen wurde. Es enthält jedenfalls einen Zwang für Deutschland, endlich eine feste Orientierung zu ergreifen. Eine Politik aus dem Süden wäre jetzt nur noch möglich, wenn man den Druck auf die Mainlinie durch anderweitige, zuverlässige Kombinationen aufzuheben in der Lage wäre.

Bieten sich solche dar? Etwa mit Italien, dessen Absichten nach dem Sinne des bedeutsamen Abschlusses mit Jugoslavien und der Einleitung eines Benehmens mit Rußland zu beurteilen wären? Oder gar mit England, dessen Arbeiterregierung bisher noch nichts unternommen hat, was darauf schließen ließe, daß sie die Entente mit Frankreich verlassen will? Denkbar vielmehr, daß es Macdonald genügen würde — indem er zugleich nach Rußland hinüberlenkt — auf den nationalen Block um Poincaré einen Druck auszuüben; noch mehr als in den englischen Liberalen erscheint ja in den Sozialisten das Bestreben, eine allgemeine Pazifikation der Verhältnisse herbeizuführen, d. h. — denn so liegen doch die Dinge nach Kriegsausgang, dem Doppelsieg Englands über Deutschland und Rußland — die „pax britannica“ wirklich zu konstituieren. Ob den Sozialisten das gelingen wird, hängt in erster Linie davon ab, ob Frankreich — gestützt etwa auf übereuropäische Möglichkeiten — an seinem unbedingt progressiven Gedanken Deutschland gegenüber festhält oder aus der bisherigen politisch-wirtschaftlichen Entwicklung des Ruhrkampfes Folgerungen anderer Art zieht. In zweiter Linie aber von Berlin, wo man seinerseits zu erwägen hätte, ob man, auf dem eingeschlagenen Wege fortgehend, derart zu operieren in der Lage ist, daß jene Pazifikation schließlich nicht in primär britischem Lichte zu erscheinen brauchte.

Nur wenn sich aus der englischen Anerkennungspolitik Rußland gegenüber bei gleichzeitiger absoluter Intransigenz Frankreichs eine neue europäische Konstellation ergeben sollte, würde auch Deutschland vor entsprechende Entschlüsse gestellt werden. Wie die Dinge aber im Augenblick sich anzulassen scheinen, kann seine Lage nicht mehr als durchaus ungünstig betrachtet werden. Um endlich einen festen politischen Kurs einzuschlagen, hat es wohl seit langem wieder zum ersten Mal eine gewisse Bewegungsfreiheit. Ganz allgemein darf es dabei nie dahin kommen, daß Schritte, die zum Wiedereintritt Rußlands in das europäische Staatensystem führen, zum Nachteil Deutschlands ausschlagen.

Versteht Deutschland die Gelegenheit wahrzunehmen, so würde auch das erste Erfordernis erfüllt werden, um zu einer Heilung der inneren Ordnung zu gelangen, so zwar, daß die Parteigedanken sich dem Staatsgedanken wieder unterwerfen, und jenes völkisch-internationale Doppelwesen, das die Möglichkeiten jedes außenpolitischen Aufbaues immer nur einseitig ergreift und zerbröckelt, vor der Reichsvernunft vergeht. — Geben wir der Hoffnung Ausdruck, daß die im Sommer zu erwartenden Reichstagswahlen sich bereits unter dem Eindruck des Wiederbeginnes einer gefestigten äußeren Stellung Deutschlands vollziehen und sich dann die Elemente zusammenfinden werden, welche den Reichsgedanken in Formen überführen, in denen er zu dauern und den Geist der Nation, aus den ziellosen Irrungen der Tiefe emporgehoben, zu freier Entfaltung an den ewigen Fragen zu führen vermag. —

Einer späteren Betrachtung möge es vorbehalten bleiben, aufzuzeigen, wie sich auch in dem diesen Fragen zugewandten geistigen Leben der Nation Probleme geltend gemacht haben, für deren extreme und halbe Lösungsversuche der eigentliche Erklärungsgrund in dem Auszug des objektiven Geistes, der Staatsidee, zu suchen ist.

Hamburg, 1. Februar 1924. Otto Westphal

Bücherrundschau

Otto Bauers „Österreichische Revolution“

Die österreichische Revolution war eine Revolution besonderer Art, für die ein Beispiel in der Geschichte fehlt. Bisher hatten Revolutionen ihren Ursprung in der Unterdrückung einzelner Schichten des Staatsvolkes, die durch außerhalb der Rechtsordnung gelegene Mittel die Fesseln sprengen wollten. Die österreichische Revolution aber leitet sich aus anderen Ursprüngen ab.

Vergegenwärtigen wir uns den Zustand, wie er vor Ausbruch des Krieges gegeben war.

Von Unterdrückung und Freiheitsbeschränkung, wie sie sonst in der Geschichte zu revolutionären Explosionen geführt haben, war, im ganzen betrachtet, keine Rede. Beweis dafür, daß es — im Gegensatze zu anderen monarchischen Staaten — eine republikanische Bewegung in der Monarchie nicht gegeben hat. Selbst die prinzipiell republikanische sozialdemokratische Partei

hatte diesen Punkt ihres Programms praktisch zurückgestellt, ja ging, aus begreiflichen realpolitischen Gründen, im Kampfe um das allgemeine Wahlrecht geradezu mit dem Monarchen. Staatsfeindliche Tendenzen, auch wo sie am stärksten auftraten, richteten sich nicht gegen die Dynastie. Selbst das tschechische Volk, das beim Zerfall des Staates sich am heftigsten gegen die Dynastie wandte, hatte bis zum Kriege seine nationale Selbständigkeit im Rahmen der Monarchie, als nationales Königtum mit dem österreichischen Herrscher an der Spitze, angestrebt. Allen nationalen Kämpfen, so heftig sie auch geführt wurden, lag die Beseitigung der Dynastie und die Einführung der republikanischen Staatsform fern.

Das Staatengebilde an der Donau, das schließlich als Österreich-Ungarische Monarchie sein Ende fand, war von einer deutschen Dynastie unter deutschem — nicht so sehr politischem, wie kulturellem — Einflusse entstanden. Die deutsche Minorität führte. Diese Führung war durch den relativen Tiefstand der übrigen Nationen historisch bedingt. Mit dem kulturellen Emporsteigen der nichtdeutschen Nationen trat die Zahl ins Gewicht. Führung bringt bis zu einem gewissen Grade auch Herrschaft automatisch mit sich. Diese mußte von den anderen in dem Augenblicke als besonderer Druck empfunden werden, als sie zu nationalem Bewußtsein und zur Erkenntnis kamen, unter dem Einfluß einer Minorität zu stehen.

An diesem Punkte der Entwicklung gab es — hätte das Reich erhalten bleiben sollen — keine andere Lösung als die Umwandlung in einen Bundesstaat autonomer Nationen. Es war das Verhängnis, daß dies von den maßgebenden Faktoren — Dynastie, Staatsmännern und insbesondere von den Deutschen und Magyaren — nicht erkannt wurde. Indem der einzig mögliche Weg nicht beschritten wurde, ist die Monarchie, die Attraktionszentrum für alle Balkanvölker hätte werden müssen[1]), zum Angriffspunkt zerstörender Tendenzen geworden. Denn für das nationale Ausleben der slavischen Völker — mit Ausnahme der Russen — gab es nur zwei Möglichkeiten: mit Österreich oder gegen Österreich. Mit Österreich war die Vereinigung mit den Stammesgenossen dann möglich, wenn sich die Monarchie in einen Bund freier Nationen umgestalten ließ[2]). War

[1]) Diese Möglichkeit ist keine Konstruktion posthumer Betrachtungen. Die Rumänen haben schon frühzeitig den Anschluß an einen Föderativstaat Österreich gesucht (vgl. darüber A. C. Popovici, Die vereinigten Staaten Großösterreichs, Leipzig 1906, und mein „Untergang der Österreichisch-Ungarischen Monarchie", Leipzig 1920, S. 167 u. ff.). Der gewesene serbische Ministerpräsident Vladan Georgiewic erzählte in einem Artikel der „Neuen Freien Presse", die serbische Regierung habe der österreichischen den Antrag gestellt, Serbien in den Verband der Monarchie aufzunehmen, wobei sich der König von Serbien mit der Rolle eines Königs von Bayern begnügen wollte. Die Slovenen und Kroaten strebten bis zum letzten Augenblicke nur die Autonomie im Verbande der Monarchie an. Den gleichen Standpunkt nahmen die Ruthenen lange Zeit ein. Ebenso waren die Polen mit einer „austropolnischen" Lösung einverstanden. Es hätte sich also nur um die Italiener in Südtirol gehandelt, die man an Italien hätte abtreten müssen. Diesem Anbot gegenüber hätte Italien, zumal der neue österreichische Bundesstaat eine Italien weit überlegene Macht gewesen wäre, auf Istrien und Dalmatien, die übrigens nur in den Städten italienische Bevölkerung haben, gewiß verzichtet oder verzichten müssen.

[2]) Das schwerste Hindernis war das unter magyarischer Vorherrschaft stehende Ungarn, denn eine Lösung des Südslavenproblems war, „unbeschadet der Rechte der heiligen ungarischen Krone", nicht denkbar. Um die Monarchie in einen Bundesstaat

Österreich für diese Möglichkeit nicht zu haben, dann war der Bestand des Reiches ein Hindernis für die nationale Vollendung, denn er hinderte die Vereinigung mit den in der Monarchie wohnenden Stammesgenossen. In dem Augenblicke, wo die nichtdeutschen Nationen zu der Erkenntnis kamen, daß der erste Weg ungangbar war, war das Schicksal der Monarchie besiegelt und die Auflösung nur eine Frage der Zeit, denn jetzt hing das nationale Schicksal dieser Völker vom Zerfall der Monarchie ab. Hiebei war es auch von schwerwiegender Bedeutung, daß die nationalen Probleme der Monarchie damit aufgehört hatten, eine innere Angelegenheit zu sein. Sie waren, da die Nationen Hilfe im Auslande suchten, zu europäischen Problemen geworden, denen gegenüber die anderen Staaten nicht mehr uninteressiert bleiben konnten. In den Augen der Weststaaten aber mußte die Monarchie zum Zwangsstaat werden, der die nach nationaler Selbständigkeit strebenden jungen Nationen gewaltsam niederhält. Diese — dem Österreicher unverständliche, weil den tatsächlichen Verhältnissen scheinbar widersprechende — Auffassung war ein wirksames Propagandamittel im Kriege und erstreckte ihre Wirkung bis in den Friedensvertrag[3]).

Diese Haltung der Monarchie führte zwangsläufig zu einer immer engeren Anlehnung an das Deutsche Reich, denn wenn sich die Monarchie in dieser Form gegen seine Nachbarn halten wollte, bedurfte sie eines starken Bundesgenossen,

---

umzuwandeln, hätte der magyarische Widerstand gebrochen werden müssen. Der letzte günstige Moment hiezu war der Konflikt zwischen Krone und Parlament wegen der Kommandosprache in der Armee (Armeebefehl von Chlopy vom 16. September 1903), der zur Einsetzung der Regierung Fejérváry und zur gewaltsamen Sprengung des Parlamentes führte (Februar 1906). Eine oktroyierte gerechte Wahlordnung hätte, entsprechend der zahlenmäßigen Verteilung der Nationen in Ungarn, ein Parlament mit einer magyarischen Minorität gebracht, welches das weitere selbst besorgt hätte. Wie sehr die herrschende magyarische Schichte diese Lösung fürchtete, geht daraus hervor, daß selbst ein so unerhörter Vorgang wie das Auseinandertreiben der Abgeordneten durch eine Kompagnie Soldaten keinerlei Bewegung im Lande hervorrief und drei Monate später der Friede mit der Krone wieder geschlossen war.

[3]) Wie fern unsere führenden Kreise von der Erkenntnis dieser Zusammenhänge waren, beweisen — um nur ein Beispiel zu nennen — die Erinnerungen des Feldmarschalls Conrad. Er glaubt seine Politik am besten zu verteidigen, indem er beweist, daß angesichts der Zerstörungstendenzen der Nachbarn für die Erhaltung der Monarchie kein anderer Ausweg mehr vorhanden war, als kriegerische Auseinandersetzung. Deswegen war er für einen Präventivkrieg mit Italien, war er für eine rechtzeitige Vernichtung Serbiens. Ich will hiebei ganz davon absehen, daß wohl niemand, der nur einigen Einblick in die damalige europäische Politik hatte, erwarten konnte, daß ein vom Zaun gebrochener Krieg der Monarchie gegen Italien eine auf die beiden Kämpfer beschränkte Auseinandersetzung geblieben wäre, der gegenüber sich die anderen europäischen Staaten mit der Rolle der Zuschauer begnügt hätten. Davon abgesehen, ist die Beweisführung Conrads gewiß zwingend. In ihrer bisherigen Form war die Monarchie nur durch Gewalt zu erhalten. Unter dieser Voraussetzung sind seine Schlußfolgerungen unbestreitbar. Da gab es wirklich keinen anderen Ausweg, als alles auf eine Karte zu setzen, denn so oder so riskierte man den Untergang des Reiches. Was jedoch falsch ist, ist die Voraussetzung, daß die Monarchie in ihrer bisherigen Form aufrecht erhalten werden konnte und aufrechterhalten werden mußte. Es gab eben noch eine andere Lösungsmöglichkeit, das war die Umgestaltung der Monarchie in einen Bundesstaat selbständiger Nationen, wie sie zum Schlusse — freilich zu spät und darum vergeblich — versucht wurde.

als welcher nur das Deutsche Reich in Betracht kam. Die Unkenntnis der österreichischen politischen Probleme im Reiche ließ dort den Glauben erstehen, die Erhaltung der Monarchie in ihrer bisherigen Form sei nicht nur möglich, sondern im Interesse des Deutschen Reiches gelegen. Infolge der Unterstützung der österreichischen Politik wurde das Deutsche Reich haftbar gemacht für die Hemmung der nationalen Entwicklung der österreichischen nichtdeutschen Nationen. Daß es sich dem Deutschen Reiche dabei nur um die Selbsterhaltung handelte, glaubte natürlich in den Weststaaten niemand. Seine Politik mußte den Glauben erwecken, die Unterstützung der österreichischen Politik und der damit gegebene starke Einfluß auf Österreich sei nur eine Etappe auf dem Wege zu einer deutschen Vorherrschaft auf dem Kontinent und schließlich auf der Welt. Es ist die Tragik des deutschen Volkes, daß seine Führer infolge einer geradezu unverständlichen Unkenntnis der österreichischen Verhältnisse das Schicksal des Reiches an die verfehlte österreichische Politik geknüpft und damit seinen Feinden die Möglichkeit gegeben haben, die ganze Welt gegen das Reich zu mobilisieren[4]).

Diesem Verlaufe der Entwicklung trägt Otto Bauer Rechnung, indem er seiner Darstellung[5]) eine Schilderung der Entwicklung der Nationen vorauschickt und im ersten Abschnitt „Krieg und Revolution“ unter den Titeln „Die Südslaven und der Krieg“, „Die Tschechen und das Reich“, „Die Polen und die Mittelmächte“ und „Deutschösterreich im Kriege“ mit historischer Genauigkeit und glänzender plastischer Darstellung Entstehen und Wachsen der nationalen Idee bei den österreichischen Nationen beschreibt. Wenn er aber auf Grund dieser Schilderung im weiteren Verlaufe seiner Darstellung den Sieg der Westmächte über die Mittelmächte den „Sieg der Bourgeoisdemokratie über die oligarchischen Militärmonarchien“ nennt und sagt, „es war die größte, die blutigste bürgerliche Revolution der Weltgeschichte,“ so kann ich ihm hierin nicht zustimmen.

Wie der schematisch geschilderte Verlauf zeigt, war die österreichische Revolution eine Revolution der Nationen gegen die Zwangsorganisation Österreich-Ungarn. Die Nationen als Einheiten — nicht die Einzelnen ihrer Angehörigen — fühlten sich in ihrer Entwicklung gehemmt und sprengten schließlich den Verband. Dieser Kampf der österreichischen Nationen um ihre nationale Selbständigkeit war, wenn man es so nennen will, eine Revolution, aber sie hat mit Klassenschichtung nichts zu tun. Sie war keineswegs, wie Bauer behauptet, „eine Revolution des jugoslavischen, des tschechischen und des polnischen Bürgertums“. Sie war auch keine proletarische. Sie war eben eine nationale. Beweis dafür, daß in ihren Lagern alle Klassen vereint kämpften. Ebenso wenig war der Kampf der Westmächte gegen die Mittelmächte ein Kampf der bürgerlichen Demokratie gegen oligarchische Militärmonarchien. Daß der Kampf von den Westmächten als solcher bezeichnet wurde, beweist nichts. Im Grunde war die treibende Kraft doch nur das Bestreben, den bedrohlich gewordenen Machtfaktor Deutschland auszuschalten und die durch den Konflikt mit Serbien gegebene günstige Gelegenheit nicht ungenützt vorübergehen zu lassen. Die demokratische Überzeugung

---

[4]) Welche Wege die Politik des Deutschen Reiches hätte gehen müssen, wenn die österreichischen Probleme erkannt worden wären, habe ich in meinem früher erwähnten Buche (S. 285 u. ff.) in den Grundlinien zu zeichnen versucht.

[5]) Die österreichische Revolution, Wien 1923, Verlag der Wiener Volksbuchhandlung, 294 S.

ıat die Entente nicht gehindert, sich mit dem absolutistischen russischen Zaren-
um zu verbünden. Mit Bürgertum oder Proletariat hat das nichts zu tun.

Die Bezeichnung der Revolution als einer bürgerlichen ist aber für Deutsch-
österreich schon überhaupt nicht zutreffend.

Wenn ich früher von der österreichischen Revolution als einer nationalen
Revolution gesprochen habe, so gilt dies nur mit der Einschränkung auf die
ıichtdeutschen Nationen. Die Revolution in Deutschösterreich war wieder eine
esondere Revolution. Sie hat ihre Wurzel in der bisherigen Politik der öster-
eichischen Deutschen und dem Verhalten der nichtdeutschen Nation beim Zu-
ammenbruch.

Der Grundirrtum in der Politik der österreichischen Deutschen bestand
larin, daß sie die aus der Entwicklung der nichtdeutschen Nationen sich erge-
enden Konsequenzen nicht erkannten. Sie hielten an der deutschen Führung
est, trotzdem die realen Grundlagen für sie längst geschwunden waren. Hie-
lurch kam die ganze deutsche Politik auf ein falsches Geleise. Da eine wirkliche
Herrschaft der Deutschen aufgehört hatte möglich zu sein, versuchten die einen
ine Art deutschgefärbtes Österreichertum zu schaffen. Sie träumten von einem
österreichischen Nationalgefühl, das einen zentralistisch verwalteten Gesamtstaat
ragen sollte. Gegen diesen Gedanken wäre an sich nichts einzuwenden. Es
ehlte ihm aber jede Lebensmöglichkeit, weil die nichtdeutschen Nationen für
hn nicht zu haben waren und er gegen ihren Willen nicht durchsetzbar war.
Die anderen sahen die Aussichtslosigkeit dieser Politik zwar ein, erkannten aber
len Kern des Problems auch nicht. Sie sahen das Ziel in der engen Verbindung
ler deutschösterreichischen Gebiete mit dem Deutschen Reiche, ohne jedoch eine
nögliche Lösung dafür zu finden, was dann mit den nichtdeutschen Gebieten
geschehen soll. Das Ergebnis war, daß die deutsche Politik eines bestimmten
Programmes entbehrte und sich eigentlich auf eine Negation, die Abwehr der
vordringenden Nichtdeutschen, beschränkte und zu Kämpfen um Straßentafeln
ınd dergleichen führte.

Für die Deutschen in Österreich hätte es nur eine Politik gegeben: Zugeste-
ıen der nationalen Selbständigkeit der nichtdeutschen Nationen, aber Forderung
les gleichen Rechtes für das deutsche Volk in Österreich. In dieser Position
ıätten die Deutschen die weitere Entwicklung abwarten und die Zwischenzeit
nit nationaler Zusammenfassung und Organisation des eigenen Volkes aus-
üllen können. Gleichzeitig wäre gemeinsam mit den anderen Nationen auf die
Umgestaltung der Monarchie hinzuarbeiten gewesen. Kam sie zustande, dann
onnten die Deutschen ihren Platz in dem neuen Staate fordern; kam sie nicht
ustande, dann konnten die Deutschen ebenso, wie die Jugoslaven oder Polen,
lie Vereinigung mit den Stammesgenossen im Deutschen Reiche fordern. Hand
n Hand damit hätte die notwendige Aufklärung im Deutschen Reiche gehen
nüssen, um eine entsprechende Einstellung der reichsdeutschen Politik zu er-
ielen. Damit wäre einerseits ein großer Teil der Gegensätze zwischen den
Deutschen und den andern von selbst verschwunden, andererseits aber ein gro-
ßes gemeinsames Interesse geschaffen worden.

Die verfehlte deutsche Politik führte zu einer Identifizierung der Deutschen
nit einem unmöglichen Österreichertum, an das sie innerlich selbst nicht recht
glaubten. Die Folge war, daß die Deutschen, in denen die Nichtdeutschen das
Hindernis auf dem Wege der Verwirklichung ihrer nationalen Ideale sahen, mit

dem ganzen Haß der nichtdeutschen Nationen beladen wurden. So kamen di
Deutschen in die tragische Situation, ihre eigenen Interessen für eine unmöglich
Sache täglich opfern zu müssen. Zu den schwersten Konsequenzen führte dies
Politik im Kriege. Jetzt gab es kein Zurück mehr. Sie mußten daher die ganz
zentralistische Kriegspolitik der Regierung mitmachen und verrannten sich da
durch immer mehr. Jetzt standen und fielen sie mit dem Sieg der Mittelmächte
denn eine Verwirklichung eines deutschgeführten Österreichs war nur denkba
durch einen überwältigenden Sieg der Mittelmächte und auch in diesem Fall
war es sehr zweifelhaft, ob sich ein derartiges Gewaltregime gegen den Wille
der ganzen Welt hätte dauernd erhalten können.

Diesen Gang der Entwicklung muß man sich vergegenwärtigen, wenn ma
die Situation der Deutschen beim Zusammenbruch verstehen will.

Als mit dem militärischen Zusammenbruch auch die bisherige deutsch
Politik zusammenbrach, standen die Deutschen ratlos da, denn es fehlte jed
Vorbereitung für diesen Fall. Objektive Beurteilung muß zugeben, daß lediglic
die sozialdemokratische Partei die Dinge erkannt und bereits auf dem Brünne
Parteitag 1899 die Umbildung der Monarchie in einen Bundesstaat freier Natio
nen gefordert hat. Die Folge dieser Erkenntnis war, daß die Partei den spätere
Ereignissen gegenüber gerüstet dastand. Bauer berichtet im § 4 „Deutschöster
reich im Kriege" ausführlich darüber, wie eingehend das Problem innerhalb de
Partei erörtert wurde. Zwei Ansichten rangen mit einander in der Partei
Renner glaubte an einen Umbau Österreichs unter Habsburgs Führung un
hoffte auf ein Oktroi des Kriegsabsolutismus zur Erneuerung Österreichs. Di
Militarisierung der Wirtschaft hielt er für den Anfang der Sozialisierung. E
war dafür, daß das Proletariat sich auf die Seite des Imperialismus des eigene
Landes stelle, um nicht vom fremden Imperialismus überwältigt zu werden
Friedrich Adler hingegen war der Meinung, die Partei habe ihre Überzeugun
durchzuhalten und dürfe ihre Sache weder mit der der Mittelmächte noch mi
der der Entente identifizieren. Er wollte aber auch die Sache des Proletariate
weder mit der Sache der national-revolutionären Bewegung der slavischen Na
tionen identifizieren, noch gegen diese Bewegung die Existenz Österreichs ver
teidigen; er lehnte es ab, „die Sache des Sozialismus zu kompromittieren durc
die zu enge Verflechtung mit dem Schicksal eines Staates". Adler blieb anfang
mit seinen Ansichten in der Minderheit. Aber die von ihm geführte „Linke"
gewann schließlich die Partei für sich, in der dann die Auffassung durchdrang
Kommt die Revolution — und sie kommt, wenn der Krieg nicht bald beende
wird — dann kann nur noch konterrevolutionäre Gewalt die Nationen der
Verbande des Reiches einfügen; aber konterrevolutionäre Gewalt kann nicht eine
demokratischen Bundesstaat freier Völker aufrichten; sie kann nur mit Gewal
die niedergeworfenen Völker zusammenhalten; diese Gewaltherrschaft würd
auch die deutschösterreichischen Arbeiter despotisch niederhalten; daher de
Schluß: die Partei darf die Existenz Österreichs gegen die revolutionären Natio
nen nicht verteidigen; das uneingeschränkte Selbstbestimmungsrecht der Natio
nen müsse anerkannt werden; geschieht das, dann muß daselbe Recht für da
deutschösterreichische Volk gefordert werden, d. h. Anschluß an das Deutsch
Reich.

Diese Erkenntnis der sozialdemokratischen Partei hatte für die bürgerlichen
Parteien verhängnisvolle Folgen. Als der Zusammenbruch kam, glitt die Füh-

rung von selbst in die Hände der sozialdemokratischen Partei. Am 4. Oktober 1918 beschloß die deutschnationale Partei, „die allgemeinen Grundsätze der Resolution der deutschen sozialdemokratischen Partei als Grundlage der weiteren Verhandlungen anzunehmen“; am 9. Oktober stimmten auch die noch zögernden Christlichsozialen zu. Wenn die bürgerlichen Parteien darüber klagen, daß die Einrichtung des neuen Staates mehr nach den Wünschen der Sozialdemokraten als nach den ihren erfolgt ist, so liegt hier die Ursache. Wie tief die mangelnde geistige Vorbereitung der bürgerlichen Parteien wirkte, geht daraus hervor, daß sie noch nach dem Zusammenbruche, als die anderen Nationen bereits darangingen, sich ihre eigenen Staaten einzurichten, an die Möglichkeit eines Verbandes innerhalb des österreichischen Reichsrates und die Erhaltung der Dynastie glaubten.

Dieser Verlauf der Ereignisse zeigt, daß die Entstehung des deutschösterreichischen Staates aus einer ganz anderen Situation hervorgegangen ist, als die der anderen Nachfolgestaaten. Die Loslösung der anderen vom Reiche war nationale Revolution. Deutschösterreich aber hat sich nicht losgelöst, sondern ist übriggeblieben. Lange zögerten die deutschen Abgeordneten des Reichsrates den gleichen Weg zu gehen, den die Abgeordneten der anderen Nationen gegangen waren, bis die Entstehung von Nationalversammlungen in den nichtdeutschen Gebieten auch sie zwang, im Landtagsgebäude in Wien als Nationalversammlung zusammen zu treten. Die alte österreichische Verfassung war verschwunden. Der Kaiser hatte im Manifest vom 16. Oktober 1918 eigentlich nur einen tatsächlichen Vorgang sanktioniert. Schließlich legte er die Regierungsgeschäfte zurück. In die so entstandene Lücke war Schritt für Schritt die neue deutschösterreichische Regierung getreten. Der neue Staat war von selbst, ohne, ja geradezu gegen den Willen eines Teiles seiner Bürger entstanden. Hier von einer Revolution zu sprechen, ist, wenn man dem Begriff nicht einen neuen Sinn beilegen will, unrichtig. Daß die sozialdemokratische Partei, die hiebei die Führung hatte, die Gelegenheit wahrnahm, einen Teil ihrer Forderungen zu verwirklichen, ändert nichts daran. Wenn auch der größte Teil dieser Forderungen sonst nur auf revolutionärem Wege durchsetzbar gewesen wäre, jetzt wurden sie auf dem neuen legalen Wege, durch Beschlüsse der Nationalversammlung, durchgesetzt. Es fehlt also das Charakteristische der Revolution, das Gewaltsame, außerhalb der Rechtsordnung sich Abspielende. Man kann also auch nicht wie Bauer es tut, von einer sozialen Revolution in Deutschösterreich sprechen, noch weniger aber von einer bürgerlichen. Wenn Bauer behauptet, daß in Deutschösterreich die nationale Revolution zur proletarischen werden mußte, so ist das eine falsche Bezeichnung für den abgelaufenen historischen Prozeß. Weit eher könnte man die Entstehung des neuen Staates aus einem contrat social im Sinne Rousseaus ableiten, denn die neue Staatsform ist das Ergebnis der Vereinbarung zwischen den Parteien der vom deutschösterreichischen Volke gewählten Abgeordneten. So interessant die Darstellung Bauers gerade in diesem Teile seines Buches ist, so mußte ihr gegenüber der Tatbestand richtiggestellt werden, nicht allein der historischen Treue wegen, sondern auch, weil ohne die Kenntnis der wirklichen Entstehung unserer Republik eine Reihe von Erscheinungen der neueren Politik ganz unverständlich bleiben. Es ist hier nicht der Raum, darauf näher einzugehen. Nur auf ein Moment sei hingewiesen. Die Mehrheit der provisorischen und der konstituierenden Nationalversammlung war

zweifellos nach der inneren Überzeugung ihrer Mitglieder nicht republikanisch gesinnt. Trotzdem aber wurde einstimmig die republikanische Staatsform gewählt. Die Zahl der innerlich monarchisch fühlenden Staatsbürger ist gewiß auch heute nicht so gering, wie das Fehlen monarchischer Parteien im Parlamente und in den Landtagen vermuten läßt. Es gibt eine große Partei, die mit sichtlichem innerem Widerstreben die Republik in ihrem Programme führt. Das sind Erscheinungen, die nur aus der Entstehungsgeschichte des Staates erklärbar sind. Die Monarchie ist eben nicht durch eine innere Revolution, sondern — von Deutschösterreich aus gesehen — durch äußere Ereignisse beseitigt worden, durch Ereignisse, die weiter wirken und eine Restauration sinnlos gemacht haben.

Sehr interessant ist der dritte Abschnitt des Buches „Die Vorherrschaft der Arbeiterklasse". Er läßt uns einen Blick in das innere Getriebe der Partei gerade zu einer Zeit tun, da sie vor den schwierigsten Aufgaben stand. Die furchtbare Not nach dem Zusammenbruche brachte die Massen in wilde Gärung. Das Fehlen jeder Staatsgewalt schien den Sieg des Proletariates zu sichern. Ein heißer Kampf entbrannte zwischen Sozialdemokraten und Kommunisten, die den Moment zur Verwirklichung ihrer Ideen gekommen sahen. Es ist das nicht zu leugnende Verdienst der sozialdemokratischen Führer, die Situation erkannt und das Ärgste verhindert zu haben. Die Partei sah es, wie Bauer erzählte, als ihre Aufgabe an, die durch den Umsturz herbeigeführte Erschütterung auszunützen, um dem Proletariat eine möglichst starke Machtposition zu schaffen, gleichzeitig aber zu verhindern, daß die Gärung zum offenen Bürgerkriege sich entwickele. Denn sie hatte, im Gegensatze zu den Arbeitermassen, die die Dinge nur nach ihrer unmittelbaren Umgebung in den Städten und den Industriebezirken beurteilten, erkannt, daß die Aufrichtung der Diktatur des Proletariates die Absperrung der Länder, Hungerkatastrophe, Bürgerkrieg, fremde Besetzung und schließlich die Gegenrevolution zur Folge gehabt hätte. Diese Erkenntnis in den Massen durchzusetzen, war zweifellos keine leichte Arbeit und man muß Bauer recht geben, wenn er sagt, daß keine bürgerliche Regierung diese Aufgabe hätte bewältigen können, da sie von vornherein auf das Mißtrauen und den Haß der Massen gestoßen wäre, besonders als in Ungarn die Räterepublik errichtet wurde, die mit allen Mitteln die gleiche Umwälzung in Österreich erzwingen wollte. Überblickt man heute diese Periode unserer Geschichte, so zeigt sich, daß die von den bürgerlichen Parteien damals beklagte Vorherrschaft der sozialdemokratischen Partei für das Bürgertum eigentlich von Vorteil war, denn sie verrichtete eine Arbeit, die eine bürgerliche über keinerlei Machtmittel verfügende Regierung nicht hätte leisten können, und sie kompromittierte sich mit dem unaufhörlich forschreitenden wirtschaftlichen Niedergang, den unter den damaligen Verhältnissen keine Partei hätte aufhalten können.

Hand in Hand mit der inneren Arbeit ging der Kampf um den Anschluß an das Deutsche Reich. Dieser Teil der Darstellung verdient besonderes Interesse, weil Bauer damals Staatssekretär des Äußern war und die Verhandlungen führte. Nach längeren Verhandlungen kam man mit der deutschen Regierung überein, den Anschluß nicht vor der Entscheidung der Friedenskonferenz zu vollziehen. Es kam jedoch ein Vertrag über die Eingliederung Deutschösterreichs in das Reich zustande, der, wie Bauer bemerkt, für Österreich überaus günstig war. Seine Veröffentlichung war jedoch, um die Friedensverhandlungen nicht ungünstig zu beeinflussen, nicht möglich, womit freilich der Anschlußbewegung ein wertvolles

Propagandamittel entzogen war. Leider teilt Bauer nur die wesentlichsten Bestimmungen des Vertrages mit (Übernahme eines großen Teiles unserer Kriegsschuld, Binnenzölle durch eine Reihe von Jahren zum Schutze unserer Industrie, jedoch freie Einfuhr nach Altdeutschland). Ausführlich schildert Bauer die Arbeit der französischen Diplomatie, um den Anschlußgedanken in Österreich zu schwächen, alle die kleinen und großen Mittel, die sie anwendete, Versprechungen und Drohungen, den ganzen schmachvollen Gegensatz zwischen den hochtönenden Phrasen vom Selbstbestimmungsrecht der Nationen, um das die Entente angeblich gekämpft hatte, und der politischen Praxis, die ihren eigenen der Welt verkündeten Grundsätzen ins Gesicht schlug.

Bis in die unmittelbare Gegenwart führen uns die beiden letzten Abschnitte „Die Zeit des Gleichgewichts der Klassenkräfte" und „Die Restauration der Bourgeoisie". Es fehlt der Raum, um in Einzelheiten einzugehen, so sehr die Darstellung auch hiezu verlockt, denn sie bietet eine Fülle des Wichtigen. Nur zu einer grundsätzlichen Frage soll Stellung genommen werden. Bauer stellt den Verlust der Vorherrschaft des Proletariates und seine Zurückdrängung aus der Sieger- in die Verteidigerstellung fest. Er führt diese Wendung auf die Erstarkung des Kapitalismus in den Jahren 1919 bis 1921 in allen Ländern zurück, die nicht ohne Wirkung auf Österreich bleiben konnte, und auf das Bestreben der Bourgeoisie, wieder zur Herrschaft, zur Unterwerfung des Proletariates zu gelangen. Diese Erklärung scheint mir nicht bis zu den letzten Ursachen zurückzugehen. Daß es so kommen mußte, hat, wie ich glaube, tiefere Gründe. Sie liegen in der prinzipiellen Einstellung der Sozialdemokratie zum Staat.

Die Sozialdemokratie steht auf dem Standpunkte, daß einer Klasse im Staate, nämlich der Arbeiterklasse, die Herrschaft zukomme und daß diese Herrschaft im Wege des Klassenkampfes errungen werden müsse. Nun ist nicht einzusehen, warum die Diktatur des Proletariates weniger oder berechtigtere Gewaltherrschaft sein soll, als die Diktatur eines Herrschers, eines Fascistenführers oder der Bourgeoisie, warum sich das Proletariat gegen die Beherrschung durch eine andere Schichte wehren, das Bürgertum aber gegen seine Unterwerfung unter die Gewalt des Proletariates sich nicht wehren dürfe. Politisch unvorbereitet wurde das Bürgertum von der Katastrophe des Zusammenbruches überrascht; betäubt stand es vor den Ereignissen, eine leichte Beute für den auf diesen Augenblick vorbereiteten Gegner. Daß es hiebei nicht sein Bewenden haben werde, war vorauszusehen. Die auseinandergesprengten Teile fingen an, sich zu besinnen und sich zur Verteidigung zu sammeln. Nicht wenig trugen dazu auch die Erfahrungen in Rußland, Ungarn, Bayern bei, die mit hinreichender Deutlichkeit zeigten, was das Bürgertum von einer Diktatur des Proletariates zu erwarten habe. Das gleiche gilt für unsere Landbevölkerung. Bauer gibt selbst zu, daß die österreichische Bevölkerung nicht nur aus Arbeitern besteht, sondern auch aus Bauern, und daß die Arbeiter gegen Bürger und Bauern nicht regieren können. Wenn man objektiv bleiben will, muß man zugeben, daß auch diese Schichten das Recht haben, an der Bildung des Staatswillens teilzunehmen. Bauer begründet das Recht der Arbeiterklasse auf die Herrschaft damit, daß sie sich nicht von der Bourgeoisie beherrschen lassen wolle. Ich will auf das Verschwommene des Begriffes Bourgeoisie nicht eingehen, obwohl bei so ernsten Fragen eine scharfe Herausarbeitung der Begriffe wohl gefordert werden könnte. Ich will ihn in seiner üblichen Bedeutung gelten lassen. Ich will auch die Frage nicht weiter

untersuchen, ob eine wirkliche — nicht nur nominelle, durch intellektuelle Arbeiterführer gehandhabte — Herrschaft der Arbeiterklasse unter Ausschaltung des im Bürgertum aufgespeicherten Fachwissens im modernen Staate überhaupt möglich ist, ohne ihn zu zerstören. Ich möchte nur bemerken, daß mir die Fragestellung — Herrschaft des Proletariates oder Herrschaft der Bourgeoisie — verfehlt gestellt scheint. Es muß hier durchaus nicht nur entweder oder heißen. Es ist auch eine Lösung denkbar, daß keine Klasse die andere beherrscht, daß der Staatswille die Resultierende der Komponenten darstellt, bis eine organische Entwicklung zu einem harmonischen Zusammenarbeiten führt.

Nun gibt Bauer wohl zu, daß auch ein Gleichgewicht der Kräfte herrschen könne, daß Österreich in den Jahren 1919 bis 1922 eine Volksrepublik in diesem Sinne gewesen sei, daß die Republik „weder ein Instrument der Klassenherrschaft der Bourgeoisie über das Proletariat noch ein Instrument der Klassenherrschaft des Proletariats über die Bourgeoisie“ gewesen sei. Ich will nicht untersuchen, ob dies wirklich der Fall war. Wenn aber, so sollte man meinen, daß damit — wenigstens auf dem Wege zu einem fernen Ideal — eine bedeutungsvolle Etappe erreicht war. Dem ist aber nach Bauers Ansicht nicht so. „Der Gleichgewichtszustand kann keine Klasse befriedigen. Jede Klasse strebt über den Zustand des Gleichgewichts der Klassenkräfte hinweg zu einem Zustande, in dem sie herrschen kann, hin.“ „Wenn alle Klassen an der Staatsmacht teilhaben, alles Regieren tägliche Kompromisse zwischen widerstreitenden Klasseninteressen voraussetzt, dann arbeitet der Staatsmechanismus langsam, schwerfällig, mit großen Reibungen.“ Darum kann die Volksrepublik seiner Meinung nach nur eine Übergangsperiode sein. Ein neuer revolutionärer Prozeß werde die Übergangsform der Volksrepublik sprengen und zu einem anderen höheren Übergangszustand führen. So müsse die Arbeiterklasse durch eine Kette von Revolutionen hindurchgehen, bis schließlich die sozialistische Gesellschaft verwirklicht ist, „die mit dem Privateigentum an den Produktionsmitteln die Scheidung der Gesellschaft in Klassen, Klassengegensatz und Klassenkampf aufhebt und damit erst die nicht mehr in gegensätzliche Klassen zerrissene Volksgemeinschaft verwirklicht“.

Das ist die bekannte orthodoxe Lehre der Sozialdemokratie. Hier ist weder der Ort noch der Raum, sich mit ihr auseinander zu setzen. Zugegeben muß aber wohl werden, daß man anderer Ansicht nicht nur sein kann, sondern daß ein großer Teil unseres Volkes auch anderer Ansicht ist; daß er den Weg zu dem idealen Ziel — selbst dann, wenn er mit ihm einverstanden ist — nicht durch eine Übergangsperiode der Diktatur des Proletariates zurücklegen will, sondern der Kette von Revolutionen eine Kette von Evolutionen vorzieht. Nimmt eine Klasse das Recht für sich in Anspruch, ihr Ideal im Wege der Gewalt zu verwirklichen, so darf man sich nicht wundern, wenn eine andere Klasse das gleiche Recht für sich in Anspruch nimmt. Mit dieser Tatsache muß der praktische Politiker rechnen. Solange die Sozialdemokratie die Verwirklichung ihrer Ideale nur durch die Herrschaft e i n e r Klasse für möglich hält und in diesem Sinne wirkt, wird sie andere Klassen dauernd nie für sich gewinnen. Sie wird vielmehr sogar jene Schichten abstoßen, die für die Interessen der Arbeiterschaft volles Verständnis haben, und wird sie zwingen, gegebenen Falles — nicht bloß aus Selbsterhaltungstrieb, sondern aus tiefer Überzeugung — eine Politik zu

ınterstützen, die ihrer sonstigen Gesinnung nicht entspricht. Hiebei bleibt noch lie Frage offen, ob das Ziel der Sozialdemokratie auf dem Wege über die Unterwerfung der anderen Klassen überhaupt erreichbar ist, denn ob der Weg der Revolution oder der der Evolution zum Ziele führt, läßt sich heute exakt nicht beantworten, das ist letztlich eine Glaubensfrage. Die bisherigen Proben auf das Exempel scheinen diese Frage eher zu verneinen.

Wie immer man aber auch über diese letzten Dinge denken mag, über die Tatsache kommt man nicht hinweg, daß die von der Unterwerfung bedrohten Klassen sich wehren und, wie sich nicht allein bei uns gezeigt hat, mit Erfolg zu wehren wissen. Das führt zu neuen Kämpfen mit allen ihren Konsequenzen. Die Frage ist daher nicht unberechtigt, ob die Gewaltmethode die Entwicklung nicht mehr hemmt als fördert und damit das vom Sozialismus angestrebte Ziel — Verwirklichung der nicht mehr in gegensätzliche Klassen zerrissenen Volksgemeinschaft — immer weiter in die Ferne rückt.

Doch damit sind wir bei prinzipiellen Fragen angelangt, über die eine Verständigung, besonders in der in ihren Tiefen aufgewühlten Gegenwart, kaum zu erhoffen ist. Das letzte Wort wird schließlich das über die polemisierenden Köpfe hinweggehende Leben sprechen. Wie immer man sich aber zu Bauers Buch stellt, es ist ein Werk, das wissenschaftliche Gründlichkeit mit glänzender Darstellung verbindet und in die Tiefen verwickelter Zusammenhänge hineinleuchtet. Es ist ein Buch, das eine Fülle von Anregungen bietet, am meisten vielleicht gerade dem, der ihm in seinen Grundtendenzen nicht zu folgen vermag. Wer die Geschichte unseres jungen Staates kennen will, wird an dem Werke nicht vorbeigehen dürfen.

Friedrich F. G. Kleinwaechter (Klagenfurt)

Aus einem österreichischen Archive

Nirgends spiegelt sich der Lauf der Geschichte eines Landes getreuer als in seinen Archiven. Immer und überall ist daher ein Einblick in die Organisation, ein Überblick über die Bestände der Archive von besonderer Bedeutung für die Erkenntnis der geschichtlichen Entwicklung eines Staates. So ist denn auch die (schon 1899 vom Archivrate angeregte) Herstellung und Herausgabe von übersichtlichen Inventarien der österreichischen staatlichen Archive nicht nur für die Verwaltung, sondern auch für den Geschichtsforscher von großem Wert. Soll doch diesen Inventarien eine kurze Geschichte des betreffenden Archivs vorangestellt werden, die über das Wachsen und über die Verluste, über die Einrichtung und über die Verwaltung des Archivs zu berichten hat, und die so — ganz von selbst — alle Veränderungen im Umfange des betreffenden Verwaltungsbezirkes wie in der Organisation seiner Behörden getreulich verzeichnen muß. Überdies wird aber auch die Übersicht der Bestände, die dem geschichtlichen Abriß folgen soll, an jene Gliederung der Verwaltung anknüpfen

müssen, die sich aus der Geschichte des Staates, seiner einzelnen Länder und seiner Behörden ergibt und dabei vor allem die Entwicklung zu beobachten haben, die die einzelnen Verwaltungs-Organisationen in ihren Gebieten jeweils nahmen.

Bisher waren — in drei Heften — die Inventarien des allgemeinen Archivs des Ministeriums des Innern, des Archivs des Finanzministeriums und des Landesarchivs in Salzburg erschienen, denen sich nunmehr — in einem vierten Hefte — das vom Archivdirektor Dr. Thiel mit Unterstützung seiner Beamten sorgsam und übersichtlich zusammengestellte Inventar des steiermärkischen Statthalterei-Archivs in Graz anschließt. Den Kern dieses Archivs bildet das Aktenmaterial jener Behörden, die Erzherzog Karl II. von Inner-Österreich nach der Erbteilung des Jahre 1564 für die von ihm beherrschten Länder (Steiermark, Kärnten, Krain und Küstenland) geschaffen hatte und die auch im wesentlichen unverändert bestehen blieben als 1619 (nach dem Aussterben der Habsburger Hauptlinie) Erzherzog Ferdinand von Inner-Österreich das Oberhaupt des Hauses und deutscher Kaiser geworden war.

Es ist äußerst bezeichnend für die gar nicht zu überschätzende Kraft des Bestehenden in der österreichischen Entwicklung, daß erst in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts eine allmähliche Unterordnung der innerösterreichischen (wie auch der oberösterreichischen und Innsbrucker) Zentralbehörden unter die Wiener Zentral-Instanzen stattfand, und daß es der vollen Energie der Kaiserin Maria Theresia bedurfte, dem Gedanken einer einheitlichen Verwaltung Gesamtösterreichs zum Siege zu verhelfen. Jetzt erst kam ein Teil der Akten und Urkunden an das von der Kaiserin geschaffene Haupt- und Hausarchiv in Wien und ein anderer Teil an die anderen Wiener Archive sowie an einige neu errichtete Behörden. Immerhin blieb auch jetzt noch viel in Graz zurück, so daß noch in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts und im neunzehnten Jahrhundert weitere Abtretungen stattfinden und selbst 1846 eine reiche Auswahl für das Haus-, Hof- und Staatsarchiv getroffen werden konnte.

Später zeigte sich dann der — namentlich seit dem Zusammenbruch immer schärfer zutage tretende — Länderzentralismus auch beim Grazer Statthalterei-Archive, das jetzt zu einer Zentralstelle der alten Aktenbestände nicht nur der politischen, sondern aller staatlichen Behörden des Landes gemacht wurde. Von den verschiedensten Amtsstellen wurden Archivalien eingezogen: vom Ober-Landesgerichte Graz die Bestände von 1675—1850, vom Landesgerichte die Akten von 1325—1850, vom dritten Korpskommando und Landwehrkommando die Akten von 1850—1920 sowie die Restbestände der Finanz-Landes-Dion und der Finanz-Prokuratur in Graz. Auch die Einziehung der noch bei den Unterbehörden (Bezirkshauptmannschaften, Bezirksgerichten, Steuerämtern) erliegenden Aktenbestände wurde mit allem Nachdruck fortgesetzt.

So bildet das Landesregierungs-Archiv (wie das Statthalterei-Archiv jetzt heißt) für die Verfassungs- und Verwaltungsgeschichte, vor allem aber für die Wirtschaftsgeschichte jetzt eine gewiß beachtenswerte Fundgrube. Die Beaufsichtigung und Reform der Ämter, die Einstellungs- und Besoldungsverhältnisse der Beamten kann man hier nun durch all die Jahrhunderte hindurch genau verfolgen. Namentlich in den Normaliensammlungen, den Juramenten und Personal-

standsbüchern spiegelt sich die Entwicklung der Verwaltung und das Leben der in ihr Tätigen ganz deutlich wieder. Einzelne Zweige der Verwaltung, die Militärverwaltung, das Schulwesen und das Gesundheitswesen erfahren eine besonders scharfe Beleuchtung. Dabei kommt neben der staatlichen auch die Patrimonial- und die Gemeindeverwaltung nicht zu kurz, so daß sich ein vortreffliches Gesamtbild der Verwaltung ergibt.

Ähnliches gilt für das weite Gebiet der Wirtschaftsgeschichte. Hier ist das dem Landesregierungs-Archiv einverleibte Archiv der ehemaligen Innerberger Hauptgewerkschaft von besonderem Wert. Seine Bestände geben über das Wirken dieser 1625 gegründeten Gewerschaft (die damals die Radwerke zu Eisenerz sowie die Hammerwerke von Groß-Reifling, St. Gallen, Weißenbach, Altenmarkt, Klein-Reifling, Weyer, Hollenstein, Reichraming und die Eisenhandelskompagnie in Steyr umfaßte) erschöpfende Auskunft. Später kamen noch weitere Eisen- und Kupferbergbaue, Hammerwerke und Herrschaften hiezu, so daß 1774 die Befugnisse des Hammergrafenamtes zu Eisenerz auf das gesamte Eisenwesen in Österreich ob und unter der Enns und in der Steiermark ausgedehnt wurde.

Daneben findet sich im Landesregierungs-Archiv indessen naturgemäß noch reiches Material über das Münz- und Bergwesen überhaupt (namentlich über den Salzbergbau und die Quecksilberbergwerke in Idria), über die Land- und Forstwirtschaft (vor allem über das Waldwesen), über Handel und Verkehr (namentlich über den Getreide-, Vieh-, Holz- und Weinhandel), über das Gewerbewesen, wie über sozialpolitische Maßnahmen (Untertanen - Unterstützungen, Armen- und Studenten-Stiftungen, Spitäler und Waisenhäuser). Überflüssig zu sagen, daß daneben auch für die Familiengeschichte, die Religionsgeschichte (in Ablaßbriefen aus den Jahren 1500—1780, in Installationsreversen von Äbten und Pfarrern, in den Akten der zur Eindämmung der Religionsunruhen in Obersteiermark 1748—1773 eingesetzten Hofkommission) sowie für die Geschichte besonders wichtige Ereignisse (des Franzoseneinfalls, der Grenzstreitigkeiten mit Ungarn, wie des Jahres 1848) hier viel Wertvolles zu finden ist. Es wird daher das nun vorliegende Inventar die Aufmerksamkeit manches Forschers auf das Grazer Archiv lenken und so die Schätze heben helfen, die hier zweifellos noch verborgen sind.

Julius Bunzel (Graz)

NOTIZ

Wir machen unsere Leser auf den beigelegten Prospekt des nunmehr vollständig vorliegenden „Handbuches der Politik“ aufmerksam.

Die Redaktion.

DER OBELISK
LITERATURBLATT

Werner Bergengruen

Die Wölfin

Eine Geschichte aus dem alten Kurland

Zur Zeit des guten Herzogs Jakob gab es im Grenzhöfschen Kirchspiel zwei Hexenmeister, einen vornehmen und einen geringen. Der vornehme war Jobst Rombach, Erbherr auf Tegeln, Ahlmannshof und Purgahlen, Pfandbesitzer von Sellmoden und Kurkaln, und der geringe Thomas Voß, der Pampelnsche Müller. Wie aber Künste und Gaben nicht nach Rang, Stand und irdischer Vornehmheit fragen, so geschah es auch hier, daß der im Leben Große und Mächtige in der schwarzen Kunst nur ein Lehrling oder Geselle, der einfache Müller aber ein Meister war. Waren also die zwei nicht nur nach Geburt und Besitzstand, sondern auch nach dem Grade ihrer geheimen Kunst von einander unterschieden, so bestand durch eine seltsame Fügung des Schicksals doch eine dunkle Verbundenheit zwischen den beiden Männern, der diese Geschichte nachspüren will.

Es ist nötig, sich zunächst mit dem Wesen und den Lebensumständen des Herrn von Rombach bekannt zu machen. Er war der einzige Sohn eines reichbegüterten Grundherrn, den er selten genug zu Gesicht bekommen hatte, da der Vater, ein ruheloser und unsteter Mann, fast sein ganzes Leben in Feldzügen, auf diplomatischen Missionen im Auslande oder in unaufhörlichen Reisen von Ort zu Ort und von Schloß zu Schloß durch ganz Kurland hinbrachte, um mit seinen Mitbrüdern und Standesgenossen immer wieder neue Landtagsdeliberatorien zu beraten und abenteuerliche und meist in kleinen Anfängen steckenbleibende politische Pläne und Intrigen anzuspinnen, wie sie in jener ungewissen und bewegten Zeit häufig waren. Seine Frau war bereits nach kurzen Ehejahren zu ihren im Dünaburgischen Kirchspiel ansässigen Eltern zurückgekehrt, sodaß Jobst Rombach noch bei Lebzeiten seiner Eltern wie eine Waise unter der Obhut fremder Leute heranwuchs. Verwandte, denen er lästig war, brachten ihn als Pagen im Hofdienst unter, und er begleitete den Herzog

auf der Brautfahrt nach Berlin, von der dieser als Schwiegersohn des Kurfürsten Georg Wilhelm mit einer jungen und anmutigen Herzogin in die Heimat zurückkehrte. Siebzehnjährig, nahm der junge Rombach Kriegsdienste, kämpfte mit dem kurländischen Kontingent des polnischen Heeres in der Ukraine gegen den Kosakenhetman Bogdan Chmelnitzki und geriet in Gefangenschaft. Wieder in die Heimat zurückgekehrt, vernahm er ohne sonderliche Bewegung, daß seine Eltern während seiner Abwesenheit verstorben waren. Vorübergehend führte er ein einsames und fast ausschließlich der Jagd gewidmetes Leben auf einem seiner Güter und focht dann während der herzoglosen Zeit, als Herzog Jakob in Riga und Iwangorod in Haft und Exil gehalten wurde, mit der kurländischen Adelsfahne gegen die Schweden.

Es war natürlich, daß die Umstände, in denen Rombach das erste Drittel seines Lebens zugebracht hatte, auf sein inneres Wesen und äußeres Gehaben nicht ohne Einfluß bleiben konnten. Von klein auf hatte er, unbehütet von väterlicher Obhut und mütterlicher Sorgfalt, inmitten einer fremden, gleichgültigen oder gar mißgünstigen Umgebung gelebt, war schon als Knabe auf sich selbst allein angewiesen und daher gezwungen gewesen, frühzeitig mit Zähnezusammenpressen und Ellbogenstößen den Platz zu behaupten, der seiner Anstelligkeit und Unerschrockenheit zukam, ihm aber von manchen seiner Kameraden und Altersgenossen, unter denen er wenig Freunde hatte, beneidet und streitig gemacht wurde. So wuchs er zu einem mißtrauischen, verschlossenen, eigenwilligen und herrischen Manne heran, dessen Mitwirkung bei Rat und Tat wohl geschätzt und geachtet wurde, dem aber menschlich näher zu treten niemand ein sonderliches Verlangen bezeigte. Ihm selbst war es recht, denn er war sich genug und bedurfte keines andern.

Unaufhörliche Kriege, Truppendurchmärsche, Requisitionen und Abgaben hatten seinen ausgedehnten Besitz schwer geschädigt. Als nach dem Frieden von Oliva und der Rückkehr der herzoglichen Familie ein ruhigerer Zustand einzutreten begann, wandte der Herr von Rombach alle Kräfte der Aufbesserung seiner zerrütteten Güter zu. Da galt es, verbrannte Gebäude wieder zu errichten, Saatkorn zu beschaffen, den Viehstand zu erneuern und die in langen Kriegsjahren verwilderten, oft in den Busch geflohenen und zu Landräubern gewordenen Bauern der Arbeit und Zucht wieder zuzuführen. So ging es zu, daß Jobst Rombach alle Hände voll zu tun hatte, keines Menschen Umgang vermißte und schon die Hälfte der Jahre, die nach dem Worte der Bibel dem Menschen gesetzt sind, hinter sich gebracht hatte, ohne daß es ihm in den Sinn

gekommen wäre, sich ein Weib zu nehmen. Dann aber tat er es doch, und zwar in der Hauptsache, weil ihm der Gedanke mißfiel, sein in zäher Arbeit wieder in die Höhe gebrachter Besitz sollte dem Herzog oder einem seiner entfernteren Anverwandten zufallen. Aber auch hierin ging er sonderbar zu Werke. Denn ob es gleich in der Nachbarschaft zahlreiche Familien gab, die ihm ihre stattlichen und schönen Töchter um seines hohen Wohlstandes willen trotz seiner menschenscheuen Wunderlichkeiten gern vermählt hätten, so wählte er dennoch nicht unter ihnen. Sondern er ging weislich mit sich zu Rate und beschloß, sich eine Frau aus weiterer Entfernung zu holen, um nicht durch ihre Verwandtschaft und Freundschaft in allzu enge nachbarliche Beziehungen verstrickt und alle paar Tage von großen und lärmenden Gesellschaften aufgesucht zu werden. Das Mädchen, das er heimzuführen gedachte, sollte von gutem Herkommen, aber ohne allzu große und ausgedehnte Verwandtschaft, am besten das einzige Kind ihrer Eltern sein. Auf ein reiches Nadelgeld legte er keinen Wert.

Es traf sich, daß er zufällig von einem Mädchen hörte, das dem Bilde entsprach, das er sich von seiner künftigen Hausfrau gemacht hatte. Er scheute also die Reise ins Stiftische nicht, freite hier um die junge und noch kaum erwachsene Dorothea und führte sie aus dem meerumrauschten Nordzipfel des Herzogtums in das alte Tegelnsche Ordensschloß, das seit den Tagen des Herzogs Gotthard der Familie der Rombachs gehörte.

Die junge Frau von Rombach stammte aus dem Geschlecht der Wölfe von Kesselbrock, dessen einziger männlicher Vertreter ihr alternder und gelähmter Vater war. Viele Freunde besaß die Familie nicht, die von jeher um ihres jähzornigen und gewalttätigen Wesens willen fast mit allen Nachbarn in ständiger Feindschaft gelebt hatte. Es war, als sei von dem Wolfe, den sie in Namen und Wappen führte, etwas in den Sinn ihrer Söhne übergegangen, und wie der Wolf unter den Tieren des Waldes keines hat, das ihm gern begegnet, so waren auch die Wölfe von Kesselbrock im ganzen Stift gefürchtet und gemieden. Eine seltsame Fügung war es, daß es seit Menschengedenken in dem wilden und zornmütigen Geschlecht keine Töchter gegeben hatte, und es war eine Rede gewesen, Gott wolle den christlichen Adel Kurlands vor dem bösen Wolfsblut bewahren und lasse es darum nicht zu, daß es von Wolfstöchtern in andere Geschlechter hineingetragen würde. Dorothea war seit Menschengedenken das erste Mädchen, das den Wölfen von Kesselbrock geboren wurde, und da sie ohne Geschwister blieb, ging es mit dem Wolfsstamm

zu Ende. Auch hatte sie nichts von dem bösen und wölfischen Wesen, das man ihrer Sippe nachsagte, sie war so sanft und still, anmutig und hellblond, daß man sich wunderte, wie dieses zarte Geschöpf in den wilden Stamm geraten war. „Das Wolfsnest wird leer und der Fuchs wird sich hineinsetzen“, sagten die Nachbarn und meinten damit den Herzog, dem der geringe Kesselbrocksche Besitz zufallen mußte, da es niemanden gab, der mit den Wölfen eine Erbverbrüderung hätte abschließen mögen, und es für ausgemacht galt, daß die junge Dorothea trotz ihrer anmutigen Lieblichkeit keinen Mann würde finden können. Aber wie man sah, fand sich doch einer, der sie aus dem einsamen, strohgedeckten, einstöckigen Hause herausführte, in dem sie mit ihren Eltern lebte, da das alte steinerne Wolfsnest durch schwedische und polnische Gäste unbewohnbar gemacht worden war.

Der Herr von Rombach hatte nicht anders gedacht, als daß er mit seiner jungen Frau Kinder zeugen, im übrigen aber unangefochten seine eigenen Wege weitergehen, seine Wirtschaft führen und wie vordem Elche und Wölfe jagen würde. Und eine Zeitlang ging es auch wirklich nach den Gedanken des Ehemannes, er wirtschaftete und jagte wie ehedem und sah seine Frau nur flüchtig und kurz bei den Mahlzeiten, die er übrigens mehr als Mittel zu naturnotwendiger Sättigung denn als heitere und gesellige Unterbrechungen des gewohnten Tageslaufes anzusehen pflegte, und in seltenen und kurzen Nachtstunden, in denen sein Gehaben sich aus Scheu und Gewalttätigkeit seltsam genug zusammensetzte.

Dorothea war in der verfemten Einsamkeit ihres dürftigen und finsteren väterlichen Hauses groß geworden, in dem die Mutter ängstlich und verdrossen umherschlich und der gelähmte Vater im Ofenstuhl hockte, nicht anders als ein böser, aber alt und schwach gewordener Wolf, dem ein zuschnappendes Fangeisen den Lauf unbrauchbar gemacht hat. Keinen Tag ließ er vergehen, ohne mit höhnischen und galligen Bemerkungen beide Frauen die Verachtung fühlen zu lassen, die er für sie hegte, weil sein einziges Kind entgegen dem alten Wolfsgebrauch ein Mädchen und die Wolfssippe damit zum Aussterben verurteilt war.

Die sanfte Fröhlichkeit, die Dorothea eigen war, ihre Liebe zum Saitenspiel, zu Sonne, Blumen, Tieren und Kindern, zu allen Geschöpfen dieser lichten Gotteswelt, hatten ihr oft genug väterliche Schelt- und Hohnworte eingetragen, denen die Mutter scheue und keifende Ermahnungen beigesellte, den Vater nicht zu reizen. Hatte sie somit zu Hause manche ungute Stunde durchkosten müssen, so brachte sie vom ersten Tage an eine herzliche Zuneigung und Dankbarkeit dem Manne entgegen, der sie

aus dem Wolfsnest herausgenommen. Stieß sich an keiner seiner Wunderlichkeiten und Rauheiten, denn da sie außer mit ihren Eltern und Dienstleuten und dem Pastor ihrer Gemeinde kaum mit Menschen zusammengekommen war, so war sie der Meinung, im Grunde seien alle Menschen wie sie zutunliche, gutartige und fröhliche Geschöpfe, wenn auch ihr äußeres Wesen und Gehaben oft unverständlich und verdrossen scheine, und es sei lediglich ein besonderer Unstern, daß gerade ihre beiden Eltern die einzigen Ausnahmen von dieser Regel bildeten.

So lebte sie denn auf in den weiten Räumen des Tegelnschen Schlosses, dessen schmucklose und soldatisch einfache Einrichtung ihr reich und glänzend erschien neben dem ärmlichen und verwahrlosten Hausrat daheim. Sie freute sich, nicht mehr von Vater und Mutter gescholten zu werden, freute sich, daß auch ihnen nunmehr ein besseres Leben gegönnt war — denn ihr Mann hatte wohl deutlich erklärt, daß er in Anbetracht der weiten Entfernung auf schwiegerelterlichen Besuch verzichten müsse, hatte aber durch reiche, mit böse geknurrtem Dank des alten Wolfes aufgenommene Geschenke der Lebenshaltung und Wirtschaft der beiden aufgeholfen — sie freute sich daran, ungehindert singen und Harfe und Laute spielen zu dürfen, anständige Kleidung und Bedienung zu haben, und im Garten des Schlosses nach Herzenslust Rosen und Nelken, Feuerlilien, Stiefmütterchen, Krokus, Tulpen und Veilchen ziehen zu können. Den Leuten war sie eine milde und verehrte Herrin, ihrem Manne eine allezeit in sanftem Gehorsam und williger Freundlichkeit ergebene Gattin. Sie verlangte nichts von ihm, hatte selten eine Bitte an ihn und meinte in ihrer Einfalt allen Ernstes auch an ihm einen liebevollen, wenn auch in einzelnen Dingen vielleicht ein wenig wunderlichen Ehegemahl zu haben. Rombach hatte mithin allen Grund, mit seiner Heirat vollauf zufrieden zu sein, und ließ wiederum Dorothea gewähren, wo sie ihm unverständliche Neigungen hatte, wie ihren heftigen Widerwillen gegen tierische Nahrung, anstatt deren sie zur Stillung ihrer geringen Eßlust ausschließlich Brot, Gemüse, Obst und ähnliche leichte Speisen verwandte. So verging die erste Zeit ihrer Ehe, und es kam wie von selbst, daß der Herr von Rombach sich immer mehr an das kindlich heitere und zutrauliche Wesen seiner Frau gewöhnte und allmählich anfing, sie nicht nur als ein notwendiges Werkzeug zur Erzeugung von Nachkommen, sondern als einen freundlichen Schmuck seines Lebens anzusehen, der wohl auch ohne jeden Gedanken an einen bestimmten Zweck um seiner selbst willen froh und dankbar genossen werden könne. Er begann nicht mehr im Jagdrock und mit kotbespritzten Reitstiefeln zu

den Mahlzeiten zu erscheinen, länger bei Tisch zu sitzen als es sonst seine Gewohnheit gewesen, ja, Dorothea gelegentlich beim Harfen- und Lautenspiel zuzuhören und abends plaudernd mit ihr im Garten zu lustwandeln, zu dessen Pflege er ihr aus Deutschland einen geschickten Gärtner hatte kommen lassen. Die Leute des Herrn von Rombach sahen der Veränderung im Wesen ihres Gebieters mit Verwunderung zu, hatten aber Ursache, sich ihrer zu freuen, denn wenn er auch nie von unnötiger Härte gewesen war, und der undeutsche Bauer auf der anderen Seite im Grunde auch selbst eine feste Hand zu spüren begehrte, wie das Pferd einen kräftigen Schenkel, so sahen sie es doch gern, daß er jetzt für manche Leistung ein Lächeln oder Scherzwort übrig hatte, deren ganzer Lohn früher wohl im Ausbleiben der Strafe bestanden hätte.

Und als zwei wohlgewachsene, nach den Eltern getaufte Kinder die alten Räume mit ihrem durchdringenden Geschrei erfüllten, da schien die Umwandlung des Herrn von Rombach aus einem einsamen und strengen Sonderling in einen Mann vollendet, der sich kaum noch von der Mehrzahl seiner Landsleute und Zeitgenossen unterschied. Auch seine Menschenscheu hatte er abgelegt, und wenn er auch keiner von denen wurde, denen nur in Gesellschaft wohl ist, so geschah es jetzt doch häufiger, daß Gäste am Tische saßen, nach dem Essen Franzwein oder selbstgebrautes Steinbier tranken, dem Spiel und Gesang der Hausfrau zuhörten und sich bemühten, gelegentlich einen galanten französischen Brocken in die derbe heimische Redeweise zu flechten. Und namentlich der schlanke und stattliche Jürgen Horngreve, der zweite Sohn des Erbherrn von Georgenhof, war ein häufiger Gast, der mit Frau Dorothea musizierte, unterhaltsam von seiner Bildungsreise ins Ausland zu plaudern wußte und wohlklingende, selbstverfertigte Poeme vortrug, in denen etwa alle Götter des Olymp der Tegelnschen Schloßherrin als nordischer Venus zum Geburtstage gratulierten.

Dorothea hatte sogar das Wohlwollen der Damen zu gewinnen gewußt, und wenn noch einmal halb im Scherz die Rede auf den alten Ruf der Wölfe von Kesselbrock kam, auf ihren wilden Sinn und den ihnen nachgesagten Gebrauch, ihre Söhne in der Kindheit gebackene Wolfsherzen essen zu lassen, so hieß es jetzt nur noch, das Wölfische des Geschlechtes sei getilgt und die Frau von Rombach sei das weiße Lämmlein gewesen, das mit seinem freundlichen und sanften Wesen alle alten Untaten ihres Stammes wieder gutgemacht habe.

Der Herr von Rombach galt mithin für einen glücklichen Mann und hielt sich selbst dafür. Erst nach einigen Jahren fielen Schatten auf

seine Ehe, von denen er mit steigender Besorgnis eine dauernde Ver-
dunkelung befürchten zu müssen glaubte. Ehe aber noch die Welt etwas
von ihnen gewahr wurde, nahm all sein Glück auf eine andere Art ein
Ende. Durch fremdes Kriegsvolk, dessen immer noch genug ins Land
kam und dort sein Wesen hatte, waren allerhand arge Krankheiten nach
Kurland getragen worden und darunter auch die allerärgste, die Pest.
Wohl trat die Seuche diesmal nur vereinzelt auf; wohl gelang es dank
eifriger Fürbitte und Glockenläuten, daneben wohl auch durch die Maß-
regeln und Vorschriften des herzoglichen Leibarztes Doktor Harder, ihr
ein Ziel zu setzen. Aber ohne Opfer ließ sie sich nicht vertreiben, und
unter diesen Opfern fielen auch an einem Tage die Frau von Rombach
mit ihren Kindern Jobst und Dorothea. Davon aber, wie es bei der Ein-
sargung zuging, wird noch späterhin die Rede sein müssen.

Von diesem Tage an war der Herr von Rombach ein verwandelter
Mann. Zum Leichenschmause waren Nachbarn und Bekannte von weit
und breit herbeigekommen, und nur der junge Horngreve fehlte unter
ihnen, da er, wie es hieß, soeben außer Landes gegangen sein sollte —
eine Reise, von der er übrigens nie zurückgekehrt ist. Beim Mahle saß
Rombach stumm und starr da, und als die Trauergäste, um ihre Ver-
ehrung für das Tegelnsche Haus zu beweisen, sich schon stiere Augen,
rote Köpfe und streitlustige Fäuste getrunken hatten, verließ er so zornig
und wild den Eßsaal, daß die Gäste bald darauf betreten und still zum
Hoftor hinausfuhren und erst unterwegs ihre breite und lärmende Fröh-
lichkeit wiederfanden.

Jobst Rombach aber hielt sich mehrere Tage eingeschlossen, nahm
weder Speise noch Trank zu sich und wies auch den Geistlichen ab, der
ihm tröstlich zuzureden gekommen war. Die folgenden Tage streifte er
durch die Wälder und ging allen Menschen aus dem Wege. Auch wollte
man in dieser Zeit und noch Wochen später Boten von ihm mit unbekannten
Aufträgen im Lande herumreiten gesehen haben. Darauf wieder saß er
noch eine Zeitlang einsam auf Tegeln, ohne sich um die Wirtschaft zu
kümmern, die er immer mehr seinen Amtleuten überließ, hatte mit niemand
dem Umgang und begab sich dann auf Reisen ins Ausland, von denen
er nach einigen Monaten unerwartet und in Begleitung eines abenteuer-
lichen Fremden zurückkehrte, der bald für einen Ungarn, bald für einen
Welschen, bald für einen Heiden galt. Mit diesem Fremden schloß er
sich im Turmzimmer Tage und Nächte lang ein, observierte die Gestirne,
studierte in lateinischen und auch deutschen Schriften, deren er einen
ganzen Wagen voll mitgebracht hatte, braute Tränke und Salben, und

die Vorüberkommenden sahen mit Staunen und Schaudern den seltsamen Rauch, der aus der Esse des Turmzimmers aufstieg. Auch nachdem der Fremde ihn verlassen hatte, trieb er dies Wesen weiter, und wich jeglicher Ansprache aus, sodaß es bald als ausgemacht galt, daß der Tegelnsche Rombach sich mit Haut und Haar der schwarzen Kunst verschrieben habe.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

„Gott soll uns schützen!“ hatte die alte Frau von Sasseberg gesagt, „als ob wir mit einem Hexenmeister im Kirchspiel nicht genug hätten! Es ist eine Schande, daß niemand es wagt, den beiden ans Leder zu gehen.“

Dieser eine war der Müller, und es war seltsam, daß auch er Frau und Kind verloren hatte, wenige Tage, nachdem die Pest des Herrn von Rombachs Anhang hinwegnahm.

Die kurländischen Müller haben von jeher Stolz und Selbstsicherheit innerlich empfunden und äußerlich zur Schau getragen. Da sie auf dem Lande lebten, wo es nur deutsche Edelleute und Geistliche auf der einen, undeutsche und unfreie Bauern auf der andern Seite gab, so war der Platz, den sie im ständisch gegliederten Leben jener Zeit einnahmen und behaupteten, einsamer, aber auch herrenmäßiger als der der in den kleinen und engen Städten miteinander hausenden deutschen Handwerker. Oft genug gingen die Mühlen vom Großvater auf den Vater, vom Vater auf Sohn und Enkel, und so kam in das Wesen der Müller und in ihr Verhalten zur Masse des undeutschen Volkes leicht ein Selbstbewußtsein und ein begründeter Stolz, der über den gewöhnlichen der deutschen Leute hinausging und manchmal wie mit einem Tropfen edelmännischen Hochmutes gemischt anmuten konnte.

Ein stolzer Mann war auch der Pampelnsche Müller Thomas Voß. Ein stolzer Mann, ein wohlhabender Mann, aber Deutschen und Undeutschen unheimlich. Er war von Jugend auf ein Einspänner und Leuteverächter gewesen, hatte mehr gelernt, als es in seinem Stande und in seiner Zeit sonst üblich war und stand von jeher im Geruch geheimer Künste. Er trieb sich oft einsam im Walde herum, sammelte heilkräftige Kräuter und verstand sich auf Wettermachen und Viehbesprechen. So wandte sich mancher an ihn, wenn es einen Schaden an Mensch oder Tier gab, und er tat wohl den Rat und Hilfe Begehrenden ihren Willen, aber jeder spürte bei aller Dankbarkeit doch die heimliche Verachtung und Gleichgültigkeit heraus, damit er allen Leuten begegnete, welches Standes und Geblütes sie auch sein mochten. Trotz aller unruhigen Zeiten, Kämpfe und Truppendurchmärsche waren ihm Mühle und Wirtschaft von allen Zerstörungen, Plünderungen und Brandschatzungen

seltsam gewahrt geblieben, und als schwedische Reiter ihm eines Morgens zwei Pferde aus dem Stalle gezogen hatten und mit ihnen fortgeritten waren, da hatten sich der Schimmel und der Schecke noch desselben Abends wieder in der Mühle eingefunden, ihrer Reiter ledig, aber wohlgesattelt und mit Mantelsäcken behängt, in denen nicht nur Pistolen, Kraut und Lot und dürftiges Soldatengerät, sondern auch blanke Reichstaler und Golddukaten verschnallt waren. Aber wie denn das Glück, das einen einzelnen inmitten allgemeinen Elendes heimsucht, auszeichnet und schont, ihm keine Gunst bei den anderen einträgt, so war die Scheu vor dem Müller und die Abneigung gegen ihn durch die Jahre der Kriegszeit nur gewachsen, obzwar Thomas Voß getan hatte, was er schuldig war, und im Kampf gegen den Schweden seinen Mann gestanden hatte.

Seine junge Frau war eine schlichte und fromme Müllerstochter aus Goldingen, zu jeder Arbeit willig und geschickt, aber, wie die Leute sagten, besorgt und bekümmert um ihres Mannes Seelenheil, dem vieles von dem, was der Müller treiben sollte, nicht anders als nachteilig sein konnte. Er war nicht schlecht zu ihr, ließ sie in allem, was ihres Werkes war, gewähren und sagte ihr kein unfreundliches Wort. Aber sie ward es doch täglich von neuem gewahr, daß er manche Heimlichkeiten vor ihr hatte und sie nichts von dem wissen ließ, was seine Gedanken beschäftigte, wenn er durch den Wald ging oder Tränke und Salben kochte oder abends mit Büchern, die sie nicht zu lesen verstand, auf der Ofenbank saß. Auch war es ihr ein Kummer, daß er sie nur selten und ungern zur Kirche begleitete und die Leute auch hierüber ihr Gerede hatten.

Erst als die Müllerin sich nach einigen Jahren zum ersten Male gesegneten Leibes fühlte, wurde der wortkarge und verschlossene Mann zutraulicher, strich seiner Frau über die braunen Haare und schien in froher Erregung kaum den Ablauf der Zeit erwarten zu können, die den Frauen zwischen Empfängnis und Geburt gesetzt ist. Die Frau freute sich, hoffte auch, die Ankunft des Kindes werde den Mann umwandeln, aufschließen und fester und inniger an sie binden, empfand aber doch ein Grauen, wenn sie jetzt, da er zutunlicher und gesprächiger geworden war, manches Dunkle, Seltsame und Verworfene aus seinen Reden heraushörte. Und fast begann sie nun manches von dem für möglich zu halten oder gar zu glauben, was die Leute über ihren Mann sprachen. Und so bangte sie sich auch wohl manchmal um das Schicksal des erwarteten Kindes, auf das wohl von seinem Vater leicht eine böse und verderbliche Einwirkung geschehen könne.

Im achten Monat ihrer Schwangerschaft traf es sich, daß der Müller

ins Doblensche und Neuenburgische Kirchspiel reisen mußte, um ein ausgeliehenes Geld einzutreiben und auch sonst allerhand Geschäfte zu ordnen. Da geschah es, daß in seiner Abwesenheit ein verlaufener Soldat oder sonst ein landstreichender Geselle in einer eisigen und schneereichen Winternacht heimlich und mit Gewalt den Pferdestall zu öffnen trachtete. Einer der Müllersknechte kam dazu, einige Schüsse fielen, und der Vagant mußte mit einer Wunde das Weite suchen. War auch somit dem Müller an seinem Eigentum kein Schaden erwachsen, so war der Müllerin doch durch das jähe nächtliche Lärmen und Schießen ein solcher Schreck entstanden, daß sie noch in selbiger Nacht vor der Zeit einen Knaben zur Welt brachte. Aber es war keine leichte Geburt und sie hatte große Schmerzen zu leiden, so sehr ihr eine zu Gaste weilende Base auch beistand, bis die Wehemutter eintraf und Adlerstein, Hasenfett und gedörrten Froschlaich brachte, um der Kreißenden Wehen zu stillen und die Geburt zu befördern.

Der Knabe schien kräftig und wohlgebildet und sah seinem Vater ähnlich, insonderheit schien er dessen klare und scharfe, ein wenig ins Graue gehende Augen zu haben.

Die Mutter war aufs äußerste erschöpft und geschwächt, dabei erregt und verwirrt. Als sie den Neugeborenen voller Dankbarkeit und Freude im Arme hielt und die Augen des Müllers erkannte, gesellten sich Sorge und Angst zu ihrer fiebrigen Mattigkeit, und alle Befürchtungen, die sie in der Zeit ihrer Schwangerschaft gehegt und die — ihr selbst unwissend — auf die Bildung des Kindes vielleicht nicht ohne Einfluß geblieben waren, wurden erneut und mit der größeren Gewalt des Gegenständlichen lebendig. Sie betete inbrünstig um das Heil des Mannes und Sohnes, ging dann mit sich zu Rat und kam endlich zu dem Schlusse, die Abwesenheit des Müllers, der in zwei oder drei Tagen zurückerwartet wurde, müsse genutzt und der Kleine getauft werden, ehe der Vater ihn habe sehen und auf irgendeine geheime Weise Macht über die junge Seele gewinnen können. Sei er aber erst durch die heilige Taufe in die Gemeinschaft der Christenheit aufgenommen und dem Schutz des Himmels empfohlen, so sei zu hoffen, daß das unheimliche und unchristliche Wesen des Vaters ihm weniger werde anhaben können.

Es war dazumal ein rauheres und kräftigeres Geschlecht als in späteren Zeiten, und man trug keine Scheu, das Kind, sorglich eingehüllt und warm verpackt, bereits kommenden Tages zur Taufe in die Grenzhöfsche Kirche zu bringen. Die Base, ein noch junges, leichtfertiges und gedankenloses Frauenzimmer, machte sich über die sonderbare Eile der

Müllerin kein Kopfzerbrechen, sondern war stolz, die Taufmutter des Mühlenerben spielen zu können. Bestieg daher mit dem Altgesellen, einem der Müllerknechte und einem Lehrburschen den Schlitten und fuhr mit dem Kinde zur Kirche, während die junge Mutter daheim im gewürfelten Bett ihre Zeit mit Beten und Ausspinnen von allerlei Hoffnungen und Befürchtungen hinbrachte.

Als der junge Voß unter dem Namen Thomas in die Gemeinde der Gläubigen aufgenommen war, kehrte die durchfrorene Taufgesellschaft im Grenzhöfschen Kruge ein, um sich vor Antritt der Heimfahrt von der Kälte des Weges und der Kirche zu erholen und bei einem kurzen Taufschmaus auf das Wohl des neuen Christen zu trinken. Wie es dem Wohlstande der Müllersleute zukam, wurde mit Essen und Trinken, Steinbier, Wacholdergeist und Kümmelbranntwein nicht gespart, und auch für den Täufling ließ sich eine Mahlzeit herrichten, zu der die starke und breithüftige Krügersfrau, die selbst ein Kind von vier Monaten hatte, lachend ihre straffen Brüste entblößte.

Da die Taufgesellschaft somit auch den Kleinen wohlversorgt wußte, eilte sie sich nicht sonderlich mit dem Aufbruch. Einige andere Gäste gesellten sich zu ihr, es verging Stunde um Stunde, die Gesichter wurden immer röter, die Scherze immer handgreiflicher und geräuschvoller und der leeren Krüge und Flaschen auf dem Tisch immer mehr.

Die Nacht war schon angebrochen, eine eisige und klare Mondnacht, als endlich angespannt und der Schlitten zur Rückkehr bestiegen wurde. Aber selbst der scharfe Frost und die Frische und Reinheit der Luft vermochten die Trunkenen nicht zu ernüchtern, die mit hellem Schellenklang und lautem Peitschenknallen durch den schweigenden und weißverschneiten Wald jagten und ein wildes, von den kurbrandenburgischen Truppen aus dem Reich mitgebrachtes Trinklied in die Stille der Nacht hinausbrüllten.

Wie es im einzelnen zugegangen ist, ist nie ganz an den Tag gekommen. Von den Teilnehmern dieser Fahrt hatte niemand damals einen genügend klaren Kopf und späterhin ein genügend reines Gewissen, als daß er imstande und willens gewesen wäre, den Hergang des Unglücks zu schildern. Insonderheit ist nicht mehr festzustellen gewesen, ob der Schlitten zuerst umwarf und dann die Wölfe kamen, und das Kind etwa bei eiligem Wiedereinspringen und Davonjagen im Schnee zurückblieb, oder ob die Wölfe sich auf den in Fahrt befindlichen Schlitten warfen und der kleine Thomas von den Raubtieren herausgerissen oder aber in der Kopflosigkeit und Verwirrung der eiligen Flucht von den sinnlos

Trunkenen aus dem Schlitten verloren wurde. Die Anzahl der Wölfe gaben sie verschieden an, schilderten sie aber teils aus der Übertreibung der Furcht heraus, teils in dem Bestreben, die eigene Schuld zu verringern, als außergewöhnlich hoch, unerachtet die gefundene Fährte tags darauf erwies, daß es sich nur um drei Tiere gehandelt hatte, zwei Jungwölfe und eine Wölfin, deren hängendes Gesäuge flüchtige Spuren im Schnee hinterlassen hatte.

Erst nachdem sie den Wölfen entronnen waren, hatten die vier das Fehlen des Kindes wahrgenommen, über dessen Schicksal sie nicht im Zweifel sein konnten. Mit dem Begreifen des Geschehenen und der Unmöglichkeit eines Rückgängig- oder Wiedergutmachens war ihre Trunkenheit verflogen, und so langten sie endlich mit zitternden Gliedern und in stummem Entsetzen, das Mädchen unter unaufhörlichem wimmernden Schluchzen, in der Pampelnschen Mühle an.

Hier suchten sie das Unheil erst in einer kurzsichtigen Behutsamkeit, deren Sinnlosigkeit ihnen selbst nicht verborgen bleiben konnte, vor der Müllerin geheim zu halten, deren Befinden sich seit dem Morgen wieder verschlimmert hatte. Sie begehrte heftig den Knaben zu sehen, der, wie die törichte Base angab, bereits in der Wohnstube neben dem Ofen zur Ruhe gebracht sein sollte. Sie bestand auf ihrem Willen, das zitternde Mädchen machte Ausflüchte, die Mutter horchte vergeblich auf einen Schrei des Kindes, wurde immer unruhiger und merkte, daß ihr etwas verheimlicht wurde. Trotz ihrer Schwäche schob sie die vor Furcht halb unsinnige Base beiseite, stand mühsam auf und schleppte sich keuchend und mit zitternden Knien bis zur Tür. Hier versagten ihr die Kräfte. Sie blieb mit fliegenden Pulsen stehen, um Atem zu schöpfen, und vermochte die Hand nicht an die Klinke der Tür zu legen, hinter der nach den Worten des Mädchens ihr einziges Kind liegen sollte.

„Du belügst mich, Elisabeth,“ stieß sie hervor. „Sage mir die Wahrheit! Wo ist er?“

Das Mädchen gab keine Antwort und schluchzte.

„Ist er tot?“ rief die Frau mit brüchiger Stimme, öffnete die Tür und fand die Stube leer.

„Mein Jungchen! Mein Jungchen! Wo ist er? Antworte mir!“

Das Mädchen kroch auf den Knien herzu, griff, ohne sie anzusehen, nach ihrer Hand, küßte sie und heulte.

„Wölfe . . .“, sagte sie dann tonlos.

Die Müllerin stieß einen Schrei aus und schlug zu Boden. Noch vor Morgengrauen war sie ihrem Kinde nachgefolgt.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Der Müller hatte seine Geschäfte besorgt und sich auf den Heimweg gemacht. Im Georgenhöfschen Kruge hatte er zur Nacht bleiben wollen, da er aber dort schon die freudige Kunde hörte, daß ihm ein Erbe geschenkt war, spannte er gar nicht erst aus, sondern fuhr ohne Rücksicht auf Mann und Pferd durch die kalte Nacht, bis er nach Tagesanbruch zu Hause anlangte. Das erste, was er sah, als er sein zitterndes Pferd in den Stall führte, war der Lehrbursche, der mit einem Strick um den Hals in der Futterkammer hing. Er war ein Waisenjunge, dem außerhalb des Müllerhauses keine Zuflucht offen stand, und hatte sich aus Furcht vor dem Zorn seines Herrn erhängt. Der Altgeselle und die Base aber waren über alle Berge.

In der Wohnstube fand Thomas Voß den Leichnam seiner Frau, bei dem eine der lettischen Mägde die Totenwache hielt. Der Müller stand steif und bolzengerade, sprach kein Wort und verzog keine Miene, während das Mädchen unter Heulen und Jammern berichtete, was geschehen war. Dann wandte Thomas Voß sich mit einem jähen Ruck um und ging in die Küche, wo der Knecht, der die Tauffahrt mitgemacht hatte, zitternd und mit vor Angst blöden Augen am Feuer saß. Der Müller packte ihn, schlug ihn, ohne ein Wort zu sprechen, halb zu Tode, ließ ihn dann auf dem Fußboden liegen und ging in den Stall. Sattelte ein Pferd, nahm sein Faustrohr zur Hand und galoppierte die Grenzhöfsche Straße entlang, scharf ausspähend. Dann parierte er den Gaul, saß ab und stand an der Stelle, da die Wölfe seinen einzigen Sohn zerrissen hatten.

Eine große Blutlache im weißen Schnee, Knochenteile, halb noch kenntliche Reste von den Gliedern seines Kindes, Wolfslosung und Haare: das alles sieht der Müller stumm an, sinkt dann in die Knie, gibt einen einzigen Laut des Stöhnens von sich wie ein krankgeschossenes Tier, ballt die Fäuste. Schreit dann auf, blickt irr vor sich hin und streicht mit der Hand über die armseligen Reste seines Kindes. Dann schlägt er in ein Tuch, was ihm von seinem Sohn geblieben ist, steckt ein paar liegengebliebene Wolfshaare zu sich, küßt den blutigen Krustenschnee, steht auf und steigt in den Sattel. Läßt den Gaul den Schenkel fühlen und folgt den drei Fährten, die auf der wenig befahrenen Straße deutlich im weißen Schnee zu erkennen sind. Es dauert nicht lange und sie verlassen den verschneiten Weg und führen seitab in die Sellmodenschen Wälder hinein. Der Müller sitzt ab, bindet das dampfende Pferd an eine nackte

und frostzitternde Birke und folgt der Spur. Er weiß, daß es sinnlos ist, daß die Wölfe schon meilenweit fort sein können und dem Wolf Wege im Dickicht offenstehen, auch wo der Mensch es nicht zu durchqueren vermag. Aber dennoch geht er den Spuren nach, Stunden um Stunden, reißt sich Haut und Rock in Fetzen und muß doch umkehren, als es zu schneien anhebt und die Spuren verschwinden.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Von diesem Tage ab war der Müller noch menschenscheuer und abweisender als vorher. Mit niemandem sprach er ein Wort mehr, als es um seines Berufes willen nötig war. Aber auch um die Müllerei kümmerte er sich nicht sonderlich, ließ sie von seinen Gesellen besorgen und fragte nicht danach, ob seine Kunden zufrieden waren oder es vorzogen, die paar Wegstunden bis zur nächsten Mühle zu machen, wo sie freundlicher empfangen und pünktlicher bedient wurden. Thomas Voß trieb sich immer häufiger zur Abend- und Nachtzeit im Walde oder an Kreuzwegen herum, oder saß über den Büchern, die seinen des Lesens und Schreibens unkundigen Hausgenossen Gegenstand eines scheuen Grauens waren. Oder er trieb sein seltsames Wesen mit den paar Wolfshaaren, die er von der Grenzhöfschen Straße mitgebracht hatte, wusch sie in Abendmahlswein, knüpfte sie um den Strick, an dem der Lehrjunge gehangen hatte, legte sie in allerhand widrige, mit unendlicher Mühe aus zahllosen tierischen und pflanzlichen Bestandteilen zusammengebraute Flüssigkeiten. Oder saß in Vollmondnächten am Fenster und hielt die Haare in das bleiche und scharfe Licht. Oder er starrte finster und mit glühenden Augen auf den schwarzen, messingbeschlagenen Eichenkasten, in dem er, mit Salben und allerhand Essenzen bedeckt, seines Kindes sterbliche Überreste verschlossen hielt.

Der Müller hatte schon früher für einen Kenner und Besitzer heimlicher Künste gegolten, nun aber mehrten sich die Stimmen, die ihn für einen ausgemachten Hexenmeister erklärten und diesen Namen dann auch dem Herrn von Rombach gaben.

Dazumal war in Kurland das Hexen- und Zauberwesen recht im Schwunge und es war gar manches Unheil durch verruchte Kräfte und Hantierungen entstanden. Es war noch nicht lange her, daß des frommen und gelehrten Probstes und Hofpredigers Johann Bernewitz getreue Ehefrau von zauberkundiger Hand mit einer bösen Krankheit geschlagen worden war. Geistliche und weltliche Obrigkeit, Herzog, Oberräte, Hauptleute und Mannrichter waren entschlossen, mit entschiedener Strenge dem Übel zu steuern, und nicht nur undeutsches Volk hatte auf dem Holzstoß

büßen müssen, sondern auch deutsche Leute, wie der Mesotensche Krüger Ewert und der herzogliche Amtmann Magnus Lufft auf Neugut, der seinem Herrn jene arge Krankheit mit dem bösen schwarzen Auswurf angehext hatte, der der vielgeprüfte Mann nach jahrelangem Leiden erliegen sollte.

Und wie die fromme und strenge Frau von Sasseberg, so gab es manche Leute, die ein Einschreiten gegen den Tegelnschen Schloßherrn und den Pampelnschen Müller verlangten. Aber ohne das Recht in gröbster Weise zu beugen, wäre es nicht möglich gewesen, dem Geringen den Prozeß zu machen und des Vornehmen zu schonen. Und des Herrn von Rombach wollte man trotz seines schlimmen Rufes ungern verlustig gehen, denn in jenen Zeiten war ein Mann wie er, der nicht nur in allen kriegerischen Dingen, sondern auch in politischen und diplomatischen Praktiken geschickter und erfahrener war als mancher andere, viel wert und nicht leicht zu ersetzen. Auch hatte der Name der Rombachs von jeher einen guten Klang in Kurland gehabt, und dazu gab es auch manche, die den Tegelnschen Herrn um des großen Unglücks willen, das ihm widerfahren, von Herzen bemitleideten und es ihm nicht zu hoch anrechnen zu sollen glaubten, wenn er wo anders Trost suchte als im Herrengestühl der Grenzhöfschen Kirche.

Was nun den Müller betraf, so war der Unwille gegen ihn entschieden größer als der gegen den Edelmann. Denn einmal hatte er keine Verdienste wie dieser aufzuweisen, dann aber schien es bei ihm nicht das irregegangene Trostsuchen eines Unglücklichen, sondern die böse und verstockte Neigung eines von jung auf verderbten Herzens zu sein, was ihn zu den heimlichen Künsten hinzog. Immerhin kam die gegen den Herrn von Rombach geübte Nachsicht auch ihm zugute und es läßt sich nicht leugnen, daß dem auch ein klein wenig Furcht zugrunde lag. Denn es war bekannt, daß mit dem Müller nicht gut Kirschen essen war. Das hatte neben manchen anderen auch ein Herr von Ringen erfahren müssen, bei dem Thomas Voß einmal Geschäfte halber angesprochen hatte, und auf Grund eines Versehens zum Mittagbrot an den für die undeutschen Leute bestimmten Eßtisch gewiesen worden war. Daraufhin war er sofort, ohne einen Bissen zu sich genommen zu haben, stillschweigend vom Hofe gefahren, und tags darauf hatte ein Hagelschlag des Herrn von Ringen gesamte Ernte vernichtet. Und so groß war der Schrecken des Betroffenen gewesen, daß er keinerlei Vermutungen über die Entstehung des seltsamen und fast aus heiterem Himmel gekommenen Unwetters laut werden ließ, sondern nur zur Verhütung weiteren Unheils der Kuckernschen Kirche

eine neue Abendmahlskanne von schwerem, getriebenem Silber schenkte. Und von einem ähnlichen, wenn auch weniger argen Tort wußte der Pastor Laurentius zu berichten, dessen Hühner einmal zwei Wochen lang Eier von Pferdemist gelegt haben sollten, nachdem er eines Sonntags von der Kanzel herab des Müllers Kirchenscheu mit groben Worten gestraft hatte. So ging es zu, daß beide Hexenmeister unangefochten von geistlicher und weltlicher Obrigkeit ihr Leben führen und an ihren Werken schaffen konnten. Und ein Werk hatte jeder von ihnen, das ihm vor allem anderen am Herzen lag und um dessentwillen er seine Kunst übte und weiter zu vervollkommnen trachtete.

Es war natürlich, daß die zwei Männer, die eine solche Gleichheit der Neigungen, des Schicksals und des Rufes verband, einen Zug zueinander verspürten. Zu diesem gesellte sich beim Herrn von Rombach der Wunsch, durch den Unterricht des ihm überlegenen Müllers an Kenntnissen zuzunehmen und vielleicht das eine zu erfahren, dem zuliebe er sich auf das dunkle Gebiet der geheimen Dinge gewagt hatte. Denn allen heißen Bemühens, allen tage- und nächtelangen Forschens und Grübelns ungeachtet war ihm dies eine, von dem noch geredet werden wird, bisher nicht gelungen, und wenn er auch dem Müller keinen Einblick in seine verborgenen Ziele zu gewähren gedachte, so hoffte er doch, über die einzuschlagenden Wege aus ihm etwas herausbringen zu können.

Auch den Müller trieb etwas zum Herrn von Rombach. Da aber jeder von ihnen seinen Stolz hatte, der eine den des Edelmannes gegen den Handwerker, der andere den des Meisters gegen den Lehrling und Anfänger, so wollte keiner von sich aus an den anderen herantreten. Bis endlich der Müller sich entschloß, den ersten Schritt zu tun und dazu eine Form wählte, die halb wie ein höhnischer Schabernack, halb wie eine Art Entgegenkommen aussah und ihm von vorneherein ein Übergewicht über den Schloßherrn verlieh, das dem Unterschiede des Standes zum Ausgleich dienen konnte.

Eines dunkeln und mondlosen Abends, als der Herr von Rombach nach Landtagsschluß auf der Rückreise von Mitau nach Tegeln zu Wagen den Wald zwischen Grünhof und Hofzumberge passierte, scheuten die Pferde, blieben dann zitternd stehen und waren nicht von der Stelle zu bringen.

Jobst von Rombach fuhr aus seinem unruhigen Halbschlummer auf und fragte den Kutscher, was es gäbe.

„Es liegt etwas auf dem Weg, edler Herr," antwortete der Kutscher erschrocken.

„So steige ab, sieh nach und räume es weg."

Kutscher und Diener sprangen zur Erde.

„Was ist's?"

„Ein Besoffner, edler Herr."

„So zieh ihm die Peitsche übers Fell, bis er sich zur Seite schert. Zum Teufel, seid ihr denn auch voll?"

Der Herr stieg verdrießlich aus, ging schlaftrunken nach vorne und sah im unsichern Licht der Wagenlaterne einen Mann quer vor den Pferden stocksteif auf dem Bauche liegen. Er entriß dem Kutscher die Peitsche und holte aus. Aber es ging ihm nicht anders als es seinen beiden Leuten ergangen war. Es war, als träfe die Peitsche auf ein unsichtbares Hindernis, der ausgereckte Arm stieß ins Leere, und alle Schläge, die dem steifen Mann am Boden galten, blieben nichts anderes als Lufthiebe. Kutscher und Diener standen zitternd dabei und bekreuzigten sich unaufhörlich nach dem Brauche des Landvolks, der noch aus den alten katholischen Zeiten mit herübergenommen war und sich trotz alles Scheltens der Prediger nicht hatte ausrotten lassen.

Der Herr von Rombach warf mit einem Fluch die Peitsche weg und gedachte es behutsamer anzupacken. Faßte also vorsichtig nach dem Manne — und jetzt ließ sich die Luft um ihn herum durchschneiden, wie sie es sonst bei jeder unserer Bewegungen tut — und wollte ihn ergreifen und beiseite tragen. Aber der lag fest, als sei er aus Stein, und keins seiner Glieder ließ sich verrücken. Da merkte Jobst Rombach, wie das Ding lag, und begann dem Spuk mit Sprüchen und Beschwörungen, über denen sich das Grauen seiner beiden Leute noch steigerte, zu Leibe zu gehen. Und als auch das umsonst war, gab er den Befehl zum Umkehren. Aber nun zeigte es sich, daß auch die Pferde, die noch vor kurzem gescheut und gezittert hatten, wie festgebannt standen und auch der Wagen nicht von der Stelle zu bringen war.

Nun war guter Rat teuer. Der Herr von Rombach stand an seinen Wagen gelehnt, blickte finster vor sich hin und erwog, ob er die Nacht über hier in Kälte und Wind ausharren oder zu Fuß weitergehen sollte. Beides war ihm verdrießlich, am verdrießlichsten aber der Umstand, daß er auf eine Kraft gestoßen war, der seine Künste nicht gewachsen waren.

Da ward er weiteren Ratschlages überhoben, denn der Mann vor den Pferden stand plötzlich auf und trat auf ihn zu und Rombach erkannte beim Schein der Wagenlaterne den Pampelnschen Müller, der jetzt seine Mütze abnahm und ihm mit einem Gemisch von Höflichkeit und Spott einen guten Abend wünschte.

Der Edelmann erwiderte unwirsch die Begrüßung, zwischen Bewunderung und Unwillen schwankend, und schalt auf den schlechten Scherz, den sich der Müller gemacht habe.

„Was für ein Scherz, edler Herr?“ wunderte sich der Müller. „Wie kann es meine Schuld sein, wenn des Herrn Pferde vor einem gestürzten Baum scheuen und Eure Leute zu schwach sind, ihn beiseite zu räumen?“

Jobst Rombach schaute nach vorn und gewahrte mit Erstaunen, daß das Hindernis immer noch an seiner Stelle lag und wirklich nichts anderes war als ein umgefallener Baum und daß der Müller wohl, allem Augenschein zuwider, erst eben hinzugetreten sein mochte. Er schalt also seine Leute und befahl ihnen, den Baumstamm beiseite zu schaffen. Sie machten sich mit Zittern und Zagen daran, vermochten ihn aber auch jetzt nicht um Haaresbreite aus seiner Lage zu bringen.

„Schwächlinge seid ihr und sollt euch schämen,“ lachte Thomas Voß, „gebt acht!“

Und damit gab er dem Baume einen Fußtritt, daß er zur Seite schoß, nicht anders als ein Hund, den seines Herrn Stiefel in die Seite getroffen hat.

Der Müller lachte wieder und sagte höflich:

„Wenn der Herr jetzt weiterfahren will, so wird dem nichts entgegenstehen.“

Rombach sah ihn voller Staunen an. Ein paar Male machte er unschlüssige Bewegungen, blickte zu Boden, holte tief Atem und öffnete dann mit einem plötzlichen Entschluß den Wagenschlag.

„Steigt ein, Thomas Voß, und fahrt mit mir.“

Er zierte sich nicht, nickte, stieg in den Wagen und setzte sich gleichmütig auf das lederne Polster, nicht anders, als sei es eine Selbstverständlichkeit, daß der Schloßherr von Tegeln ihn bitte, mit ihm zu fahren, und ihm sogar den Vortritt lasse.

Die Pferde zogen an, und der Wagen rollte ungehindert die Straße entlang.

Eine Weile schwiegen die Insassen des Fahrzeuges, dann fand Jobst Rombach das erste Wort.

„Ihr seid ein Mann, Müller. Einer, der mehr weiß und kann als ich. Ich habe heute eine Probe Eurer Kunst gesehen. Was habt Ihr zu versäumen? Fahrt mit mir nach Tegeln. Bleibt bei mir und lehrt mich, was Ihr wißt und preisgeben wollt. Fordert jeden Lohn, den ich geben kann.“

„Mir ist es nicht um Lohn zu tun,“ sagte der Müller stolz, „wollte

ich reich werden, so wäre es mir ein Geringes. Aber für wen soll ich Schätze sammeln?“

„Ich habe selten einen Menschen gebeten. Euch bitte ich.“

Thomas Voß wehrte noch immer ab. Der andere redete zu und bat. Aber des Müllers Widerstand war nur scheinbar, und sein Zögern sollte nur den Wert der endlichen Zusage erhöhen. So willigte er nach einigem Sträuben ein, ein paar Tage auf Tegeln zuzubringen, behielt sich aber vor, selbst darüber zu entscheiden, was er von seinen Kenntnissen seinem Schüler preisgeben und was er für sich behalten wolle.

Und der Herr von Rombach freute sich seiner Überredungskunst und seines Erfolges und wußte nicht, daß der andere selbst den Weg zu ihm gesucht hatte und daß es für ihn nur darum ging, auf Tegeln die letzten Schlußsteine zu einem Gebäude zu finden, das er aus Mutmaßungen, Erwägungen und Schlüssen künstlich aufgeführt hatte und dem nichts mehr fehlte als die Sicherheit der letzten und untrüglichen Bestätigung.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Es blieb nicht bei einigen Tagen, sondern es wurden Wochen, die der Müller im Schlosse zubrachte. Er wurde aufgenommen, gehalten und gepflegt wie ein Ehrengast. Eins der besten Zimmer war für ihn hergerichtet worden und der Tisch war reich mit guten Dingen und kostbaren Weinen besetzt, um die sich Thomas Voß aber nicht mehr kümmerte, als zu gleichgültiger und lustloser Stillung von Hunger und Durst notwendig war.

Der Müller strich viel durch Garten, Hof und Umgebung des Schlosses, seinen Gedanken hingegeben und häufig genug die Begleitung seines Wirtes verschmähend. Oder sie saßen zu zweit im Turmzimmer, forschten und studierten miteinander, und der Müller gab sich keine Mühe, die Geringschätzung zu verhehlen, mit der er dem schülerhaften Treiben des Herrn von Rombach zusah. Jede seiner Mienen, der Klang aller seiner Worte und Belehrungen sprachen es deutlich aus: „Ich bin der Meister, und was mich gelüstet, will ich aus Gnade dir mitteilen, aber glaube nicht, du werdest dich je mit mir messen können.“

Der Schloßherr horchte gierig auf alles, was Thomas Voß ihm zu sagen für gut befand. Mit Gewalt drängte er Erbitterung und Haß zurück, die vor dem hochfahrenden und spöttischen Wesen seines Gastes in ihm aufstiegen, und so oft ihn auch der Zorn gegen den Müller anwandelte, der sich unterfing, einen Edelmann wie einen Schulbuben zu behandeln, so oft zwang er ihn nieder. Denn das eine Ziel, das ihm vor Augen stand, hatte so sehr Gewalt über ihn gewonnen, daß er, an

m gemessen, alles andere für nichtig achtete und seine Hoffnungen, mit
s Müllers Hilfe diesem Ziele näher zu kommen, nicht um alles in der
elt durch ein Nachgeben an seinen beleidigten Stolz zu gefährden
illens war.

Es muß aber um der Wahrheit willen gesagt werden, daß Thomas
oß seinem Gastgeber nicht nur höhnisch seine Überlegenheit gewahr
erden ließ, sondern ihn auch manches lehrte, was Jobst Rombach zu
issen nützlich und für einen Hexenmeister unerläßlich dünkte. Er lehrte
n die verborgenen Wirkungen mancher Pflanzen, Steine und tierischer
offe kennen, weihte ihn ein in die Kräfte der oberen Welt, der Erz-
gel, Engel, Geister und Dämonen, lehrte ihn fernwirkende Beschwörun-
n unwirksam machen, Träume deuten, des Leibes Krankheiten erkennen
id bannen, Macht über Menschen gewinnen und Gewitter und Platz-
gen hervorrufen. Er führte ihn ein in die wunderbare Natur der
lemente, des Feuers und Wassers, der Luft und der Erde, lehrte ihn
wietracht und Freundschaft, Verwandtschaft und Auseinanderstreben der
örper kennen, unterwies ihn, wie die sublunarische Welt und alles, was
ch auf ihr befindet, den Planeten zugeteilt ist, wie der menschliche Leib
wie alles Leben und Treiben der Menschen den Sternen und Himmels-
ichen entspricht und wie man durch natürliche und künstliche Zubereitun-
n gewisse himmlische und planetarische Kräfte anziehen könne.

Es ist gesagt worden, der Müller sei ein stolzer Mann gewesen.
ennoch geschah es unterweilen und während seines Aufenthaltes im
egelnschen Schlosse sogar mit ziemlicher Häufigkeit, daß er sich in
nterhaltungen mit dem Gesinde einließ und daß er diesen und jenen
isprach, wenn er einsam und gedankenvoll durch Hof und Garten schritt.
ohl begegneten die Undeutschen ihm mißtrauisch und scheu, dennoch
itte er gelegentlich eine Art, unverfänglich und nicht ohne gemessene
reundlichkeit zu plaudern, die dem einen oder andern die Zunge zu lösen
rmochte. Und wenn er die Rede auf die verstorbene Tegelnsche Frau
achte, deren die Leute immer noch mit Verehrung und Trauer gedachten,
empfand mancher wohl auch ein Gefühl des Mitleides für den Müller,
m ebenso wie dem Herrn von Rombach Frau und Kind unerwartet und
hrecklich genommen worden waren.

Ja, das Andenken der anmutigen und freundlichen Dorothea lebte
rt, und sie stand noch allen vor Augen in ihrer frischen Jugendlich-
it und Schönheit ohne die Verheerungen und Entstellungen, die die arge
rankheit ihr an Gesicht und Gliedern zugefügt haben mochte. Denn
r Tod und der der Kinder war ein plötzlicher gewesen und von ihrer

Erkrankung hatte das Gesinde nicht eher erfahren, als da die Pest al
drei auch schon hingerafft hatte. Niemand war zu den Kranken gelass
worden, und trotz aller Zuneigung, die die Bedienten und insonderhe
die Zofen, Mägde für Herrin und Kinder empfanden, waren sie über da
strenge Verbot des Herrn, das Krankenzimmer zu betreten, nicht unfro
gewesen, denn ein jeder wußte, wie leicht die Pest vom einen auf de
andern überspringt, und bewunderte des Herrn von Rombach unerschrock
nen Mut, der als einziger um die Kranken war, sie nach ihrem Hi
scheiden auch eigenhändig und bei verschlossenen Türen in die Sär
bettete, um keinen der Leute der Gefahr der Ansteckung auszusetzen. Ur
so waren denn die drei auch zu Grabe getragen worden, ohne daß jema
vom Gesinde sie noch einmal zu Gesicht bekommen hatte.

„Und das ist gut so gewesen, Herr," sagte die Frau des Wagge
die dem Müller davon erzählte, „denn zur selbigen Zeit sind auch eini
Knechtskinder an der Pest gestorben, und es war schlimm anzusehen, w
die armen Kleinen verändert waren."

Thomas Voß ward nicht müde, von der seligen Frau von Romba
zu hören und sich ihr freundliches, hilfsbereites Wesen, die Anmut ihr
Erscheinung und die Schönheit ihres Gesichts und ihres reichen he
blonden Haares schildern zu lassen.

Aber auch über andere Dinge redete er mit den Leuten, wenn
von ungefähr mit ihnen zusammentraf. Mit Christian, des Herrn v
Rombach deutschem Leibjäger und Büchsenspanner, den er eines Aben
auf der Steinbank an der Hofmauer sitzen fand, ließ er sich in e
Gespräch ein und vernahm des Mannes Bedauern, daß der gnädige He
so gar kein Gefallen mehr am Weidwerk finde, wo er doch früher ke
lieberes Tun gekannt habe als Jagen und Hetzen. Seit ihm aber d
große Unglück widerfahren sei, seien ihm Pferde und Hunde, Wald u
jagbares Getier verleidet, und man sehe es seinen bleichen und ei
gefallenen Wangen an, daß ihm die frische Luft der Wälder fehle.
sei ihm auch gleichgültig, ob Schwarzwild seine Äcker schädige, Füch
seine Gänse holten oder Wölfe seine Schafe rissen. Und die Dreistigk
des hungerleiderischen Raubgesindels sei schon so groß geworden, d
es sich in unmittelbare Nähe des Schlosses gewagt habe. So seien Winte
manche Nächte lang die Wölfe bis an die Mauer gekommen, und
Christian, habe hier — er wies auf die Stelle, wo seinerzeit die scha
hafte Mauer niedergerissen und durch Einfügung eines neuen Teil
wieder ausgebessert worden war — ihrethalben des öfteren auf der Lau
gelegen. Drei Stück seien es gewesen, die winselnd und heulend in klar

ollmondnächten an der Mauer hin- und hergestrichen, durch fehl-
egangene Schüsse verscheucht und dann endlich ausgeblieben seien.

„Aber dem Herrn ist alle Jagd wie auch sonstige Lebenslust ver-
ällt, seit er sich auf die Bücher und allerhand unchristliches Wesen
eworfen hat. Auf Euch hört er und Ihr würdet ein gutes Werk tun,
Aüller, wenn Ihr ihn davon zurückbrächtet."

Der Müller entgegnete, er sei des Herrn Gebieter nicht, und es könne
ielleicht auch von selbst geschehen, daß ihn seine alte Jagdlust wieder
nwandle. Darauf wünschte er dem Jäger einen guten Abend und ging
angsam und nachdenklich weiter, die Augenbrauen scharf zusammen-
epreßt und die Blicke auf den Boden geheftet.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Der Unterricht, den Thomas Voß dem Schloßherrn erteilte, nahm
einen Fortgang, und der Müller hatte den eifrigsten Schüler, der sich
lenken läßt. Aber nie trat in die Beziehungen beider Männer zueinander
twas, das über eine gelehrte Gemeinschaft der Zwecke hinausgegangen
väre und wo nicht ein freundschaftliches, so doch ein solches Verhältnis
eschaffen hätte, wie es unbeschadet alles sachlichen Ernstes zwischen in
nger Zusammenarbeit stehenden Menschen wohl statthaben mag. Nie
am das Gespräch auf Leben und Schicksale der beiden, nie wurde ein
Vort laut, das das enthüllt oder auch nur angedeutet hätte, was neben
ller Wissenschaft und geheimen Kunst in jedem von ihnen lag und ihn
eherrschend erfüllte.

Einmal nur machte ungewollt der Herr von Rombach den Müller
um Zeugen einer Empfindungsäußerung und das war, als Thomas Voß
hm von den geheimen Kräften mancher tierischer Teile erzählte und
lavon sprach, wie eine Verwandtschaft zwischen ihnen und der Leiblich-
eit des Menschen bestehe. Er unterwies Rombach, daß das Herz der
Eule und der Fledermaus als nachtliebender und in der Finsternis
geschäftiger Tiere den Schlaf vertreibe und das Herz des Menschen wach
erhalte, daß ein linker Schildkrötenfuß Podagra am linken Beine zu heilen
vermöge und daß man eine Frau unfruchtbar machen könne, wenn man
sie jeden Monat Maultierharn oder etwas damit Begossenes genießen lasse.
Er sprach davon, daß die Glieder der ewig quakenden und nie ver-
stummenden Frösche und Kröten, sonderlich Herz und Zunge, den
Menschen geschwätzig zu machen vermögen. Er erwähnte, wie man
Frauen zwingen könne, im Schlafe zu reden, wenn man eine Froschzunge
unter ihrem Kopf verberge, und wie sie gar alle ihre tiefsten Geheim-
nisse im Schlafe preiszugeben genötigt seien, wenn man ein Krötenherz

auf ihre linke Brust lege. Bei diesen Worten wechselte Jobst Romba
jäh die Farbe, eine steile Falte entstand auf seiner Stirn, seine Auge
gewannen ein zorniges Licht, und er ließ ein seufzerartiges Stöhnen ve
nehmen. Dann aber glättete er gewaltsam seine Züge, spähte in da
unbewegliche Antlitz des Müllers, ob der seine Erregung bemerkt hab
und unterbrach seinen Lehrmeister durch eine gleichgültige und absei
liegende Frage.

Eines Tages sah der Herr von Rombach den Müller scharf an un
fragte unvermittelt:

„Wißt Ihr die Kunst, Abwesende herbeizurufen, sie selbst i
Person oder ihr geistiges Abbild in körperlicher Form? Könnt Ihr s
mich lehren?“

Thomas Voß wiegte zweifelnd den Kopf.

„Ich weiß sie. Ob ich sie aber Euch mitzuteilen vermag, das i
ein anderes Ding. Die Gaben sind verschieden verteilt, und einem jede
ist die Kraft nicht gegeben, deren es bedarf.“

Rombach biß sich auf die Lippen.

„Versucht es mit mir.“

Aber der Müller wehrte ab.

„Sagt mir, wessen Ihr bedürft und ich will ihn rufen.“

Rombach brach unwillig das Gespräch ab, brachte aber über ei
Kleines die Rede wiederum darauf und wiederholte seine Bitte. De
Müller aber schlug es auch dieses Mal ab und blieb bei seinem Vorschlag

Als der Herr von Rombach erkannte, daß des Müllers Wille unbeu
sam war, ging er schweigend mit sich zu Rate und ob es ihn gleic
hart ankam, ließ er seinen Wunsch fahren und sagte:

„Ich brauche Jürgen Horngreve. Schafft ihn mir zur Stelle, Müller.

„Den Jungherrn aus Georgenhof? Was wißt Ihr von ihm? Leb
er oder ist er tot? Wozu bedürft Ihr seiner?“

„Laßt es Euch nicht kümmern, Müller. Ich weiß von ihm nicht meh
als Ihr und jeder andere. Daß er ohne Abschied Hals über Kopf auße
Landes gegangen ist, damals, als ... damals, als die Pest aufkam, un
daß seither keine sichere Nachricht mehr über ihn eingegangen ist.“

„Man sagt, er habe mit dem Herrn Erbprinzen Kriegsdienste b
den Holländern genommen.“

„Man spricht viel, Müller. Ich glaube nicht daran und brauch
Gewißheit.“

Thomas Voß schwieg und sah den Schloßherrn prüfend an. Endlic
nickte er und sagte gleichmütig:

„Ich bin bereit! Habt Ihr einen Gegenstand da, der dem Herrn von Horngreve gehört hat oder von ihm getragen worden ist?“

Rombach bedachte sich und antwortete:

„Ein Paar Handschuhe von ihm fand ich ... Ich meine, er hat sie hier einmal vergessen, als er bei uns zu Gaste war.“

„So laßt mich allein. Auf den Abend kommt wieder und bringt die Handschuhe mit.“

Als der Herr von Rombach nach Einbruch der Dunkelheit das Turmzimmer betrat, hatte der Müller allerhand duftiges Räucherwerk entzündet, aus dem dichter, wie Nebel hin- und herrinnender Rauch aufstieg. Ein Stück Leinwand hatte er in einen hölzernen Rahmen gespannt, es mit allerhand Flüssigkeiten getränkt und mit Steinen und Kräutern bestrichen.

Der Müller nahm die pelzgefütterten Handschuhe in Empfang, wies schweigend auf einen Armstuhl und der Herr von Rombach setzte sich. Dann zog Thomas Voß die Handschuhe an, fachte das Feuer von neuem an, murmelte allerhand Sprüche und ließ den Nebel des Räucherwerks immer dichter aufsteigen. Der Rauch glitt wie Schatten über die hell durch die Dunkelheit leuchtende Leinwand hin und bildete absonderliche Figuren, in denen das gierige Auge des Zuschauers vergeblich feste Umrisse zu erkennen trachtete. Aber so oft sich eine Gestalt bilden zu wollen schien, so oft zerfloß wieder alles in Rauch und Nebel.

Endlich hielt der Müller inne und sagte kurz:

„Der Herr von Horngreve ist tot. Wäre er am Leben, Ihr hättet ihn eben zu Gesicht bekommen.“

„So schafft mir den Toten,“ stieß Rombach hervor, der bisher schweigend dem Tun des Müllers zugeschaut hatte, unfähig, seine Erregung zu verhehlen.

„Nicht alle Toten lassen sich zwingen,“ sagte der Müller. „In jeglichem Falle aber ist es ein mühsames und gefährliches Werk und bedarf langer Vorbereitungen.“

„So laßt mich sehen, was er die Jahre vor seinem Tode getrieben hat.“

„Das vermag ich nicht,“ sagte Thomas Voß. „Nur sein Grab kann ich Euch zeigen.“

Rombach begehrte es zu sehen, nahm auf des Müllers Geheiß wieder Platz und zog gehorsam den linken Handschuh an, während der andere seine große und schwere Hand in den rechten zwängte.

Wieder tat Thomas Voß nach seiner vorigen Weise, rückte dann einen Sessel neben den Stuhl des Herrn von Rombach, setzte sich und ergriff mit der Rechten dessen Linke.

Dann sprach er: „Denkt an den Toten, wie Ihr ihn in der Erinnerun
hegt und wie Ihr ihn zuletzt gesehen habt. Schaut auf die Leinwan
und rührt Euch nicht.“

Rombach tat nach des Müllers Worten und spürte eine wunderlich
Erstarrung seine Glieder lähmen. Wohl sah er noch das aufgespann
Linnen, die Räucherbecken und die vertraute Wand des Turmzimmers, z
gleicher Zeit aber war ihm, als würde er mit jäher Geschwindigke
davongetragen; glitte an des Müllers Hand, die die seinige wie ei
Schraubstock umschloß, über Wälder, Städte und Flüsse dahin — eine
verschwommenen Landschaftsbilde zu, das in weiter Ferne liegen mußt
ungeachtet er es auf der Leinwand immer deutlicher vor sich zu sehe
glaubte. Er erblickte flaches Land, Flüsse und Dörfer mit steinerne
Bauernhäusern, er glaubte näher zu kommen und erkannte nun m
Gewißheit, daß das, was er für die Leinwand genommen, ein Weizenfe
war. Und plötzlich wurde der ährentragende Boden durchscheinend w
Glas, er glaubte einen undeutlichen Haufen verfallener Gestalten liege
zu sehen, dann wurden auch sie durchsichtig, und als fester Kern blie
eine zurück. Er sah tressen- und goldgeschmückte Kleidung mit d
holländischen Feldbinde, beschmutzt, schwarz und krustig von altem Bl
zerfetzt, zerschossen, zernagt, von Würmern zerfressen, das Gesicht erd
und verwest, Brutstätte und Tummelplatz scheußlichsten Ungeziefers, ei
farblose und widerliche Masse, in den Zügen kaum mehr kenntlich -
und doch noch wie von einem Nachhall, wie von einer Erinnerung a
den Mann umwebt, dem all das zu eigen gewesen war, bevor man ih
Seite an Seite mit seinen Genossen hier eingescharrt hatte. Der Waffe
rock des Toten war am Halse offen und mit weit aufgerissenen Auge
stierte der Herr von Rombach auf das goldene Kettchen, das über de
zerfetzten und schwärzlichen Hemde sichtbar wurde. Ein kleines, a
Elfenbein gemaltes Bild hing daran — und der Herr von Romba
erkannte das Bild, stieß einen Schrei aus, ließ des Müllers Hand fahr
und sprang auf.

Alles verschwand, der Tote unter dem Acker, Felder, Flüsse, d
wogende Nebel.

Thomas Voß schlug Licht und geleitete den keuchenden Mann z
seinem Stuhl zurück.

„Müller,“ stieß er hervor, „Müller ... das ... das ... habt Ihr
gesehen? ... das alles ... das war er ... und habt Ihr es gesehen?“

Des Müllers Gesicht verriet keinerlei Erregung. Ruhig und une
schütterlich sagte er: „Ja, das war er. Ich habe den Jungherrn wo

erkannt, trotz aller Verwüstung, trotz der fremden Uniform, der Feldbinde, der Tressen und Schnüre."

Rombach war seiner selbst noch nicht recht mächtig geworden. Er sah den Müller scheu von der Seite an und murmelte: „Und um den Hals . . ."

„Da trug er eine Kette," sagte Thomas Voß gleichgültig, „es mag irgendein Gnadenzeichen oder Ehrenschmuck sein, was er daran hängen hatte."

Rombach atmete auf, da er nun gewiß zu sein glaubte, daß der Müller das Bild und damit seine Schande nicht erkannt habe.

Nach dieser Begebenheit vergingen etliche Tage, während welcher sich der Herr von Rombach nur wenig blicken ließ. Dann aber trat er wieder an den Müller heran und bat und beschwor ihn, er möge ihn die Kunst lehren, kraft deren er Horngreve habe rufen wollen. Er sicherte ihm alle Schätze der Welt zu, erging sich in sinnlosen Beteuerungen und Versprechungen, deren fiebriger Verworrenheit man die Qual seines Herzens anmerkte, und log Thomas Voß mit einem ruhelosen und inständigen Flehen an, von dem er selbst wissen mußte, daß sein Eindruck ein demütiger und fast entwürdigender war. Aber der Müller blieb unerschütterlich und fest und wiederholte nur kurz, er sei nicht gewillt, das Geheimnis preiszugeben, dagegen jederzeit bereit, irgendeine entfernte Person, die der Herr von Rombach zu sehen und zu sprechen wünsche, mit magischen Mitteln herbeizuzwingen.

Jobst Rombach erkannte mit Entsetzen die Unbeugsamkeit des Müllers und das Vergebliche weiterer Bitten. Einige Tage schloß er sich ein und lag in hartem Kampf mit sich selbst und seinem Stolz. Dann erschien er wieder und sah verfallen und gebrochen aus. Er fragte nach Voß und erfuhr von einem der Bedienten, er lustwandle im Garten. Er stieg langsam und mit zögernden Schritten die Freitreppe hinab, erspähte den Müller, der in tiefes Sinnen verloren mit auf dem Rücken gekreuzten Händen im Lindengang auf und ab schritt, und ging auf ihn zu. Mehr als einmal stockte er, blieb unschlüssig stehen und schien wieder umkehren zu wollen. Der Müller sah ihn kommen und sah ihn zweifelnd haltmachen. Aber er ging ihm keinen Schritt entgegen, denn er wußte es, daß Jobst Rombach kommen müsse und daß alle Gegengründe seines Stolzes und seiner Selbstachtung nicht vermögend sein würden, ihn an diesem Gang zu Thomas Voß und an der Ablegung eines Geständnisses zu hindern, auf das der Müller seit langen Tagen wartete, und das ihm das letzte noch fehlende Glied in der Kette seiner Gedanken und Schlüsse bilden sollte.

Nun standen sie sich gegenüber, der bleiche und hagere, schlaff unc erschöpft auf seinen Wacholderstock gestützte Edelmann und der unter setzte, stiernackige und breitschultrige Müller mit seinem starren, über legenen und undurchdringlichen Gesicht.

„Ihr beharrt bei Eurer Weigerung?“ fragte Rombach mit müder Stimme.

„Ich kann Euch keinen anderen Bescheid geben, edler Herr, als der früheren,“ sagte der Müller fest, aber ohne Schroffheit. „Aber ich werde mich freuen, Euch mit anderem Werk zu dienen.“

Noch einmal rang der Herr von Rombach mit sich selbst. Große Tropfen traten auf seine durchfurchte Stirn. Er ließ sich mühsam au die hölzerne Bank nieder, die im Schatten der breiten und vielästiger Linden stand, unter denen seine Kinder gespielt hatten, sah noch eine Weile schweigend zu Boden, hob dann mit einem plötzlichen Entschluß den Kopf, schaute dem Müller in die Augen und sagte kurz:

„Laßt mich meine Frau sehen.“

Thomas Voß ließ seine Blicke über die ins Licht der Nachmittags sonne getauchten Lindenwipfel schweifen und entgegnete bedächtig:

„Ich habe es Euch damals, als Ihr des Herrn von Horngreve begehrtet, wohl gesagt, edler Herr, daß es oft genug mißlingt und kein leichtes und ungefährliches Stück ist, Tote zur Wiederkehr zu zwingen.“

Der Herr von Rombach kämpfte seinen letzten Kampf, dann sagte er fest:

„Ich bin kein Witwer, Frau und Kinder leben. Ihre Särge sind leer.“

Des Müllers Gesicht zeigte ungläubiges Staunen.

„Setzt Euch her, Thomas Voß. Näher zu mir heran. So. Ihr soll alles erfahren.“

Rombach sah sich scheu um, ob auch kein Lauscher in der Nähe sei wandte die Augen zur Erde und sprach. Ohne Umschweife, kurz, deut lich und klar. Dazwischen stockte er und schien innehalten zu wollen Dann aber überwand er sich und redete zu Ende, ohne etwas zu ver schweigen oder zu entstellen, ohne seines Weibes und seine Ehre zu schonen

Der Müller hörte aufmerksam zu, ohne den Erzählenden zu unter brechen oder Fragen zu stellen. Mitunter ging es für Augenblicke über sein Gesicht hin wie Aufleuchten wilden Triumphes. Aber wenn der Sprecher seine Augen zu ihm erhob, dann waren des Hörers Züge wieder ruhig und undurchdringlich wie zuvor.

Als der Herr von Rombach geendet hatte, wartete er nicht erst ab, ob der Müller noch etwas zu sagen wünsche. Er erhob sich mit abgewandtem Gesicht und schritt mühsam und gebückt dem Schloß zu.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Was Jobst Rombach auch dem Müller erzählt hatte, Thomas Voß wußte mehr und wußte es besser. Und was ihm noch unbekannt gewesen war, das konnte er sich jetzt leicht und ohne Mühe zusammenfügen.

Er wußte, daß Frau Dorothea nicht, wie der Herr von Rombach glaubte, mit Jürgen Horngreve geflohen war und die Kinder mit sich genommen hatte. Wohl war ihr der Georgenhöfsche Jungherr angehangen und hatte nur um ihretwillen immer wieder und wieder den Weg nach Tegeln gefunden. Wohl war er um ihretwillen rasch und in der Stille davongegangen, als es hieß, die Pest habe sie hingerafft, und hatte um ihretwillen fern im Westen den französischen Kugeln die Brust geboten. Aber nie hatte sich Dorothea ihm zugeneigt, nie ihm Gehör gegeben und nicht mit ihm war sie nächtlicherweile zusammengetroffen, wenn Jobst Rombach ihr Lager leer gefunden hatte. Das erstemal hatte er gemeint, sie sei ins Nebenzimmer gegangen, um nach den Kindern zu sehen, und als er nachsah und die Kinderbetten leer und die Magd im anstoßenden Zimmer schlafend fand, war er in Sorge gegangen, sie zu suchen, und war ihr auf dem Gange begegnet, wo sie, die Kinder im Arm, dem Schlafgemach wieder zuschritt, unwissend ihrer selbst wie eine Traumwandlerin. Und als er sie anrief, war sie wie aus tiefstem Schlafe aufgeschreckt, hatte erstaunt um sich gesehen und dann gemeint, sie müsse wohl, um die Kinder zu beruhigen, aufgestanden und mit ihnen im Gange auf- und abgeschritten und in ihrer Ermüdung in einen abwesenden Zustand geraten sein.

Dann gewöhnte er sich daran und pflegte sie höchstens tags darauf freundlich damit zu necken, daß sie nachts die Kinder durch Haus und Garten trüge, wenn sie nicht schlafen könnten, und am nächsten Morgen selbst nichts mehr davon wisse und allen Ernstes der Meinung sei, er müsse geträumt haben, wenn er ihr Bett leer gesehen zu haben glaube. Dann aber, als sein Haus geselliger wurde, und immer wieder Jürgen Horngreve zu Gaste kam und sich immer mehr an Dorotheas Seite zu halten trachtete, begann er argwöhnisch zu werden und Eifersucht zu leiden. Als er eines Morgens erwachte, sah er Blutspuren an ihren zarten Lippen und als er nach deren Herkunft fragte, meinte sie unschuldig lachend: „Es hat mich wohl eine Mücke gestochen oder mein lieber Herr hat mich im Traum geküßt und seine Zähne in meine Lippen geschlagen.“

Er aber fragte sich in stummem Ingrimm, ob es nicht Jürgen Horn
greves wilde Liebkosungen gewesen seien, die das Blut auf die Lippen
seiner Frau gebracht. Und nun gedachte er Klarheit zu gewinnen und
ein Ende zu machen. Stellte sich Nächte hindurch schlafend und folgt
Dorothea, als sie einst um Mitternacht aufstand, die Kinder aus ihren
Betten holte und davoneilte. Er sah sie scheu und vorsichtig durch Garten
und Hof huschen, sah sie das Seitenpförtchen neben dem Tor durch
schreiten, und als er ihr in großen Sprüngen nachsetzte und das Pförtchen
hinter sich ließ, ward er ihrer nicht mehr gewahr.

Da kehrte er ins Schlafgemach zurück und hockte die Nacht übe
stöhnend wie ein Gefolterter auf dem leeren Bett, ihre Rückkehr erwartend
und entschlossen, Gericht über sie zu halten. Aber der Morgen stieg auf
es wurde Tag, und Dorothea und die Kleinen blieben verschwunden. Da
gedachte der Herr von Rombach seiner Ehre und seines Namens, die e
nicht leiden konnten, durch ein Weib und ihre Brut besudelt zu werden
das nächtlich herumstrich. Er gab der Dienerschaft an, die drei seien
krank und in seinem Schlafgemach, brachte noch einen schweren und
bittern Tag in der Einsamkeit des Zimmers zu und tat dann, was er sich
seinem Wappen schuldig glaubte. Und als er bei dem Begräbnis von
dem Verschwinden Horngreves erfuhr, da galt es ihm als gewiß, daß si
zusammen entflohen und es zu Recht geschehen sei, daß er Weib und
Kinder aus der Zahl der Lebenden ausgelöscht hatte.

Aber die Qual seines Herzens hatte er nicht stillen und sein unab
lässiges Fragen nicht zum Schweigen bringen können. Und so sollte
ihm denn mit Hilfe des Müllers Nachricht kommen, wo die Frau und die
Kinder waren, an denen sein Herz immer noch gleichermaßen mit Haß
und Liebe hing.

Der Müller aber wußte, was geschehen war. Er kannte nun die
Wölfin, die sein Kind gerissen hatte. Er war mit vielen Heimlichkeiten
vertraut, die die Erfahrung und das Grauen des Volkes seit Urzeiten auf
bewahrt hat. Er wußte, wie oft leblosen Dingen geheime Kräfte inne
wohnen, und wie oft ihre Nähe genügt, um verworfene Gelüste zu ent
ketten, die in manchem Menschen schlummern, ihm selbst unbewußt, und
jäh an die Oberfläche steigen, wenn ein solcher Eigenschaften teilhaftiges
Ding in den nahen Umkreis dieses Menschen gerät. Er kannte das
Geheimnis des Wolfsteines — jenes Steines, dem der Unkundige nichts
sonderliches anmerkt, wenn er unter anderen Gesteinsarten etwa in Mauern
oder Wänden steckt, an dem sich aber der Wolfsmensch reibt, will er
wölfische Bildung wieder mit der menschlichen vertauschen. Und wei

homas Voß wußte, daß, von niemand gekannt und beachtet, ein solcher
tein in der Tegelnschen Hofmauer neben der Pforte stak, so hatte er
ie Wolfshaare mit nach Hause genommen, die er bei den Überresten
ines Knaben gefunden. Hatte sie mit allerhand magischen Mitteln und
eschwörungen dahin gebracht, daß sie ihre ursprüngliche Art wieder
nnahmen, und sie waren hellblond und leuchtend geworden wie das
aupthaar der Tegelnschen Frau. Noch aber hatte er die Lösung nicht
efunden, denn wie alle andern war er des Glaubens, die Pest habe
orothea hingenommen. Bis er auf des Herrn von Rombach Bitten im
chlosse Aufenthalt nahm und durch vorsichtiges und wohlüberlegtes
ragen und Forschen die Wahrheit erkannte.

Nun wußte er, wie es zugegangen war, daß die Frau von Rombach
iit ihren Kindern in wölfischer Gestalt hatte verharren müssen. Denn
aß sie für die Welt starb, geschah zu derselben Zeit, da ein Teil der
hadhaften Hofmauer niedergerissen, ausgebessert und erneuert wurde.
a mochte es denn wohl geschehen sein, daß der Wolfstein, dessen geheime
raft den Leuten fremd war, abhanden gekommen oder aufs neue zum
au verwandt, aber tiefer eingemauert und durch andere Steine von der
ußeren Fläche der Mauer geschieden worden war. So hatten die Wer-
ölfe den Rückweg zu menschlicher Gestalt versperrt gefunden, heulend
nd klagend waren sie um die Mauer herumgeirrt und hatten den Stein
icht mehr finden können, der ihnen allein wieder zu menschlichem Leben
erhelfen konnte.

Ja, Dorothea war eine Werwölfin, die unschuldige, blonde, die Tochter
er Wölfe von Kesselbrock. Wohl fand niemand wölfische Art und
tammessitte bei der zarten und lieblichen Frau, wohl wußte sie selbst
ichts von der furchtbaren Erbschaft ihres Geschlechtes, die sie mitsamt
iren Kindern in manchen Nächten, vorzüglich wenn der Mond schien,
wang, ihre anmutige Menschlichkeit mit Tieresgestalt zu vertauschen, mit
ängender Zunge und heiserem Bellen durch die Wälder zu streifen und
ungwild und Kleinvieh zu reißen. Aber was ihrer hellen und klaren
agesseele unbekannt war, das hatte um so erbittlichere Gewalt über ihre
Jächte. Denn des Wolfstammes Erbe geht nicht verloren. Und wo es
as wache Leben meidet, da nimmt es um so gewaltiger von den dunkelsten
iefen der Seele Besitz, zu denen dem Menschen des Tages kein Zugang
ergönnt ist. Wolfeserbe ist ewig, und von Urzeiten her ruht geheimnis-
oller Fluch auf ihm, unenträtselt, Jahrtausende alt — und weder Zeit
och Sakrament und Beschwörung können ihn hinwegnehmen.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

An diesem Tage zeigte sich der Herr von Rombach nicht mehr. Am nächsten Morgen ließ der Müller sich bei ihm melden und stand dann dem verfallen und gealtert aussehenden Herrn gegenüber, der ihm wortlos die Hand reichte und ihm mit einem scheuen und gequälten Blick ins Angesicht sah, der auch einen harten Mann hätte rühren mögen.

Thomas Voß schaute ihn forschend an und sagte:

„Ich möchte Euch zuerst, edler Herr, versichern, daß keines Menschen Ohr auch nur ein Wörtchen von dem vernehmen wird, was Ihr mir gestern mitteiltet. Zum andern will ich Euch sagen, daß ich bereit bin, Euch den Willen zu tun. Zum dritten aber, daß ich zuvor einen Lohn begehre, den zu gewähren Euch ein leichtes ist."

Jobst Rombach sah ihn fragend an, nickte müde und entgegnete:

„Fordert, Müller. Ihr wißt, daß ich so tief in Eurer Schuld stehe, daß mir nichts zu hoch erscheint, um auch nur ein Weniges von ihr abzutragen."

„Es ist nur ein Geringes," sagte Thomas Voß, „um das ich bitte. Es ist mich ein Gelüsten angekommen. Laßt mich ein einziges Mal mit Euch jagen, und ich will Euch in diesem, was Ihr begehrt, und auch späterhin in allem zu Willen sein, das Ihr von mir fordert."

Man muß wissen, daß das Jagdrecht dazumal wie kein anderes ein eifersüchtig gewahrtes Privilegium war, und daß seinetwegen Meinungskämpfe und langjährige erbitterte Streitigkeiten stattgefunden hatten, wie spätere Zeiten sie um solcher Dinge willen nicht mehr gekannt haben. So regte sich bei des Müllers Worten denn auch in dem gebrochenen und welken Manne, der zudem sein Leben lang bis auf die letzten Jahre ein Jäger von sonderlicher Leidenschaft und Lust gewesen war, ein Gefühl des Unwillens und der Abwehr.

„Ihr wißt das Gesetz, Müller: Im Herzogtum Kurland soll niemand jagen, er sei denn adelig oder adeliger Freiheit fähig."

„Ich weiß es, edler Herr. Will auch selber weder Elch noch Sau, weder Rot- noch Rehwild noch sonst ein jagbares Tier rühren. Aber laßt mich nur Euch begleiten, nicht anders, als es wohl ein Bedienter tun mag, und nicht einmal eine Jagdwaffe will ich bei mir haben."

Der Herr von Rombach verwunderte sich über des Müllers Verlangen und fand keine Ursache, ihm nicht zu willfahren. Er fragte nur noch erstaunt, was den Müller zu solchem Wunsch treibe.

„Es ist nur ein Gelüsten, edler Herr. Nehmt an, ich wollte mir einige Stunden lang vorstellen können, ich sei ein Mann wie Ihr, und mir einbilden, ich könne vielleicht jagen und hetzen wie ein kurländischer

Edelmann. Im übrigen aber geht meine Bitte dahin, Ihr wollet mich Wald und Weg bestimmen lassen, dahin es gehen soll. Ihr wißt, ich kenne nicht nur alle Wälder des Kirchspieles, sondern verstehe mich auch auf mancherlei Künste, kraft deren ich Euch wohl ein jagbares und wertes Wild vor den Lauf zu bringen vermag. Auch Euch wird es guttun, noch einmal Brust und Kopf auszulüften, ehe wir an das Ding gehen, das ich Euch gelobt."

So wurde die Jagd für den nächsten Tag angesetzt, und am übernächsten sollte der Müller sein Werk vornehmen, dem der Herr von Rombach mit Gier und Sehnsucht, aber auch mit Grauen und Entsetzen entgegensah.

Selbigen Tages noch ließ der Müller sich ein Pferd satteln und ritt nach der Mühle. Hier hatten die Gesellen in des Meisters Abwesenheit ein faules Leben geführt und die Wirtschaft in Unordnung und Verfall geraten lassen. Sie erschraken nicht wenig, als sie ihn erblickten, er aber murmelte nur einen flüchtigen Gruß, hatte ihrer aber sonst keine Acht und ging in die Stube, langte den Eichenkasten vom Wandbrett, schloß ihn auf und nahm heraus, was darinnen war. Sah finster auf seines Sohnes Reste, schlug sie in ein Tüchlein und ritt schweigend davon. Er verließ die Straße und trabte langsam durch die Wälder, bis er an den Kreuzweg mit den drei alten Eichen kam, an deren Fuß die Undeutschen vormals in der heidnischen Zeit ihre falschen Götter angerufen und ihre Gefangenen geopfert hatten und wo sie auch jetzt noch in geweihten Nächten allerhand verbotene und abergläubische Dinge treiben.

Nicht weit von diesen Eichen schüttete er das Tüchlein aus, denn er wußte wohl, mit welchem Köder man das Wild anlockt, nach dem es ihn gelüstete. Wußte, wie man es herbeizwingt, und sei es Meilen und Meilen weit entfernt. Dunkle Zauberworte murmelte er darüber, stieg dann wieder zu Pferde und kehrte im Schritt nach Tegeln zurück.

Am nächsten Morgen brachen sie auf, der Herr von Rombach, der Müller und Christian, der Jäger. Schweigend ritten sie durch den morgenkühlen und feuchten Wald, in dessen Bäumen und Sträuchern noch ein schwerer, grauer Nebel hing.

„Wohin führt Ihr uns, Müller?" fragte einmal der Herr von Rombach, und Thomas Voß entgegnete unwirsch: „Das laßt meine Sorge sein. Ich bürge Euch dafür, daß Ihr zu Schuß kommt."

In einer Schneise, nicht weit vom Kreuzweg, ließ der Müller halten und absitzen.

„Nun folgt mir, edler Herr,“ sagte er ruhig. „Ich habe ein Lude
gelegt, das ein seltenes und edles Wild anlocken soll.“

Der Jäger blieb bei den Pferden zurück. Und die beiden schritten
stumm durch den Wald. Einen Augenblick wandelte den Herrn von Rom
bach die Furcht an, der Müller habe es auf ihn abgesehen, dann abe
schüttelte er sie verächtlich ab, wußte er doch, daß kaum einen Büchsen
schuß weit der treue Jäger hielt und daß auch Thomas Voß keinen Grun
haben könne, ihm nach dem Leben zu stehen. So ließ er es denn auc
geschehen, daß ihm der Müller in dienstwilliger Bereitschaft die beiden
schweren Jagdbüchsen trug.

Als sie am Kreuzwege waren, blieb der Müller stehen, und der Herr
von Rombach folgte seinem Beispiel. Dann lud der Herr die Büchsen
und der Müller griff in die Tasche, holte ein trockenes Kräutlein hervor
zerrieb es zwischen den Fingern und ließ den Staub in die Läufe gleiten
„Es ist, um Versager und Fehlschüsse zu bannen,“ erklärte er.

Sie mochten eine Weile hinter den dicken Eichen geharrt haben, un
hatten noch kein Tier zu Gesicht bekommen als Mandelkrähen und Eich
hörnchen, da hörten sie in der Ferne Gebüsch und Reisig knacken un
bald darauf sahen sie drei Wölfe traben, eine Wölfin und zwei Jungwölfe

Der Herr von Rombach wunderte sich, wie sie entgegen alle
wölfischen Art und trotz des Windes, der ihnen die menschliche Witterun
zutragen mußte, geradenwegs auf die Jäger zukamen.

Vorübergehend entzog Gebüsch und Gestrüpp sie den Augen de
beiden. Dann gewahrten sie, wie die Wölfin aus dem Unterholz hervor
trat, sichernd stehen blieb und die Seher starr auf die lauernden Männe
richtete.

„Schießt!“ flüsterte der Müller heftig. Und der Herr von Rombac
riß das Feuerrohr an die Backe. Der Schuß krachte, ein wehklagende
Stöhnen rang sich aus dem Gebüsch, und als sich der Pulverdampf ver-
zogen hatte, war die Wölfin nicht mehr zu sehen.

„Sie liegt,“ sagte der Herr von Rombach leise und er spürte, wi
etwas von seinem alten Jägerstolz und von seiner alten Jagdfreude i
ihn zurückkehrte. Der Müller nahm ihm schweigend das Gewehr ab
reichte ihm das andere und lud das abgeschossene.

Die beiden Jungwölfe waren nicht zu sehen. Der Herr von Rombac
wollte auf die erlegte, in Gestrüpp und Gebüsch verborgene Wölfin zueilen
aber der Müller hielt ihn zurück. „Da kommen die andern,“ zischte er

Und Jobst Rombach sah mit Staunen, wie die Jungwölfe, statt i
heißer Eile flüchtig zu werden, sich aus dem Unterholz hervorwagten,

schnuppernd den Geruch des Luders einzogen, das der Müller gelegt hatte, und dann in gestrecktem Laufe darauf zusprangen.

Der Herr von Rombach zielte auf den einen und schoß. Ein Schrei zerriß die Luft, dann war der Wolf im hohen Farnkraut verschwunden. Der andere aber schien sich auf die beiden Männer stürzen zu wollen.

„Schießt!“ schrie der Schloßherr dem Müller zu, der das Gewehr in der Hand hielt. Aber der Müller lächelte sonderbar, drückte ihm das geladene Feuerrohr in die Hand und sagte:

„Im Herzogtum Kurland soll niemand jagen, er sei denn adelig, oder adeliger Freiheit fähig.“

Überdem war der Wolf nur noch wenige Schritte von den beiden entfernt, sie hörten sein Keuchen, sahen den aufgesperrten Rachen, die hängende Zunge.

Jobst Rombach schoß, und zwei Schritte vor ihm lag zu Tode getroffen sein einziger Sohn am Boden.

Ein Schreien und Stöhnen ließ der Mann hören, das nichts Menschliches mehr an sich hatte, und stürzte nach vorn. Der Müller sah ihm nach und sagte langsam:

„Nun geht und holt Euch Eure Jagdbeute.“

Immer noch lehnte Thomas Voß unbeweglich am Eichenstamm. Dann sah er den Herrn von Rombach mit schwankenden Schritten auf sich zugehen, die Lippen bebend vor Haß und die Augen weit offen vor Entsetzen, und Thomas Voß wußte, welches Bild diese Augen hatten trinken müssen.

Als der Schloßherr hart vor dem Müller stand, ging ein Ruck durch die gebeugte Gestalt, Rombach riß das Pistol aus dem Gürtel und sagte kurz und herrisch:

„Du mußt sterben, Voß.“

Er hob es hoch, sah des Müllers Mund spöttisch und steinern lächeln und schoß ihm hinein.

Der Rauch schlug hoch, er verzog sich, und vor dem Schützen stand der Müller, vom Pulverdampf geschwärzt, aber heil und unerschüttert.

Er sah den Herrn von Rombach an, dann spie er ihm die Kugel vor die Füße und sprach:

„Manche Künste habe ich Euch gelehrt, aber diese eine nicht. Nun habt Ihr gerichtet. Ich danke Euch. Laufen nicht undeutschen Volkes Kinder genug umher? Mußte die gnädige Frau ihr Wolfsgelüste an meinem Knaben stillen?“

Dann wandte er sich ab und schritt langsam von dannen.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Um diese Zeit rüstete der Herzog im Windauer Hafen einige wohl armierte und mit Zwölfpfündern bestückte Schiffe aus, die nach West indien segeln und ihm die Kolonien wiedergewinnen sollten, in dene sich Holländer, Spanier und Engländer während Jakobs Gefangenschaf festgesetzt hatten. Ausgesuchtes Kriegsvolk unter dem Landmarschal Dietrich von Altenbockum ging mit, und unter den Edelleuten, die sic freiwillig dem gefahrvollen Zuge anschlossen, war auch der Herr vo Rombach.

Als die Trümmer dieser Schar, eine Handvoll siecher und zerbrochene Männer, nach einigen Jahren wieder im Windauer Hafen landeten, d berichteten sie von einem dunklen und jähen Ende, das der Herr vo Rombach in den Wildnissen der Insel Tabago gefunden hatte*).

Michail Lermontow

Kosakenwiegenlied

Übertragen von Werner Bergengruen

Schlaf, mein wunderschöner Knabe,
bajuschki baju[1]),
Kind, das ich geboren habe,
bajuschki baju.
Märchen sag ich dir und Reime,
sing ein Lied dazu.
Schließ die Äuglein, schlafe, träume —
bajuschki baju.

Spürst du, wie des Mondes Helle
friedlich auf dir ruht?
Draußen rauscht des Tereks[2]) Welle,
schäumt die rasche Flut.

*) Die vorstehende Erzählung ist einem eben im Drei Masken Verlag, Münche erscheinenden Buche: „Schimmelreuter hat mich gossen", drei Erzäh lungen von Werner Bergengruen, entnommen.

[1]) „Bajuschki baju" entspricht dem deutschen Eia Popeia. Der Ton ruht be bajuschki auf der ersten, bei baju auf der letzten Silbe.

[2]) Fluß im Kaukasus.

Über Felsen, wild zerrissen,
braust dem Meer sie zu.
Schlafe, Kind, auf weichem Kissen —
bajuschki baju.

An den Ufern Waffen glänzen,
hell im Mondenlicht
streifen räubrische Tschetschenzen[3]).
Kindchen, fürcht dich nicht!
Vater ist erprobt im Kriege,
schützt dir deine Ruh.
Schlaf, mein Engel, in der Wiege —
bajuschki baju.

Ach, die Zeit wird rasch verfließen,
unaufhaltsam fliehn.
Ach, bald lernst du selber schießen
und die Klinge ziehn.
Wirst den Fuß geschwinde heben
in den Bügelschuh.
Schlafe, Kind, von Lieb umgeben —
bajuschki baju.

Wirst ein Held und Krieger werden
wie aus alter Zeit,
stolz und stattlich von Geberden
und geschickt zum Streit.
Glück und Waffenruhm, sie neigen
dir, mein Sohn, sich zu.
Schlaf! Noch bist du ganz mein eigen —
bajuschki baju.

Ach, wie werde ich mich grämen,
wenn zu Roß du steigst
und zu letztem Abschiednehmen
dich vom Sattel neigst.
Seide, um ihn bunt zu schmücken,
liegt in meiner Truh.
Schlaf, eh dich die Sorgen drücken —
bajuschki baju.

---

[3]) Kaukasischer Volksstamm.

Einmal noch wirst du dich wenden,
winken mit der Hand . . .
Sehnsucht werd ich suchend senden
in entferntes Land,
nächtlich weinen ohne Schlummer,
beten ohne Ruh . . .
Schlaf! Noch kennst du keinen Kummer —
bajuschki baju.

Will ein Heiligenbild dir schenken,
wenn du scheiden mußt.
Betend sollst du sein gedenken,
trag es auf der Brust.
Weit von Hause, fern im Kriege,
denk der Mutter du!
Schlaf, mein Kindchen, in der Wiege —
bajuschki baju.

Büchereinlauf

Rezensionsexemplare und Ansuchen um Besprechung sind ausschließlich an den Drei Masken Verlag A.-G., München, Karolinenplatz 3, zu richten.

Metternich—Hartig. Ein Briefwechsel des Staatskanzlers aus dem Exil 1848—1851. Wien 1923, Wiener Literarische Anstalt.

Diktatur der Vernunft. Von Heinrich Mann. Berlin 1923, Verlag Die Schmiede.

Michelangelo Buonarroti. Von Georg Brandes. Berlin, Verlag Erich Reiß.

Die Paulskirche. Eine Schriftenfolge. Beruf und Herkunft der Abgeordneten in den deutschen und preußischen Parlamenten 1847 bis 1919. Von Doktor L. Rosenbaum. Frankfurt a. M. 1923, Frankfurter Societäts-Druckerei.

Die deutsche Dichtung der Gegenwart 1885—1923. Von Prof. Hans Naumann. (Epochen der deutschen Literatur. Geschichtliche Darstellungen, herausgegeben von Prof. Dr. Julius Zeitler. Band VI.) Stuttgart 1923. J. B. Metzlersche Verlagsbuchhandlung.

Fabrik und Zuchthaus. Eine soziale Untersuchung von Dr. Max Adler. Heft 10 der Schriftenreihe: Kultur- und Zeitfragen, herausgegeben von Louis Satow. Leipzig, Ernst Oldenbourg.

Moderne Demokraten. Von James Bryce. Übersetzt von K. Löwenstein und A. Mendelssohn-Bartholdy. Band I. München 1923, Drei Masken Verlag.

Ausführliche Besprechung der hier angezeigten Bücher bleibt vorbehalten. Rücksendung unverlangt eingeschickter Bücher findet nicht statt.

Die hier angezeigten Bücher können durch folgende Buchhändler bezogen werden:

Wilhelm Braumüller & Sohn, Wien, I., Graben 21.

Gerold & Comp., Wien, I., Stephansplatz 8.

Hugo Heller & Cie., Wien, I., Bauernmarkt 3

R. Lechner (Wilhelm Müller), Universitätsbuchhandlung, Wien, I., Graben 31.

Für die „Österreichische Rundschau“ verantwortlich: Dr. Paul Wittek, Wien, I., Bräunerstraße 4—6 Telephon 61-4-89.
Für den „Obelisk“ Julius Schaumberger, München, Karolinenplatz 3
Eigentümer und Verlag: Drei Masken Verlag A.-G., München, Zweigniederlassung: Wien, I., Wallnerstraße 4
Unverlangten Zuschriften und Manuskriptsendungen ist Rückporto beizuschließen
Druck der Buch- und Kunstdruckerei R. Kiesel zu Salzburg

Victor Cousin: Die großen Männer

Verdeutscht und eingeführt durch Wolfram von den Steinen (Wien)

VICTOR COUSIN (1792—1867) gehört noch jenem Trupp ungallischer Franzosen zu, den der Hauch Napoleons über den Aschen der Revolution zu letztem Aufflammen entfacht hatte: ein jüngerer Zeitgenosse Stendhals. Seinen wesentlichen Trieb, die Philosophie, betätigte er in eifriger Einwirkung auf sein Volk und seine Zeit, in glänzender Rede und geformter Schreibe, als Staatsmann wie als Pädagog. Die Wendung auf das unmittelbar Gegebene hat er von Napoleon, seinen geistigen Blick von Goethe empfangen; die besondere philosophische Richtung deutet auf Hegel. Seine Landsleute empfanden ihn, vielfach krittelnd, als „esprit allemand", und der kluge Renan wendete ihm diese Note in ein Lob: „Es scheint, die gallische Rasse bedarf, um alles in ihr Ruhende hervorzuholen, von Zeit zu Zeit der Befruchtung durch die germanische Rasse..." Die deutschen Professoren dagegen verleugneten ihn als verfälschenden Dolmetscher.

Grade das Redestück das wir hier mitteilen, 1828 nach langem Aufenthalt in Deutschland unter gewaltigem Aufsehen den Parisern vorgetragen, trägt deutlich die Spur von Hegels Vorlesungen. Deutsch ist an Cousin in der Tat, außer dem germanischen Typus, der seither unter den Franzosen ausgestorben scheint, seine Art des Idealismus mit der Einstellung auf die Geschichte. Ihm fehlen die verhangenen und quälerischen Tiefen der deutschen Philosophie, ihm fehlen die ahnungsvollen Geheimnisse der deutschen Sprache, vieles ist schal geworden was er lebendig gemeint hat. Dafür hat er den offnen Blick ins Sinnliche, und an die Stelle von Hegels maßloser Besserwisserei, die das geschichtliche Verstehen in Willkür verwandelt, setzt er die Verehrung des Geschehenen, die auch da Sinn zu finden weiß wo ihr Ahnung und Sicht des Schicksals entgeht. Schließlich ist er schon durch Klarheit, ja nur Geschmack von den deutschen Philosophen seines Zeitalters ebenso unterschieden wie durch Echtheit, ja nur Reinlichkeit von den verraßten Kelten dieses Tags.

Warum bei solchem Urteil überhaupt nach Französischem fragen? — Nicht um es zu lindern, eher damit es nicht zu leicht erscheint. Je klarer wir Deutschen unser Selbst ausbilden um so strenger müssen wir uns von den Franzosen scheiden; und je mehr die Franzosen sich über ihrem längst ausgebildeten Selbst beruhigen um so weniger haben sie mit uns zu tun. Es geht da um mehr als Ruhrkampf und Reparationspolitik — die drücken

eine Feindschaft aus die tieferen Grund hat. Der Franzose ist träg
geworden, er kennt nur mehr den Genuß des Beharrens und lebt von der
Renten jener geistigen Güter die andre Jahrhunderte, würdigere Kämpfe
ihm erworben haben. Wir haben solche Güter nicht ererbt, wir schaffen
sie selbst. Jene Österreicher und selbst Reichsdeutschen, denen die red
liche Kraft zu dieser unsrer Aufgabe fehlt, schielen allerdings mit Rech
nach dem trägen keltischen Beharren hinüber, verwischen so viel an ihnen
ist das Gesetz des Kriegs zwischen Alt und Neu, zänkischem Rentnergei
und offner Schaffenslust und verraten solcher Art unser eigentliches Eigen
tum. Da sei durch Stücke wie das folgende erinnert, daß die Franzosen
sich's nicht immer so bequem machen durften. Wir scheiden uns an
strengsten von dem Feind wenn wir die Kräfte von denen er zehrt al
unsre erkennen, wenn wir überall den geistigen Boden erobern dessen
letzte Erträge der Selbstsüchtige in Friedens- und Fortschrittsphrasen
beruhigt verpraßt.

Ein so leicht zugängliches Werk bedarf keiner Übertragung in jen
hinplätschernde Tonart, die im allgemeinen mit Recht als dem Französischen
entsprechend gilt. Statt dessen wird es hier so weit als möglich den
Deutsch von heute eingeprägt, das mehr noch als Cousin vom „Wunde
des großen Menschen“ zu künden weiß.

* * *

Der große Mann ist kein Willkürgeschöpf das sein kann und nich
sein kann: er ist der mehr oder minder vollendete Ausdruck der
jedes große Volk sich erweckt. Er ist nicht bloß Einzelner sondern hefte
sich an einen allgemeinen Gedanken, und der spendet ihm höhere Mach
in demselben Augenblick da er ihm die bestimmte Form des Einzelwesens
gibt. Zu viel und zu wenig Eigenform tötet gleichmäßig den großen
Menschen. Eigenform für sich allein ist ein Zug von Armseligkeit und
Enge · denn das Besondere Zufällige Endliche treibt ohne Unterlaß zu
Teilung zur Auflösung zum Nichts. Umgekehrt hat jede Allgemeinhei
Größe, aber sie droht sich in chimärischer Abstraktheit zu verlieren. De
große Mann besteht also nur unter dem doppelten Gesetz daß er vom
allgemeinen Geiste seines Volkes durchdrungen ist und daß er diesen
allgemeinen Geist in tiefeigener Form zum Ausdruck bringt · das alle
nach rechtem Maß, dem Zeichen wahrer menschlicher Größe.

Dies Maß, die wahre Größe schaffend, schafft auch die wahre Schön
heit. In ihr nämlich mischen sich Begrenzt und Unbegrenzt, Idee und
Stoff, und so wird zu ihrem Wesenszug das Maß der Harmonie. Und
das gilt auch im sittlichen Bereich. Es gibt Menschen mit gleichsam nur
allgemeinem Charakter, dem ihres Jahrhunderts und ihres Landes, reine

Echo der Stimme ihrer Zeit: es sind die gleichsam namenlosen Wesen in der menschlichen Art. Lacht nicht — es ist nicht ihr kleinster, auch nicht ihr schlechtester Teil. Am Gegenende stehn die Freunde der Besonderheit · Menschen die, kaum daß sie ein- oder zweimal in ihrem Leben nachzudenken versucht haben, kaum daß sie sich einen Augenblick in ihrer armen Besonderheit begriffen haben, hier sich anheften, gradezu festkrampfen ohne loskommen zu können oder zu wollen, alles an ihrem besonderten Sinn abmessend und stolz erhoben wider jegliche Autorität. Autorität ist nicht immer gleich Vernunft · immerhin enthält jede Autorität etwas von Gültigkeit und ist schon dadurch zu ein wenig Vernunft und Gemeinsinn verurteilt. Es ist das Verhängnis der Besonderung, daß sie den Knoten zerhaut der das Sonderwesen durch Autorität mit dem Gemeinsinn verknüpft. Das nun sind die Originale in der menschlichen Art. Sie bilden eine Klasse für sich · als Helden der Unabhängigkeit geben sie sich, und sind gewöhnlich Menschen ohne Charakter und Energie. Sie erregen sich und schaffen nichts, sie gehen vorbei und lassen keine dauernde Spur. Die ersten heißen nach ihrem eigentlichen Namen die gewöhnlichen Menschen · ein zahlreiches ehrbares nützliches Geschlecht. Es sind ausgezeichnete Soldaten für den Geist eines Volks, das Heer jeder großen Sache die genug Anführer findet. Mit ihnen kann man wirken, nur mit ihnen wirkt man Großes: sie wissen zu gehorchen. Aber die andern, zuchtlos, unwürdig zu befehlen, unfähig zu dienen, haben auf dieser ungeheuern Weltenbühne, wo sie für Minuten erscheinen, zum großen Ziele darzustellen — was? Sich selber, sonst nichts. So gibt denn keiner auf sie acht · denn die Gesamtheit hat nicht Zeit und müht sich nicht an einzelne zu denken die nichts als einzelne sind. — Ein großer Mann ist vom Original gleich entfernt wie vom gewöhnlichen Menschen. Er ist Volk und ist er, beides vereint. Der Geist seiner Nation und seiner Zeit gibt den Stoff aus dem er gemacht ist, den Grund auf dem er fußt. Von der Höhe des allgemeinsamen Geistes ist er groß und gebietet allen.

Wie ein Volk in seinen großen Männern ganz west, gilt es auch vor der Geschichte allein durch sie. Öffnet die Bücher der Geschichte, da seht ihr nur Eigennamen, und es könnte nicht anders sein. Denn tun die Massen alles für sich selbst — nichts tun sie durch sich selbst · sie handeln durch ihre Führer — die allein erfüllen den Vordergrund und stehn im Blickfeld des Zuschauers, des Geschichtschreibers. Der Geschichtschreiber hat vollauf recht sich nur mit großen Männern zu befassen · freilich, Sorge soll er tragen sie nur als das zu geben was sie sind: nicht als Urheber sondern als Stimme derer die in der Geschichte nicht erscheinen. Sonst wäre ein großer Mann eine Schmach für die Gesamtheit. Doch

unter diesem Vorbehalt ist es gewiß · da jedes Volk notwendig in einigen Vorzugsgestalten aufgeht · daß die Geschichte eines Volkes, wie es ja geschieht, als Geschichte seiner großen Männer geschrieben werden muß.

Was aber an einem Volke wahr ist, ist an allen andern wahr, zu einer Zeit und zu allen Zeiten: so ist die ganze Geschichte durch die großen Männer ausgedrückt. Gebt mir die Reihe der großen Männer, alle bekannten großen Männer, und ich mache euch die Geschichte des Menschengeschlechts.

Und was ist die Menschheit selbst? Das letzte Wort der All-Ordnung. Die Menschheit beschließt die gesamte Natur, und die großen Männer beschließen die Menschheit. Die ständige Bewegung der Dinge ist solcher Art in all ihren Stunden und auf all ihren Stufen einzig Gebärung der großen Männer.

Alles im Weltall wirkt, das Wunder des großen Menschen zu gestalten. Nun ist er Gestalt, er tritt auf die Bühne: was tut er da? Welche Rolle spielt er da, und von welchem Platz soll ihn die Wissenschaft der Geschichte betrachten?

In welchem Beruf es auch sei, zu welcher Weltzeit, bei welchem Volk: der große Mann kommt um eine Idee zu versinnlichen, diese Idee und nicht diese andre, solang wie diese Idee Gewalt hat und der Mühe wert ist versinnlicht zu werden, nicht vorher nicht nachher. Er erscheint wenn er erscheinen muß, er verschwindet wenn er nichts mehr zu schaffen hat, er wird und stirbt nach Gesetz. Wenn es nichts Großes zu tun gibt ist der große Mann unmöglich. Er ist Werkzeug einer Macht die ihm nicht gehört · denn jede sondermenschliche Macht ist erbärmlich, und kein Mann ergibt sich einem anderen Mann. Wenn also die wahre Macht, die der Idee, nicht ist oder nicht mehr ist, wenn sie fehlt oder verfällt · welche Gewalt bleibt ihrem Träger? So könnt ihr den großen Menschen vor seiner Stunde nicht werden lassen, und werdet ihn nicht sterben lassen vor seiner Stunde · ihr könnt ihn nicht aufheben, nicht fördern, nicht verdrängen · ihr könnt ihn nicht fortsetzen noch ihn ersetzen, denn er war nur weil er sein Werk zu tun hatte, er ist nicht mehr sobald er nichts mehr zu tun hat, und ihn fortsetzen heißt ein verbrauchtes Spiel fortsetzen. Man sagte zu einem erlauchten Krieger der einen Thron gewonnen hatte: Majestät, man muß den Unterricht Ihres Sohnes aufmerksam überwachen · man muß ihn mit größter Sorgfalt erziehen, damit er Sie ersetze. Mich ersetzen! antwortete er — ich selbst würde mich nicht ersetzen · ich bin das Kind der Umstände. — Derselbe Mann fühlte wohl daß die Macht die ihn beseelte ihm nicht gehörte, nein ihm für eine begrenzte Zeit geliehen war. Man sagt er war ein wenig Fatalist. Versteht, alle großen

Männer waren das mehr oder minder · der Fehler liegt in der Form nicht im Kern des Gedankens. Sie fühlen, auf eigne Faust sind sie nicht da · sie haben das Bewußtsein einer ungeheuren Gewalt, und da sie sich selbst um deretwillen nicht ehren können übermachen sie sie einem höheren Willen der sich nach eignen Zielen ihrer bedient. Und nicht nur haben die großen Männer ein wenig den Schicksalswahn, sie haben sogar ihren Aberglauben — denkt an Wallenstein und seinen Sternleser. Von da stammt es auch, daß alle großen Männer, inmitten der Tat Wunder von Entschlossenheit und Feuer, vor der Tat zögern und tasten; das Gefühl der Notwendigkeit, die Sicht ihrer Sendung muß sie stoßen; sie begreifen wohl dunkel, daß sie ohne das wie der einfache Einzelmensch handeln würden und all die Macht nicht besäßen die ihnen not ist.

Ohne auf das unnütz Kleine einzugehen erkennen wir, daß man die großen Männer stets — und sie selber nahmen sich so — für etwas Schicksalhaftes, Unwiderstehliches gehalten hat: so ist das Zeichen des großen Menschen sein Gelingen; und freilich bedarf er des Gelingens auf welchem Gebiete auch immer, um sein Werk zu tun. Unerschöpfliche Tätigkeit und Fruchtbarkeit, leuchtende und dauernde Erfolge kennzeichnen ihn unbestreitbar. Aber die großen Männer sind nicht allein Künstler oder Weise oder Gesetzgeber oder Priester: sie sind auch Krieger. Der große Krieger besteht nur so weit er große Erfolge erringt, und das heißt weiter, man muß es schon zugeben, wenn er furchtbare Verwüstungen über die Erde bringt. Aber entweder darf kein Krieger ein großer Mann heißen, oder, ist er groß, muß man den Schemel seiner Größe hinnehmen, des letzten, heilsamen Zieles gedenkend bei den scheinbar unseligsten Umstürzen und Kriegen.

Aus den großen Erfolgen aber ergibt sich Macht und große Macht. Doch ist man dahin gelangt, ist man so hoch gestiegen, so verliert man leicht die Besinnung, so glaubt man sich leicht weit über den übrigen Menschen und erscheint auch so: man hat einen Hof, man hat Schmeichler. Nun denn: dieser Mann, der aussieht wie der Herr der Welt, vor dem die Welt hinkniet, dieser Mann ist nur Werkzeug, und wessen, ich bitte euch? Der göttlichen Vorsehung? Ja, im letzten Verfolg zweifellos, aber vorerst und unmittelbar der Ideen, die in seiner Zeit und seinem Lande herrschen, der Ideen seines Volkes und damit aller einzelnen seines Volkes, der kleinsten wie der größten, denn in der Einheit ihres Landes und ihrer Zeit sind alle eins: solcher Gestalt, daß am Ende der Rechnung der große Mann denselben Menschen Diener ist wie Gebieter. Hier das Geheimnis seiner Macht und des leichten Gehorsams den er findet. Schreibt niemals zu schnell den Menschen Gemeines zu. Der Mensch unterwirft sich

keiner fremden Kraft sondern einzig dieser, mit der er gemeinsam fühl
und die ihm dient.

Gemäß seinem Schicksal versinnlicht der große Mann besser al
irgend ein andrer Mann seiner Zeit die Ideen dieser Zeit, ihre Neigungen
ihre Nöte. Wohl haben auch alle einzelnen eines Volks die gleiche
allgemeinen Ideen, die gleichen Neigungen, die gleichen Nöte: nur ohn
den Genius, der allein sie verwirklicht und stillt; sie stellen ihre Zei
und ihr Volk dar, aber ohnmächtig, ungetreu, dunkel. Doch sowie de
echte Darsteller sich zeigt nehmen alle deutlich in ihm wahr was sie i
sich selbst nur wirr erfaßt hatten: sie erkennen den Geist selbst der i
ihnen ruht, sie betrachten den großen Mann als ihr wahrhaftiges Abbild
als ihr Denkbild, und unter diesem Namen verehren sie ihn und folge
ihm, ist er ihr Abgott und ihr Haupt. Weil im Grunde der große Man
nichts andres ist als das manngewordene Volk, so hat das Volk Vertraue
zu ihm, hat Liebe und Begeisterung für ihn, gibt sich ihm hin. Un
das ist alle Hingabe die ihr vom Menschen erwarten könnt und sollt; e
ist keiner andern fähig und es täte nicht gut, wenn er es wäre: er dien
dem der ihm dient. Die Macht eines Großen wurzelt weit fester als i
der ausdrücklichen Zustimmung der Menschen, zweifelhaft und treulo
wie sie sehr oft sich erweist: wurzelt in dem innerlichen, naturhaften
unwiderstehlichen Glauben, dieser Mann sei das Land, sei das Volk, se
die Zeit.

Ich habe früher den Sieg, ich habe jetzt die Macht verteidigt · mi
bleibt der Ruhm zu verteidigen, damit der Mensch vollständig gerecht
fertigt sei. Man beachtet nie, daß nur der Mensch alles Menschlich
macht, und sei es durch bloßes Geschehenlassen; daß die Macht schmähe
— ich meine eine echte, lange, dauerhafte Macht — den Mensche
beschimpfen heißt, und daß den Ruhm anklagen nicht weniger heißt al
die Menschheit anklagen die ihn zuerkennt.

Was ist der Ruhm? Das Urteil des Menschengeschlechts über ein
seiner Glieder. Und die Menschheit hat immer recht. Nennt mir eine
unverdienten Ruhm. Wie sollte auch Irrtum hier möglich sein? Man ha
Ruhm nur sofern man viel getan, sofern man große Wirkungen nach
gelassen hat. Große Wirkungen, große Wirkungen! Aller Rest ist nichts
Scheidet wohl den Ruhm vom Ruf. Ruf — wer ihn will hat ihn. Woll
ihr Ruf? Bittet eure Freunde ihn euch zu schaffen, gesellt euch der ode
jener Partei, gebt euch an eine Zunft, dient ihr, sie wird euch loben. Ru
gewinnt man auf hundert Arten: es ist ein Unternehmen wie jedes andr
und setzt nicht einmal viel Ehrgeiz voraus. Es trennt den Ruf vom
Ruhm, daß er das Urteil einiger darstellt: der Ruhm ist das Urteil de

großen Zahl. Der kleinen Zahl zu gefallen genügen kleine Dinge: den vielen zu gefallen bedarf es große. Bei den vielen sind die Taten alles, das übrige nichts. Absichten, guter Wille, schönste Pläne, die man gewißlich zum Guten geführt haben würde, wäre nicht dies wäre nicht das gewesen — alles was sich nicht in Taten löst zählt der Menschheit für nichts. Sie will große Wirkungen, denn nur das groß Gewirkte gelangt bis zu ihr: und dabei gibt es kein Erschleichen. Die Lügen von Partei und Klüngel, die Illusionen der Freundschaft vermögen hier nichts, selbst Gründe und Beweise finden nicht Raum. Über große Wirkungen gibt es kein rechten; auch über den Ruhm nicht, denn er kündet nur sie. Gezeugt aus großen lichten Taten ist er selbst eine Tatsache hell wie der Tag. Nicht Ein Ruhm ist widerlegt worden oder könnte es werden. Von Klüngeln und Parteien kann man an die Menschheit berufen, von der Menschheit aber an wen in der Welt? Im Ruhm künden sich Liebe und Erkenntlichkeit: die schuldet der Mensch dem Genius als Preis der Dienste die er von ihm empfangen zu haben bekennt und mit dem Kostbarsten bezahlt was er hat, seiner Achtung. Man soll also den Ruhm lieben, denn mit ihm liebt man die großen Dinge, die langen Mühn, die wirklichen Dienste, dem Vaterland und der Menschheit auf jedem Gebiete geleistet. Und man soll den Ruf geringschätzen, den Erfolg eines Tags und die kleinen Mittel die zu ihm führen. Man soll an Taten denken, an viele an gute Taten, an Sein, nicht an Schein. Denn untrüglich gilt: aller Schein ohne Sein schwindet bald, aber alles Sein erscheint früher oder später nach seiner innern Natur. Der Ruhm ist fast immer mitzeitig, niemals aber besteht eine weite Ferne vom Grabe eines Großen bis zum Ruhm. — —

Die echte Wissenschaft der Geschichte ist eine klassische Muse: sie sucht im großen Menschen nur auf was ihn groß macht, und alles übrige den Denkwürdigkeiten und Einzelbeschreibungen überlassend folgt sie jenem höchsten Sinn, daß nicht in derlei übrigem liege was die Menschheit in ihm gesehen hat, daß nicht deshalb sondern trotzdem sie ihm verehrend gefolgt sei. Die Grundregel heißt: tun wie die Menschheit selbst, die großen Männer in ihren Taten betrachten, nicht in ihren gewollten Taten — die bedeuten nicht das mindeste, da sie sie nicht getan h a b e n — über die Zeichnung der Schwächen hinweggehen die an ihrem Sonderwesen haften und mit ihm untergegangen sind, doch an die großen Dinge sich halten die der Menschheit gedient haben und im Gedächtnis der Menschen noch heute dauern; schließlich feststellen und ans Licht rücken was sie zu geschichtlichen Gestalten macht, was ihnen Macht und Ruhm gegeben hat — nämlich die Idee, die sie versinnlichen, und deren innere Einheit mit dem Geist ihrer Zeit und ihres Volks.

Petrarca's Sozialideen

Von Friedrich Engel-Jánosi (Wien)

Am Eingang zum modernen Geistesleben steht ein Romantiker: Petrarca. Ihm eignet eine bis dahin unerhörte Feinnervigkeit und eine Empfänglichkeit, die bereitwillig auch einander entgegengesetzte Eindrücke umschließt; versagt geblieben ist ihm der entscheidende Wille, wie er selbst es weiß und in seinem Secretum es bekannt hat: „Nirgends bist du mit ganzem Herzen, nirgends mit ganzer Kraft"[1])[2]). Er liebt, wie oft er es auch anklagen mag, sein ganzes Geschick, auch seine Leiden, manchmal empfindend, daß diese, sofern sie ihn nicht zu brechen vermögen, ihm dienen müssen; Romantiker auch darin, daß er, von der Sehnsucht nach vergangenen Zeiten erfüllt, der Gegenwart überdrüssig und ohne Verständnis gegenübersteht. Aus welchen Quellen er den Geist der Vergangenheit zu erhalten hoffte, ist vielleicht bezeichnender für sein Verhältnis zur Gesellschaft, als für seine Stellung auf einem andern Lebensgebiet: in den philosophischen Schriften Ciceros und Senecas vor allem hat er ihn gesucht, in der stoischen Lebensweisheit des müde werdenden Römertums.

War die Stoa auch als die letzte Formung griechischer Lebensschau erwachsen, so wurde sie in Rom doch von einem anderen Geist getragen. Jene hellenische wollte in der Gemeinschaft für die Gemeinschaft handeln. „So weit der Logos reicht, so weit reicht auch die Gemeinschaft, in die wir durch unsere Geburt hinein gestellt und in der wir zu wirken berufen sind"[3]). Über das Vaterland hinaus vielleicht, zunächst jedenfalls für

---

[1]) Nur die knappsten Hinweise sollen hier gegeben werden. Benützt wurden die Briefsammlungen *(Familiares* und *Seniles)* in den Ausgaben von Fracassetti, die „Gespräche über die Weltverachtung" und der „Brief an die Nachwelt" in der Übertragung von H. Hefele (Sammlung „Zeitalter der Renaissance" I, 2). Für die lateinischen Dichtungen die Baseler Ausgabe der *Opera* (1581); infolge der unerfreulichen Entlehnverhältnisse vor allem der Wiener Nationalbibliothek für die *Rimedii* die *Collezione di Opere Inedite o Rare 17/18;* für die *Vita solitaria* die *Sceltà di Curiosità Letterarie.* Einzig für den — in diesem Zusammenhang weniger belangreichen — Traktat *De sui ipsius Ignorantia* liegt eine wissenschaftliche Neuausgabe in der *Bibliothèque de la Renaissance Bd. VI* vor. Für die *Rime,* die italienischen Dichtungen, liegen natürlich zahllose Ausgaben vor.

[2]) *Gespräch* 40, 62, *Familiares* XVII 458. Der allgemein gefaßte Gedanke *Rimedii,* Dialog 75: die Natur des Lasters ist es immer zu wechseln; die Tugend ändert sich nicht, aus Hoffnung nicht und nicht aus Furcht.

[3]) Arnim, Philosophie des Altertums (in „Kultur der Gegenwart") 227.

las Vaterland. Und für den, der das Leben zu gestalten gewillt ist, ür den muß gerade das Grundbewußtsein der Lehre, daß jedes Tun m ewigen Naturgesetz verankert ist, eine kaum zu überschätzende Stütze ein; ihm kann dieses Wissen zum kraftvollsten Aufruf werden, sich und lie Welt frei zu formen, ohne über sich eine andere Rechtfertigung zu enötigen als die allgemein gültige Vernunft. Eben dieser rational undierten Aktivität zufolge schien der Stoa der Sieg im Römerreich vorherestimmt zu sein[4]).

Von solcher Lebensauffassung empfing Petrarca durch Rom nur 'rümmer, das Grundgefühl vor allem war umgeformt zur Weltabwendung, ur Weltverneinung, wobei hier nicht zu untersuchen ist, inwieweit die)ialektik des stoischen Gedankenkomplexes selbst, inwieweit epikureische Einflüsse und die Einzelgeschicke der Denker auf dieses Ergebnis hinvirkten. Für den Versuch einer historischen Erfassung ist aber unabweisar die Frage, ob Bedingungen für die Rezeption gerade dieser Lehren lurch Petrarca nachweisbar sind. Zwischen den äußeren Umständen der Zeit Petrarca's und denen im späteren Römerreich ist eine Ähnlichkeit orhanden; vor allem in der Stimmung der gebildeten Kreise, die sich om entarteten öffentlichen Leben zurückziehen. Sie haben so viele Greuelaten gesehen und sie als zwecklos empfunden, daß sie die Kraft und lie Verpflichtung nicht mehr in sich fühlen, in die Geschicke des eigenen staates und der Gesellschaft einzugreifen. Auch Petrarca's Zeit hat den Kampf als den Urnerv des Lebens erkannt und gesehen; doch sie empfand hn als nutzlos und allzu schmerzend. So wird Patriotismus Utopie. Die Vergangenheit, die die verfeinerten Bedürfnisse und deren komplizierte Befriedigungen nicht kannte, wird wegen ihrer Einfachheit zum Ideal und las, was die gebildete Welt ersehnte, scheint in den niederen Schichten ebendige Wirklichkeit zu werden: dort Urchristentum, hier Bettelorden ınd Sekten. Das *ritornare al suo principio*, das Dante seiner Epoche ıls den Grundzug jedes Wesens gewiesen hatte, die Rückkehr zum Ausgang, zum Prinzip, schien dem Trecento in Rienzo's Erneuerungsversuch ıuch in der sozialen Welt Erfüllung zu finden[5]); war es ja in zahllosen Weissagungen verheißen gewesen, daß ein reiner Geist die Erlösung oringen werde. Aber der Jubel der Zeitgenossen, in den auch Petrarca oegeistert einstimmte, bezeichnet die Krise des Jahrhunderts. Mit dem Zusammenbruche Rienzo's ist auch Petrarca's Stellung zum Leben endgültig entschieden.

---

[4]) Hierüber Dilthey, Gesammelte Schriften II.

[5]) Über all diese Fragen das grundlegende Werk Burdach's, Rienzo und lie geistige Wandlung seiner Zeit. Z. B. 61, 81, 116, 124, 296.

Die Geistesstruktur Petrarca's, der so leidenschaftlich zum antike
Gehalt drängte, ist aber bedeutungsvoll vom Mittelalter mitgezeichnet
So wie dem Mittelalter ist es auch Petrarca zunächst[6]) um Aufnahm
und Verarbeitung fremden Gedankengutes zu tun; daß es um ein de
Zeitgenossen vielfach Unbekanntes ging, hat seine Parallele in de
Bewegung, die das dreizehnte Jahrhundert angesichts des neu erschlossene
Aristoteles ergriffen hatte. Petrarca's Glaube an die Autorität eines Cicer
und Seneca ist bekannt. Aber noch bezeichnender ist sein Vertrauen au
die weitgehende Übereinstimmung der geistig Großen, sein Bemüh
darum. Daß in seiner Arbeit die Verstandestätigkeit nie die Vorherrschaf
erlangte, trennt ihn von den Denkern des Mittelalters; von den christ
lichen aller Zeiten scheidet ihn der Mangel des metaphysischen, des letzt
hin religiösen Interesses[7]). Die Trennung wurde aber einem Jahrhundert
in dem die Schriftsteller der Kirche und selbst die Heiligen unter ihne
ihr Interesse vor allem der innerweltlichen Ausbildung des Mensche
zugewandt hatten, kaum bewußt, und Orcagna hat in der Dominikaner
kirche von Florenz Petrarca im geistlichen Gewand in die oberste Reih
der am Jüngsten Tag Auserwählten neben den Dichter der göttliche
Komödie gestellt.

Es herrscht Einstimmigkeit darüber, daß die Bedeutung Petrarca's
als vorbildlichen Weisen nicht in dem zum großen Teile diktierten Inhal
seiner Werke zu finden ist, sondern in seiner Lebensführung. Wenn di
Verehrung seines Geistes für die späte Stoa den Schriften oft den Charakte
des Gewollten, Unaufrichtigen und Unlebendigen aufprägte, so hatte dies
ihn doch gelehrt, das Einzelleben, freilich nur dieses, als ein Kunstwer
zu bilden. Sie hatte ihn gelehrt, daß es nicht darum ging, zu wissen
sondern zu leben — wie er so oft wiederholte und wie es zum Beispie
den Grundgedanken seines Traktats über die Unwissenheit bildete. I
diesem Bemühen, in dem Bewußtsein der Verpflichtung gegen sich selbst
ist er echt, ist er für seine Zeit und alle Nachwelt vorbildlich, auch a
den Stellen, wo seine Kraft versagt hat. Auch damit steht er an de
Scheide zweier Zeiten, mit dem Willen zu subjektiver Lebensführung, mi

[6]) Ich folge der schönen Skizze Bäumker's, Die christliche Philosophie de
Mittelalters (in „Kultur der Gegenwart"); vgl. ferner Burdach 313.

[7]) Man vergegenwärtige sich eben die Gestalt des von Petrarca gezeichnete
Augustin in den Gesprächen über die Weltverachtung. Sehr bezeichnend z. B. di
Stelle, wo Petrarca bekennt (63), daß er keinen Ausweg mehr, keine Hoffnung au
Erbarmen sehe und keinen tröstlichen Gedanken und Augustin ohne irgend ein
Erwiderung das Gespräch über den besten Weg zur Erlangung der Tugend au
Erden weiterführt. — Walser im Archiv für Kulturgeschichte, Bd. 11, vertritt di
entgegengesetzte Ansicht; „Petrarca rang in tiefster Seele mit und um Gott". S. 276
Noch darüber hinausgehend Bologna, *Note e Studi sul Petrarca.* 1911.

dem Glauben an objektive Lebensweisheit. Seinen Gedanken aber gebührt jenes historische Interesse, das weniger nach der Bedeutung einer Erscheinung für sich, als nach der im Laufe der Zeiten tatsächlich ausgeübten geschichtlichen Wirkung fragt.

Nicht in Betracht kommt hier der Vorwurf, mit dem man, wie die humanistischen Geister der Renaissance überhaupt, so besonders Petrarca bedenkt, den man aber weder auf diesen Kreis noch auf das Zeitalter zu beschränken Ursache hätte: der Vorwurf der Diskrepanz zwischen Leben und Lehre. Petrarca selbst erhob ihn gegen Cicero; betreffs seiner selbst hat er, auch dieser Seite seines Charakters sich bewußt, den nur ungefähr treffenden Vergleich mit einem Arzt gezogen, der wohl fremdes Leiden, doch nicht die eigene Krankheit zu heilen vermag. Hier wird nicht die Zeichnung seines Charakters, sondern lediglich eine Erfassung seiner Gedanken versucht.

Mit Worten voll Schauer und Weihe — erinnernd an die Akkorde des Don Juan-Beginns — mahnt Augustin zu Eingang der „Gespräche über die Weltverachtung" Petrarca: genug und übergenug hast du die Erde mit getrübten Augen angeblickt... was aber, glaubst du nun, wird geschehen, wenn du sie zum Anschauen ewiger Dinge erhebst. Was Burckhardt von dem Grundzug der mittelalterlichen Eschatologie gesagt hat, „das Ideal fühle, daß es zu heilig für diese Welt sei", gilt also auch für Petrarca's Stellung zum Leben. Sie ist aber nicht mehr die hochmittelalterliche Haltung mit ihrer Einfügung in den Ordo, mit der Segnung der Begrenztheit; denn Petrarca anerkennt mit aller Bewußtheit eine Cupiditas, ein nicht zu sättigendes Streben, eine Gier nach irdischer Weisheit, der preisenden Anerkennung würdig ebenso, wie die nach Gold verwerflich. Im späten Alter freilich tritt auch hier die Resignation lähmend ein.

Für die Ausbildung der Lebensauffassung Petrarca's scheint die bei ihm schließlich durchgedrungene Gleichsetzung von Lebensmühe und Lebensleid entscheidend gewesen zu sein. Eben an dieser Frage läßt sich beobachten, daß Petrarca — auch hierin seinem Cicero nicht unähnlich — zwar Stützung und Begründung seiner Einstellungen in den antiken Autoren wählend suchte, zu seiner Wahl jedoch im wesentlichen auf seinem eigenen und nicht von der Vorwelt ihm gegebenen Weg geführt wurde. War doch auch die Haltung Cicero's hier keine einheitliche gewesen, die von der Pflicht der Überwindung der Mühen sich zur Flucht vor diesen gewandelt hatte. Auch Petrarca geht einen ähnlichen Weg. Wenn man alle Rhetorik der *Epistola Hortatoria* abzieht, so spricht doch aus diesem Aufruf an Rom, Rienzo Folge zu leisten, ein auch durch

spätere Überarbeitung nicht verwischbarer Geist, dem Sorge, Angst un Mühe im Dienste der Gemeinschaft nicht Zweck, aber geheiligte Mitte sind. „Daher, ihr Tapfern und Tapferer Nachkommen, wenn die heil Gesinnung mit der Freiheit wiederkehrt, sei jeder bedacht, nicht frühe als mit dem Leben diese zu verlassen; denn ohne sie ist das Leben ei Getändel.“ *(Variae* S. 423.) „Es gibt nichts, was wir für den Freistaa nicht einsetzen müssen ... zu ruhmvoller Mühe sind wir geboren; wa sollen wir da nach entnervender Tatenlosigkeit seufzen.“ (S. 435.) Ei Bekenntnis, von dem sich wesentlich unterscheidet, wenn er in seinen Spät jahren zugesteht, um der Freundschaft willen seien auch Mühe un Sorge zu ertragen. *(Rimedii* 48.) Zweimal ruft die sechste Canzone zun tätigen Einsatz der Persönlichkeit, zum gewaltsamen politischen Eingrif auf: vermöchte der Dichter selbst die Tat! der Erwählte des Schicksal muß sie vollbringen. — Mit dem Sturz Rienzo's vollzieht sich die Wen dung in Petrarca's Lebensauffassung. 1343, in Rienzo's ersten Tagen hatte er ihm geschrieben, seine Tränen über die heraufziehenden Gefahren seien mannhaft und bereit zu einer heiligen Tat, wenn sie ihm vom Geschick verstattet werde. 1347 sieht er das über Rienzo hereingebrochen Verhängnis und er weiß, daß es zugleich das der Gemeinschaft bedeutet ich sehe nicht, was ich beitragen könnte, außer meine Tränen[8]). Nach Rienzo's Sturz ist sein Glaube an die Gemeinschaft gestorben; ausdrücklich bekennt er jetzt den Egoismus: tugendhaft sein heißt Gutes, wohl verstandenes Gutes an sich tun. „Was glaubst du im Leben tun zu sollen?“ Gutes. „Wem?“ Mir. „Dir?“ „Ja, auch einem Andern, wenn er es will.“ (Brief 3 des Anhangs[9]).) Dem Leben aber bleibt das Zeichen sinnlosen, feindseligen Leids aufgedrückt; dies gilt es zu fliehen. Das Ziel ist ja unser Glück. Sicher zu erreichen aber auf dieser Welt is nur die Vermeidung des Gegenteils: die Freiheit vom Schmerz. Kein Glück aber ohne Sicherheit *(Rimedii* 108), und angesichts der Gefahren die jede Stunde bringt, ist schon der glücklich zu preisen, der den Tag ohne Schmähliches verbracht hat. *(De vita solitaria* 48.) Tugend ist, die

[8]) Die Briefstellen aus *familiares* 4, 10 und 7, 5. Burdach hat die an Rienzo gerichteten Briefe Petrarca's im Band III seines bekannten Werkes mit Kommentar abgedruckt. In der Stelle von 1343 mag Pose sein, doch nicht darum handelt es sich hier, sondern nur um die gewollte geistige Haltung. Auch soll keineswegs die Wandlung im Seelenleben Petrarca's (und wie wenig wissen wir von seinen frühern Ansichten) auf Rienzo zurückgeführt werden. Für den späteren Petrarca bezeichnend *Seniles* VI 5, 330, wo er sich bemüht, vom politischen Gemeingefühl zu sprechen: sento come forsero i miei, i travagli tuoi della patria.

[9]) Rimedii I 47. Alle Beschäftigten sind unglücklich, am meisten aber, die für andere beschäftigt sind, und: es ist schon mühsam, sich um seine eigenen Angelegenheiten zu bekümmern, was erst um fremde.

wahrhaft zu wissen, davon geistig durchdrungen zu sein. Verneint wird also nicht das irdische Leben, nur sein Leid; das Ziel bleibt innerweltlich: sich das Leben möglichst schmerzfrei zu gestalten[10]). Dieses wird von der Überwelt des Jenseits überwölbt, bedeutungsvoll genug, daß um ihretwillen in Ausnahmsfällen — wozu auch die in den späteren Jahren immer häufigeren Todesgedanken gehören — Mühe und Schmerz im Diesseits zu tragen sind.

Alles soziale Leben gilt solcher Haltung als leidvoll und das Leiden daran als ein selbstverschuldetes Leid. Nur in sich ist Glück zu finden, auf sich selbst zieht der Weise sich zurück. Das ist der Standpunkt, von dem aus die Ehe gerichtet wird und die irdischen Ehren, so wie alles, was hervorhebt, aber doch in die Gemeinschaft verflicht; sogar die geistige Größe. Wie persönlich diese Stellungnahme ist, ergibt sich eben dann, wenn Petrarca, antike und christliche Vorbilder vor Augen, der Pflicht zum tätigen Leben gedenkt: nicht daß er sie leugnete oder bekämpfte; es scheint ihm nur unmöglich, ihr Genüge zu tun. *(De vita* 58, 158.) Andern Hilfe zu versprechen wäre Überhebung und Überschätzung der eignen Kraft. *(De vita* 67.) Ja, die Betrachtung fremden größeren Leids dient zur Konstruierung eines wenigstens relativen eignen Glücks. *(De contemptu* 65 *Epistole* 21; 85.) Die Schlechtigkeit der andern ist eine nicht unerwünschte Gloriole für die eigene Tugend: die Schlechtigkeit der andern wird deine Tugend in voller Schönheit erstrahlen lassen, heißt es ausdrücklich in den *Rimedii* (II 89). Die letzten Worte der „Gespräche über die Weltverachtung" fassen sein Bekenntnis in die Bitte an das Schicksal zusammen: es mögen die Stürme meiner Seele sich legen, es schweige rings um mich die Welt und mein Geschick sei meinem Heile nicht entgegen. — Und das Ziel seiner Lebensführung hat Petrarca in einer Stelle seiner Briefe dargelegt (XV 334): „Fac tibi in medio animi locum, ubi lateas, ubi gaudeas ubi, tecum Christus habitet... nulla re nisi animo felicem aut miserum fieri scias." „Schaff dir mitten in deinem Sinn eine Stelle, wo du verborgen, wo du froh bist, wo Christus mit dir wohnt... wisse, daß du durch nichts glücklich oder elend werden kannst als durch deinen Sinn." — „Die einzige Lehre aus gelungener Missetat des Stärkeren ist die, daß man das Erdenleben überhaupt nicht höher schätze als es verdient." (Burckhardt, Betrachtungen 166.) Diese Lehre für seine Lebensbetrachtung zu ziehen, war Petrarca bemüht, soweit sie die Außenwelt betraf.

[10]) *De vita solit.* II 231: la vita non bisogna che sia carica ne gravata, ma espedita leggere. A te niente e contrario se forse tu medesimo non te contrasti. *Rimedii* I 46: Das Leben wäre felicissima e giocondissima sopra tutte le altre cose, se raggionevolmente fosse guidata.

Dieser Weltanschauung der Leidensflucht zu leben, mußte eine in Tiefste greifende Enttäuschung vorangegangen sein — hier war nur da dem sozialen Denken richtunggebende Erlebnis zu nennen —, und Petrarc hat sie im wesentlichen gelebt, ohne freilich als Mensch und als Denke einen Ehrgeiz strenger Konsequenz gekannt zu haben. Diesen hätte sein Natur wie seine zeitliche Stellung von vorneherein zur Vergeblichkei bestimmt. Für die Kompromisse im einzelnen, die man immer wiede betont, ist übrigens im Gedankenbau Raum gelassen; sie ordnen sich sogar dem Ziel der möglichsten Schmerzfreiheit ein. Freilich, das Erb der rational unauflöslichen Zwiespältigkeit an alle christliche Kultur, di Tröltsch in den „Soziallehren“ aufgezeigt hat und deren entscheidende Einflußnahme auf eine der welthistorischen Persönlichkeiten er in seinem Augustinbuch nachgeht, ihr ist auch Petrarca unzweifelhaft unterworfen Aber bei ihm, der niemals in erster Linie Denker war, den einzelne noch so krasse Widersprüche kaum quälen mochten, mag es dennoch möglich sein, eine vorwaltende Lebensstimmung zu finden, die jeweils für sein einzelnen, doch stets von einer grundsätzlichen Stellungnahme zum Leben zusammengehaltenen Perioden Geltung beansprucht.

Nicht soll geleugnet werden, daß tief weltfeindliche Stimmungen Petrarca auch vor dem letzten Lebensabschnitt bekannt waren; die Klage Mago's über das menschliche Geschick, die einzige zu Lebzeiten Petrarca's an die Öffentlichkeit gelangte Stelle der „Africa“, würde hinreichen solche Ansicht zu widerlegen. „Weh über dies unaufhörlicher Mühe nach Unsicherem hingegebene Leben“ und der gleiche Sinn spricht aus der vierten Canzone:

> Seltsame Lust, mit der so gern verkehren
> Die Menschen, voll Behagen
> Nach Neuem stets zu jagen,
> Was Seufzer sammelt in gedrängtem Schwarme.
>
> (Übersetzung von Förster.)

Das Ideal statischer Gesellschaft und damit auch statischer Wirtschaft gilt für Petrarca, und zwar für sein ganzes Leben, so wie die mittelalterliche Kirche es bekannte. In diesem Geist hat er auch Rienzo's Wirken im Gesang von der Pietas, der fünften Ecloge gefeiert. Doch in jenen Jahren gab es für die Zeit, wie für ihren Weisen im äußeren irdischen Leben noch ein Ziel, das höchster Mühe würdig war: der damals lebendig gewordene Wille zur Rückkehr zu den Tempora prisca, den alten Zeiten. Nach Rienzo's Sturz wird er zum blassen Traumbild, zur Utopie.

Von der Leidesabwehr führt Petrarca ein direkter Weg zum bei ihm

zunächst überraschenden und gesucht anmutenden Preise der Mediocritas, der Mittelmäßigkeit und zur Verwerfung alles Prominenten, das Neid und Verfolgung auf sich zieht, zur Verwerfung selbst des hellsten Renaissance-Ideals, der Magnanimitas; notwendig zeitigt sie ja Leid in diesem Leben. Tapferkeit ist edel, Seelengröße ist schön, heißt es im dreiundsiebzigsten Dialog der *Rimedii*, aber die eine wie die andere bringt mit dem Ruhm zugleich Gefahr und Unruhen. Denn daran hält Petrarca doch fest: notwendig folgt dem guten Leben der gute Ruf. *(Rimedii* 233.) Selbst sein Augustin sagt ihm, daß der Ruhm ein Schatten der Tugend sei. Aber auch die Frucht stellenweiser Laxheit kann der Boden tragen, der die Lehre der Mediocritas gezeitigt hat. Ihm entspringt vor allem Petrarca's Gedanke, daß sie als Lebensziel das letzthin Naturgemäße sei, denn richtiges Leben hat keine inneren Widerstände zu überwinden, der gewöhnliche, der Mittelweg führt zu ihm. Die Natur wird als die stärkste Macht im Menschen im Brief an die Nachwelt gepriesen und auch Augustinus fordert ein Leben, das den Gesetzen der inneren Natur entspricht.

Dieser Glaube, daß das richtige glückliche Leben sich von selbst verstehe und kampflos erfolgen könne, wenn man nur der Natur folge, steht nicht im Einklange mit der kirchlichen Lehre, obwohl sich vielfach Verbindungen vom Naturzustand der Philosophie zum Stand der Unschuld der Theologie spinnen lassen. Für Petrarca ist aber der Stand wahren Glückes nicht Vergangenheit, sondern eigentlich auch in der Gegenwart noch der näher liegende, er ist für jeden erreichbar, der nur der Stimme seines Innern folgt. So kann Petrarca es als seine Sehnsucht und sein Streben bezeichnen: durch die Außenwelt nicht daran gehindert zu sein, „das wahrhaft zu sein, was ich bin". *(Familiares* IX 3.) Die äußere Umwelt ist ja für den späten Petrarca gleichsam nur dazu vorhanden, daß der Einzelne sich von ihr abhebe —; durch sein Talent, hätte vielleicht der Sänger Lauras gemeint; der Denker fordert: durch seine Lebensführung. Zahllos sind die Stellen, in denen er seine Verachtung der Masse, ja jeder mit ihr irgendwie verhafteten Erscheinung ausspricht[11]). So kann er in dieser Zeit für die monarchische Staatsform eine Sympathie empfinden, die über das Gefühl relativ am besten garantierter Sekurität noch um etwas hinausgeht[12]); dazu mag ihn auch sein

[11]) Triumph des Todes II 31 ff. Auch der Ruhm, um den Petrarca, in den späteren Jahren zumindest, ringt, ist der von den wenigen, den Kennern gewährte.

[12]) Wogegen freilich *Rimedii* I 85: Wer gut ist, ist nicht signore, und wer signore ist, ist nicht gut. *Lettere* I 421 erscheint die Monarchie als am meisten geeignet, die durch die vielen Kriege zersplitterten Kräfte Italiens wieder zu vereinigen. In einem Altersbrief an den Carrara billigt er sogar im Anschluß an Cicero und ähnlich wie Thomas und Savonarola den Herrschern für ihre besonderen Mühen eine besondere Belohnung im Jenseits zu.

naturrechtlich optimistischer Glaube einer Übereinstimmung von Gerechtigkeit und Nützlichkeit geleitet haben. Hauptsächlich aber war es doch die garantierte Sicherheit des einzelnen, um die es ihm bei der Staatsform ging; deshalb wollte er, einem Augustinus zugeschriebenen Ausspruch folgend, mit dem Namen „Bürger" nur die Anhänger des Bestehenden bedacht wissen; auch deshalb trat er — hier in den kirchlichen Bahnen — für eine gleichmäßige und darum stabile Verteilung des gesellschaftlichen Einkommens ein. An der italienischen Kulturnation stets hängend, fühlte er sich ihren einzelnen politischen Gebilden nicht sonderlich verpflichtet, wenn er auch gelegentlich in einem Brief aus den früheren Jahren (*Lettere* I 445) Pflichten gegen das enge politische Vaterland anerkennt. Am Lebensende hat Petrarca das Programm des Weltbürgers formuliert (*Rimedii* I 68): weder Verbannung noch die Belagerung deiner Vaterstadt soll dich kränken, wenn du die wahre Seelenfreiheit besitzt.

Auch Petrarca's Vorstellung und Beurteilung der äußeren sozialen Welt, der Gesellschaft, hatte jedoch ihre Wandlung durchgemacht und auch diese wird aus Briefen der Rienzozeit erkennbar. In jenen Jahren ging es ihm um die Aufrechterhaltung der politischen Freiheit; zugleich trug er aber auch Sorge um das materielle Wohlergehen, um den wirtschaftlichen Fortschritt, den er — wieder entsprechend dem Glauben an die Übereinstimmung von Nutzen und Recht — mit der Freiheit verbunden dachte. Damals konnte und wollte er bedenken, daß er die von den Lebensweisen geforderte und gepriesene Humilitas doch eher in der Menge, die in wirtschaftlichen Tagessorgen aufging, verkörpert sehen konnte; daß er seine ethischen Ideale nicht verleugnete, wenn er die Niederlage der stolzen Adelsklasse erwartete[13]).

Möglich war es, in dem Lebensbild Petrarca's nacheinander gelebte Haupttypen von Grundanschauungen aufzuweisen, von denen sich einzelne Abweichungen nur zufolge konkreter Einzel-Anlässe zeigten. In der Haltung Petrarca's zur Berufsfrage hingegen ringen gleichzeitig zwei

[13]) *Libertas qua nihil dulcius, nihil optabilius* heißt es in der *Hortatoria* (*epistole* III *variae* 48, 423). Indem sie die Republik verteidigen, verteidigen sie das Ihrige, denn daß in dem Einen alles umschlossen liegt, wissen alle; für den Kaufmann die Sicherheit, für den Soldaten der Ruhm, für den Ackerbauer der Ertrag, für die Mönche die Kirchenfeierlichkeit, für die Gelehrten die Muße (a. a. O. 436). Und, heißt es weiter, sollte vielleicht das Band der Liebe, welches das kräftigste zu sein pflegt, nicht Kraft haben, um alle Geister zu vereinen, so wird sie doch die Erwägung des gemeinsamen Nutzens haben. — a. o. 437. *Epistola* 11 17, 157 von 1351, daß zu allen Zeiten der stolze Adel vom demütigen Volke besiegt worden ist. Vor allem die Verurteilung des römischen Adels am Ende der fünften Ecloge, die auch ausführlich das Wiederaufblühn wirtschaftlicher Tätigkeit unter Rienzo's Leitung schildert.

Richtungen unentschieden miteinander. Hier ist die Frage bereits zu vereinzelt und konkret, als daß nicht Petrarca's augenblickliche Interessen einschneidend in seine Gedanken eingriffen. Sein gesteigerter naturrechtlicher Optimismus läßt wohl die Natur, „die vortreffliche Mutter aller Dinge", Berufe und Begabungen im ganzen gerecht und adäquat verteilen, so daß das Resultat der Thomistischen Sozialauffassung ähnlich ist. (*Familiares* XX 15, *Seniles* VI 342 f.) Andererseits opponiert sein souveräner Individualismus. „Solche, die zur Kunst geeignet wären, hat das Geschick Bauern und Hirten werden lassen." (*Rimedii* 44.) Der gelegentliche Lösungsversuch, in solchen Fällen zwischen gerechter Natur und blinder fortuna zu scheiden, bleibt ganz leblos, wenn auch Glied einer langen Entwicklungsreihe, die zu Macchiavelli's Anerkennung des blinden Glücks führt (*Familiares* XII 3, 175); denn jede dieser Kräfte greift unabhängig und souverän ins Einzelleben ein. Dem ersten, Thomas verwandten, Gedankenkreis entspricht der hierarchische Stufenbau der Gesellschaft; verschiedenartige Gesellschaftsschichten lagern übereinander, wobei jede Schicht eine relative Berechtigung haben mag. Auch dies entspricht der Thomistischen Lehre, daß zuhöchst die Kontemplation, das Kämpfen um Erfassung der Welt gestellt ist, nur daß dieses Bestreben bei Petrarca sich den innerweltlichen Fragen zugewandt hat. Als Resultat ergibt sich: um der wenigen Auserwählten, um der Weisen willen soll der Sozialkörper im wesentlichen in der überlieferten Ordnung verharren. Nur für die asozialen Ausnahmsmenschen ist im sozialen Bereich der Individualismus durchgedrungen und auch in dieser Einschränkung kämpft gegen ihn die Lehre von der asketischen Mediocritas, ohne freilich die Entscheidung zu bringen.

Der mehrmals erwähnte agrar-romantische Zug der gebildeten Welt von damals, Petrarca's Hang zur ruhigen, von außen unbeeinflußten Beschaulichkeit, seine von Thomas so sehr verschiedene theoretische Abneigung gegen das Stadtleben, in dem er den Herd aller Laster sah, all dies läßt die Vorliebe für die Landwirtschaft erwarten und begreifen. Freilich hat er sich nur eine sehr mäßige Inanspruchnahme des ländlichen Gelehrtenlebens durch sie vorgestellt (*Rimedii* I 57), in ihr — wie auch ein Großteil der späteren Renaissance es tat — mehr das Optimum der äußeren Bedingungen als einen Beruf gesehen. Doch überrascht es und ist aus der Lebensanschauung nicht zu erklären, daß er die tatsächlichen Bebauer des Bodens eben als den Abschaum der Menschheit bezeichnete. (*Rimedii* II 59.) Hier wirken faktische Verhältnisse und geistige Einschnürungen, gegen die schon die nächste Generation mit Salutati ankämpfte, die aber noch L. B. Alberti zu einer analogen Haltung

bestimmt haben. Gelegentlich mag Petrarca versuchen, um nur allen Forderungen des Heute sorgenfrei zu genügen, bis zur Negierung jedes ständigen Berufes zu gehen *(De vita* II 229); doch da er in den „Gesprächen“ von Augustin Abschied nimmt, bekennt er, wie auch in diesem Augenblick die irdische Zukunft mit ihren Fragen und Geschäften ihn in Fesseln halte; eine prinzipielle, sektenhafte Forderung nach dem Ausschalten der Sorge um das Morgen hat er nicht gekannt.

Wohl aber bleibt bei ihm der wirtschaftliche Zweck des Berufs, der Erwerb, fast unberücksichtigt. „Seneca und die Natur lehren dich, daß der Mensch nur weniges bedarf,“ schreibt er schon in einem Brief aus dem Jahre 1337. *(Lettere* I 407.) Und immer wieder wird es wiederholt: die menschliche Natur ist mit wenigem zufrieden, nur dieses gilt es zu erwerben und hiezu bedarf es nur einer kleinen Kunstfertigkeit von Hand oder Zunge, artificio di mano o di lingua. *(Rimedii* II 9.) Die kirchlich anerkannte ständische Abstufung der Lebensordnung, die hernach auch ein Savonarola ausdrücklich vertreten sollte, findet bei Petrarca keine Erwähnung, obwohl Berufsgliederung an sich auch von ihm anerkannt wurde; die Lehre Augustins ersteht bei ihm wieder und so gilt, verbindlich für alle: wahrhaft notwendig ist nichts, das zum rechtmäßigen Leben irgend entbehrlich ist. Petrarca's prinzipielle Forderung nähert sich der rigorosen Armutslehre, die in seinem Jahrhundert Häresie geworden war. Im Alter freilich stellt eine Berufung auf Cicero und Seneca ausdrücklich fest, daß auch der Rechtschaffene, selbst der Philosoph in den Grenzen der weltlichen Rechtlichkeit seine Glücksgüter vermehren dürfe: wobei aber weniger an einen mühevollen Erwerb als an ein accogliere con lieta fronte, ein Annehmen dargebotener Gottesgaben mit heiterer Stirn, gedacht zu werden scheint. *(Seniles* II 2, 98, 101; VI 7, 343.) Damit stimmt die Grundhaltung zum Erwerb überein, und diese liegt wohl auch als eigentlicher Sinn der öfters aufgeworfenen Frage, ob Geld ein Gut sei, zugrunde: nicht auf den Erwerb, auf den Verbrauch kommt es an; der Geiz, die Avaritia ist dem wirtschaftlichen Wohlverhalten feindlicher als die cupiditas. Petrarca's Parabel glaubt eine soziale Lösung zu geben, wenn sie erklärt, es sei völlig dasselbe, ob der „Steinreiche“ Gold oder Steine in seinen Truhen verwahre. *(Rimedii* II 13.) Die Verwendung ist das Eigentliche, sie ist der Prüfstein. Hier wird es klar, daß vom Individualismus Petrarca's, von seiner nur mit dem Individuum befaßten Lebensanschauung kein Weg zum Kapitalismus führt. Geld, wirtschaftlicher Wert soll nicht Bestand haben, um nicht neue Bedürfnisse des Menschen wachzurufen; es soll verbraucht werden, soll dem augenblicklichen Bedarf nach dem Notwendigsten genügen. Weise ist der, der das Geld besonnen

verachtet; Herr seines Geldes, der es zum gegenwärtigen Nutzen, vor allem zum ehrenvollen ausgibt. An diesem wird im Wirtschaftsleben der Mensch erkannt und gewertet: an der Art seines Güterverbrauchs, und daran, daß ihm wirtschaftliche Fragen überhaupt nur ein mäßiges Sorgen zu verursachen vermögen. Auch in diese Verhältnisse greifen Petrarca's von ihm stets festgehaltene Erwägungen über die Mediocritas als die beste Lebenslage ein. Vor die ausdrückliche Entscheidung zwischen den zwei Extremen gestellt, bekennt er allerdings in einem Altersbrief, daß er eher als die Armut den Reichtum wählen würde: auch da ist an die Lebenslage, nicht an eine wirtschaftliche Tätigkeit gedacht[14]). Denn in den zahlreichen Stellen, die die Verachtung des Reichtums verkünden, wirkt vor allem eben der auch in der Kirchenlehre so wichtige Gedanke der menschlichen Einengung und Befangenheit durch die besonders für den Erwerb des Reichtums notwendigen Sorgen. So sehr gilt Petrarca diese Gefahr als die dem Menschenschicksal eigentlich drohende, daß er den Wert des Reichen, der innerlich frei zu bleiben vermag, wieder über den des Armen stellt: denn „es bringt mehr Ruhm, den anwesenden Feind niederzuwerfen, als dem heranziehenden auszuweichen". *(Familiares* XIV 275.) Derjenige aber, der nach Reichtum strebt, der ihn erwerben will, ist mit dem Grundmakel behaftet, den Petrarca mehr als alles andere zu meiden sucht: er wird abhängig, abhängig vom Geschick, vom Zufall; er verkehrt den Sinn des wirtschaftlichen Gutes, den Menschen Unabhängigkeit zu bieten, in sein Gegenteil. Wohl hat Petrarca Augustin es aussprechen lassen, daß Unabhängigkeit wider die menschliche Natur sei und hat dieses Urteil nicht widerlegt und in seiner Innerweltlichkeit trotz der Lehre der Stoa nicht zu widerlegen gewußt; sein Wille aber blieb nicht minder auf dies Eine gerichtet, das er, der große Einzelne, der Außenwelt abringen wollte: von ihr frei und unbeeinflußt zu sein. Daß eben dieses Streben im Leben zum Kompromisse oder zur Selbstverleugnung führte, hat Bedeutung für die Beurteilung von Petrarca's Charakter wie für die seiner Zeit; nur in dieser Verblassung mehr vermochte sie diese Idee zu ertragen, die die Spätstoa heraufgeführt hatte und die in die innerweltlichen Lehren des Christentums ohne Schwierigkeit eingegangen war.

---

[14]) *Seniles* II 2 100. Auch Gespräch 52 ist nicht armutfreundlich. Hingegen verweist *Rimedii* II 9 auf Christi vorbildliche Armut. Vgl. auch II 13.

Manzoni

Von Franz Arens (München)

Es ist wohl nicht zu viel gesagt, wenn man behauptet, daß Alessandro Manzoni bis in die allerjüngste Zeit selbst zünftigen Literaturfreunden diesseits der Alpen nur eben als der Autor eines von Goethe gelobten historischen Romans bekannt war, in dem sich der von Walter Scott angehobene literarische Typ mit der ruhevollen Klarheit südlichen Blicks zu einer Art romantischer Klassik verbunden hatte. Da nun das Erscheinen dieses Romans und dieses Goethesche Lob schon ein Jahrhundert weit von uns abliegen, werden wohl nicht wenige erstaunt gewesen sein, im Frühjahr 1923 aus den Pressenotizen über die fünfzigste Wiederkehr von Manzonis Todestag zu erfahren, daß dieser Liebling des alten Goethe noch den Siebzigerkrieg und den Einzug der Garibaldianer in Rom miterlebt hat. Unwillkürlich mußte der Nachdenkliche sich die Frage vorlegen, was denn einer, der schon zu Goethes Zeiten längst ein reifer und berühmter Mann gewesen, in den vier Dezennien seiner nachgoethischen Existenz mit seinem Leben noch weiter begonnen, auf welchem Felde der von höchster Instanz unter die Höchstbegabten Eingereihte seine Produktivität fernerhin ausgewirkt haben mochte. Wenn also in unseren harten Tagen ein deutscher Verlag den Mut gefunden hat*), das Lebenswerk des Italieners in seiner vollen Weite vor den Lesern deutscher Zunge zu entrollen, so bedeutet das mehr als bloße pietätvolle Ehrung eines Großen der Vergangenheit, auch mehr noch als die Huldigung deutscher Katholiken vor einem der edelsten Vertreter des katholischen Gedankens: diese erste deutsche Manzoni-Gesamtausgabe bedeutet zugleich einen Weg zu jener Klärung, die unseren bisher in ganz rudimentären Stadien verbliebenen Vorstellungen über Alessandro Manzoni dringend not tut. Denn ein in den Vorschauern der großen Revolution geborener Italiener, der ein Leben von weit mehr als achtzigjähriger Dauer, ein Leben unter den glückhaftesten äußeren Umständen und, frei jeder unmusischen Pflicht, in voller geistiger Frische erst unter dem Szepter des nationalen Einheitskönigtums beschloß, kann doch nachgerade wohl seine geistige Persönlichkeit nicht in einem einzigen Werk noch so edlen Gehalts erschöpft haben, und gegebenenfalls müßte eben sein Schweigen immer noch mehr zu besagen haben als die Vielschreiberei der Vielzuvielen.

---

*) Gesamtausgabe in zehn Bänden. Theatiner-Verlag, München. (Erschienen Bd. II, III: Die Verlobten, übersetzt von Johanna Schuchter; Bd. V: Philos.-ästhet. Schriften, Bd. VI: Betrachtungen über die katholische Moral, übersetzt von Franz Arens.)

Der Weg von dem mehr oder minder bekannten Verfasser der „Verlobten“ zu dem gesamten Schaffen, der gesamten Persönlichkeit Alessandro Manzonis muß denn erst gegangen werden; der Deutsche zumal wird sich einen Begriff von dieser prominentesten Gestalt der neueren italienischen Geistesgeschichte erst zu bilden haben. Einen bescheidenen Beitrag zu dem damit gestellten psychologisch-geistesgeschichtlichen Problem möchte ich in diesen gedrängten Zeilen zu bieten versuchen.

Manzonis eigentlich dichterische Produktion umfaßt neben den „Promessi Sposi“ nur noch zwei historische Dramen und eine Reihe lyrischer Dichtungen, die übrigens allesamt kaum ein schmales Bändchen füllen. Zum Dramatiker fehlt ihm trotz Shakespearescher Szenenfülle der leidenschaftliche Rhythmus — mit Einzelschönheiten sind seine beiden Tragödien („Adelgis“ und „Der Graf von Carmagnola“) freilich reich bedacht, Schönheiten epischer und lyrischer Art. Denn der große Epiker war ja zugleich ein gefühls- und formstarker Lyriker: vermied er auch aus wunderlichen — ein wenig rationalistisch anmutenden — Moralbedenken heraus, nicht allein hierin unserem Adalbert Stifter verwandt, aufs Peinlichste jegliche Anspielung auf das erotische Gefühl (wohl mit eine Ursache für die geringe Anzahl seiner lyrischen Dichtungen), so gehört er doch sicherlich zu den stärksten Begabungen odisch-hymnischer Richtung und findet vor allem in der dichterischen Auswertung des konkreten Kirchenglaubens kaum seinesgleichen unter den Poeten neuerer Zeit. Übrigens sind alle diese Versdichtungen Manzonis, von ganz geringfügigen Ausnahmen abgesehen, noch älteren Datums als die „Verlobten“, vertragen auch in höherem Grade als der Roman und die anderen Werke des Lombarden eine glatte Einordnung in die literarische Richtung ihrer Entstehungsepoche: hier zeigt sich Manzoni tatsächlich in mancher Beziehung als echter „Romantiker“.

All das bestärkt die Verantwortung, die sich schon beim ersten Blick auf des Dichters Lebensdaten aufdrängt: daß Manzonis poetische Produktion, die zur Not zwei knappe Jahrzehnte umfaßt, ebenso, wie sie, biographisch genommen, nur eine Enklave innerhalb seines langen Lebens darstellt, auch im geistigen Sinne keineswegs das gesamte Wesen des Mannes zu erschöpfen und auszudeuten imstande ist. Die Beschäftigung mit Manzoni als Dichter muß ihre notwendige Ergänzung finden in der Beschäftigung mit dem Denker und Privatmenschen: das Material dazu aber geben uns seine theoretischen Schriften und sein Briefwechsel an die Hand, die es nun im Rahmen der ersten deutschen Gesamtausgabe zu erschließen gilt.

Zwei Dinge werden es vor allem gewesen sein, die Manzonis dichterisches Schaffen so frühzeitig endigen ließen: das Stillerwerden einer an und

für sich nicht eben explosiven, dazu noch allen Zwangs zur Berufsschriftstellerei ledigen Persönlichkeit und das Überhandnehmen seiner selbstkritischen Neigung. Es hälfe nicht viel, diesem Phänomen nachzutrauern, zumal sich in einer beständigen Verfeinerung und Klärung der Worte und Gedanken, einer Vertiefung loyalster und ehrlichster Kritik entsprechende Gegenwerte für den Ausfall an unmittelbarer literarischer Produktivität feststellen lassen.

Abkomme einer Familie des lombardischen Landadels und durch das Testament eines Freundes seiner Mutter selbst zum sorgenfreien Grundherrn im Mailändischen geworden, neigte der Dichter wohl von Haus aus dazu, im römischen Sinne „otium cum dignitate" zu pflegen, jene Art produktiver Muße, die, recht verstanden, einen sehr bedeutenden Einsatz von Persönlichkeit, eine sehr starke Anspannung von Geisteskraft erfordert. Er verstand sich auf Landbau und Gartenkultur, führte ein inniges Familienleben, nahm es sehr ernst mit seinen religiösen Pflichten, stand in innigem mündlichem und schriftlichem Verkehr mit ihm kongenialen Menschen — und seine Briefe, die oft regelrechte philosophisch-theologisch-ästhetische Abhandlungen miteinschlossen, waren so recht Früchte einer besinnlichen Existenz. Ähnlich stand es mit seiner Lektüre: was nur irgendwie Lesenswertes im Bereich der Geisteswissenschaften herauskam (das Französische verstand und schrieb er wie seine Muttersprache), las der Schloßherr von Brusuglio, las und überdachte es so gründlich, daß zumindest in den Bänden seiner Bibliothek selbst ausführliche Auseinandersetzungen mit den verschiedenen Autoren eingetragen sind, wenn anders solche nicht zu ausgewachsenen Lob- und Streitschriften gediehen, die freilich des Schreibenden unbarmherzige Selbstgerechtigkeit nur selten zu seinen Lebzeiten das Licht der Öffentlichkeit erblicken ließ. Dazu fehlte es an äußeren Stimulantien fast gänzlich: seine Frau war jung von ihm gegangen; die Zeitgeschichte, die seine Jugend dramatisch-bewegt umrauscht hatte, war alsbald in stillere Bahnen eingelenkt; seine Seele hatte frühzeitig Frieden und Genügen in Christo gefunden, und weder materielle Notwendigkeit noch heftige Ehrbegierde drängte ihn dazu, seinen rasch erlangten Ruhm zu gehäufteren und eklatanteren literarischen Erfolgen auszunutzen.

Dazu kam dann endlich noch der unbeugsame Erkenntnis- und Gerechtigkeitswille, der ihn zum unnachsichtigsten Zensor seines eigenen Schaffens werden ließ. Wie gering ist die Anzahl der Schriften, die er der Publizität würdig erachtete, wie ungeheuer die Zahl der Analekten und provisorischen Fassungen nicht allein bei den von ihm endlich doch noch in den Druck gegebenen Werken, sondern auch bei denjenigen, die er zeitlebens in Schubfächern verwahrt hielt, wenn nicht etwa der indiskrete Eifer seiner Bewun-

erer ihm das eine oder andere vorzeitig abzulisten wußte! Mit welcher
artnäckigkeit war er doch beflissen, selbst das ruhmgekrönte Werk seiner
annesreife, die „Promessi sposi", nicht allein von jedem „Überfluß" an
otischen Wendungen zu säubern, sondern auch sein sprachliches Gewand
ı Sinne einer gründlichen Toskanisierung umzuarbeiten (diesem Bestreben,
em eine Reihe theoretischer Untersuchungen über die italienische Sprache
ı besonderen, die Sprache im allgemeinen parallel lief, widmete der Dichter
ne Reihe von Jahren und eine Menge von Korrespondenzen). Und vollends
ird man wohl im Bereich der Literaturgeschichte nicht so leicht einen
utor finden, der die gesamte Kunstgattung, in der er seine größten Erfolge
zielt hat, in ähnlicher Weise ästhetisch totgesagt hätte, wie dies Manzoni
ı seiner Schrift über den historischen Roman getan hat. Kein Wunder,
aß ein solcher Grad von Selbstkritik dem Dichter die Lust am poetischen
chaffen mit der Zeit abgeschnürt hat!

Die theoretischen Arbeiten Manzonis, denen der Autor der „Verlobten"
n Gutteil seiner jüngeren Jahre und die langen Dezennien seiner späteren
eriode widmete, gehen alle Wissensgebiete an, in denen Wort und Geist den
usschlag geben: er hat über philosophische und theologische, politische
nd soziale Dinge, über historische und philologische Probleme, selbst über
ragen der praktischen Jurisprudenz geschrieben, als Ästhetiker aber hat
: sich streng auf das Gebiet der Politik beschränkt, der bildenden Kunst
nd Musik — auch dies wohl eine Auswirkung seiner Überbescheidenheit —
icht mit der leisesten Anspielung gedenkend, trotzdem der Sänger der
eligiösen Hymnen gewiß kein unmusikalischer Mensch sein konnte und so
ıanche Landschaftsstimmungen der „Promessi sposi" die Schärfe und Fein-
eit seines Auges deutlich genug erweisen.

Viele von diesen seinen Arbeiten mußten ebenfalls erst sozusagen gegen
es Verstorbenen Willen aus Manzonis Nachlaß herausgegraben werden —
arunter die in den fertig gewordenen Partien gewiß nicht unausgegorene,
ondern eher zu einer Art milder Überreife gediehene Schrift über die fran-
ösische Revolution, die zum Teil sehr schönen apologetischen Fragmente,
us denen ursprünglich ein zweiter Teil der „Betrachtungen über die katho-
sche Moral" hätte entstehen sollen, der lange Brief an Cousin über Spon-
aneität und Reflexion, die in doppelter Fassung vorliegenden Kapitel seines
prachphilosophischen Hauptwerks. Und, wenn man sieht, wie ein groß-
ngelegter Plan, das System der Rosminianischen Philosophie in zwölf Dia-
ogen zu behandeln, trotzdem an die einzig vollendete dieser Arbeiten, den
uch technisch wundervoll gelungenen Dialog über die „Erfindung", sich
icht einmal des Autors hypertrophische Selbstkritik heranwagte, offenbar
inzig wegen etlicher sachlicher Einwände in Nichts zerging, die der ver-

ehrte Freund und Meister gegen den prächtigen Entwurf zum zweiten dieser Dialoge erhoben hatte, dann muß man eben doch wieder mit einiger Melancholie die Mimosenhaftigkeit feststellen, die Manzoni in allem auszeichnete, wo seine eigene Person, seine eigenen Arbeiten in Frage kamen.

Freilich ging dieser Strenge gegen sich selbst eine unerbittliche Strenge gegen andere Hand in Hand, sobald sich Anlaß bot, den Maßstab von Gut und Böse, Gerechtigkeit und Ungerechtigkeit anzulegen. Von diesem Standpunkt aus sagt er nicht allein den Gegnern und Verleumdern der ihm teuren kirchlichen Morallehre, sondern auch denjenigen kirchlichen Dignitären bei aller Urbanität der Form sehr scharfe Wahrheiten, die, die Höhe ihrer Sendung verkennend, sich nicht scheuten, mit dem groben Geschütz der physischen Macht gegen Andersdenkende aufzufahren. Und von diesem gleichen Standpunkt aus sind auch seine historischen Arbeiten konstruiert: Was er in der Geschichte sucht, sind stets individuelle Verantwortlichkeiten, mag es sich nun um einen Mailändischen Justizmord des 17. Jahrhunderts oder um die Anfänge der französischen Revolution handeln.

Diese indeterministische Grundanschauung ist zum Teil christliches katholisches Erbe, zugleich aber klingt darin wohl auch der juristisch-ethisch gerichtete Römergeist unbewußt mit fort. Diese doppelte Verbundenheit mit dem Christentum auf der einen, der Antike auf der anderen Seite ist überhaupt bestimmend für Manzonis geistesgeschichtliche Rolle; sie bringt jene zuguterletzt auch noch durch Wesenszüge des 19. Jahrhundert-Menschen bereicherte Komplexität seines Wesens zustande, in der das ewige Ungenügen des Mannes an seinem eigenen Schaffen vielleicht zum Teil seine tiefere Begründung findet.

Von einzelnen unmittelbaren Berührungen (z. B. in der Chorlyrik der Tragödien, in der Ideenlehre des Dialogs über die Erfindung) ganz abgesehen, erweist schon die Klarheit, Wohlabgewogenheit und Plastik seiner Worte und Bilder den unmittelbar fortwirkenden Einfluß der antiken Kultur; in diesem Zusammenhang berührt denn Manzonis ärgerliches Eifern wider die dichterische Verwendung der griechischen Mythologie ganz ähnlich wie etwa die Empörung Nietzsches über alles Christliche . . . das diesem selbst — Ernst Bertram hat das wunderschön erwiesen — doch irgendwie zutiefst noch im Blute lag.

Damit soll natürlich keinerlei Zweifel an der Echtheit und Tiefe des christlich-katholischen Gefühls bei dem lombardischen Dichter erhoben werden, das vielmehr bei dem aus vornehm-bodenständiger, konservativer Tradition Stammenden nach einem ganz kurzen und oberflächlichen Abstecher ins Aufklärerisch-Pariserische sehr bald mit freudiger Kraft hervorbrach. Nur ist freilich Manzonis Katholizismus nicht jene für deutsche Begriffe typische

›mantische Religiosität, die, selten ganz frei von Zügen einer raffinierten
ivilisationsmüdigkeit und eines genießerischen Ästhetizismus, sich so gern
.it allem Bunt-Volksmäßigen, allem historisch Gewordenen an sich, allem
rimitiv-Geheimnisvollen verbindet. Es ist vielmehr ein heller, verstandes-
arer, rationaler Katholizismus, der, unmittelbar anknüpfend an jene klassi-
he Form, wie sie ihm das Tridentinum und zumal das Jahrhundert Lud-
igs XIV. gab, sich, wenn schon nicht dem Inhalt (es gibt keinen lebhafteren
egner des angelsächsischen Utilitarismus, als es Manzoni war!), so doch
er äußeren Gestaltung nach bis zu einem gewissen Grade mit dem Wesen
es Zeitalters verträgt, aus dem Manzonis Jugend erwachsen war: des Zeit-
.ters der rationalistischen Aufklärung. In seiner Person erweist sich die
raft der klassischen Grundströmung, die über alle Gegensätze der Gedan-
eninhalte hinüber die romanische Renaissance mit der romanischen Auf-
ärungsepoche verbindet und diesen „Romantiker" gerade mit den deut-
hen Nachfolgern der Antike so gute Nachbarschaft halten läßt.

Als „Romantiker" hat sich Manzoni selbst in der Tat (dafür legt seine
gene Schrift über die Romantik Zeugnis ab) nur als Gegner solcher Dinge
efühlt, die auch unsere Weimarer Klassiker längst verworfen oder doch
evidiert hatten, vor allem anderen als Gegner der pseudo-aristotelischen
egeln, in deren Bekämpfung der überzeugte Katholik auch mit den deutsch-
rotestantischen Aufklärern gern zusammen ging; sein antimythologischer
ifer allein stempelt ihn jedenfalls noch lange nicht zu dem, was wir unter
nem Romantiker zu verstehen pflegen: ist er doch von formverachtendem
ıdividualismus und auflösender Ironie ebenso weit entfernt wie von wei-
ıem Schwärmertum. Sein Wesen bleibt vielmehr in der Gesamtlinie dessen,
'as wir zu Eingang dieser Betrachtungen an seinen „Verlobten" festgestellt
aben: einer Art von romantisch imprägniertem Klassizismus, dessen schein-
arer innerer Widerspruch sich auflöst in der Erkenntnis der das 17. und
3. Jahrhundert überspannenden, ja noch bis in das 19. Jahrhundert hinüber-
eichenden Renaissanceepigonenschaft der romanischen Kulturen, deren
.naloga wir im Norden höchstens auf dem Gebiete der bildenden Kunst
nden können.

Als Mensch des neunzehnten Säculums endlich erweist sich der Lom-
arde vor allem in seiner strengen Bindung an die historische Wahrheit;
ein Nationalismus dagegen ähnelt im Ganzen Großen mehr einer theo-
etisch-moralisch gefärbten Überzeugung vom Selbstbestimmungsrecht der
ölker als dem umfassenden Gefühlskomplex, welchen das 19. Jahrhundert
us dem nationalen Moment entwickelt hat; seine Ausführungen über
Iationaleitelkeit, Völkerhaß usw. tragen noch ganz das Gepräge jenes
Iumanitätsideals, wie es dem 18. Jahrhundert eigentümlich gewesen war.

Auch Manzonis Tyrannenhaß und Freiheitslehre haben Züge jenes Zeitalters; diese demokratischen Tendenzen vertragen sich übrigens ebensowohl wie etwa bei den liberalen Ratgebern Ludwigs XVI. mit einer traditionalistischen Grundanlage, die eine Revolution nur als äußerstes Verzweiflungsmittel zur Erreichung eines unbedingt guten, auf keinem anderen Wege erreichbaren Zieles gelten ließ. Dem Risorgimento seines eigenen Volkes gestand er freilich (zum Unterschied von der großen französischen Revolution) die Erfüllung dieser Voraussetzungen zu.

Daß der von fascistischen Machtorgien und pathetischer Lauheit so weit entfernte lombardische Edelmann auch heute noch bei diesen seinen Volksgenossen in höchsten Ehren steht, beweist im übrigen, daß solch klare, bildkräftige, gutherzige, vornehm-maßvolle, humorvoll-verständige Art, wie sie Manzoni als Dichter, Denker und Mensch bewährt hat, immer noch als „Italianità" im besten Sinne gelten darf. Als einer der hervorragendsten Italiener, einer der universalsten und klarsten Verfechter des katholischen Gedankens wird dieser schrankenlos Gerechte wohl auch von denen anerkannt werden müssen, die für seine Genauigkeit, Vernünftigkeit, Sanftmut und Traditionsliebe keinen Sinn haben; im übrigen ist aber die scheinbar so einfach-geruhige Gestalt Manzonis eine dermaßen komplexe, daß man aus den allerverschiedensten Lagen Brücken zu intuitiv-freudiger Bejahung seiner Art schlagen kann: der typische Verstandesmensch wie der typisch religiöse Mensch, der Klassizist wie der Romantiker, der Nationalist wie der Internationalist, der philosophisch-abstrakt wie der historisch-konkret Gerichtete werden irgendetwas von dem reichen Wesen und Schaffen des Mannes zu lieben im Stande sein, der, zugleich ein Adept der Aufklärung und ein frommer Katholik, zugleich italienischer Patriot und Weltbürger, zugleich Erbe des christlichen Mittelalters wie der Antike, alle diese Gegensätze zu einer lebens- und schönheitsvollen Einheit zu verschmelzen vermochte im Zeichen jener Mittelmeerkultur, die der europäischen Geistesgeschichte von der Renaissance bis zur Aufklärung hin eine gewisse Kontinuität der Denkform wahrt und noch die Lateiner (nicht etwa Kelten!) des 19. und 20. Jahrhunderts über Romantik und Nationalismus hinüber in manchem Belang als Nachfahren der antiken Welt erscheinen läßt. Daß jenes Problematische, das die Unrast unserer Zeit so gern als Kriterium des historisch oder ästhetisch „Interessanten" ansieht, bei Manzoni weniger in seinen fertigen Werken als in seiner Arbeitsweise, weniger in seinen Schöpfungen als in seiner Persönlichkeit steckt, wird ihm sicherlich niemand als Minderwertigkeit auslegen wollen, der ahnt, welch hohe Bewandtnis es mit einer letzten geistigen Schamhaftigkeit gerade bei den größten unter den Völkern und Menschen allzeit gehabt hat.

Die Zonenfrage

Von Hans W e h b e r g (Berlin)

Der Konflikt zwischen Frankreich und der Schweiz betreffend die freien Zonen von Savoyen, der seit beinahe fünf Jahren die Diplomatie beschäftigt, ist in n akutes Stadium getreten, seit am 12. Oktober 1923 das amtliche Publikations-gan der französischen Republik, das „Journal officiel“, ein Dekret veröffentlichte, onach fortan die französische Zoll- und politische Grenze zwischen Savoyen d der Schweiz zusammenfallen soll. In der Schweiz ist man über das fran-sische Vorgehen sehr erregt und erblickt darin eine Verletzung des Völker-chts. Angesichts dieser Zuspitzung des Streites taucht die Frage auf, ob es h in der Tat französischerseits um einen klaren Bruch des Rechts handelt oder das Vorgehen Frankreichs nicht viel eher, wie bei zahlreichen anderen inter-tionalen Streitfällen, auf eine verschiedene Interpretation internationaler Be-mmungen zurückzuführen ist.

Die Entstehung der freien Zonen geht auf die Zeit des Wiener Kongresses rück. Damals wurden die sogenannten „kleinen Zonen“, nämlich die Zone n Gex und die sardinische Zone geschaffen, die einen schmalen Streifen im orden und Süden von Genf darstellen. Der Zweck der Zonen bestand darin, r Stadt Genf ein geeignetes Hinterland zu geben. War doch einerseits zur eit, als die Stadt in die schweizerische Eidgenossenschaft eintrat, Genf noch rch die Enklave von Versoix von der übrigen Schweiz getrennt, und anderer-its durch lange Traditionen mit Savoyen verbunden. So kam man auf dem iener Kongresse zur Schaffung der kleinen Zonen und behielt sie auch bei, owohl im zweiten Pariser Frieden Versoix an die Eidgenossenschaft fiel und folgedessen Genf mit der übrigen Schweiz ein einheitliches Wirtschaftsgebiet ldete. In dem Pariser Vertrage vom 20. November 1815 und in dem schweize-sch-sardinischen Turiner Vertrage vom 16. März 1816 erhielt das Projekt der eien Zonen die rechtliche Natur des verbindlichen Staatsvertrages. Seitdem ruhen die freien Zonen auf internationalen Verträgen und können nur durch nen völkerrechtlichen Vertrag, der die Zustimmung aller Beteiligten findet, ieder beseitigt werden.

Wesentlich anders dagegen ist die Rechtslage der sogenannten „großen one“, die eine bedeutende Erweiterung der sardinischen Zone darstellt und von r französischen Regierung einseitig, nämlich, vor dem bekannten Plebiszite läßlich der Annexion von Savoyen im Jahre 1860, versprochen worden ist. ie Bewilligung dieser Zone hing einmal damit zusammen, daß man die Bevöl-rung Savoyens für Frankreich gewinnen wollte, indem man ihr besondere orteile für den Fall des Anschlusses an Frankreich versprach; andererseits ielte dabei die damalige Vorliebe der französischen Regierung für den Frei-andel eine große Rolle. Erklärte doch zu jener Zeit der französische Staats-ann Rouher: „Que toute la Savoie soit franche si elle y tient; nous sommes bre-échangistes, et la France entière ne sera bientôt qu’une zone franche“. s ist klar, daß Frankreich, das diese Zone durch einseitigen Akt geschaffen hat,

vom völkerrechtlichen Gesichtspunkte aus jederzeit zur Beseitigung dieser Zone berechtigt ist, es sei denn, man wollte annehmen, es habe sich anläßlich der Verhandlungen von 1919 der Schweiz gegenüber verpflichtet, die Zone vor einem neuen Abkommen mit der Schweiz nicht zu beseitigen. Jedenfalls ist die moralische Verpflichtung, die etwa Frankreich der Bevölkerung von Savoyen gegenüber hat, eine rein innerpolitische Angelegenheit.

Bemerkenswert ist nun, daß im Jahre 1849 von der Eidgenossenschaft die Zolllinie mit der politischen Grenze zusammengelegt worden ist, so daß fortan die aus der freien Zone Savoyens nach Genf eingeführten Waren nicht mehr grundsätzlich zollfrei waren, sondern der schweizerischen Zollregelung unterstanden, wobei freilich der Eigenart der Zonen Rechnung getragen wurde. Immerhin war dadurch, im Gegensatz zu früher, ein Zustand geschaffen, daß wohl aus Genf nach der freien Zone Waren frei eingeführt werden konnten, nicht aber auch umgekehrt von der freien Zone nach Genf.

Durch einen Vertrag vom 14. Juni 1881 zwischen Frankreich und der Schweiz wurden die Bedingungen des Güteraustausches zwischen Genf und den freien Zonen eingehend geregelt.

Die französische Regierung wünschte nun schon mehrere Jahre vor dem Weltkriege die Beseitigung der freien Zonen, da sie diese als ein Überbleibsel aus alter Zeit betrachtete und mit der Durchbrechung der Einheit des französischen Zollsystems durch diese Zonen nicht einverstanden war. Die Bewohner der freien Zonen selbst waren über die Notwendigkeit der Zonen verschiedener Auffassung, je nach den speziellen Interessen des Kleinhandels, der Großindustrie, der Landwirtschaft usw.

Jedenfalls kündigte Frankreich Ende 1918 den Vertrag vom 14. Juni 1881. Dadurch war an sich das System der freien Zonen noch nicht in Frage gestellt. Bei den Friedensverhandlungen erreichte Frankreich jedoch, daß die Regelung dreier Probleme mit einander verbunden wurde: 1. des Fortbestandes der schweizerischen Neutralität trotz Art. 16 der Völkerbundakte, 2. der Beseitigung der Neutralität Savoyens, auch einer Schöpfung des Wiener Kongresses, und 3. der Beseitigung beziehungsweise des Fortbestandes der freien Zonen von Hochsavoyen.

Frankreich setzte bei den Versailler Friedensverhandlungen durch, daß in den Friedensvertrag ein Art. 435 aufgenommen wurde, worin es u. a. hieß: „Desgleichen anerkennen die hohen vertragschließenden Parteien, daß die Bestimmungen der Verträge von 1815 und der anderen ergänzenden Akte betreffend die freien Zonen Hochsavoyens und des Pays de Gex den heutigen Verhältnissen nicht mehr entsprechen, und daß es Frankreich und der Schweiz überlassen wird, unter sich in beiderseitigem Einverständnisse die Verhältnisse dieser Gebiete in der ihnen gut scheinenden Weise zu ordnen.“

Gleichzeitig holte Frankreich die Zustimmung derjenigen Signatarmächte der Wiener Schlußakte, die keine Vertragsparteien des Versailler Friedens waren, nämlich Spaniens und Schwedens, ein und richtete an die Schweiz die Anfrage, ob sie dem Art. 435 zustimme.

Die Eidgenossenschaft gab ihre Zustimmung zu Art. 435 nur unter mehreren Vorbehalten, insbesondere dazu, daß „die Bestimmungen der Verträge von

115 und der anderen Ergänzungsakte betreffend die freien Zonen nicht mehr
n gegenwärtigen Umständen entsprechen". Der Bundesrat betonte insbesondere,
könne sich nicht der Unterdrückung einer Einrichtung anschließen, welche das
el verfolge, benachbarten Gebieten den Vorteil einer besonderen, ihrer geo-
aphischen und wirtschaftlichen Lage angepaßten und erprobten Rechtslage
sichern; es könne sich nicht um eine Abänderung des Zollsystems handeln,
ndern allein darum, die Art und Weise des Güteraustausches zwischen Genf
d den freien Zonen in einer den jetzigen wirtschaftlichen Bedingungen besser
gepaßten Form zu regeln. Auch hob er hervor, daß die freie Zone solange
Kraft bleiben müßte, bis eine neue Abmachung zwischen den Parteien ge-
ffen sei.

Auf diese Erklärung der Schweiz vom 5. Mai 1919 antwortete Frankreich
n 18. Mai 1919, der Inhalt des Art. 435 sei so klar, daß über seine Tragweite
n Streit nicht entstehen könnte und daß in Zukunft keine andere Macht als
ankreich und die Schweiz an dieser Frage beteiligt sei. Gleichzeitig hob die
nzösische Regierung hervor: „Selbstverständlich darf dies in keiner Weise das
cht Frankreichs berühren, in dieser Gegend seine Zollinie mit seiner politischen
enze zusammenfallen zu lassen, wie dies bei anderen Teilen seiner Landes-
enzen der Fall ist und wie die Schweiz es selbst seit langem mit ihren eigenen
enzen in dieser Gegend getan hat." Auch sprach sie die Erwartung aus, daß
vorläufige Beibehaltung der Rechtsordnung betreffend die freien Zonen keines-
gs eine Verzögerung des von den beiden Regierungen für notwendig erkann-
n neuen Zustandes mit sich bringen dürfe.

Dieser französisch-schweizerische Notenwechsel ist als Anhang dem Art. 435
s Versailler Friedensvertrages beigefügt worden.

Prüft man nun den Art. 435 und die damaligen französisch-schweizerischen
rhandlungen, so ergibt sich, daß über die Abschaffung der freien Zonen eine
nigung zwischen Frankreich und der Schweiz **nicht** zu Stande gekommen
. Die Erklärungen der Parteien sind so verschieden, ja direkt entgegengesetzt,
ß eine Zustimmung der Schweiz zu der Abschaffung der Zonen nicht behauptet
rden kann.

Als daher die Parteien von 1920 an über eine Erneuerung der Rechtsordnung
treffend die freien Zonen berieten, war soviel klar, daß der Art. 435 im Ver-
ltnis zwischen der Schweiz und Frankreich an dem Regime der Verträge von
15 und 1816 nichts geändert hatte und daß die Aufgabe der französischen
plomatie, die Schweiz zur Zustimmung zu Art. 435 zu veranlassen, bei diesen
rhandlungen erst gelöst werden mußte.

In der Tat war es bei den folgenden Verhandlungen Frankreich bereits ge-
ngen, die Zustimmung der schweizerischen Unterhändler zur Beseitigung der
ien Zonen zu erlangen, als neue Komplikationen eintraten.

* * *

Die seit 1920 zwischen der Schweiz und Frankreich über die freien Zonen
chsavoyens geführten Verhandlungen waren äußerst schwierig und wurden
ederholt abgebrochen. Die Situation schien so aussichtslos, daß die Eid-

genossenschaft, unterstützt von der schweizerischen wie der französischen Völkerbundliga, der französischen Regierung die schiedsrichterliche Erledigung de Konfliktes vorschlug. Aber Frankreich lehnte ein solches Anerbieten in eine Note vom 26. März 1921 ab, weil die Frage direkt die Souveränität Frankreich berühre. Endlich aber kam am 7. August 1921 eine „Convention entre la Suiss et la France, réglant les relations de commerce et de bon voisinage entre le anciennes zones franches de la Haute-Savoie et du pays de Gex et les canton suisses limitrophes“ zu Stande. Dieser Vertrag ging von der französischen Auffassung aus, wonach die politische und die Zollgrenze an der Genfer Streck zusammenfallen sollte, und betonte in der Präambel, daß nach Art. 435 de Versailler Vertrages die alten Verträge von 1815 und 1816 nicht mehr den heutigen Verhältnissen entsprächen. Im einzelnen regelte dieser Vertrag die Handels- und Verkehrsbeziehungen zwischen Genf und Savoyen und bestimmte, da Meinungsverschiedenheiten über die Auslegung des Vertrages dem ständige internationalen Gerichtshofe vorgelegt werden sollten. Die schweizerische Bundesversammlung nahm den Vertrag im Februar beziehungsweise März 1922 an und zwar der Ständerat mit 26 gegen 9 und der Nationalrat mit 75 gegen 6 Stimmen. Da jedoch gemäß Art. 89 der schweizerischen Verfassung von meh als 30.000 Schweizer Bürgern der Antrag auf Volksabstimmung gestellt wurde mußte der Vertrag der Abstimmung des schweizerischen Volkes unterworfe werden. Diese Abstimmung fand am 18. Februar 1923 statt. Sie war mit große Leidenschaft von den Gegnern des Vertrages vorbereitet worden. Aus de kleinen ökonomischen Frage war eine große politische Frage des schweizerische Prestiges geworden. Besonders die Gegner des Völkerbundes und des Versaille Vertrages glaubten richtig zu handeln, wenn sie den Art. 435 und den auf ihm beruhenden Vertrag bekämpften. Obwohl einige hoch angesehene Schweize wie Ador an die Spitze eines Ausschusses traten, der die Vorzüge der neuen Vereinbarung hervorhob, und auf die schwierige Lage hinwies, in die die Schwei durch eine Ablehnung des Vertrages kommen würde, wurde die Ratifikation de Vertrages von rund 400.000 gegen 90.000 Stimmen abgelehnt. Von den Stände stimmten 21 dafür und 4 dagegen.

So war die Lage durch die Ablehnung der Konvention von 1921 plötzlich wieder in dasselbe Stadium gekommen wie vor vier Jahren.

Frankreich glaubte nun, alles getan zu haben, was erforderlich sei, um z einer friedlichen Verständigung mit der Eidgenossenschaft zu gelangen. D es sich an die Bestimmungen der Verträge von 1815 und 1816, wie es i der Anlage zu Art. 435 bereits betont, nicht mehr gebunden erachtete, sah e angesichts der Unmöglichkeit einer vertraglichen Lösung, die einzige Rettun in der einseitigen Verlegung der Zollgrenze an die politische Grenze, ein Verfahren, das es schon 1921 angedroht hatte,

Die wichtigste Frage ist nun zunächst die, ob man bei objektiver Prüfun der Sachlage wirklich annehmen kann, daß Frankreich alle Mittel, um zu eine im Einverständnisse mit der Schweiz herbeizuführenden Lösung zu gelanger erschöpft hat. Das wäre nur zu bejahen, wenn die französische Regierung de Schweiz vorher die schiedsrichterliche Austragung des Konfliktes angeboten un die Schweiz dieses Anerbieten zurückgewiesen hätte. In Wahrheit aber ist e gerade umgekehrt die Schweiz, die zu wiederholten Malen und noch Feber 192

neut die französische Republik um die schiedsrichterliche Austragung des Streitlles gebeten hat. Frankreich hat sich im Verlaufe des Konfliktes einmal dahin geußert, daß der Streit die Souveränität Frankreichs berühre. Im Zeitalter des ölkerbundes ist dies kein Grund, ein Schiedsgericht abzulehnen.

Gewiß wird man die französische These (die übrigens im Versailler Friedensertrage die Zustimmung anderer Mächte erhalten hat), daß die freien Zonen emäß den Verträgen von 1815 und 1816 den heutigen Verhältnissen nicht mehr ıtsprächen, für durchaus diskutabel halten. Aber das kann an der fundamentalen atsache nichts ändern, daß, solange die Schweiz ihre formelle Zustimmung zu er Aufhebung der Zonen nicht gegeben hat, Frankreich nicht einseitig dekreeren darf, daß die freien Zonen den heutigen Verhältnissen nicht mehr entrechen.

Man darf nicht außer Acht lassen, daß die Veränderung wesentlicher Umände ein äußerst vager Begriff ist und daß es nicht zur völkerrechtlichen Praxis erden darf, daß diese Klausel von einzelnen Interessenten einseitig ausgelegt ird. Wenn alle Verträge nur gelten sollen mit der „clausula rebus sic stantius", so bedeutet das den Tod jedes Vertragsrechtes. Die Zustimmung der ideren alliierten Mächte im Versailler Friedensvertrage kann an dieser Festellung nichts ändern. Denn dieser Vertrag ist das Ergebnis zahlreicher Komomisse, nicht aber gerichtlicher unparteiischer Nachprüfung. Sehr richtig hat ımmasch in seinem klassischen Werk „Das Völkerrecht nach dem Kriege" 917, S. 152) gesagt: „Solange jeder Staat für sich selbst in seinem Interesse ıd nach seinem Gutdünken über die Subsumtion des konkreten Falles unter die lausel entscheidet, liefert sie den einen Vertragsteil völlig der Willkür des aneren aus." Nur ein internationaler Gerichtshof darf die Frage, ob ein Vertrag ıfolge Veränderung wesentlicher Umstände hinfällig geworden ist, entscheiden, ›lange nicht alle Interessenten zugestimmt haben.

Gerade in Fällen, wo der mächtigere Staat einem schwächeren gegenübereht, sollte vor der Majestät des Rechts ein Versuch, Verträge einseitig aufzuben, nicht unternommen werden. Daher kann man die Hoffnung, daß sich ankreich mit einer Entscheidung der Frage durch den ständigen internatioılen Gerichtshof einverstanden erklärt, nicht aufgeben. Es ist dies die einzig ıögliche Lösung, da Verhandlungen angesichts des Standpunktes Frankreichs ıd des Ergebnisses der schweizerischen Volksabstimmung wenig aussichtsreich scheinen.

Politischer Bericht (Österreich)

Der Berichterstatter über die österreichische Politik ist in einer eigenartigen Lage.

Aus dem Großstaat ist ein Zwergstaat geworden, der mit seinem Vorgänger cht viel mehr als den Namen gemeinsam hat. Sowohl die führenden Kreise e die Bevölkerung haben die Wandlung noch immer nicht begriffen, für die trachtung der Dinge noch nicht die richtige Perspektive gefunden. Man denkt, richt und handelt noch immer so, als wäre man noch jemand. Die notwendige nderung in der Einstellung des Blicks wurde freilich durch das Elend des neuen

Staates, das ihn in den Mittelpunkt des europäischen Interesses rückte, aufgehalten. Mit zunehmender Festigung seiner Lage vermindert sich aber immer mehr die Bedeutung Österreichs als eines europäischen Problems. Um so dringender aber wird die geistige Anpassung seiner Bevölkerung an die geänderten Verhältnisse. Ich habe mir nach dem Zusammenbruche die scherzhafte Bemerkung erlaubt, daß die wichtigste Voraussetzung für die Einrichtung des neuen Staates die Verlegung seiner Hauptstadt von Wien nach Selztal sei. Hiefür war nicht so sehr der Gedanke maßgebend, die Hauptstadt vom äußersten Rande des langgestreckten Staates in seinen Mittelpunkt zu verlegen, als die mit einer solchen Lageveränderung verbundene Veränderung der geistigen Verfassung. Solange der zentrale Verwaltungsapparat im alten Palais mit wohl etwas abgenützter, aber immer noch vorhandener Großstaataufmachung arbeitet, wird er nicht leicht begreifen, daß er nicht viel mehr ist als der Magistrat einer Großstadt (London hat mehr Einwohner als die ganze Republik Österreich). Das gleiche gilt für das Parlament, solange es in dem gleichen Saale tagt wie die Vertreter der acht altösterreichischen Nationen[1]).

Es wird eben bei uns zu wenig begriffen, daß durch die Verkleinerung des Staates die politischen Probleme sich nicht einfach verkleinert haben, sondern ganz andere geworden sind. Ein großer Staat kann politisch schon durch die bloße Tatsache seiner Macht, ein machtloser, armer Kleinstaat aber nur geistig wirken. Auf diesem Gebiete — wir sehen es an der kleinen Schweiz — ist Größe kein ausschlaggebender Faktor im Wettbewerb. Ein Kleinstaat, befreit vom Mißtrauen, nach Machterweiterung zu streben, kann Gedanken aussprechen, die ein Großstaat kaum vertreten kann oder die man ihm zum mindesten nicht glaubt. Wenn Österreich eine Position in der Welt haben will, dann muß es ein Boden sein, auf dem die großen Menschheitsideen eine Pflegestätte finden. Das einzige Gebiet, auf dem das teilweise begriffen wurde und auf dem — wenn auch manchmal in etwas ungeschickter Form — in diesem Sinne gehandelt wird, ist das der Kunst, und zwar auf ihrem engeren Teilgebiete der Musik.

Statt dessen sehen wir die Probleme unseres Staates von Regierung, Parlament und Öffentlichkeit in einer Weise behandelt, die manchmal an Kinder erinnert, die Kanzlei spielen. Nur ein Beispiel. Der Monate währende Streit darüber, ob ein Österreicher seine Leiche einäschern darf, wäre im Großstaat Österreich so etwas wie ein Kulturkampf gewesen, dem das Interesse der europäischen Welt gefolgt wäre. Im österreichischen Zwergstaat wirkt er wie ein Streit in der Kinderstube, denn heute begreift niemand in der großen Welt, daß man sich über die Frage der Leichenverbrennung noch aufregen kann.

Dieser Geistesverfassung gegenüber hat der Berichterstatter, will er nicht ein falsches Bild zeichnen, die Aufgabe, die Dinge in die richtige Perspektive zu rücken. Andererseits kann er an der Tatsache nicht ganz vorbeigehen, daß die Ereignisse eben perspektivisch verschoben gesehen werden und dadurch — wenigstens im Lande selbst — eine Bedeutung gewinnen, so daß ihnen, wenn auch

[1]) Das alte Österreich hatte mit 29 Millionen Einwohner ein Parlament von 516 Abgeordneten, das neue Österreich hat mit 6½ Millionen eines von 165 Abgeordneten. Im Verhältnis zur Bevölkerungsziffer dürfte es höchstens 115 Abgeordnete haben, wobei nicht berücksichtigt ist, daß das alte österreichische Parlament schon eine unverhältnismäßig hohe Abgeordnetenzahl aufwies.

ıicht ihres wirklichen Gewichtes, sondern eben wegen dieser Tatsache, nicht ;anz die Anerkennung versagt werden kann. So läßt es sich nicht umgehen, .uch von Stürmen im Wasserglase zu berichten, denn schließlich kann nicht ge-eugnet werden, daß den Bewohnern des Wasserglases ihre Stürme manchmal benso wichtig sind wie die auf dem Weltmeere.

Seit meinem letzten Berichte[2]) sind außerordentliche Ereignisse nicht ein-;etreten. In der Sanierungsarbeit — bis auf weiteres das österreichische Pro-ılem — sind immerhin Fortschritte erzielt worden. Die Ergebnisse der Gebarung les Jahres 1923 könnnen jetzt überblickt werden. Der für dieses Jahr im Vor-nschlag vorgesehene Abgang von 2300 Milliarden Kronen wird tatsächlich nur ıeiläufig 1600 Milliarden betragen, so daß das Ergebnis um 700 Milliarden ;ünstiger sein wird, als angenommen wurde. Freilich, die vorausgesagten ;chwierigkeiten sind nicht ausgeblieben.

In seinem letzten Berichte an den Völkerbund — umfassend den Zeitraum om 15. November bis 15. Dezember 1923 — weist der Generalkommissär darauf ıin, daß die bisherigen Erfolge hauptsächlich durch Einnahmeerhöhungen und .icht durch entsprechende Ausgabenverminderung erzielt wurden. Die von ihm ;egen diese Methode geltend gemachten Bedenken entbehren nicht der Be-;ründung. Insbesondere macht er darauf aufmerksam, daß die steuermäßige 3elastung — auf den Kopf der Bevölkerung berechnet — gegenwärtig höher sei ls vor dem Kriege, und ein Fortschreiten auf dem Wege der Abgabenerhöhung in dauerndes budgetäres Gleichgewicht gefährde. Der Finanzminister hat zwar ı einer vor Parteigenossen gehaltenen Rede diese Behauptung nicht mit Unrecht ıit dem Hinweise zu widerlegen gesucht, daß der Vergleich der gegenwärtigen Kopfquote mit der im alten Österreich nicht zutreffend sei, weil zum alten Öster-eich auch sehr steuerschwache Gebiete — Dalmatien, Istrien, Galizien, die 3ukowina — gehört haben, die die damalige Kopfquote stark herunterdrücken. Andererseits darf aber nicht vergessen werden, daß die Bevölkerung des heutigen Österreich verarmt und in ihrer Erwerbsfähigkeit gemindert ist, so daß jetzt .uch eine ziffernmäßig niedrigere Kopfquote eine stärkere Belastung bedeuten ann. Im Wesen bleibt die Bemerkung des Generalkommissärs richtig, daß die Ausgleichung des Budgets vorwiegend durch Einnahmeerhöhung große Gefahren ırgt. Hohe Abgabeneinnahmen sind immer unsicher, wenn auch zugegeben verden kann, daß sie, trotz allem, bei uns immer noch steigerungsfähig sind. 3ei der labilen politischen und wirtschaftlichen Lage Europas, die zahlreiche Möglichkeiten für den Ausbruch von Wirtschaftskrisen bietet, und bei der Ab-ıängigkeit der Steuereingänge von der jeweiligen wirtschaftlichen Lage sind Prophezeiungen über ihr Anhalten selbst für kurze Zeiträume nicht möglich. Demgegenüber bedeutet eine Budgetausgleichung durch Ausgabenverminderung ine ungleich größere Sicherheit. Die neuerliche Erhöhung des Defizites der Handelsbilanz läßt diese Erwägungen um so schwerwiegender erscheinen. In-vieweit das Defizit — abgesehen von dem durch den Völkerbundkredit ein-trömenden Kapital — durch unsichtbare Einfuhr gedeckt wird, läßt sich nicht rfassen und daher nicht mit Bestimmtheit behaupten, daß die Erhöhung des Defizites der Handelsbilanz ein ungünstiges Symptom sein muß, denn es ist .enkbar, daß die unsichtbare Einfuhr (Gewinne aus Bank- und Vermittlungs-

[2]) Österreichische Rundschau, Jänner 1924, S. 26 ff.

geschäften usw.) ebenso oder stärker gestiegen ist, wie der Wert der Mehreinfuh von Gütern. Trotzdem aber bleibt das Defizit doch eine Erscheinung, an de man nicht achtlos vorübergehen darf.

Betrachtet man die bisherige Entwicklung der Sanierungsaktion, so tri immer deutlicher zutage, daß ihr Schwergewicht immer mehr wird auf die Au gabenseite verlegt werden müssen. Hier ist es vor allem das Personalerforderni das als schwerste Last auf das Budget drückt. Und wie vorauszusehen wa türmen sich hier die Schwierigkeiten.

Der mechanische Abbau des Personals kann nicht weiter fortgesetzt werde wenn die Verwaltung nicht zum Stillstande kommen soll. Dabei ist der bi herige Abbau weit hinter dem Völkerbundplane zurückgeblieben, nach welche bis zum 1. Januar 1924 75.000 Angestellte hätten abgebaut werden sollen, ta sächlich aber bis 1. Dezember 1923 bloß 53.297 abgebaut wurden. Im Jahr 1924 sollen weitere 75.000 Angestellte abgebaut werden. Jeder Kenner der Ve waltung weiß, daß die Einhaltung dieses Planes ein Ding der Unmöglichke ist, weil, wenn er wirklich durchgeführt würde, es überhaupt keine Verwaltun mehr gäbe. Andererseits ist aber nicht zu bestreiten, daß ein Verwaltung apparat mit einem so zahlreichen Personal, wie wir ihn haben, in keinem Ve hältnis zu den Dimensionen des Staates steht. So scheint hier ein unlösbar Problem vorzuliegen. Des Rätsels Lösung ist, daß unser Verwaltungsappar viel zu kompliziert und unökonomisch arbeitet. Bei seiner gegenwärtigen Ko struktion ist Personal in nennenswertem Umfange nicht mehr zu entbehre Voraussetzung für einen weiteren Abbau ist daher die völlige Umgestaltung d Maschine. Das ist eine Aufgabe, die, wie der Finanzminister mit Recht bemer hat, nicht in einigen Monaten durchführbar ist. Der neue Staat hat einen i Jahrhunderte langer Entwicklung entstandenen Verwaltungsapparat vorgefunde Gesetze und Verordnungen sind auf seine Konstruktion zugeschnitten.

Andererseits hat die sich weiter entwickelnde Rechtsordnung wieder auf d Gestaltung des Verwaltungsapparates gewirkt. Umgestaltung des Apparates set daher auf weiten Gebieten grundlegende Änderungen der Rechtsordnung vo aus. Man kann eine Behörde nicht plötzlich aufheben, wenn ihr von irgen welchen Gesetzen bestimmte Aufgaben zugewiesen sind. Um dies tun zu könne müssen Gesetze geändert und entsprechende Vorsorgen getroffen werden. D Behörden greifen wie Zahnräder einer Maschine ineinander. Die Maschine kan nicht dadurch vereinfacht werden, daß man an verschiedenen Stellen wahll Räder herausreißt. Neben dieser technischen Frage läuft aber eine politisch Veränderungen des Verwaltungsapparates wirken auch auf politische Problem Als Beispiel sei nun auf den Gedanken der Demokratisierung der politischen Ve waltung und auf die überaus kostspielige Doppelverwaltung — Bund und Län der — hingewiesen. Die Vereinigung der politischen Bundesverwaltung und d autonomen Landesverwaltung ist auf dem Papier längst durchgeführt. Die bei umfassende Behörde heißt Landesregierung. Praktisch aber gibt es immer noc zwei Apparate, nur heißt der eine Landesregierung, mittelbare Bundesverwaltun und der andere Landesregierung im selbständigen Wirkungsbereich. Die wirklich Vereinigung erwies sich bisher als undurchführbar, weil die ganze Verwaltung rechtsordnung auf die Teilung zugeschnitten ist und auf vielen Gebieten Staats- un Landesverwaltung wie zwei Parteien einander gegenüberstellt. Vergegenwärti

ıan sich noch die Widerstände, die hier gegen eine Reform auch aus lokalen politichen und persönlichen Interessen in den Ländern erwachsen, so kann man sich ie Schwierigkeiten vorstellen, vor denen eine solche Reform steht, noch dazu ei einer Zentralisierung, die mehr oder weniger von der Gnade der Parteien ebt. Die Lösung des Problems wird davon abhängen, ob die Parteien sich zu iner politischen Reife durchzuringen vermögen, die wenigstens auf diesem Geiete das Staatsinteresse über das Parteiinteresse stellt. So spitzt sich das Saierungsproblem immer mehr zum Problem der inneren Umgestaltung unseres taates zu. Und letzten Endes wird auch hier, wie immer, der Geist entscheiden. eider fehlt es noch an der notwendigen geistigen Vorbereitung unserer Öffentlicheit, trotz mancher gewiß gutgemeinter, aber für diesen Zweck kaum erfolgreicher eden zur geistigen Sanierung. Die westlichen Länder wissen längst, daß für ede größere Aktion einer Regierung eine planmäßige Vorbereitung der Öffentichkeit notwendig ist. Die Technik der Durchführung dieser Methode kann — vie uns ja der Krieg zu unserem Schaden bewiesen hat — so weit ausgebildet verden, daß zum Schlusse die Regierung von der Öffentlichkeit zu dem, was sie un will, geradezu dazu gedrängt wird. Das setzt freilich eine volle Beherrschung ler Methoden in der Behandlung der öffentlichen Meinung voraus, die — aus egreiflichen historischen Gründen — bei uns noch fehlt. Wir werden auch da ıoch viel lernen müssen.

Ein sehr günstiges Bild bietet die Lage unserer Notenbank, was auch der Generalkommissär in seinem Bericht anerkennt. Ihre Devisenreserve sichert ihr lie Beherrschung des Marktes und des Kronenkurses. Hiebei darf freilich nicht vergessen werden, daß trotz ihrer selbständigen Stellung schließlich auch ihr Schicksal vom Schicksal des Staates nicht zu trennen ist, demnach die weitere Entwicklung der Sanierungsaktion auch ihre Interessen aufs tiefste berührt. Jedenfalls vermag sie für absehbare Zeit die Stabilität unserer Währung zu sichern. Unter diesen Verhältnissen stellt sich die von dem gewesenen Finanzminister und Gouverneur der Österreichisch-ungarischen Bank, Dr. Spitzmüller, eingeleitete Debatte über die Frage der Hebung des Kronenkurses als einer jener früher erwähnten Stürme im Wasserglase dar.

Dr. Spitzmüller vertrat die Ansicht, daß die Stabilisierung der Krone im Spätherbst 1922 zu einem höheren Kurse hätte erfolgen sollen als ihr tatsächicher damaliger Kurs war, und daß auch heute noch eine mäßige Hebung des Kronenkurses am Platze wäre.

Betrachtungen über Vergangenes haben, wenn sie nicht als Grundlagen für spätere Erkenntnis notwendig sind — und das ist hier wohl nicht der Fall —, wenig Wert. Deswegen bedarf es hier keiner weiteren Erörterung der pro und contra geltend gemachten Gründe. Nur der mir entscheidend erscheinende Einwand gegen die Ansicht Dr. Spitzmüllers bezüglich des Kronenkurses zur Zeit der Stabilisierung sei erwähnt. Kein Mensch konnte im Oktober 1922 die spätere — vielfach geradezu als Wunder bezeichnete — Entwicklung voraussehen. Zu diesem Zeitpunkte die Krone höher zu stabilisieren als ihr tatsächlicher Kurs war, wäre ein Experiment gewesen, das unterlassen zu haben wohl niemandem als Fehler angerechnet werden kann. Über die Frage, ob der Kronenkurs jetzt zu heben wäre, ist, glaube ich, kaum zu streiten. Was die Wirtschaft braucht, ist Unveränderlichkeit ihres Wertmessers. Wie anderwärtige Erfahrungen bewiesen haben, ruft die Veränderung des Wertmessers nach der positiven

Seite ähnliche Erscheinungen hervor, wie die nach der negativen. Eine in ihren Folgen unabsehbare Erschütterung der Wirtschaft wegen einer relativ geringen Erhöhung des Kronenkurses — und nur um eine solche könnte es sich handeln — zu riskieren, wird kein Notenbankleiter zu befürworten vermögen. Die nun seit eineinhalb Jahren festgehaltene Stabilität unserer Währung ist ein zu kostbarer Besitz, um ihn aufs Spiel zu setzen, besonders in einer Zeit des Schwankens anderer Währungen.

Man könnte als Österreicher geradezu stolz werden, wenn man von den heftigen Ausfällen des „Pesti Hirlap" liest, in denen Österreich der Vorwurf gemacht wird, daß es den Sturz der ungarischen Krone verschuldet habe. In Wien hätten Interessentengruppen aus Gewinnsucht einen Feldzug gegen die ungarische Krone unternommen. Es sei unanständig, daß es die österreichische Regierung nicht für notwendig gefunden habe, den Spekulationsfeldzug gegen die ungarische Krone rechtzeitig niederzubrechen. Es berühre peinlich, wenn sie sich in der schweren Krise der ungarischen Krone gegenüber auf einen neutralen Standpunkt gestellt habe, da ja Österreich und der Wiener Hof Ungarn ausschließlich aus österreichischen und dynastischen Interessen in den Krieg gezerrt haben.

Demgegenüber könnte man wohl auf die Haltung der ungarischen Regierung in der Burgenlandfrage hinweisen. Aber hier ist jede Polemik zwecklos. Es ist die aus dem seinerzeitigen dualistischen Zusammenleben uns wohlbekannte Logik des ungarischen Globus, die uns heute, wo die frühere, wenig erfreuliche Gemeinschaft gelöst ist, kalt lassen kann. Wenn ich diesen Vorfall erwähnt habe, so geschah es nur, um zu zeigen, wie in allen Staaten heruntergleitender Währung immer wieder die gleichen Gründe für den Währungssturz geltend gemacht werden, nur niemals der wahre.

Bisher ist das Problem noch nicht gelöst, wie man eine Währung halten kann, wenn die Notenpresse den Umlauf unaufhörlich vermehrt. Statt die Ursache dort zu suchen, wo sie liegt, wird sie in die Spekulation, in den bösen Willen der Nachbarn usw. verlegt, kurz alles das, was unsere Blätter seinerzeit der Welt verkündet haben, wiederholt. So hat es Deutschland gemacht, so macht es Ungarn und jetzt auch Frankreich. Wenn ein Staat mehr ausgibt, als er einnimmt und das Defizit dauernd mit neu geschaffenen Zahlungsmitteln deckt, so kommt mit mathematischer Sicherheit die Währungskatastrophe. Frankreich hat zwar bisher das Defizit hauptsächlich durch innere Anleihen gedeckt. Nun aber, nachdem die Grenze der Aufnahmsfähigkeit des Marktes erreicht ist, landet es — wenn es seine Politik nicht ändert — auch bei der Notenpresse, mit allen den bekannten Folgen.

Ich bin weit davon entfernt, die Währungskatastrophen anderer Länder mit Schadenfreude zu begleiten. Jede solche Katastrophe bedeutet ein weiteres Abwärtsgehen der europäischen Wirtschaft und trifft schließlich auch uns. Wenn der naive Glaube begründet wäre, daß es in der Hand der österreichischen Regierung liege, das Sinken der ungarischen Krone aufzuhalten, so wäre es — trotz allem — nur zu befürworten, daß die österreichische Regierung von der ihr zugeschriebenen Macht ausgiebigen Gebrauch macht. Aber leider lassen sich Tatsachen auch durch phantasiebegabte Zeitungsschreiber nicht aus der Welt schaffen. Wir können daher nur mit Besorgnis in die Zukunft unseres Kontinents blicken und uns an die Hoffnung klammern, daß vielleicht doch der Augenblick

ommt, wo Vernunft an die Stelle der Leidenschaft tritt, und danach trachten, venigstens in unserem beschränkten Wirkungskreise durch Kleinarbeit an der Konsolidierung Europas mitzuarbeiten.

Über diese Kleinarbeit berichteten in längeren Reden sowohl der Bundesanzler wie der Minister des Äußern im Finanz- und Budgetausschusse. Ihre Exposés lassen so recht den Unterschied in den früheren und den jetzigen Dimensionen erkennen. Die Welt horcht heute nicht mehr auf, wenn bei uns über äußere Politik gesprochen wird. Ich will den Wert solcher Auseinandersetzungen nicht bestreiten — vor allem wirken sie erzieherisch —, aber für den Berichterstatter genügt es festzustellen, daß auch in der letzten Berichtsperiode an der Verbesserung der Beziehungen zu den anderen europäischen Staaten nicht ohne Erfolg gearbeitet wurde, und daß der vom früheren Großstaat uns vererbte Haß der anderen nahezu ganz geschwunden ist.

Von besonderer Wichtigkeit ist für uns das zwischen Italien und Südslawien getroffene Abkommen über Fiume und das zwischen diesen beiden Staaten geschlossene Bündnis. Die Differenzen zwischen Italien und Südslawien, die sich zeitweise in bedrohlicher Weise gesteigert hatten, scheinen damit — wenigstens für absehbare Zeit — beseitigt. Infolge unserer geographischen Lage müßten sie für uns ein Gegenstand beständiger Sorge sein. Im Falle eines bewaffneten Konfliktes bestand für Kärnten die Gefahr, zum Kriegsschauplatz zu werden. Daß diese Sorge durch die internationale Anerkennung der Integrität unseres Staatsgebietes nicht behoben war, ist nach den bisherigen Erfahrungen sicher. Nun können wir auch hier beruhigter in die Zukunft blicken.

Von innerpolitischen Fragen sei das neuerliche Zur-Sprache-kommen der Eherechtsreform erwähnt. Der Zustand, der auf dem Gebiete des Eherechtes heute in Österreich herrscht, ist eine jener Sinnlosigkeiten, wie sie nur durch Kompromisse in grundsätzlichen Fragen entstehen können. Nach österreichischem Rechte ist die katholische Ehe nur durch den Tod des einen Ehegatten lösbar. Dieser Grundsatz gilt in vollster Strenge, sodaß sogar ein katholisch getrautes, später aus der Kirche ausgetretenes Ehepaar seine Ehe nicht lösen und daher auch keine gültige neue Ehe eingehen kann. Über die Widersinnigkeit der Tatsache, daß ein moderner Staat sich zum Exekutor einer bestimmten Religionsgemeinschaft macht, ist nicht zu streiten, zumal es ja dem gläubigen Katholiken unbenommen bleibt, sich — wenn das staatliche Eherecht seine Ehe für lösbar erklärt — an sein kirchliches Eherecht gebunden zu fühlen und von der ihm vom Staate eingeräumten Möglichkeit, seine Ehe zu lösen, keinen Gebrauch zu machen. Allein der katholischen Kirche genügt es nicht, daß ihre Angehörigen in ihrer religiösen Betätigung nicht gehindert werden, sondern sie verlangt, daß ihre Gesetze durch den Arm des Staates auch den anders Denkenden aufgezwungen werden. Schon im alten Österreich wurde — freilich stets vergeblich — gegen das veraltete Eherecht Sturm gelaufen. Die im großen Durcheinander nach dem Zusammenbruche gebotene Gelegenheit, mit dem alten Schutt aufzuräumen, wurde versäumt. Um die Lösbarkeit der Ehe wenigstens durch eine Seitentüre hereinzulassen, erging ein Erlaß des damaligen sozialdemokratischen Ministers des Innern, nach welchem die im a.b.G.B. vorgesehene Möglichkeit, von Ehehindernissen zu dispensieren, dahin ausgelegt wurde, daß die Landesregierung bei geschiedenen, katholisch getrauten Eheleuten die Dispens vom Ehehindernis

des bestehenden Ehebandes erteilen und ihnen auf diese Weise die Wiederverehe
lichung ermöglichen kann. Es ist hier weder der Ort noch der Raum, um di
Rechtsfrage zu erörtern, ob diese Verordnung mit dem Geiste und Wortlaut
des a.b.G.B. in Einklang steht. Das Ergebnis ist heute, daß je nach der Partei-
farbe der betreffenden Landesregierung die Dispens erteilt oder nicht erteilt wird
So wird in dem von einer sozialdemokratischen Mehrheit regierten Bundeslande
Wien die Dispens ohne weiteres erteilt, während sie im Bundeslande Salzburg
nicht, in andern wieder nur mit größeren oder kleineren Schwierigkeiten zu
erlangen ist. Um der Verwirrung die Krone aufzusetzen, haben manche Gericht
die Rechtsgültigkeit der Verordnung verneint und die zweite Ehe für ungültig
erklärt. Damit schwebt über allen auf Grund dieser Verordnung geschlossenen zwei-
ten Ehen das Damoklesschwert der Ungültigkeitserklärung. Da die Gerichte nich
von Amts wegen gegen diese neuen Ehen, sondern nur über Anrufung der Par-
teien einschreiten, ist es dem Belieben eines boshaften geschiedenen Eheteiles
anheimgegeben, ob und wann er die neue Ehe des andern Eheteiles vor das
Gericht zerren und der Gefahr der Auflösung aussetzen will. — Ja, es kam so-
weit, daß sich Gerichte gefunden haben, die gegen solche Dispenseheleute über
Klage des geschiedenen Eheteils wegen Verletzung der ehelichen Treue ein-
geschritten sind. Die Verwirrung wird noch gesteigert durch die Rechtsunsicher-
heit in den sämtlichen mit der Ehe zusammenhängenden vermögens- und erb-
rechtlichen Fragen. Man glaubt sich um hundert Jahre zurückversetzt, wenn
man den gegenwärtigen Zustand unseres Eherechtes betrachtet. Von der sozial-
demokratischen Partei war der Entwurf einer Ehereform im Parlament einge-
bracht worden, der aber im Ausschuß stecken blieb. Die Versuche, den Antrag
auf die Tagesordnung des Ausschusses zu bringen, scheiterten. So kann unter
den gegenwärtigen Verhältnissen die Frage der Ehereform nicht einmal im Par-
lament zur Diskussion kommen.

Gehen wir auf das Wesen der Sache, so liegt die Ursache der verworrenen
Lage darin, daß an der Spitze der Regierung ein Mann steht, der außerhalb des
Staates stehenden Machtfaktoren unterworfen ist. Daß der Bundeskanzler als
katholischer Priester sich nicht an die Spitze einer Eherechtsreform stellt, ist
begreiflich. Andererseits ist es aber ein Widersinn, daß die österreichische Gesetz-
gebung, für die verfassungsgemäß alle Konfessionen gleich sind, in der Welt-
anschauung einer Konfession eine unüberschreitbare Schranke findet. Ich ver-
kenne nicht die gegenwärtigen Schwierigkeiten der Frage. Die Durchführung
einer zeitgemäßen Eherechtsreform würde zweifellos den Sturz des Kanzlers und
damit der gegenwärtigen Regierung und eine innere Krise nach sich ziehen, die
gerade jetzt der Sanierungsaktion gewiß nicht zu wünschen wäre, auch wenn
man mit der Haltung der Regierung nicht übereinstimmt. Das sind eben die
Konsequenzen daraus, daß das Land nicht die moralische Kraft gehabt hat, sich
selbst zu retten. Diese Erkenntnis mag auch der Grund sein, warum die sozial-
demokratische Partei die Sache nicht weiter verfolgt hat. So wird denn der
gegenwärtige Zustand bis auf weiteres bestehen bleiben. Aus der Welt geschafft
ist damit die Frage nicht. Abgelaufene Zeiten lassen sich nicht mehr zurück-
drehen. Es wird der Zeitpunkt kommen, wo mit den letzten Resten einer über-
holten Vergangenheit aufgeräumt werden wird. Die ganze Frage beweist aber
wieder einmal, wie notwendig bei uns eine starke liberale Partei — liberal nicht

ı dem diskreditierten Sinne — wäre. Die zwei Extreme, wie sie in den beiden tärksten Parteien zum Ausdruck kommen, legen dem Einhalten einer vernünfgen Mittellinie die schwersten Hindernisse in den Weg. Man kann ohne Schaden ir den Staat das Steuerruder nicht unaufhörlich zwischen rechts und links herum- erfen. Andererseits sind die Gegensätze zwischen den beiden Parteien so groß, aß sie eine gedeihliche Koalition unmöglich machen. Das Zweiparteiensystem, ie es früher in England bestand und als Ideal galt, ist nur möglich, wenn die 'arteigegensätze nicht in die Tiefen der Weltanschauung gehen. Für das Auge es Fremden waren die Gegensätze zwischen der liberalen und konservativen 'artei kaum wahrzunehmen. Schon das Emporkommen der für unsere Begriffe beraus zahmen sozialistischen Labour Party hat das alte englische Zweiparteienystem vernichtet. Wenn so große Gegensätze bestehen, wie zwischen unserer hristlichsozialen und unserer sozialdemokratischen Partei, so bedarf es einer tarken mittleren Partei, um den Staatswagen im normalen Geleise zu erhalten, enn diese Partei macht es durch ihre Koalitionsfähigkeit mit jeder der beiden rst den anderen möglich, ohne Aufgeben grundlegender Prinzipien Dinge gechehen zu lassen, die jede von ihnen allein oder in einer Koalition mit ihrem iegenpart nicht zugeben kann. Dieser Aufgabe kann die Großdeutsche Partei chon wegen ihrer Kleinheit nicht gerecht werden. Doch über dieses Thema soll ei einer anderen Gelegenheit gesprochen werden.

Zum Schlusse sei noch der Streik der Bankangestellten kurz erwähnt. Er at Dimensionen angenommen, die eine schwere Schädigung unseres Wirtschaftsebens bedeuten. Soweit sich die Dinge überblicken lassen, haben beide Parteien enig politische Reife bewiesen. Aber das gehört zur Lehrzeit, die unser neuer taat noch durchmachen muß. Ein Volk, das alles eher als politisch erzogen urde, kann sich nicht von heute auf morgen übungslos selbst regieren. Solche rschütterungen müssen mit dem Gedanken überwunden werden, daß niemandem as Lehrgeld erspart wird.

Klagenfurt, Anfang März 1924.

Friedrich F. G. Kleinwaechter

Bücherrundschau

H. F. Amiel und sein „Intimes Tagebuch"

Seit Amiels „*Journal intime*" erschien, sind 40 Jahre vergangen. Die Publikation der ersten, sehr unvollständigen Ausgabe desselben (1883) erregte edeutendes Aufsehen und hervorragende Autoren, wie Renan, Caro, Bourget nd Matthew Arnold beschäftigten sich damals in längeren Aufsätzen mit dem Verk und seinem Verfasser. Seitdem haben beide nicht aufgehört, weitere reise zu interessieren, wie die wiederholten Neuauflagen und die zahlreichen Jbersetzungen des „*Journal intime*" in fremde Sprachen beweisen.

Henri-Frédéric Amiel stammte aus einer hugenottischen Familie, velche nach der Aufhebung des Ediktes von Nantes in die Schweiz aus-

gewandert war, und wurde am 27. September 1821 zu Genf geboren. Er blieb in jungen Jahren verwaist zurück und unternahm darauf ausgedehnte Reisen nach Italien, Frankreich, Belgien, Deutschland, Holland, Schweden und Dänemark. Während der zehn Monate, die er in Heidelberg und der vier Jahre, die er in Berlin verlebte (1844—1848), vertiefte er sich mit Begeisterung in das Studium der deutschen Philosophie, die für die Entwicklung seines Geistes richtunggebend wurde. Nach seiner Rückkehr (1849) erhielt er für seine These über die literarische Bewegung der romanischen Schweiz die Lehrkanzel für Ästhetik an der Akademie zu Genf. 1854 übernahm er jene für Philosophie, die er auch behielt, nachdem die Akademie (1873) in eine Universität umgewandelt worden war. In dieser Stellung publizierte er eine Reihe von Abhandlungen über philosophische, historische und literarische Gegenstände (über die Genfer Akademie 1859, über die Interessen der romanischen Schweiz in Bezug auf den öffentlichen Unterricht 1870, über Rousseau und Frau von Staël 1878, usw.), sowie einige Bände sentenzenreicher Gedichte (*Grains de mil* 1854, *Il Penseroso* 1858, *La Part du rêve* 1863, *Jour à jour* 1870). Auch epische Versuche (*L'escalade de 1602, Charles le Téméraire* 1876) und gelungene Übersetzungen aus fremden Literaturen (*Les Etrangères* 1876) besitzen wir von ihm. Ein einziges seiner Gedichte wurde in der Schweiz populär. Es ist das Lied: „*Roulez, tambours!*", dessen Text und Musik Amiel 1857 anläßlich des drohenden Einmarsches der Preußen schrieb. Er starb unvermählt nach langem Leiden zu Genf am 11. Mai 1881.

Da ihm seine literarischen Werke wie auch seine Lehrtätigkeit wenig Erfolg brachten, schloß er sich, in seiner Eitelkeit verletzt, mit zunehmendem Alter von der Außenwelt immer mehr ab, beschränkte seinen Verkehr auf einige Freunde und ergab sich seinem Hang zu philosophischer Selbstbetrachtung. Diesem verdanken wir das in Rede stehende merkwürdige *Document humain*, das Tagebuch, welches er ohne Unterbrechung von seinem 25. Jahre bis zu seinem Tode führte. Es wuchs in diesen 35 Jahren auf den gigantischen Umfang von 173 Quartheften mit 16.900 Seiten an, die im Druck etwa 46 Bände zu je 300 Seiten ergeben würden. Er vermachte es samt seiner Korrespondenz und seinen Kollegienheften der Lehrerin Fanny Mercier (geb. 1836, gest. 1918), die mit ihrer Schwester ein Mädchen-Externat in Genf leitete und die in Amiels Aufzeichnungen als sein „*Ange gardien*", seine „*chère calviniste*", seine „*petite sainte*", als die „*Sensitiva*", „*Fida*" und „*Seriosa*" oft genannt wird. Er schied aus seinem Nachlaß eine Summe für die Drucklegung einer Gesamtausgabe seiner Schriften aus und wünschte, daß diese eine Auswahl aus dem „*Journal*" enthalte. Der auch als Literarhistoriker und Kritiker hochangesehene protestantische Theologe Edmond Scherer, an den sich die Erbin durch ihren Verwandten Bernard Bouvier damals mit der Bitte wandte, diese Auswahl zu edieren, wollte davon zuerst nichts wissen, ließ sich jedoch in der Folge umstimmen und schrieb jene Studie über Amiel, die 1883 den zwei schmalen Bänden der ersten Ausgabe des „*Journal*" beigegeben wurde. In der Auswahl der Stücke war Fanny Mercier natürlich darauf bedacht gewesen, die sympathischen Züge Amiels hervortreten zu lassen und nichts aufzunehmen, was der Beurteilung seines Wesens abträglich sein könnte. Die Ausgabe wurde wiederholt unverändert abgedruckt, erst die 5. Auflage (1887) ist eine Neu-

bearbeitung. Diese wurde wohl dadurch veranlaßt, daß mittlerweile eine andere Freundin des Verblichenen, Valentine Benoît (geb. 1836, gest. 1891), die unter dem Namen Berthe Vadier auch als Jugendschriftstellerin tätig war, eine Biographie Amiels herausgegeben hatte (1886). Sie teilte sich mit Fanny Mercier in seine Sympathien. Er nannte sie seine „*Filleule littéraire*", „*ma néophyte*", „*mon élève*", „*mon initiée*", las mit ihr die Bibel, wissenschaftliche und dichterische Werke, und gedachte dieser Freundschaft noch in den letzten Worten des „*Journal*" mit Rührung und Dankbarkeit. Die Beziehungen zu ihr und der „*Seriosa*" waren, wie er sagt, das einzige, was ihm das Leben noch erträglich machte.

Nach dem Tode Fanny Merciers (1918) erbte Bernard Bouvier, der mittlerweile längst Professor der französischen Literaturgeschichte an der Genfer Universität geworden war, das Originalmanuskript des „*Journal*". Er gab anläßlich der hundertsten Wiederkehr von Amiels Geburtstag eine neue dreibändige Ausgabe desselben heraus, die vom Verlag splendid ausgestattet ist und mit ihren 1200 Seiten alle früheren bei weitem übertrifft*). Der hergebrachte Text ist um 263 neue Stücke vermehrt, vieles, was die erste Herausgeberin aus Gründen der Pietät geändert oder weggelassen hatte, erscheint hier richtig gestellt bzw. aufgenommen. Da auch die von ihr herausgehobenen Sentenzen in den ursprünglichen Zusammenhang eingeordnet wurden, ergibt sich zum erstenmal ein einigermaßen vollständiges und dabei unparteiisches Bild des interessanten Verfassers. Eine ausführliche, vorzüglich geschriebene Einleitung belehrt den Leser über alles Nähere. Er erfährt aus dieser, daß Amiel, von einigen früheren Ansätzen abgesehen, sein „*Journal*" Ende 1847 als Student in Berlin begann und daß er seit 1852 fast keinen Tag vorübergehen ließ ohne seine Aufzeichnungen zu machen. Sein Eifer wuchs mit den Jahren. Für die ersten zehn ergibt sich ein Durchschnitt von 300, für die zehn folgenden von über 500, für die zehn letzten von über 600 Seiten. Die stärksten Jahre sind 1870, 1871 und 1880 mit je über 800 Seiten. Er schrieb zu den verschiedensten Tageszeiten, häufig auch in der Nacht. Andere ließ er nur selten Einblick nehmen. Erst am Schlusse seines Lebens las er der „*Seriosa*" öfter daraus vor.

Mißgünstige Beurteiler Amiels, wie Brunetière, haben diese fortwährende Beschäftigung mit dem eigenen Selbst als eine krankhafte „*Hyperthrophie du moi*" bezeichnet, die um so bedenklicher erscheinen müsse, als sie in auffallendem Mißverhältnis zu seiner Bedeutung stehe. Denn er sei weder als Philosoph noch als Psychologe, weder als Moralist noch als Dichter, weder als Autor noch als akademischer Lehrer genug hervorragend gewesen, um eine so eingehende Betrachtung zu rechtfertigen. Ohne Amiels stark entwickelte Eitelkeit in Abrede stellen zu wollen, können wir darauf nur erwidern, daß er das „*Journal*" in seinem vollen Umfange auch nicht für die Öffentlichkeit bestimmt hatte, und daß es jedermann unbenommen bleiben muß für seinen Privatgebrauch aufzuschreiben, was ihm beliebt. Ob und inwieweit die Nachwelt daran Interesse nimmt, pflegt sich dann in der Folge zu erweisen.

---

*) Henri-Frédéric Amiel, *Fragments d'un Journal intime. Edition nouvelle conforme au texte original augmentée de fragments inédits et précédée d'une introduction par* Bernard Bouvier. Genève-Paris 1922, G. Crès et Co. (Collection Helvétique.)

Über den Zweck, den er selbst mit diesen intimen Bekenntnissen verfolgt spricht er sich wiederholt, am ausführlichsten im Jahre 1869, aus. Er unte scheidet da einen sechsfachen Zweck: 1. seinen Gefühlen freien Lauf zu gebe 2. sich seines eigenen Lebens bewußt zu werden, 3. seinen Gedanken Klarhe zu verschaffen, 4. ihn selbst im späteren Alter zu interessieren, 5. nach seine Tode seine Freunde zu interessieren und 6. vielleicht auch einigen, ihm selb unbekannten Freunden im Publikum ein paar nützliche Gedanken zu liefer Das „*s'apercevoir de sa vie*" (Nr. 2) stand dabei für ihn immer im Vordergrund es wäre nach seiner Ansicht allein genügende Veranlassung, um eifrig ein Tag buch zu führen. Aber auch die beruhigende Wirkung des „*dégonfler son coeu* (Nr. 1) macht sich stets fühlbar. Wenn er einen Kummer hat, so verscheuc er ihn „durch 4, 5, 10 oder 20 Federzüge in seinem *Journal*". „Er ve schwindet in dem Selbstgespräch, ich füge dabei niemandem Böses zu und e halte das innere Gleichgewicht wieder" (1877). So gewinnt er sein Tagebu außerordentlich lieb, nennt es seinen einzigen Vertrauten, sein größtes Idol, da woran er am meisten hänge, und wenn er nach einem Tage der Trennung z ihm zurückehrt, empfindet er die lebhafteste Freude (1851, 1860). Später misc sich in dieses Gefühl freilich ein Wermutstropfen. Er bemerkt, daß es ihn vo ernster Arbeit abgehalten und dadurch künstlerisch und wissenschaftlich g schädigt habe. Der Zweck Nr. 4 wird nicht erreicht. Jedes Jahr kommen eini dicke Hefte hinzu und es wird ihm immer schwerer sich in dem großen Chao zurechtzufinden.

Bei der Durchsicht langweilen ihn die beständige Beschäftigung mit seine Ich, das fortwährende Moralisieren und das Fehlen von Tatsachen. Die B merkungen, welche er nach der Lektüre des Tagebuchs des Philosophen Mai de Biran macht, sind pro domo geschrieben: „Es ist wie das Herumhüpfen ein Eichhörnchens in einem Käfig. Diese Einförmigkeit der Betrachtung, die imm wieder von neuem anhebt, ermüdet und entmutigt wie der endlose Tanz d Derwische." (1857.)

In der Tat hat diese Seelenanalyse sehr dazu beigetragen den von Nat aus unentschlossenen, schwerblütigen, zur Melancholie neigenden Mann in seine Schaffen noch mehr zu lähmen und den letzten Rest von Lebensfreude in ih zu ersticken. Indem er seine Stimmung so treu analysierte, wurde es ihm imm unmöglicher, sie zu überwinden. So kam es, daß Amiel, dessen Stil im Tag buch so leicht dahinfließt, der über alle Ausdrücke zur Wiedergabe der subtilst Empfindungen verfügt, sich zur Ausarbeitung einer wissenschaftlichen Abhan lung oder auch nur zur Fertigstellung eines Artikels oft die längste Zeit nic aufraffen konnte. Stundenlang gibt er sich dumpfem Brüten hin, kommt nic vorwärts, verzweifelt, und erst später, ganz plötzlich und unvermutet, gelin ihm das Gewünschte. Er bewundert den „deutschen Fleiß" des Heidelberg Historikers Georg Weber, der mit sorgfältiger Ausnützung seiner knapp b messenen Zeit große, vielbändige Werke zustandebringe. Ihm sei dies versa (1861). Auch bei seinen Vorlesungen fehlt es ihm an dem notwendigen Selbs vertrauen, an Überzeugung und Begeisterung. Sie finden daher keinen Beifa „Man merkt nur, daß ich die Nase in meinen Notizen habe und daß diese i Unordnung zu sein scheinen." (1876.)

Und so geht es ihm in jeder Lebenslage. Mit Recht sieht Bourget in ih

en Typus einer besonderen Art des modernen Menschen, des *„malade d'hési-tion*". „Meine Sünde ist die Mutlosigkeit; mein Unglück die Unentschlossen-eit, meine Furcht das Betrogenwerden, und zwar von mir selbst; mein Idol ist e Freiheit; mein Fluch zu wollen; meine Fessel der Zweifel; mein ewiger ehler die Aufschiebung; mein Prinzip die unfruchtbare Betrachtung an Stelle er Regeneration; meine beständige Neigung die Psychologie; mein gewöhn-ches Unrecht das Verkennen der Gelegenheit; meine Leidenschaft das Unnütze; eine Schwäche das Geliebt- und Beratenwerden; meine Dummheit, ohne Ziel leben." (1860.) „Es ist klar, was mich behindert, ist die innere Kritik, die ch zu früh einstellt." (1878.) „Nur das theoretische Leben ist für mich genug astisch, unbegrenzt, veränderungsfähig, das praktische Leben macht mich zu-ickweichen." (1851.)

Da er für das praktische Leben nicht taugt, flüchtet er sich in den Traum. Ich muß alle Arten von Leben träumen, um mich darüber zu trösten, keine von nen gelebt zu haben." (1854.) Der Schüler der deutschen Philosophen sieht cht mehr wie der Franzose in der Welt und im Leben etwas Bestimmtes, Reales, charfumrissenes, sondern alles Bestehende erscheint ihm immer mehr in der ver-hwommenen, unklaren Ferne des „All", wo es einen unbestimmten Platz ein-mmt. Das Leben wird ihm zu einer „Gebärde im Leeren" (*un geste dans le de*). Hätte Amiel in Paris gelebt, sagt Renan, er wäre nie so weit gekommen. er Genfer Einsiedler hält es für richtig, sich nur an das Ewige und Absolute halten. Der Geist erlange nur im Absoluten, das Gefühl nur im Unendlichen, e Seele nur im Göttlichen Ruhe. Das Endliche sei nicht wahr, nicht interessant nd nicht wert, ihn zu fesseln. „Es gibt Tage, wo ich mich über das Pult unter einer Hand, wo ich mich über meinen eigenen Leib wundere, wo ich mich age, ob vor meinem Hause eine Straße ist, und ob diese geographische hantasmagorie auf Wirklichkeit beruht. Raum und Zeit werden mir dann zu nfachen Punkten. Ich werde die Existenz des reinen Geistes gewahr und sehe ich selbst *sub specie aeternitatis*." Aus dieser Auffassung erklärt sich der anze Charakter seiner Aufzeichnungen, das Vage, Verschwimmende dieser etrachtungen, in denen man vergeblich nach einer präzisen Darlegung, nach er Zeichnung einer Persönlichkeit, nach einer Anekdote suchen wird. Bourget gt, Amiel irre, selbst ein Schatten, zwischen Schatten umher und scheine nur leben, um seine eigene Lebensunfähigkeit zu erzählen. Und er vergleicht ihn it einem psychologischen Narziß, der unverwandt sein eigenes Bild ansieht.

Dabei kämpft er mit allen Kräften gegen diese Richtung seines Wesens an, ucht stets ein Ziel, einen Gedanken, der seinem Leben und Schaffen die fehlende inheit geben soll, und leidet unsäglich darunter, daß er sich dabei immer noch eiter zersplittert. Kein Wunder, daß ihn die Mutlosigkeit oft völlig überwältigt. Ich konnte und wollte nicht wählen, mich beschränken, Wurzel fassen; ich blieb n Irrlicht, und das Ergebnis: Leere, Unfruchtbarkeit, Unruhe und — nichts! angweile und Traurigkeit noch als Draufgabe." (1858.) Die Ausführungen über in „nichtiges Leben" (*vie nulle*, 1875), sein vieles zweckloses Gekritzel kehren mer wieder. Er nennt sich ein hohles Ei, eine taube Nuß, einen Schädel ohne ehirn, ein unfruchtbares Wesen, das Scheinbild eines Mannes, ein sächliches 'esen (*un neutre*, 1860). „Gestalt-, ton-, geschlechtslos, lau und gespalten! fui!" (1872.)

Mitunter sucht er sich gewaltsam aufzuraffen. Er will seinem Müßiggan ein Ende machen, aus dem Schlafe erwachen, von den Toten, wo noch nich sein Platz sei, zu den Lebenden eingehen. Er hält sich vor, daß dieses Zer gliedern seines Herzens einem Selbstmord gleichkomme. Aber aus den guten Vorsätzen wird nichts, und mancher Tag endet damit, daß der Professor de Philosophie an der Universität Genf sich allein, oder später auch in Gesellschaf seiner „*Filleule*“, dem Vergnügen hingibt, Seifenblasen zu machen. „Wie schwe ist das Leben! O mein müdes Herz!“ ruft er aus. Er sieht in dem düstere Faust den Typus, dem er sich selbst immer mehr nähert, und glaubt wie Karl V lebendig in seinen Sarg zu sinken (1859). Er fühlt, wie der Hauch der Ewigkei über sein Haar hinstreicht und es ist ihm, als sähe er die Lebenden von jenseit des Grabes (1865). Oft ist er versucht den „Genfer Plunder“, seine Stellun und all seine Fesseln hinzuwerfen und, den Stab in der Hand, in irgendei anderes Land zu ziehen, „nackt, aber lebendig, jung, begeistert, voll Glut un Vertrauen“ (1887). Er brachte auch dazu die Energie nicht auf.

Vielleicht lag in solchen Äußerungen etwas Pose. Er selbst sagt 1866, e sei ein wenig glücklicher, etwas weniger böse und schwach, als er in seinen Tagebuch erscheine. Das Merkwürdigste ist, daß er kein Menschenfeind wurd Seine Grabschrift lautet: „Liebe und vertrage dich.“ (*Aime et sois d'accord.* Er ist über den „friedlichen Abscheu“ (*degoût paisible*) vor allem Irdische nicht hinausgekommen. Wie hätte er den Menschen auch zürnen sollen? Sa er in ihnen doch nur Schatten, die einen Augenblick auf der Erde herumtanze und die, aus der Asche der Toten geformt, wie Irrlichter alsbald wieder in di ewige Nacht zurückkehren.

Trotz solcher Ansichten war er von materialistischer Lebensauffassung denk bar weit entfernt. Ein frommes, gläubiges Gemüt, hielt er zeitlebens die Seel für „den göttlichen Hauch, der mehr wert ist, als alle diese Welten“. „Nu eines ist uns vonnöten: Gott zu besitzen. Vom Vergnügen muß man sich los machen, man darf sich nur an das Ewige halten. Alles andere ist nur geliehen nur Fruchtgenuß.“ (1848.) „Alles ist Traum, nur Gott allein bleibt.“ (1873.) Di Frömmigkeit ist für ihn die tägliche Auffrischung seiner Ideale. Sie bringt da durch die jeweiligen Vorkommnisse gestörte Gleichgewicht wieder in Ordnung Das Gebet ist ihm der seelische Balsam, das kostbare Heilmittel, welches un Frieden und Mut wiedergibt. „Laß Gott in dich herabsteigen, erfülle dich in voraus mit seinem Wohlgeruch, mache aus deiner Brust einen Tempel de Heiligen Geistes!“ (1849.)

Er dankt Gott für die Stunde, die er in seiner Gegenwart auf den Knien verbracht hat (1853), und fühlt sich seelisch unbefriedigt, weil er das öster liche Abendmahl versäumt habe (1852). Der Karfreitag und andere kirchlich Festtage inspirieren ihn zu Meditationen im Tone eines Bußpredigers. Dabe ist er ein Feind aller Äußerlichkeiten des kirchlichen Kults. Er findet es lächer lich mit einer These über Gott zu beginnen, um schließlich festzustellen, daß eine Omelette zu essen am Freitag verboten, am Sonntag dagegen erlaub sei (1872). Amiels Frömmigkeit ist eher eine Art Deismus, und wenn e schreibt, er werfe viele Fetzen (*loques*) der Theologie weg, um Christus selbs näherzukommen, so wird man fast an Voltaires berühmten Vers erinnnert:

„*Je ne suis pas chrétien, mais c'est pour t'aimer mieux.*“

Daß der Kalvinist sich mit den Riten der katholischen Kirche nicht be-
eunden konnte, nimmt nicht wunder. Er nennt sie abergläubisch und spricht
on den „kindlichen Beschwörungsformeln", mit welchen die Priesterschaft ihre
eltung und ihren Einfluß zu wahren suche. Besonders bei Begräbnissen lasse
e die geschäftlichen Interessen (*intérêts de boutique*) allzu stark hervortreten
880). Der Katholizismus mache Geist und Gewissen für jede andere Religion
ntauglich. Wie vom Epikuräismus, so gebe es auch von ihm kein Zurück,
ensowenig wie von der Entmannung (*pas plus que de la mutilation virile*,
353).

Die Liebe und die Frauen spielten in diesem Leben eine eigentümliche Rolle.
miel war seit seinen Jünglingsjahren von brennender Sehnsucht nach Liebe
füllt, aber infolge jener „unglaublichen, geradezu törichten" Furchtsamkeit
nd Unentschlossenheit, die auch seine wissenschaftlichen Arbeiten hemmte,
elt er sich vom weiblichen Geschlechte ängstlich ferne. So besaß er noch
349, mit 28 Jahren, trotz weiter Reisen durch ganz Europa und trotz mannig-
ltiger Lektüre, seine „männliche Jungfräulichkeit" (*virginité masculine*) und er
glückwünschte sich dazu in einem langen, begeisterten Dithyrambus. Er hatte
e Absicht seine Tugend für die noch nicht gefundene Höchstgeliebte seiner
eele aufzubewahren und zögerte daher auch noch in den folgenden Jahren in
ieser Hinsicht eine Änderung vorzunehmen. Auch 1852 erwartet er noch „die
roße, die heilige, die ernste, die wahrhafte Liebe, welche in allen Fasern und
allen Kräften der Seele lebt". Eine Frau, die diese Liebe nicht verstehe, sei
einer nicht würdig, und wenn er allein bleiben müsse, wolle er lieber seine
offnungen und Träume mit sich fortnehmen als eine seelische Mißheirat ein-
ehen. Mit 40 Jahren sieht er in der „Sexualität" seinen Fluch und gibt seiner
urcht und den falschen Vorstellungen, die er hatte, die Schuld an seinen Ent-
uschungen auch auf diesem Gebiete. Wie Diderot, der seiner heranwachsenden
ochter alles erklärte, „was die Frau angeht", so hält auch er es für einen
erhängnisvollen Irrtum, den geschlechtlichen Verkehr in den Schleier des Ge-
eimnisses zu hüllen. Die Folge sei nur eine Idealisierung der verbotenen
rüchte. Die Natur müsse unschuldig erscheinen (*Innocentons la nature*!). „Ich
abe mein Leben verfehlt, weil ich keine Leitung, keine Beratung, keine Er-
utigung in jenen Dingen fand, welche die Schamhaftigkeit betreffen, weil ich
aher alle Bedenken in krankhafter Weise übertrieb und mich in Begierden ver-
ehrte wie ein Mönch, statt zu leben wie ein Mann. Ich war mit 39 Jahren
och jungfräulich und werde noch jetzt (mit 46 Jahren) von Lilith gequält wie
n Seminarist. Ist das nicht absurd? Welche Narrheit liegt in dieser Enthalt-
amkeit, welche man Tugend nennt!" Aber er verbessert sich sogleich: das
ehe zu weit, Keuschheit sei sicher eine Tugend und man solle es nicht be-
auern, daß man ihr zu Liebe gelitten habe (1868). Noch als 50 jähriger
tiert er den Vers „*Agnosco veteris vestigia flammae*" und fühlt den alten Durst
ach Zärtlichkeit, das Bedürfnis nach Liebkosungen, nach Sympathie, nach dem
eben zu zweit. Und noch ein Jahr vor seinem Tode verflucht er seine Enthalt-
amkeit; eine frühe Ehe, selbst ein ausschweifendes Leben wäre besser gewesen.
Die Frau befreit uns von der Unreinlichkeit, denn sie befreit von der Sehn-
ucht, von den Träumereien, von den Versuchungen. Es ist furchtbar gefähr-
ch, den Engel zu spielen, wenn man ein Mensch, und die Jungfrau, wenn man

männlichen Geschlechtes ist. Die Natur rächt sich grausam für die Rechts-verweigerung, die man ihr aus Feigheit oder Zartgefühl zufügt.“

Sein Verhalten in dieser Hinsicht ist um so auffälliger, als dem schönen Mann mit den großen, träumerischen, braunen Augen, dem dunklen Bart und den feinen Händen von Seite der Frauen stets viel Neigung entgegengebracht wurde. Nicht ohne Selbstgefälligkeit schreibt er 1860, daß seine Wesensart auf willensstarke Frauen stets eine besondere Anziehungskraft ausgeübt habe. Sie ergäben sich ihm „wie die Löwin dem Androkles“ infolge eines unwidersteh-lichen Zwanges. Stets sei e r derjenige, welcher die Erklärungen empfange. Er wird von ihnen ins Vertrauen gezogen und das Heiligtum verborgener weib-licher Gedanken enthülle sich gar oft freiwillig seinen Blicken (1862). So kommt er sogar zu der Einsicht, daß das unmittelbarste und höchste Glück für ihn im Umgang mit den Frauen liege. „In dieser Umgebung fühle ich mich sogleich wohl wie ein Fisch im Wasser. Es ist mein natürliches Element und wir ver-stehen uns gegenseitig vortrefflich.“ (1863.) Je mehr er sich den Frauen nähert, desto mehr kommt er aber auch zur Einsicht, daß er sie früher überschätzt habe. Im Anschluß an die Gesetze Manus findet er, daß ein Mann, ein Volk, eine Literatur, eine Epoche, sobald sie weibisch werden, unvermeidlich herabsinken müssen. Wenn die Frau die untergeordnete Sphäre verlasse, innerhalb welcher sie allein ihre Verdienste hat, wachsen ihre natürlichen Fehler rapid. Die Gleich-heit mit dem Manne mache sie streitsüchtig, die Herrschaft tyrannisch. Sie ehren und dabei beherrschen werde stets die beste Lösung sein (1869). „Ein Geschlecht, welches die Neigung über die Gerechtigkeit, den Aberglauben über die Weisheit, die Meinung über das Wissen, den Irrtum über die Wahrheit stellt, muß von den großen Fragen und den großen geschichtlichen Entschei-dungen ferngehalten werden. Es besitzt nur die Fähigkeiten des Leutenants, nicht jene des Generals.“ (1878.)

War er hier ein richtiges „*porc-épic de principes*“ (ein Prinzipienreiter), so sucht er in allen Fragen der Politik möglichst objektiv zu bleiben, verfällt dabei jedoch sehr häufig in Widersprüche. Der Gedanke der Gleichheit ist und bleibt ihm unleidlich. „Die Gleichheit erzeugt die Einförmigkeit und man kann sich des Schlechten nur entledigen, indem man auch das Vortreffliche, das Bemerkenswerte, das Außerordentliche opfert. Der Spleen wird die Krankheit des gleichmachenden Jahrhunderts werden. Das Nützliche wird das Schöne ersetzen, die Industrie die Kunst, die politische Ökonomie die Religion, die Arithmetik die Poesie.“ (1851.) Und doch, wenn er bedenke, daß fünf oder sechs gekrönte oder gar nur galonierte Lumpen (*marauds*) die allgemeine Ruhe in ihren Händen halten und nach ihrer Laune das Geschick von Millionen zu einer Qual machen können, so rege ihn dies einigermaßen auf (1866).

Besonders eingehend werden seine politischen Erörterungen in den Kriegs-jahren 1870/71. Da entfährt ihm manches kräftige Wort, das auch später noch Beherzigung verdient hätte. „Man setzt sein Point d'honneur darein, Patriot zu sein, das heißt ungerecht zu sein; man ist ungerecht mit Begeisterung, mit einer wahren Wut und, was das Interessanteste ist, man tut sich noch etwas darauf zugute!“ Und er dankt Gott dafür, daß er einem Lande angehöre, wo es ihm möglich sei, sich von solchen Übertreibungen und Vorurteilen freizu-halten und *sine ira et studio* gerecht zu bleiben (1870). Mit seinem Herzen

:eht er aber ganz auf deutscher Seite. Er hofft aufrichtig, daß dieser Krieg ein eues Gleichgewicht zeitigen werde, das besser sein werde als das frühere, ein eues Europa, in dem das germanische Element das Übergewicht besitzt, wo ie Beherrschung des Individuums durch sich selbst das Grundprinzip der Ge- :llschaft ist und wo nicht, wie nach dem lateinischen (romanischen) Prinzip, as Individuum zu einer Sache, zu einem Werkzeug der Kirche oder des Staates erabgewürdigt wird (1871). „Der lateinische Geist objektiviert alles, weil er ich außerhalb der Dinge und außerhalb seiner selbst hält. Er ist wie das Auge, relches nur das Äußere sieht und sich selbst nur auf künstlichem Wege und on ferne durch die zurückstrahlende Fläche eines Spiegels wahrnimmt. Der ermanische Geist wohnt in sich selbst und wird sich seiner bis ins Innerste ewußt. Für ihn ist die Immanenz eine Art zu fühlen und zu denken; für den .teinischen Geist ist dies eine Ungeheuerlichkeit oder eine Wette" (*une gageure*, 872). Immer wieder kommt er auf diesen Unterschied zurück und er wird icht müde zu betonen, daß er sich mit Goethe, Hegel, Schleiermacher, Leib- iz — bei allen Gegensätzen, welche diese untereinander aufweisen — eins ihle. Die französischen Philosophen, die er Rhetoren und Geometer nennt, ssen ihn trotz ihrer vorzüglichen Eigenschaften kalt, weil sie nicht in das 'nendliche eindringen. Und wie der Geist, so ist auch die Sprache; das eutsche hat die Tiefe des Unendlichen, das Französische nur die heitere Klar- eit des Endlichen (1860, anläßlich der Übersetzung einer Stelle aus Faust).

Später, als sich seine Hoffnung erfüllt und der Krieg mit dem Siege der 'eutschen geendet hatte, tat er freilich etwas Wasser in seinen Wein. Von den olgen enttäuscht, schreibt er vier Jahre vor seinem Tode: „Der Deutsche ist n Barbar von den Backenknochen bis zur Sohle. Der Faun reicht ihm bis ı den Ohren exklusive. Man muß nur die Gesichtszüge ihrer gegenwärtigen roßen Männer, Bismarcks, Moltkes oder Kaiser Wilhelms ansehen, um die oh geknetete Tonmasse, die starke aber derbe, berechnende aber unfeine Rasse ı erkennen. Sie machen ästhetisch einen unangenehmen Eindruck, und wie ie Männer, so sind auch die Frauen in ihrem Aussehen, ihren Formen, ihrem enehmen, ihrer Art sich zu geben, unvollkommen. Sie besitzen keine Grazie, :ine Vornehmheit, keine Würde, keine Schönheit ... Sie sind dazu verurteilt, ırenhaft, solid, ernst zu sein, bei Strafe mit diesen Eigenschaften alles zu ver- :ren, wie die Frau, die mit ihrer Schamhaftigkeit alles verliert. In meinen jungen ıhren entgingen mir die häßlichen Seiten Deutschlands. Ich bedeckte sie mit einer Sympathie und ertränkte sie in meinem Wohlwollen. Von heute kann h dies nicht mehr sagen. Ich liebe viele Deutsche und viele Dinge in Deutsch- nd, aber ich habe keine Binde über den Augen und die Fehler sind mir so ıangenehm wie irgend jemandem." (1877.) So läßt sich auf Amiel mit Recht ıs Wort anwenden, welches Frau von Staël zu dem Schweizer Gaudot sagte: Sie sind ein Geist an der Grenze der beiden Länder und Ihr Urteil kann mir :r beide Nationen dienen."

Die angeführten Zitate betreffen nur einen kleinen Teil der von Amiel in :inem „*Journal*" behandelten Materien. Da sich seine ganze Lektüre darin wider- piegelt, beschäftigt es sich mit den meisten französischen und deutschen Philo- ›phen, mit vielen Historikern, Kritikern, Dichtern und Romanschriftstellern. .uch die Kunst, speziell die Musik (Bach, Beethoven, Mozart, Wagner, Berlioz

u. a.) zieht Amiel oft in den Bereich seiner Betrachtungen. Wenn man seine Ansichten auch nicht immer beipflichten kann, so sind sie doch als Äußerunge eines ungewöhnlich geistvollen und selbständigen Denkers stets interessant un jeder empfängliche Leser wird in diesen Selbstbekenntnissen eine Fülle wertvolle Anregungen finden.

Wolfgang Wurzbach (Wien)

General Luigi Cadorna und die Kriegsgeschichte von 1866

Der einstige Oberbefehlshaber der italienischen Armee im Weltkrieg (1915—17 Generalleutnant Graf Luigi Cadorna, benutzt die unfreiwillige Muße nac dem jähen Ende seiner militärischen Laufbahn zu schriftstellerischer Tätigkei Drei Werke seiner Feder sind aus dem väterlichen Hause in Pallanza am Lag maggiore, in dem er seine Tage verbringt, in die Welt hinausgegangen.

Zuerst hat Cadorna in zwei Bänden seine und seiner Armee Erlebnisse i großen Ringen geschildert[1]). Viel zu wenig ist dieses Buch beachtet worde Drei Momente trafen dabei zusammen: Die Fülle der Erinnerungen an de Krieg, die nahezu gleichzeitig in allen Ländern Heerführer und Staatsmänne veröffentlichten; die Oberflächlichkeit der italienischen Tagespresse umfassende und Studium erheischenden Arbeiten gegenüber und — last not least — da keimende Bewußtsein vieler Italiener, daß man diesen Mann mit unverdiente Härte beurteilt und behandelt habe, so daß sein Zeugnis eine unbequeme Ma nung zu werden drohte.

Danach hat Cadorna eine meisterhafte Vorrede geschrieben zur neuen it lienischen Ausgabe der militärischen Schriften des kaiserlichen Feldmarschal Grafen Raimund Montecuccoli (1609—80). Hier zeigt sich Cadorna in gleic vorteilhaftem Licht als Gelehrter der Militärwissenschaften wie als vornehme Beurteiler einer geschichtlichen Persönlichkeit, die den Italienern unsympathisc ist, weil sie, obwohl italienischen Stammes, in habsburgischem Dienst ihre Lebensinhalt sah.

Vor kurzem endlich hat ein drittes Werk aus Cadornas unermüdlicher Fede das Licht der Welt erblickt, eine Biographie seines Vaters, jenes Generals Raffae Cadorna, der eine lange und ehrenvolle militärische Laufbahn mit dem Obe befehl über die italienische Armee am Tag der Einnahme Roms (20. Septemb 1870) krönte[2]).

Diese letztere Veröffentlichung schien sich an und für sich an einen engere Kreis zu wenden als das Werk über den Weltkrieg. Sie stellte sich dar als ei Denkmal der Liebe des Sohnes für den Vater und als eine interessante Mon graphie zur Geschichte des italienischen Risorgimento. Und diese von de Italienern mit Recht so froh gepriesene Periode ihrer vaterländischen Geschich (1815—70) bedarf wirklich keiner weiteren darstellenden Monographien meh

[1]) La guerra alla fronte italiana fino all'arresto sulla linea della Piave e d Grappa (24 Maggio 1915—9 Nov. 1917). 2 Bände. Milano, Fratelli Treves 192

[2]) Il Generale Raffaele Cadorna nel Risorgimento italiano. 1 Bd. Milan Fratelli Treves 1922.

)as große Gesamtwerk zur italienischen Geschichte im 19. Jahrhundert ist es, .as den Italienern (trotz der beiden letzten Versuche von Masi und Raulich) ıoch immer fehlt. Die deutsche Geschichte im gleichen Zeitraum hat in Treitschke ınd Sybel ihre Historiker gefunden, die italienische noch nicht.

Wer aber hinter Luigi Cadornas Buch über seinen Vater nur das vermutet ınd sucht, was der Titel ankündigt, der erlebt bei der Durcharbeitung eine der rfreulichsten Überraschungen. Die Rolle Raffaele Cadornas in den beiden Kriegen 'on 1859 und 1866 war eine sehr bescheidene. 1859 war er Generalstabschef iner Division (Cucchiari) und schon dies schließt eine richtige Rolle aus. 1866 var er zwar rangältester Divisionskommandant der Armee Cialdini und im Falle ler Behinderung des Führers zu seiner Vertretung ausersehen, aber die Armee ;ialdini ist bekanntlich nicht ins Feuer gekommen. Man war also berechtigt, ınzunehmen, daß die Kapitel des Cadornaschen Buches über seinen Vater keine)berraschungen enthalten würden. Ganz im Gegenteil! — Luigi Cadorna beıutzt die Gelegenheit, sich mit den wichtigsten Kontroversen auseinanderzusetzen, lie noch heute hinsichtlich der beiden Kriege bestehen. Die Arbeit wächst ihm ınter den Händen zu einer kriegsgeschichtlichen Monographie, die den biographischen Rahmen des Buches zu sprengen drohte, wenn es sich bei dem ⁼eldzug von 1866 nicht in erster Linie um Verwertung der Papiere des Vaters ıandeln würde[3]).

* * *

Über Cadornas Ausführungen zum Feldzug von 1859 sollen hier nur wenige Vorte gesagt sein. Er befaßt sich eingehend mit den Anklagen, die von seiten ler Österreicher selber gegen ihren unglücklichen Heerführer, Feldzeugmeister Grafen Gyulai, erhoben worden sind. Cadorna stimmt völlig überein mit den Anklägern, soweit es sich darum handelt, das allzu zögernde, unsichere und chwankende Vorgehen Gyulais in den Wochen von Beginn der Feindseligkeiten)is zur Schlacht von Magenta zu beurteilen. Er weist aber die darüber hinausgehenden Vorwürfe ab, die namentlich der kaiserliche Hof Gyulai machte und lie in dem Bedauern darüber gipfelten, daß Gyulai nicht durch entschiedenes Vorgehen das zunächst ungeschützte Turin eingenommen habe. Als Militär ehnt Cadorna die Erwägungen ab, die politisch-moralische Augenblickserfolge ibermäßig hoch anschlagen, ohne Rücksicht auf die möglichen militärischen Folgen.

Im Falle von 1859 sucht Cadorna nachzuweisen, daß die Armee Gyulais war nach Turin hinein-, aber nicht wieder herausgekommen wäre. Sie hätte ich vielmehr von drei Seiten angegriffen gesehen, nämlich von den Piemontesern, on den über die Alpen kommenden und von den in Genua gelandeten fran-ösischen Korps. In diesem Punkt hatte also Gyulai Recht und der Hof Unrecht.

Interessant ist auch gerade aus dem Mund Cadornas das Urteil über eine)sterreichische Kriegspolitik, die uns lebhaft an analoge Vorgänge von 1914 rinnert. Er stellt fest, daß Wien durch die Ansprache Napoleons an den Botchafter Grafen Hübner seit dem Neujahrstag gewarnt war, ohne bis April die

---

[3]) Es sind die Kapitel VI La campagna del 1859 (p. 96—128) und XI La cam-)agna del 1866 (p. 213—266) sowie Appendice al cap. XI Il Generale Cialdini ed l passaggio del Po (p. 267—269).

nötigen Rüstungen vorzunehmen. Dann hat man plötzlich mit dem über den Kopf des Ministers des Äußern Grafen Buol nach Turin gesandten Ultimatum den Kriegsausbruch erzwungen, ohne zu rascher, energischer Eröffnung der Feindseligkeiten in der Lage zu sein. Es gehörte also nur noch ein schon an sich unschlüssiger Oberfeldherr wie Gyulai dazu, und das Verlorene war nicht mehr einzubringen.

Und hat nicht auch am 25. Juli 1914 Österreich-Ungarn durch die schroffe Abweisung der serbischen Antwortnote den Krieg mit Serbien erzwungen, ohne im mindesten zu dem raschen Schlag gegen Belgrad gerüstet zu sein, den die Serben selber erwarteten und der vielleicht gestattet haben würde, mit diesem Faustpfand in der Hand Verhandlungen zu führen, ehe Rußland eingriff? —

Cadorna sagt es nicht, aber über Österreich und seiner Politik lag immer wie eine dunkle Wolke Talleyrands: Nichts gelernt und nichts vergessen.

* * *

Unendlich wichtiger ist jedoch, was Cadorna an der Hand der Briefe seines Vaters über die italienische Hauptkontroverse zur Kriegsgeschichte von 1866 sagen kann, jene Kontroverse, die ihren Höhepunkt 1868 in der Schrift des Generals La Marmora „Etwas mehr Licht über die Ereignisse von 1866“ und in der erbitterten Polemik zwischen den Generalen La Marmora und Cialdini erreichte.

Ich rekapituliere vor allen Dingen kurz die geschichtlichen Ereignisse: Die Italiener waren mit der Armee des Oberbefehlshabers La Marmora (zwölf Divisionen) am Mincio, mit der des Generals Cialdini (acht Divisionen) am unteren Po aufmarschiert. Beide Armeen sollten nach einem Poübergang Cialdinis mit ihrer doppelten Übermacht die wenig mehr als 70,000 Streiter zählende Südarmee des Feldmarschalls Erzherzog Albrecht angreifen. Das machte der kaiserliche Heerführer zunichte, indem er sich am 24. Juni bei Custozza auf die vorderen fünf Divisionen der Armee La Marmora warf und sie schlug.

Jedermann mußte nun erwarten, daß die Italiener die Offensive sofort ihrerseits aufnehmen würden. Sie hatten im ganzen fünfzehn Divisionen, die noch nicht ins Feuer gekommen waren, und die anderen fünf konnten rasch reorganisiert werden, während Erzherzog Albrecht nur etwa 65,000 kampffähige Soldaten hatte. Allein es geschah das gerade Gegenteil. Die Armee La Marmora zog sich nach Cremona und Piacenza, die Armee Cialdini nach Modena zurück. Die italienische Waffenehre konnnte daher im Feldzug überhaupt nicht mehr hergestellt werden. Die Erwerbung Venetiens im Prager Frieden erschien den Italienern als ein Geschenk Napoleons und als eine Folge der Schlacht von Königgrätz, nicht als Errungenschaft ihres nationalen Krieges.

Als der Schuldige erschien bisher ausschließlich La Marmora. Alle Quellen und Darstellungen[4]) stimmen darin überein, daß er den Rückzug so übereilt

[4]) Ich zitiere das österreichische und das italienische Generalstabswerk, Friedjungs „Kampf um die Vorherrschaft“, Sybels „Begründung des Deutschen Reiches“, Theodor von Bernhardis „Tagebücher“ (aus dem Hauptquartier La Marmoras), die Erinnerungen des italienischen Generals Mezzacapo und die Monographie „Custozza“ des italienischen Generalstabschefs Grafen Pollio.

ngeordnet und durchgeführt habe, daß der zum Poübergang und zur Aufnahme der Offensive bereite General Cialdini mitgerissen wurde und nach einem Kriegsrat mit voller Zustimmung seiner Generale nun auch seinerseits — nolens volens — den Rückzug auf Modena anordnete.

Diese Beurteilung läßt sich heute nach den Enthüllungen Luigi Cadornas aus dem schriftlichen Nachlaß seines Vaters nicht mehr aufrechterhalten.

Ich muß mich natürlich im Rahmen dieser Anzeige auf die Hervorhebung der entscheidenden Punkte beschränken, was bei Kontroversen nicht immer leicht ist, bei denen Details wie die genaue Stunde einer Depesche oder die Reihenfolge von Befehlen eine Rolle spielen. Ich verweise aber auf Cadornas Buch, in dem der lückenlose Abdruck der Briefe seines Vaters das genaueste Studium der Fragen ermöglicht.

Cialdini war am Abend und in der Nacht über die Niederlage von Custozza durch Telegramme Viktor Emanuels und La Marmoras informiert worden. Man kann die Telegramme des Monarchen als objektiv und richtig bezeichnen, die La Marmoras als kopflos und pessimistisch. Jedenfalls hat keiner von beiden einen Widerruf des Befehls zum Poübergang an Cialdini ergehen lassen und ebensowenig ist präzisiert, bis wohin sich La Marmora zurückzuziehen gedenke.

Cialdini war über beide Fragen also durchaus nicht im Besitz der Direktiven des Hauptquartiers, als er am 25. Juni um 10 Uhr früh in einer Besprechung mit seinem Generalstabschef Generalmajor Piola Caselli und mit dem einzigen ihm persönlich nahestehenden Divisionär Generalleutnant Mezzacapo bedingungslos beschloß, den Rückzug nach Modena anzutreten.

Für 2 Uhr waren die acht Divisionäre nach dem Dorf Bondeno einberufen. Sechs waren anwesend, nämlich Raffaele Cadorna, Mezzacapo, Chiabrera, Della Chiesa, Ricotti und Avogadro. Der siebente, Medici, kam nach Aufhebung der Besprechung, der achte, Franzini, kam wegen der großen Entfernung überhaupt nicht.

Cialdini setzte den Generalen seinen Rückzugsbefehl auseinander. Er muß gleich bemerkt haben, daß er damit die Generale unangenehm überraschte. Als nun der rangälteste Divisionär, eben Cadorna, das Wort ergriff und mit dem Satz begann: „Ich bin ganz im Gegenteil der Ansicht —" unterbrachen ihn Cialdini und Mezzacapo. Letzterer — so schreibt Cadorna — sagte die am Morgen mit Cialdini vereinbarte Lektion zugunsten des Rückzuges auf, während Cialdini (wenn auch nicht mit klaren Worten) andeutete, hier sei kein Kriegsrat zur Abgabe von Voten, sondern ein Rapport zur Entgegennahme von Befehlen. Und der Rückzug wurde durchgeführt.

Es ergibt sich daraus also zweierlei:

1. Cialdini hat den Entschluß zum Rückzug zu einer Stunde gefaßt, wo er weder La Marmoras endgültige Rückmarschziele kannte, noch irgendwie ermächtigt war, den anbefohlenen Poübergang zu unterlassen.
2. Cialdini hat fälschlich später behauptet, er habe für seinen Entschluß in einem Kriegsrat die Zustimmung seiner acht Divisionäre erhalten. Von den acht Generalen hat nur Mezzacapo zugestimmt. Die abweichende Ansicht Cadornas (und wie dieser schreibt, auch der andern vier) hat Cialdini zum Schweigen gebracht und gerade dabei angedeutet, daß es sich nicht um einen Kriegsrat handle.

Man begreift nun eher die maßlose Verbitterung La Marmoras in jener Polemik von 1868, die in seiner berühmten Schrift „Etwas mehr Licht über die Ereignisse von 1866“ gipfelte.

Natürlich kann die Beurteilung der Handlungsweise Cialdinis, wie wir sie heute erkennen, auch nicht durch die Hypothese des Generals Pollio beeinflußt werden, daß die Durchführung des Poüberganges Italien einer zweiten Niederlage ausgesetzt haben würde. Pollio weist darauf hin, daß Erzherzog Albrecht vollständig darauf vorbereitet war, es nun mit der Armee Cialdini zu tun zu bekommen. Andererseits hat Pollio nicht das Vertrauen in die Energie und Entschlußkraft La Marmoras, um anzunehmen, daß dieser in einen neuen Kampf zwischen dem Erzherzog und Cialdini rasch genug eingegriffen haben würde, um die große italienische Übermacht entscheidend spielen zu lassen.

Auf alle Fälle hat General Luigi Cadorna in der Biographie seines Vaters einen dunklen Punkt der vaterländischen Kriegsgeschichte aufgehellt. Und wer glauben sollte, daß es sich hier um ein schließlich bedeutungsloses Detail der Verantwortungsfrage handelt, der hätte die italienische Psyche nicht begriffen. Als es sich 1914—15 um den Eintritt oder Nichteintritt Italiens in den Weltkrieg handelte, war eine Periode zu Ende, deren militärische Stationen für Italien Novara, Custozza, Lissa, Adua hießen. Magenta und namentlich Solferino waren ein zu geteilter Ruhm, um das Gewicht zu halten. Es war daher Luigi Cadornas und seiner Offiziere berechtigter Ehrgeiz, den Abschluß des Risorgimento mit eigenen militärischen Waffenerfolgen herbeizuführen; aber ein tragisches Geschick hat Cadorna den Lorbeer verwehrt und ihn zum Historiker der vergangenen Periode vaterländischer Kriegsgeschichte gemacht.

M. C.

Mittelalterliche Weltanschauung

Das Recht, mehr als ein Menschenalter nach dem ersten Erscheinen in unveränderter Gestalt wiederum vor die Öffentlichkeit zu treten, wird man einem wissenschaftlichen Werke nicht leichthin zugestehen wollen. Zum Wesen gelehrter Forschung gehört es, daß sie keine Ruhepunkte kennt; was heute noch als gültige Wahrheit erscheint, wird kritischer Zweifel morgen schon erneuter Prüfung unterwerfen, und in der rastlosen Arbeit einer ganzen Gelehrtengeneration wird der Erkenntnis stets soviel Neuland gewonnen, daß die früher durchmessenen Stadien auf der Bahn des Wissens dem vorwärts gewandten Auge oft nur zu rasch entschwinden.

Auch das großangelegte Werk Heinrich von Eickens über Geschichte und System der mittelalterlichen Weltanschauung[1]) kann heute nicht verleugnen, daß es zu einer Zeit geschrieben wurde, als die Erforschung der mittelalterlichen Geistesgeschichte vielfach noch in ihren ersten Anfängen steckte. Ja, es konnte

[1]) 4. Auflage (Omnitypie-Neudruck). I. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger, Stuttgart und Berlin 1923.

em Verfasser schon seinerzeit von berufener Seite[2]) entgegengehalten werden, aß er in manchen nicht unwesentlichen Aufstellungen irre, und daß seine enntnis des katholischen Lehrsystems, der Grundlage also, auf der sich das anze Gebäude der mittelalterlichen Weltanschauung aufbaut, sich nicht überall ls stichhaltig erweise. Wenn trotz solcher Mängel, die nur fehlende Einsicht bersehen könnte, das Buch in der Tat es noch heute verdient, von neuem aufelegt und gelesen zu werden, so erwirbt es sich ein solches Anrecht durch die itensität der Anschauung und die Kraft des konstruktiven Vermögens, mit der as große Gemälde mittelalterlicher Geistesart, mag es immerhin in einzelnen inien verzeichnet sein, entworfen und der Phantasie des Beschauers greifbar ahegerückt ist.

Heinrich von Eicken suchte das Mittelalter zu verstehen als ein wesentliches ilied in der Kette einer Menschheitsgeschichte, die er im Sinne Hegels als einen iit innerer Notwendigkeit aus eigenen Antrieben gesetzmäßig fortschreitenden rozeß der Auflösung einer ursprünglichen Einheit und ihrer Wiederherstellung uf höherer Stufe begriff. Gott und Mensch, Welt und Überwelt waren die beiden aktoren, die im naiven Bewußtsein der Antike sich zu unterschiedsloser Einheit usammenschlossen, um dann allmählich auseinanderzutreten und im Dualismus es Mittelalters in harter Trennung einander gegenüberzustehen, bis die moderne /eltanschauung den Gegensatz in einer neuen, harmonischen Synthese auflöste nd überwand. Und diese dualistische Grundstimmung war es, die ihm als er entscheidende Zug der mittelalterlichen Geisteswelt erschien und die er auf llen Lebensgebieten in ihren Auswirkungen aufzuzeigen bemüht war. Hinendung zum Transzendenten und damit Abkehr vom Diesseits, Unterordnung ller Zwecke und Werte der Welt unter die Forderungen und Maßstäbe der berwelt, Weltflucht, Askese und Weltverneinung, darin sah er die eigentlichen /esensmerkmale der mittelalterlichen Epoche, und so entrollte er das großartige, ı sich geschlossene und einheitliche Nachtgemälde einer Zeit, die in tiefstem lißtrauen allem natürlich Gegebenen gegenüberstand und in diesem Mißtrauen nmer wieder dazu neigte, in aller Lust und Schönheit der Welt nur ein Machverk des Teufels und seiner List zu erblicken.

Dabei konnte ihm freilich nicht entgehen, wie die derart vergewaltigte Natur ır eigenes Schwergewicht doch immer wieder geltend zu machen imstande rar. Es ist eine der fruchtbarsten und feinsten Ideen des Buches, daß die ußerste Überspitzung des Transzendenzgedankens schließlich in sein volles iegenteil umschlagen mußte: wie z. B. die in der radikalen Askese des Ordensbens scheinbar völlig ausgetilgte Sexualität in der sinnlichen Färbung des hristuskultes der Nonnen und des Marienkultes der Mönche nur um so gewaltımer sich durchsetzte. Was er nicht sah und aus den Zusammenhängen seiner onstruktion heraus nicht sehen konnte, war, daß schon die grundsätzliche instellung der mittelalterlichen Religiosität gegenüber dem Diesseits und der /elt weniger einheitlich war, als er annahm. In Wahrheit reichte der Zwiepalt bis in den Kern der katholischen Anschauung hinein; diese Welt ist Gottes /elt, Gottes Schöpfung, die an sich als solche nicht schlecht sein kann, die

[2]) Vergl. die ausführliche Besprechung G. v. Hertlings, wieder abgedruckt in einen Historischen Beiträgen zur Philosophie, S. 32 ff.

vor allem einer Vergöttlichung, einer Erlösung fähig ist — und doch ist sie auch wieder bis ins tiefste hinein verderbt durch die Erbsünde und darum voll von Gefahren und Fallstricken, vor denen der Sucher nach dem ewigen Heil durch entschiedene Abkehr sich am sichersten zu retten vermag. Aber mochte das praktische Leben sowohl wie die dogmatische Formulierung niemals in der reinen Negierung sich erschöpfen, mochten beide von solchen Voraussetzungen aus zu weitgehender Anerkennung des natürlichen Daseins gelangen, immer behauptete doch der Gedanke der Weltverneinung in der geistigen Struktur des Mittelalters den entscheidenden Platz. Die gesamte mittelalterliche Literatur, angefangen von den Konfessionen Augustins mit ihrer radikalen Kritik der Sinne und deren Lust, liefert dafür den immer sich wiederholenden Beweis.

So bleibt Heinrich von Eicken das Verdienst, eine maßgebende Grundtendenz der mittelalterlichen Ideenwelt energisch und überzeugend herausgearbeitet zu haben, und als umfassende und gedankenreiche Darstellung der asketischen Herrschaftsidee, die mit ihren inneren Widersprüchen, um mit Ranke zu reden, die „wunderbare Physiognomie" dieses Zeitalters, bestimmte, wird das Buch seinen Wert noch lange behalten. Und vielleicht hat es darüber hinaus für uns Heutige noch eine andere, nicht weniger charakteristische Bedeutung gewonnen, indem es als Denkmal der geistesgeschichtlichen Epoche, der es sein Entstehen verdankt, seinerseits schon zu einem geschichtlichen Dokumente geworden ist. Es war doch etwas um diese Generation von Gelehrten, aus der dieser Staatsarchivar von Aurich hervorwuchs, der die Muße seiner entlegenen Amtsstadt dazu verwertete, in mühseliger Kleinarbeit ein umfängliches Rohmaterial an historischem Stoff zusammenzutragen, und der doch zugleich aus dem Nährboden eines gewaltigen Gedankensystems die spekulative Kraft schöpfte, das Einzelne in den Rahmen einer großen Gesamtanschauung hineinzustellen. Wir werden heute an den positiven Inhalten dieser Geschichtskonstruktion nicht überall festhalten können, werden vor allem den kühnen Optimismus nicht mehr teilen, in den das Buch so bezeichnend ausmündet und der in der Gegenwart des Verfassers die erlösende Synthese von christlicher Sittenlehre und antiker Staatsidee vollzogen glaubte: für alle Irrtümer und Vergänglichkeiten des Einzelnen entschädigt schließlich doch die wissenschaftliche Form des Ganzen, in der zwei geschiedene Kräfte wissenschaftlicher Begabung sich in einer Stärke und Fruchtbarkeit durchdrangen, wie sie die Gegenwart nur noch selten in ähnlicher Vereinigung aufweist.

F. Baethgen (Heidelberg)

DER OBELISK
LITERATURBLATT

Julius Schaumberger

Die Samariterin

Novelle

Unter den deutschen Gästen der Schweizer Pension „Rütli“ in Nervi fiel besonders ein Paar auf, das bei den Mahlzeiten am oberen Ende der Tafel Platz zu nehmen pflegte. Ein alter Herr mit scharf markiertem Gelehrtenkopf, mit kränklich-blassem Gesicht und schmalen, fast durchsichtigen Händen, die zuweilen mit den Spitzen eines tief auf die Brust herabfallenden silbergrauen Bartes spielten oder an dem schwarzen, kantigen Seidenkäppchen rückten, das, eine hohe, wachsbleiche Stirn frei lassend, die Blöße des Hauptes bedeckte. Und zu seiner Linken ein weibliches Wesen, in dessen Erscheinung Reife und jugendliche Anmut sich vereinigten, so daß man nicht wußte, ob man eine noch sehr junge Frau oder ein Mädchen vor sich hatte, an das schon früh der Ernst des Lebens herangetreten war. Der Verkehr der Beiden mit der Tischgesellschaft beschränkte sich auf höfliche, aber kühle Begrüßungsformeln; auch unter sich pflegten sie wenig zu sprechen. Nur hie und da flüsterte die junge Dame dem alten Herrn einige leise Worte zu, die meist nur eine stumme Erwiderung fanden. Sichtlich war sie fortwährend um ihn besorgt und darauf bedacht, jedem seiner Wünsche zuvorzukommen, ihm Brot und Salz zu reichen oder sein Glas zu füllen, noch ehe er selbst daran dachte. Ihre schlanke, zarte Figur näherte sich dann seiner gebückten Gestalt und ihre feinen Hände bewegten sich leicht und geräuschlos. In den Pausen zwischen den Gängen schweiften ihre Blicke durch das hohe Bogenfenster, dem sie gerade gegenüber saß, hinaus in den Garten, folgten sinnend der Allee von Zitronen- und Mandelbäumen, die in der Richtung nach dem Meere hinablief, und schienen sich in weiter Ferne zu verlieren. Manchmal strichen ihre Fingerspitzen leicht über die Wellenlinien ihres dunkelblonden Haares oder ruhten auf ihren blassen, aber doch jugendlich frischen Wangen.

Um die Namen der Beiden zu erfahren, brauchte man im Fremden-

buch nicht lang zu suchen. Geheimrat Professor von Reifenstein, Heidelberg, stand da in großen energischen Zügen, denen man nur bei scharfer Betrachtung ansah, daß eine von Krankheit geschwächte Hand sie geführt hatte, und darunter in zarter, leichter Frauenschrift: Agathe Mühldorfer, Mannheim. Es konnte niemand daran zweifeln, daß dies die Namen der beiden so exklusiven Fremden waren, auch wenn er nicht wußte, daß die medizinische Fakultät der badischen Universität den Namen Reifenstein mit Stolz in ihren Listen verzeichnete.

Agathe war die Tochter eines begabten, aber vom Glück wenig begünstigten Musikers. Franz Mühldorfer hatte ein unstetes Wanderleben als Theaterkapellmeister und Konzertdirigent geführt. Sein unruhiges, leicht reizbares Temperament hatte ihn nirgends festen Fuß fassen lassen. Am Ende mußte er, um seine Familie zu ernähren, mit der bescheidenen Stelle des Musiklehrers an einer höheren Mädchenschule sich zufrieden geben, in der auch seine Tochter untergebracht war. In ihr fand er seine eifrigste und begabteste Schülerin. Auch in anderen Fächern war Agathe allen voran. Besonders besaß sie ein seltenes Talent für fremde Sprachen und daneben ein lebhaftes Interesse für alles, was ihrem stark entwickelten Schönheitssinn Nahrung gab. Nach dem frühen Tod des Vaters, dem die Mutter schon vor Jahren vorangegangen war, stand Agathe daher nicht hilflos da. Die erworbenen Kenntnisse und angeborenen Fähigkeiten gaben ihr gute Waffen für den Lebenskampf in die Hand, in dem sie sich tapfer bewährte. Durch Sprach- und Musikunterricht erwarb sie nicht nur genug, um sorglos leben zu können, sondern auch noch ein Übriges, um sich zuweilen ästhetische Genüsse bereiten zu können. Trotzdem begrüßte sie es als eine hohe Gunst des Glücks, als eines Tages der Geheimrat Professor von Reifenstein, ein entfernter Verwandter ihrer Mutter, ihr den Antrag stellte, ihn als Gesellschafterin und Pflegerin nach dem Süden zu begleiten, wo er von einem sich immer mehr entwickelnden Lungenleiden geheilt zu werden hoffte. Der Geheimrat konnte sich in der Tat keine bessere Gefährtin wünschen als das kluge und gebildete Mädchen, das auch den Forderungen des praktischen Lebens nicht ungerüstet gegenüber stand. Für Agathe aber bedeutete dieser Antrag die Erfüllung eines ihrer höchsten Wünsche: das Land zu sehen, in dem ihre Gedanken schon so oft sehnsuchtsvoll geweilt hatten, die Originale all der Meisterwerke zu genießen, deren Nachbildungen schon ihre Begeisterung erregt hatten, den Fuß auf den geweihten, gesegneten Boden Italiens zu setzen, des gelobten Landes der Schönheit in Natur und Kunst. Freudigen Herzens und voll Dankbarkeit nahm sie die Einladung an und blickte sehnsüchtig auf das Tor des Paradieses, das sich vor ihr öffnen sollte.

Auf der Reise erlebte sie indessen schon eine kleine Enttäuschung. Der Geheimrat strebte so schnell wie möglich seinem Ziele zu und vermied jeden Aufenthalt unterwegs. Er wußte, wie es mit ihm stand, und daß der geringste Aufschub der Kur ihm schädlich sein würde. So konnte Agathe die Herrlichkeiten der Schweiz, die sich ihr zum erstenmal enthüllten, nur im Fluge genießen, und das Entzücken, mit dem sie die wundervollen Landschaftsbilder begrüßte, fand auch nur schwachen Anklang bei ihrem Reisegefährten, dem sie nichts Neues boten und der, nur mit seinem Krankheitszustand beschäftigt, meist mit geschlossenen Augen in seiner Ecke lehnte. Auch ihre Erwartung, in Mailand das Wunderwerk des Domes anstaunen zu können, ging nicht in Erfüllung, und selbst in Genua wollte der Geheimrat sich nicht länger aufhalten, als unbedingt nötig war. Als sich ihr dort von ihrem Zimmer im Hotel Miramare aus ein Anblick bot, der ihre kühnsten Traumbilder in Schatten stellte, als sich der weite Hafen mit den vielen darin liegenden Schiffen aus fernen Erdteilen und das Häusermeer der sich amphitheatralisch aufbauenden Stadt vor ihr ausbreitete, befiel sie ein Rausch des Entzückens. Sie erbat sich klopfenden Herzens die Erlaubnis, nur einen kurzen Gang durch die Stadt unternehmen zu dürfen, und sie wurde ihr erteilt, da der Geheimrat sich von der Reise erschöpft fühlte und das Bedürfnis nach ungestörter Ruhe empfand. So spazierte sie denn fröhlich in die Stadt hinab, ging über den Bahnhofplatz, an dem Marmordenkmal des „Colombo" vorüber, und schlenderte durch die Via di Balbi nach der Piazza Zecca. Das bunte, geräuschvolle Marktleben, das sich hier entfaltete, beobachtete sie mit gespannter Aufmerksamkeit, aber es wurde ihr ein wenig bang, als das Geschrei der heftig gestikulierenden Händler ihr so fremd und fast unverständlich klang. Was half es ihr da, daß sie Dante und Torquato Tasso im Urtext fließend zu lesen verstand? Die Sprache des Volkes klingt eben doch anders, dachte sie lächelnd. Daran muß sich das Ohr erst gewöhnen. Sie wollte sich aber gleich auf die Probe stellen und ließ sich mit einer vollbusigen, glutäugigen Frau, die hinter einem Wall von riesigen Frucht- und Gemüsekörben stand und der fremden Dame ihre „orangi, belli orangi rossi" mit verblüffender Zungenfertigkeit anbot, in ein Gespräch ein, worauf sie beglückt mit einer Ladung der feurig glühenden Früchte davonzog, die sie freilich für das dreifache des Marktpreises erstanden hatte. Mit staunenden Augen wandelte sie dann durch die Via Garibaldi mit ihren prunkvollen Palästen, durch deren Portale sie stolze Marmortreppen, herrliche Säulengänge und Statuen bemerkte. Gern wäre sie hier und da eingetreten, aber der Drang, in der kurzen Zeit, die ihr gegönnt war, möglichst viel von all der fremd-

artigen Pracht in sich aufzunehmen, trieb sie weiter und weiter, bis zur Piazza Corvetto, wo das Reiterstandbild des Vittorio Emmanuele ihren Blick fesselte. Dann stieg sie die wohlgepflegten Wege der Villetta di Negro hinan, wo die Vegetation des Südens sie in üppigen Formen umgab und wo sie am liebsten in das Jubilieren der buntgefiederten Sänger miteingestimmt hätte. Als sie auf der Höhe angelangt war und das wundervolle Panorama übersah, das sich ihr hier darbot, müßte sie die Augen mit der Hand beschatten. Sie konnte so viel Schönheit noch nicht in sich aufnehmen, ohne daß ein Schwindel sie befiel. Ihr Herz quoll über von Wonne und von Dankbarkeit gegen den alten Herrn, der sie in dieses Paradies geführt hatte. Sie bereute, ihn so lang allein gelassen zu haben; eilig lief sie nun hinab und bestieg unten auf dem Platz einen Wagen, um möglichst schnell wieder in das Hotel zu gelangen.

Der Geheimrat erwartete sie bereits mit Ungeduld, und der stumme Vorwurf in seinen Blicken bedrückte sie sehr nach alledem, was sie soeben empfunden. Er hatte, trotzdem er sich sehr ermüdet fühlte, doch keinen Schlummer gefunden, und die fixe Idee des Kranken, nur an einem bestimmten Orte Ruhe finden zu können, trieb ihn zu schleuniger Weiterreise nach dem nun schon so nahen Endziel. Agathe beeilte sich, so sehr sie konnte, alles in Ordnung zu bringen, so daß sie schon eine Stunde später Genua verlassen konnten.

In Nervi blieb der Professor auf der Terrasse des Hotels, nahe dem Bahnhof, wo sie zunächst eingekehrt waren, und überließ es seiner Nichte, eine passende Wohnung zu finden. Es war keine leichte Aufgabe, da sie darauf bedacht sein mußte, alles zu vermeiden, was dem Kranken unbequem sein konnte. Endlich entschied sie sich für drei nach der Südseite gelegene Zimmer in einer nahe dem Strand gelegenen Villa, ein Heim, das durch seine Eigenart sogleich ihre Sympathie erregt hatte. Es war ein altes Schlößchen aus der Zeit der Spätrenaissance, umgeben von einem großen Park, in dem Zypressen und Pinien standen und die schönsten Früchte des Südens gediehen. In den Zimmern, die ihr für den Geheimrat geeignet erschienen, befanden sich kostbare Möbel, Prunkstücke aus alter Zeit. Ein kleines, bescheidener eingerichtetes Stübchen daneben genügte ihr für sich selbst. Sie war glücklich, als der Professor ihre Wahl billigte, und da er schon in den ersten Tagen einen günstigen Einfluß des milden Klimas zu verspüren meinte und sich daher in gehobener Stimmung befand, störte nichts das freudige Genießen, dem sie sich mit aller Wärme ihres Wesens hingab. Es kamen sogar Stunden, in denen der wortkarge Mann beinahe gesprächig wurde oder doch ihren Gefühlsergüssen lächelnd zuhörte. Das Meer, das sie zum erstenmal in ihrem Leben sah, wirkte

ıuf sie wie ein gewaltiges, nicht zu ergründendes Wunder. Sie konnte ıich nicht satt daran sehen, wenn es, vom glühenden Ball der unter- ɣehenden Sonne bestrahlt, mit allen Farben des Regenbogens übergossen var, sie fühlte sich im Innersten ergriffen und erschüttert, wenn es, vom Südwind bewegt, seine tiefblauen Wogen zornig gegen den felsigen Strand chleuderte, die, sich hoch aufbäumend, an den braunen Klippen zer- chellten und sie mit weißem Gischt bespritzten. Auch in ihrem Heim and sie sich seltsam angeregt. Sie erfüllte das Haus mit den Gestalten hrer Phantasie, sie sah weißbärtige Greise, stattliche Männer und schöne Jünglinge, stolze Frauen in kostbaren Prunkgewändern und anmutige Mädchen die breite Marmortreppe zu der hochgewölbten Halle mit ihren phantastischen Deckengemälden zum Festmahl emporsteigen oder um den unden Steintisch auf der Terrasse sitzen, sich über die Brüstung der ıohen Mauer beugen, die den Garten vom Meer trennte, und zu dem ıltersgrauen Kastell hinüberblicken, das an der Spitze einer sich weit ıinaus erstreckenden Halbinsel trotzig emporragte.

Der Geheimrat befand sich so wohl, daß er täglich Spaziergänge ıuf der Strandpromenade unternehmen konnte. Dann ruhten sie in der Nähe des Pavillons, in dem nachmittags stets eine Kapelle konzertierte. Sie freute sich, Verdi und Mascagni in ihrer Heimat hören zu können, und var überrascht, häufig auch deutsche Musik auf dem Programm zu finden, ɪesonders solche von Wagner, „di maëstro illustrissimo Riccardo Wagner".

* * *

Doch nicht lang sollte sich Agathe dieses glücklichen Genießens rfreuen dürfen. In dem Befinden des Professors, der schon einer baldigen Genesung entgegenzugehen glaubte, trat ganz unerwartet eine Verschlim- nerung ein. Er fühlte sich von einer bleiernen Müdigkeit gelähmt und vurde von häufig wiederkehrenden Hustenanfällen geplagt, die stets eine völlige Ermattung zur Folge hatten. Es kam eine Reihe von Tagen, an lenen er das Haus nicht mehr verließ, ja kaum zu bewegen war, zu len Mahlzeiten in den Speisesaal hinabzugehen, da das Treppensteigen hm beschwerlich war. Agathe wagte es nicht mehr, ihn allein zu lassen. Sie saß, wenn er zu erschöpft war, um sich von ihr Gesellschaft leisten u lassen, stundenlang am Fenster ihres Zimmerchens, und ihre einzige Zerstreuung bestand darin, auf den Fluß hinabzuschauen, der kurz vor einer Mündung in die See über ein Wehr hinabstürzte, und dem Leben nd Treiben des Fischervolkes zuzusehen, das vor den schmutziggrauen Häusern und auf der ruinösen Steinbrücke sich bewegte. Höchstens rlaubte sie sich, in der nächsten Umgebung des Hauses sich zu ergehen

oder sich mit einem Buch auf die Bank unter dem Mandarinenbaum zu setzen, der dicht vor dem Portal stand. Ihre Angst und Sorge wuchs vom Tag zu Tag. Das Gefühl der Verantwortung lastete schwer auf ihr. Wenn sie auch bereit war, sich ganz der Pflege des Kranken zu widmen, durfte sie seine nächsten Angehörigen in Unkenntnis der Gefahr lassen, in der sein Leben nach seiner eigenen Überzeugung schwebte? Aber durfte sie anderseits hinter seinem Rücken, vielleicht wider seinen Willen handeln? Vorsichtig begann sie hie und da das Gespräch auf seinen Sohn zu lenken, der seit Jahren als Bildhauer mit seiner jungen Frau in Rom lebte. Wie schön es doch wäre, wenn die Beiden einmal zu Besuch kämen. Vater und Sohn hatten sich doch so lang nicht gesehen, und nun sollten sie beide in Italien sich aufhalten, ohne einander zu begrüßen? Aber der Geheimrat ging immer wieder über ihre Anregung ausweichend hinweg. So mußte sie denn endlich ihr Vorhaben ausführen. Sie schrieb ihrem Vetter Robert einen ausführlichen Brief, in dem sie sich bemühte, die Lage so darzustellen, daß er nicht geradezu erschreckt werden, aber doch auch nicht ohne ernste Besorgnis bleiben konnte.

Schon ein paar Tage später kam die Antwort aus Rom, an den Geheimrat selbst gerichtet, wie Agathe es erbeten hatte. Ihr klopfte das Herz, als er den Brief öffnete und las. Aber die Botschaft schien ihm angenehm zu berühren, und er hegte offenbar auch kein Mißtrauen. Der Brief war ganz in ihrem Sinne abgefaßt, in einer leichten, fröhlichen Tonart. Es sei doch natürlich, schrieb Robert, daß er den Wunsch habe, den Vater auf dem Boden des Landes zu begrüßen, in dem er selbst sozusagen das Heimatsrecht erworben habe. Er werde auch Helga, seine Frau, mitbringen, die sich darauf freue, den Schwiegerpapa wiederzusehen. Es werde ihr auch wohltun, aus dem Dunst der Stadt, in dem sie schon fast ersticke, für einige Tage herauszukommen.

„Na, es ist ja nett von den Kindern, daß sie mich besuchen wollen,“ sagte der Professor mit einem fast milden Lächeln. „So sieht man sich doch noch einmal im Leben.“

„Du wirst ihn noch oft sehen, Onkel,“ rief Agathe. Und um seine Gedanken von dem dunklen Weg, den sie schon wieder gehen wollten, abzulenken, knüpfte sie rasch die Frage an: „Wie lang lebt nun eigentlich Robert schon in Rom?“

„Mehrere Jahre schon,“ antwortete er. „Nun, du wirst ja auch deinen Vetter gern einmal wiedersehen. Er war ja wohl noch ein grüner Junge, als ihr euch zum letztenmal saht, und du ein naseweises Schulmädel.“

„Ja, ja,“ sagte Agathe lächelnd und fühlte, daß sie errötete. Es kam ihr ganz plötzlich die Erinnerung an einen Kuß, den er ihr

lamals geraubt hatte. Was für ein hübscher, wilder Bursch war er doch! Jnd wieder ablenkend, fragte sie: „Leben die Beiden denn glücklich niteinander?“

„Ich denke wohl,“ meinte der Geheimrat. „Sie können doch sorglos ınd behaglich leben. Sie hat ihm ja ein schönes Stück Geld in die Ehe nitgebracht. Es wird in Frankfurt nicht viel reichere Leute geben als hren Vater, und das will etwas heißen.“

Agathe hatte eine andere Antwort erwartet. Er war ja doch ein Künstler. Das Geld allein konnte ihn doch nicht glücklich machen.

„Er wird sich wohl auch die Hörner abgestoßen haben,“ fuhr der Alte fort. „Und sie ist eine sehr vernünftige Frau.“ Ein Hustenanfall ınterbrach ihn. „Du solltest mich — nicht so viel reden lassen, Agathe,“ stöhnte er.

„Verzeih, Onkel,“ sagte sie erschrocken, während sie ihm schnell das Linderungsmittel reichte. „Wir wollen ganz still sein. Ich freue mich bloß so sehr auf den Besuch.“

Am nächsten Tag kam das Telegramm, das die Ankunft Roberts neldete. Agathe ging zum Bahnhof, um ihn zu empfangen, nachdem sie lie Pensions-Inhaberin, eine freundliche, stets zuvorkommende Dame, gebeten hatte, inzwischen einmal nach ihrem Onkel zu sehen.

Ob ich ihn wohl gleich erkennen werde, dachte sie, während sie auf dem Bahnsteig stand und den Zug erwartete.

O ja! Sie erkannte ihn sofort. Unter den Aussteigenden konnte kein anderer es sein als der blonde Riese, der einer ebenfalls blonden jungen Dame aus dem Wagen half und dem Gepäckträger kurz und energisch seine Anweisungen gab. Es war eine Erscheinung, wie man ihr in Italien ıicht häufig begegnet. Zwischen breiten Schultern saß ein Kopf, der für einen Cheruskerfürsten als Modell hätte dienen können, mit gewölbter Stirn, blauen Augen und kräftig geschwungener Nase; nur daß der rötlich-blonde Bart kurz geschnitten war. Seine hohe Gestalt überragte die Figur seiner Frau, die er behutsam über die Schienen führte, so beträchtlich, daß sie wie ein Kind neben ihm aussah, obgleich sie nicht eben klein und ziemlich stattlich gebaut war.

„Sieh da! das kleine Fräulein!“ rief er in einem hellen, kräftigen Ton, als Agathe sich ein wenig zaghaft näherte. „Hübsch ist sie geworden, unsere kleine Kusine, wie?“ fuhr er fort, sich an seine Frau wendend. „Das ist nämlich Helga, mia spusa, wie du dir wohl denken kannst,“ richtete er die Rede wieder an Agathe, und in seinen Augen blitzte und funkelte es lustig.

Die beiden Frauen reichten sich die Hand und betrachteten einander,

wie eben Frauen bei einer ersten Begegnung sich gegenseitig ansehen. Sie hatten wohl beide sofort das gleiche Gefühl, daß sie sich nicht viel näher kommen würden. Aber Roberts zwangslos-freundliche Art ließ in Agathe keine Verlegenheit aufkommen, obgleich sie nicht darauf gefaßt war, daß er sie ohne weiteres duzen werde.

„Na, und wie steht's mit dem alten Herrn?“ fragte Robert, als sie im offenen Wagen durch die in die Stadt führende Palmenallee fuhren.

Agathe kam es erst jetzt zum Bewußtsein, daß Robert nicht gleich nach dem Befinden des Vaters gefragt hatte.

„Gott sei Dank, heute wieder etwas besser,“ antwortete sie. „Ich glaube, es ist die Freude über euren Besuch, die ihn so erfrischt hat.“

„Wir wollen ihn schon wieder gesund kriegen,“ rief Robert. „Wir Reifensteins sind nicht so leicht umzubringen.“

Mit seinem scherzhaften Ton, seinem fröhlichen Lachen verscheuchte Robert auch bei der Begrüßung seines Vaters jede trübe Stimmung und brachte einen frischen Luftzug in die trübe Atmosphäre des Krankenzimmers.

„Was wetten wir,“ rief er, während er seine muskulösen Arme gegen die Hüften stemmte und, wie es seine Gewohnheit war, dem Alten mit zur Seite geneigtem Kopf listig zuzwinkerte, „was wetten wir, daß wir in acht Tagen alle zusammen auf den Monte more klettern? Die Gnädige werden wir freilich auf ein Maultier setzen müssen und dem kleinen Fräulein da wird auch bald der Atem ausgehen. Aber wir zwei wollen dem schwachen Geschlecht einmal zeigen, was wir leisten können.“

„Immer noch der alte Schwadroneur!“ knurrte der Geheimrat. Aber es flog doch ein schwaches Lächeln über seine schmalen Lippen, so daß Agathe, die wochenlang nur ein todernstes Gesicht gesehen hatte, glücklich aufatmete und ihrem Vetter einen dankbaren Blick zuwarf.

Sie hatte gedacht, daß die Beiden in der gleichen Pension Wohnung nehmen würden, aber Frau Helga gefiel es da nicht. Sie erklärte, daß man nur im Eden-Hotel logieren könne. Sie fand es sogar unverzeihlich, daß die Kusine den alten Herrn in eine so wenig angemessene Umgebung gebracht hatte. Agathens Bewunderung für Italien, ihr Interesse für Land und Leute belächelte sie mitleidig. Ein Land, in dem man so oft auf jede Bequemlichkeit, jeden Komfort verzichten mußte; in dem man so häufig Menschen begegnete, denen die einfachsten Regeln der Ordnung und Reinlichkeit fremd waren.

„Und doch muß es herrlich sein, in Rom zu leben!“ meinte Agathe. „Die wundervollen Bauwerke, die kostbaren Kunstschätze! Das Forum und der Palatin, die Museen des Vatikans und die Sixtinische Kapelle!“

„Man kann doch nicht immer auf dem Forum herumlaufen,“ ent-
gnete Helga trocken. An dem „alten Gerümpel“ hatte sie sich längst
att gesehen, und „die ewigen Heiligenbilder“ langweilten sie.

Agathe warf einen verstohlenen Blick zu Robert hinüber. Er sah
or sich hin, schwieg und lächelte.

„Sie scheint eine große Schwärmerin zu sein, deine liebe Kusine,“
agte Helga schon am ersten Tag zu ihrem Mann.

„Jeder wie er kann,“ antwortete er lakonisch.

„Na, ihr könnt ja miteinander schwärmen, so viel ihr wollt,“ spottete
e. „Ich habe nichts dagegen.“

Das Verhältnis zwischen Robert und seiner Frau beruhte auf einer
egenseitigen kühlen Duldung. Er forderte längst nicht mehr von ihr,
as sie ihm nicht geben konnte, und sie legte ihm nichts in den Weg,
; bei anderen zu suchen. Sie ließ ihn sogar ruhig gewähren, wenn sie
n auf Abwegen wußte, und war froh, wenn sie auf diese Weise ihre
uhe hatte.

Für den Vater ihres Mannes hegte Helga einen großen Respekt und
örte ihn gern sprechen, wenn er in seiner scharfen, epigrammatischen
rt seine Lebensanschauungen bekundete. Von ihm hatte Robert jeden-
alls sein Künstlertemperament nicht geerbt. Anderseits hatte auch der
eheimrat viel Sympathie für seine hübsche, elegante Schwiegertochter
nd schätzte ihren kühlen, praktischen Sinn. So fügte es sich von selbst,
aß Helga sich viel in der Nähe des alten Herrn aufhielt, und er war
ufrieden, wenn sie neben seinem Liegestuhl saß und ihn mit ihrem
eplauder unterhielt. Er konnte stundenlang mit ihr zusammen sein,
hne zu ermüden, während er Agathe oft schon nach kurzer Zeit weg-
eschickt hatte, weil er der Ruhe bedürfe. Er nahm aus Helgas Hand
hne Widerstreben die ihm vom Arzt verschriebenen Linderungsmittel, an
eren Wirkung er früher nicht hatte glauben wollen. Agathe bemerkte
es nicht ohne ein leises Gefühl der Kränkung, und daß Helga offenbar
icht abgeneigt war, die günstige Wendung in dem Befinden des Kranken
hrem Einfluß zuzuschreiben, empfand sie mit Recht als eine Schmälerung
hrer Verdienste, die sie durch die vollste Hingabe und Selbstverleugnung
rworben hatte. Aber die Freude über die tatsächlich von Tag zu Tag
rtschreitende Besserung überwog doch alle bitteren Empfindungen. Der
eheimrat selbst begann wieder an seine Genesung zu glauben; er hoffte
e Krisis überwunden zu haben und fühlte sich wie zu neuem Leben
rwacht. „Kinder, das Leben ist doch schön!“ sagte er, als er zum ersten-
al wieder nach langer Zeit einen Gang durch den Garten gemacht hatte
nd nun, von den Seinen umgeben, auf einer Bank in der Sonne ruhte.

Und alle drei hatten in diesem Augenblick das Gefühl, daß die Schatte
der Todesangst von ihm gewichen waren.

* * *

Eines hatte Agathe dadurch gewonnen, daß Frau Helga dem alte
Herrn so eifrig Gesellschaft leistete: ein größeres Maß von Freihei
einige Stunden des Tages, in denen sie aufatmen und genießen konnte
Robert war dann stets ihr Begleiter, und wenn sie nachts schlaflos la
und die immer noch schweren, aber doch regelmäßigeren Atemzüge de
Genesenden im Nebenzimmer belauschte, dann ließ sie die froh verlebte
Stunden noch einmal an sich vorüberziehen, dann sah sie sich mit ihm
durch die dunklen Kastanienwälder wandeln oder im Boot weit in di
See hinaus gleiten, dann klangen die Gespräche, die er mit ihr geführ
hatte, noch einmal wieder, freundlich und vertraulich. Dann hörte si
ihn von seinen Arbeiten sprechen, von den Werken, die er geschaffen hatte
von dem Großen, was er noch schaffen wollte, von seinen Ideen un
Plänen. Und noch einmal gestand sie ihm ihre Sehnsucht, mehr vo
diesem Wunderlande sehen, seine Kunstschätze genießen zu dürfen. Dan
fühlte sie wieder die Berührung seiner starken Hände, die manchmal in
Eifer des Gesprächs die ihrigen umfaßten, oder die seines Atems, de
ihre Wange streifte, wenn sie Arm in Arm dicht nebeneinander ginge
und er den blonden Kopf zu ihr herabbeugte. Und wieder mußte si
dann an jenen einzigen Kuß denken, den sie als unreifes Mädchen vo
ihm empfangen hatte, und es kamen ihr Gedanken, die sie erschreckt vo
sich abwehrte. Nur in diesen stillen, schwülen Nächten konnten solch
Gedanken auftauchen, nur zwischen Wachen und Träumen. Am helle
Tage, im Zusammensein mit ihm, mußten sie ihr fern bleiben. Nur da
Gefühl einer reinen, wunschlosen Freundschaft konnte sie, und gewiß auc
ihn, beglücken.

„Weißt du was, Mädel?“ rief Robert eines Tages, als sie wiede
sehnsüchtig schwärmte. „Wir fahren zusammen nach Florenz. Die Freud
laß ich mir nicht entgehen, dich durch die Uffizien zu führen. Ich mu
einmal sehen, was du da für ein Gesicht machen wirst.“

Sie starrte ihn sprachlos staunend an. Ihre Augen leuchteten. Abe
im nächsten Augenblick schon ließ sie den Kopf sinken.

„Ich weiß ja, was du sagen willst,“ fuhr er fort. „Der alte Herr! –
Aber der ist doch nun glücklich über dem Berg. Und Helga hat sic
ja so schön in die Rolle der barmherzigen Schwester hineingelebt. La
du mich das nur machen. Du wirst sehen, der Alte gibt dir gern Urlaub

ı zwei Tagen sind wir wieder da. Und inzwischen kann er ungestört einer Frau den Hof machen. Ich gönn' ihm das Vergnügen."

Er überrumpelte sie mit seiner fröhlich scherzenden Art, die keinen 'iderspruch aufkommen ließ. Und ebenso wußte er den Geheimrat zu ssen. „Geht nur," knurrte der Alte, auf den Scherz eingehend. „Wir auchen euch nicht. Meine Helga wird schon für mich sorgen."

In Agathe wollte wieder ein bitteres Gefühl aufsteigen. Es tat ihr eh, daß sie so leicht zu ersetzen war. Aber Robert rüttelte sie kräftig auf.

„Sei doch nicht dumm, Mädel! Du bist doch schließlich nicht zur rankenschwester geboren. Leben sollst du und genießen! Und wer so ie du zu genießen versteht, der soll sich erst recht nichts entgehen ssen. Also vorwärts! sonst reis' ich noch heute allein ab."

* * *

„Nun laß mich ein wenig ruhen, Robert. Bitte, ja?" bat Agathe, s sie am Abend des in Florenz verlebten Tages in ihr Hotel zurück- ekehrt waren.

„Gern," antwortete er. „Ruh' dich nur aus, armes Hühnchen. Man eht dir's ja an, du bist ganz kaput. Ich hab' dich auch gar zu viel rumgehetzt."

„Es war wunderschön. Dank! Vielen Dank!" flüsterte sie und reichte m die Hand, zog sie aber sanft zurück, als er sie festhalten wollte.

„Kleines Schaf!" lachte er. „Mir hat es doch Freude gemacht, dich ı führen. Na, leg' dich hin und schlaf' ein wenig. Ich werd' mich zwischen in der Birreria da drüben mit einem Glas Münchener erquicken. - Sieh mal," rief er noch, indem er durch das offene Fenster auf den rno zeigte, der unten vorüberfloß, „das ist die berühmte Brücke, auf der ante immer abends das Rendez-vous mit seiner Beatrice hatte. Wollen ir uns nachher auch dort treffen?" Und als sie seinen Scherz nur mit nem müden Lächeln beantwortete, sagte er rasch: „Nun laß ich dich aber irklich in Ruhe. In einer Stunde hol' ich dich ab. Addio, a rivederci!"

Als sie sich allein sah, legte sie sich auf das Sofa und bedeckte das esicht mit den Händen. Sie empfand einen dumpfen Kopfschmerz und chatten tanzten vor ihren Augen. Sie war wie berauscht. Was hatte e an diesem Tag alles gesehen und empfunden! Was für eine Fülle on Pracht und Schönheit hatte sich vor ihr enthüllt! Und doch war es r, als hätte sie nicht den reinen, edlen Genuß gehabt, den sie erwartet itte, als hätte etwas Unlauteres, Sündhaftes sich in ihre Gedanken, ihre npfindungen gestohlen, als wären ihr all diese Wunderwerke, diese habenen Schöpfungen der Kunst nur darum so herrlich erschienen, weil

sie sie mit seinen Augen sah, als wäre sie nur deshalb so glücklic
gewesen, weil sie den ganzen Tag mit ihm verleben durfte. Aber wa
das denn ein Verbrechen? Durfte sie ihn denn nicht lieb haben, we
eine andere an seiner Seite lebte, die durch nichts mit ihm verbunden wa
als daß sie seinen Namen führte? Und konnte sie ihn lieben, ohne da
es ihr warm ums Herz wurde, wenn sein Blick auf ihr ruhte, ohne da
sie erbebte, wenn seine Hand ihr streichelnd übers Haar fuhr. Wen
nur einmal ihre Lippen seinen Mund berühren dürften, wenn sie de
Mut fände, ihm den Kuß zurückzugeben, den er ihr damals in junger
haftem Übermut gegeben hatte! Freilich, wie anders würde sie ihn heut
küssen, und wie anders würde er ihren Kuß erwidern. Denn sie fühlte, da
auch er danach verlangte. Sie hörte wieder seinen fröhlichen Ruf: Lebe
sollst du, Mädel, und genießen! Und dann fand sie sich plötzlich wiede
in der Kirche des Dominikanerklosters da draußen und sah den finstere
Mönch, sah Savonarola auf der Kanzel stehen, mit bleichem Antlitz un
tiefliegenden, glühenden Augen, und hörte seine donnernde Stimme: Ve
achtet das Leben! Geißelt euch und tut Buße! Und dann wieder sah si
seine düstere Gestalt auf der Piazza degli Signori auf dem Scheiterhaufe
und die Flammen schlugen über seinem Haupte zusammen. Die schön
Firenza hatte das Joch, das er ihr auferlegt, abgeschüttelt. Das Lebe
hatte gesiegt. Die Lebensfreude triumphierte. — —

Agathe fuhr empor und sah in der Dämmerung Robert lächelnd vo
sich stehen. „Hast also wirklich ein Schläfchen gemacht?“ rief er heite
„Nun wirst du ja wieder munter sein. Was wollen wir nun heute aben
noch unternehmen?“

Er ließ sich neben ihr auf dem Sofa nieder, nahm ihre Hand i
die seinige und führte sie an die Lippen. Sie entzog sie ihm nicht sogleic
obwohl ein Schauer ihren ganzen Körper überlief. Endlich erhob sie sic
und wollte ihre Hand freimachen. Er hielt sie fest.

„Wollen wir nicht doch mit dem Nachtzug zurückreisen?“ sagte si
Ihre Stimme zitterte.

„Ich hab' dir ja schon gesagt, daß es keinen Zweck hat, Kindchen,
antwortete er. „Wir hätten doch in Genua keinen Anschluß mehr nac
Nervi. Sei doch ruhig. Was soll denn auch passieren?“

Er zog sie sanft auf das Sofa zurück. Seine Arme umschlangen si
Sie fühlte seinen heißen Atem auf ihrem Gesicht und sah seine Auge
leuchten. Ihr Mund war ganz nahe dem seinigen. Eine Blutwelle scho
in ihr empor und verdunkelte den Blick. Tiefe Finsternis war plötzlic

n sie. Sie warf die Arme um seinen Hals und ihre Sinne schwanden. e fühlte nur, daß er sie kräftig emporhob, daß sie, von ihm getragen, rchs Zimmer schwebte und daß alles um sie herum versank. —

* * *

Am nächsten Morgen ging Agathe schon reisefertig im Zimmer auf d ab, als Robert zu ihr hereintrat. Er näherte sich ihr unbefangen mit hlichem Gruß, nahm ihren Kopf zwischen seine Hände und küßte sie f die Stirn.

Sie sah ihm mit tiefem Blick forschend ins Gesicht. „Was soll nun rden?“ sagte sie leise.

„Was werden soll?“ rief er erstaunt. „Können wir denn noch glück-her werden, als wir es waren?“

Ihr fragender Blick ruhte immer noch ernst auf ihm.

„Du weißt doch, wie ich mit Helga stehe,“ fuhr er fort. „Ihretwegen auchst du dir keine Gedanken zu machen, so wenig, wie ich es tue. d sonst hat dir niemand etwas zu sagen. Du bist frei und kannst über h verfügen, wie du willst.“

„Aber es muß doch —“ sie suchte nach Worten, „es muß doch alles ders werden als es war.“

„Wieso denn?“ fragte er. „Wenn der alte Herr wieder gesund ist, d er wird es ja bald sein, dann kannst du doch wieder deinen eigenen eg gehen. — Am liebsten möcht’ ich dich ja einladen, zu uns nach m zu kommen,“ fügte er hinzu, als sie ihn, wie aus den Wolken gefallen, starrte. „Aber ich weiß doch nicht, ob es zum Guten führen würde. kleine gelegentliche Exkursionen verzeiht mir ja Helga gern. Aber t dir ist das doch etwas anderes. Wenn sie sieht, daß was Ernstes Gange ist, dann besteht sie am Ende doch auf ihrem Recht. Und so benher zu laufen, dazu bist du mir auch zu gut.“

„Aber um wirklich Ernst zu machen, dazu bin ich dir nicht gut nug,“ rief sie.

„Sag’ mir doch, was du willst, Kindchen! Wir können doch nicht es über den Haufen werfen. Ich kann mich doch nicht von Helga heiden lassen.“

„Nein?“ fragte sie tonlos.

„Nein!“ antwortete er schroff und wandte sich ab.

Plötzlich schoß ihr ein Gedanke durch den Kopf. Was hatte doch

der Geheimrat gesagt? „Es wird in Frankfurt nicht viel reichere Leute geben als ihren Vater.“ Und s i e ? Was war s i e denn? Ein armes Mädel, das sich sein Brot verdiente.

„Ach so!“ sagte sie, als ob sie nun alles verstünde und ihm völlig recht geben müßte. „Nun, dann leb’ wohl!“ Sie nahm ihre Handtasche auf und wollte gehen.

„Aber was fällt dir denn ein, Kind?“ rief er, ihr in den Weg tretend. „Du verstehst mich offenbar nicht. Wir werden uns über alles noch ruhig aussprechen. Nicht jetzt. Du bist ja zu erregt. Aber daheim, nicht wahr? Wir werden doch nicht so auseinandergehen.“

„Wir werden uns nichts mehr zu sagen haben,“ erwiderte sie. „Gehen wir! Es ist Zeit. Wir versäumen noch den Zug.“

Auf der Reise war Agathe nicht zu bewegen, ein Wort zu sprechen. Endlich ergab er sich darein und störte sie nicht mehr.

* * *

In Nervi angekommen, ließ Agathe es zu, daß er trotz der Kürze des Weges einen Wagen nahm. So wurde die Qual des Zusammenseins mit ihm doch um Minuten gekürzt.

Als sie sich der Pension schon auf hundert Schritte genähert hatten, mußte der Kutscher zur Seite ausbiegen. Ein hoher, schwarzer Wagen, von schwarz behangenen Pferden gezogen, kam ihnen langsam entgegen. Agathe erblaßte und starrte regungslos dem dunklen Gefährt entgegen. Nun zog es an ihrem Wagen vorüber. Auch Robert hatte sich steil aufgerichtet und blickte ernst darauf hin. Ihre Blicke trafen sich nach peinlichen Stunden einen Moment lang wieder. Aber beide schwiegen.

Vor dem breiten Gartentor der Pension stand die Dame des Hauses, umgeben von einigen ihrer Gäste, die scheu zurücktraten, als Agathe und Robert aus dem Wagen stiegen. Die Dame grüßte diesen mit einer leichten, ernsten Verbeugung, trat auf Agathe zu und drückte ihr die Hand. „Heute am frühen Morgen! Es kam ganz unerwartet,“ sagte sie und führte das Taschentuch an die Augen. „Wir mußten — Sie verstehen, liebes Fräulein — die Leiche bald wegbringen, der anderen Gäste wegen,“ setzte sie flüsternd hinzu.

Agathe eilte, ohne sich nach Robert umzusehen, durch den Garten in das Haus. Sie schien gänzlich gefühllos, als wäre alles Leben in ihr erstarrt. Auf der Treppe begegnete ihr Helga. Sie ging an ihr vorüber, ohne sie anzusehen. Vor der Tür, die in das Schlafzimmer ihres Onkels

führte, blieb Agathe einen Augenblick stehen. Dann drückte sie lautlos die Klinke, trat ein und schloß hinter sich zu. In die Mitte des Zimmers geschoben stand das Bett, an dem sie qualvolle Nächte durchwacht und in dem wenige Minuten vorher noch der Verstorbene gelegen hatte. Und es war ihr, als läge er immer noch da, regungslos in der strengen Starrheit des Todes, als öffneten sich die eingesunkenen Augen und ein stahlharter Blick wäre vorwurfsvoll auf sie gerichtet. Erschreckt wandte sie sich ab. Mit bebenden Händen zog sie den Vorhang am Fenster zu, durch das grelles Sonnenlicht hereinflutete, und ließ sich auf einen Stuhl in der Ecke des nun halbdunklen Zimmers fallen. Lang saß sie da, das Gesicht mit den Händen bedeckt. Sie hörte nicht, daß draußen Schritte sich näherten, daß man die Tür zu öffnen suchte und daß nach einer Weile die Schritte sich wieder entfernten. Ihre Gedanken umfaßten das gestern und heute Erlebte und führten sie endlich weit weg, zurück in ihren früheren stillen und friedlichen Wirkungskreis, aus dem die Einladung des alten Herrn sie herausgerissen hatte. Sie sah sich selbst, aber sie erkannte sich nicht mehr. Sie war nicht mehr die, die sie gewesen war. Sie kam sich erniedrigt und entwürdigt vor. Nicht weil sie sich dem Manne gegeben hatte, zu dem ein übermächtiges Gefühl sie hingezogen, sondern weil für diesen Mann das, was ihrem Leben einen ganz neuen, unendlich bedeutsamen Inhalt gab, nichts war als ein flüchtiges Erlebnis, über das er leichten Herzens hinweggleiten konnte, als wäre nichts geschehen. Sie fühlte, daß sie nicht den Mut aufbringen konnte, ihren tapferen Lebenskampf aufs neue aufzunehmen. Sie fühlte, daß ihre Kraft gebrochen, daß der Glaube an alles Edle und Reine in ihr zerstört war, daß sie sich nicht zurechtzufinden vermöchte in einer Welt, in der ein Vertrauen wie das ihrige so mißbraucht und verhöhnt werden konnte.

Wie von einer unsichtbaren Hand geführt, erhob sie sich endlich und näherte sich wie schlafwandelnd dem an die Wand geschobenen Nachtkästchen. Aus der Schublade nahm sie eine Dose heraus, in der noch einige Pillen sich befanden. Wie oft hatte sie mit diesem Mittel dem Kranken zu einem wohltuenden Schlaf verholfen. Ohne zu zaudern, griff sie nach einem auf der Marmorplatte stehenden, noch halb gefüllten Wasserglas; ohne zu zaudern, gab sie die Pillen hinein und leerte es langsam mit einem Zuge. Dann trat sie ans Fenster, schlug den Vorhang wieder zurück, ließ sich auf die niedrige Brüstung nieder, und ihre Blicke gingen weit, weit hinaus über das Meer ..., ins Unendliche ...

Alfons Paquet

Ausblick auf das Meer*)

An einem der heißesten Sommertage war mit dem Zug, der von den Höhen des Libanon in vielen Windungen ans Meer hinabsteigt, ein Fremder in Beirut angekommen, der sich sein Gepäck in eines der am Hafen gelegenen Gasthäuser bringen ließ und in erschöpftem Zustand dort auf der Treppe des kühlen Hauses niedersank. Man gab dem Fremden, dessen Kleidung einen Touristen verriet und der später den Namen Steffarius in das Gästebuch einschrieb, ein dunkles Zimmer, auf dessen Balkon man gerade über dem Ende einer ziemlich belebten Gasse stand. Der Fremde ließ sich Tee und Zwieback bringen und schloß sich ein. Der arabische Diener, der am Abend die Gäste zum Mahl zu rufen hatte, erhielt, als er bei dem Deutschen anklopfte, keine Antwort, hörte aber seine Stimme drinnen im Tonfall einer heftigen Rede. Wie durch das Schlüsselloch zu sehen war, lag der Fremde auf dem Bett und hielt auch, als es nun zum zweiten Male klopfte, in seinem Sprechen nicht inne, worauf der Diener sich entfernte. Der Gast zeigte sich erst am andern Morgen wieder. Er bat, ihm einen Schiffsplatz nach Jaffa zu besorgen; ein Schiff dorthin war aber erst am gestrigen Nachmittag abgegangen, ein anderes stand vor Ablauf einiger Tage nicht zu erwarten. Auf diesen Bescheid schwieg der Fremde einen Augenblick betroffen, dann fragte er, mehr um irgend etwas zu sagen, nach einem Ausflugsziele vor der Stadt. Man nannte ihm die Taubengrotten. Der Wirt, der später auf dem Dach des Hauses ein paar Arbeiter zu beaufsichtigen hatte, sah von seinem Ausguck den Fremden am Meeresstrand hingehen und dann auf einen der Felsenblöcke sich setzen und unbeweglich auf das Meer hinausschauen, das heute wie Blei dalag. Gegen Mittag kehrte der Fremde zurück. Statt des Mittagsmahles begehrte er wiederum nichts anderes als Tee und Zwieback. Man beeilte sich nicht sonderlich mit der Ausführung dieses Wunsches und richtete aus, daß der Preis für die volle Verpflegung bezahlt werden müsse, einerlei ob die Gäste an der Tafel teilnähmen oder nicht.

„Laßt mich ungeschoren," antwortete der Fremde mit einer matten,

*) Die nachstehende Erzählung entnehmen wir einem Buche von Alfons Paquet, das unter dem Titel „Erzählungen an Bord" im Drei Masken Verlag, München, erschienen ist.

kaum hörbaren Stimme. Er hieß den Diener einen Stuhl ans Fenster rücken und sich entfernen. Die Tür des Zimmers lag an der Halle, wo den Gästen aufgetragen wurde; bald verkündete dem drinnen Eingeschlossenen das Klappern der Bestecke, daß das Mahl im Gange war. Wer den Mann gesehen hätte, wie er am Fenster sitzend mit einem stumpfen, abwesenden Ausdruck in die Gasse hinunterschaute und endlich den Kopf auf seine Arme sinken ließ, der würde über seine krankhafte Erschöpfung nicht im Zweifel gewesen sein. Während immerfort das heitere Geschwätz der Essenden zu ihm hereindrang, stand er auf und begann auf und ab zu gehen. „Wir sind in der Hölle, meine Herren Mitverdammten!“ flüsterte er. Ein Gelächter, das sich in diesem Augenblick draußen erhob, schürte noch seine Glut. Und er fuhr gleichsam prüfend mit seiner Hand an den Kanten des Tisches und der Stühle entlang, verwundert, daß nicht auch diese leblosen Gegenstände von der Fieberhitze berührt waren, die ihn versengte. Dann sank er wieder auf den Stuhl und sah, während er seine Augen mit der Hand bedeckte, die Stadt daheim, wo er nach einer schlaflosen Nacht zum Bahnhof und auf diese Reise gegangen war.

Er war einige Jahre in jener Stadt ständig gewesen, in einem Berufe, der seiner Begabung für das Zeichnen Raum ließ und ihm durch kleine Erfolge angenehm geworden war. Als ein Junggeselle hatte er seine Freunde von überall her, sie waren ihm aber lau geworden, dem Anschein nach, weil etwa der Ehrgeiz ihn allzusehr in Anspruch nahm, in Wirklichkeit aber, weil seine im Grund schwermütige Natur eines Müßigganges bedurfte, der mit Arbeit so wenig wie mit Freunden zu tun haben mochte. Da war, unvermittelt, in sein Leben eine Frau eingetreten, eine Bekanntschaft von einem Gartenfest. Sie hatte allein dagesessen, er hielt sich für gut versteckt, so daß er fast gedankenlos begann, ihr Gesicht abzuzeichnen; es wurde eine Unterhaltung daraus, und es entstand zwischen ihnen noch am selben Tage eine Vertrautheit, die ihm alles gewährte. Sie gab vor, eine Witwe zu sein und in einem Vorort zu wohnen. Es gehörte aber zu den aus Liebreiz und Gier gemischten Zügen dieser Frau, daß sie ihn nicht wissen lassen wollte, wohin sie von ihm zurückkehrte. Wie groß war seine Bestürzung, als er eines Tages die Geliebte auf der Straße an der Seite eines älteren Mannes sah und sie ihm alsbald gestehen mußte, es sei ihr Mann gewesen, ein Kaufmann, dem seine Reisen kaum einen Monat im Jahr für sie übrig ließen. Sie sah sein entsetztes Gesicht und begann zu weinen; diese Tränen lähmten seinen Zorn, und nun, wo sie ihn schwach werden sah, lockte sie ihm im nächsten Augenblick ein

Lachen ab. Aber dieses sein eigenes Lachen konnte er nie mehr vergessen. Dieses Lachen war es, das ihm später Höllenqualen der Scham bereitete: so weit war er gesunken! Und als hätte das Schicksal jetzt seinen Lauf genommen, so verschaffte ihm ein Zufall nach kurzer Zeit die Beweise, daß sie auch ihn nicht anders hinterging als ihren Mann. Da entschloß er sich, komme was da wolle, dem Manne durch einen Brief den Sachverhalt mitzuteilen. Aber die Frau kam ihm zuvor. Die Post brachte ihm seinen von ihrer Hand geöffneten Brief zurück mit einer maßlosen Verwünschung, deren schrillen Ton er in den Ohren zu fühlen meinte, und einer so furchtbaren Drohung, daß er empört den Brief mittendurch riß. Doch sie hatte sich wirklich am selben Tage von einer Brücke in den Fluß gestürzt; man las später von der Ländung ihrer Leiche in den Zeitungen.

Dieses Erlebnis, das auch einer härteren Natur als der seinen hätte gefährlich werden können, zermalmte ihn beinahe. Er, der allem, was niederdrücken konnte, ängstlich auswich, — weshalb er sogar seiner Mutter fernblieb, einer bekümmerten und etwas hochmütigen Frau, die in ihren Blicken den ewigen Vorwurf gegen einen Gatten trug, der sie verlassen hatte, um in Amerika zu sterben, — er, der nur deshalb nicht einen Namen in seinem Berufe hatte, weil er sich aus einem festen Geleise nicht herauswagte, — er war nun mit einer jener „Zeiterscheinungen" in Berührung gekommen, über welche die bürgerlichen Kreise sich entrüsteten und die Professoren in den Zeitschriften sich Sorgen machen. Seine Lebensgewöhnung war auf das peinlichste gestört; von jetzt an überließ er sich seinem Hang zum Grübeln. Allmählich ging eine Verwandlung in ihm vor; alle Vorwürfe, die in seiner Seele entstanden, richteten sich zuletzt gegen ihn selbst und steigerten sein Mißbehagen ins Unerträgliche. Er wühlte in den Erinnerungen; wie ein Kind betrachtete er auf einmal alles von einer neuen Seite, er bestaunte, ja er bewunderte den Leichtsinn, den süßen Mut jener Frau, fühlte sich grausam und dennoch gerecht bestraft durch die launenhafte wiehernde Verachtung, mit der sie von ihm Abschied genommen hatte. Sie verachtet mich, sagte er, aber an irgendeinem Punkte der Ewigkeit muß sie mir ohne Verachtung wiederbegegnen können; denn selbst der Augenblick des Entsetzens zwischen dem Mörder und dem Gemordeten, das jähe ungeheuere Wagnis des Mordes bei dem einen und der Genuß der Rache bei dem anderen ist doch nur ein Strohfeuer im Vergleich zu der langen und mit wichtigeren Dingen ausgefüllten Ewigkeit. Unter Zehntausenden werden sie einander mit einem Lächeln wiedererkennen. Was hatte ihn auch gerade zu dieser Frau gezogen, da es doch unzählige auf den Straßen und in den Familien

gab? War es nicht irgendeine innere Verwandtschaft? War er denn übrigens im geringsten besser oder klüger als sie? Nein, sie war sogar durchaus die Klügere gewesen, er aber ein Mensch, mit dem sie Nachsicht hatte. Sie hatte es verstanden, Glück zu geben und Ärgernis zu vermeiden. Sie war rücksichtsvoll wie eine wahre Gattin, anhänglicher als eine Verwandte gewesen. An ihm allein hatte es gelegen, daß sie selbst in den vertrauten Augenblicken eine letzte Fremdheit niemals aufgeben konnte, und sich nie verschwatzte, um das köstliche Netz, das sie beide umfangen hielt, nicht zu zerreißen. Was aber waren ihre wohlgehegten Geheimnisse denn weiter, als Schuldbewußtsein. Ohne Schuldbewußtsein, und wenn sie ihm ruhig alles gestanden hätte, wäre alles anders gewesen. Durfte es denn Schuldbewußtsein geben, wenn sie einander wirklich liebten? Er hatte ja ebenfalls immer eine gewisse Zurückhaltung gegen sie geübt, aber diese war egoistischer Art. Nochmals: wer kann ein Wesen, das er einmal, und sei es nur in Gedanken, auf die Fingerspitzen geküßt hat, jemals wieder eine Fremde nennen? Daß sie einen andern ebenso wie ihn betrog, das allerdings war das unendlich Häßliche; hier hört alles Maß auf. Aber er hatte sie ja niemals ermutigt, schrankenloses Vertrauen zu ihm zu haben; sie hätte es ruhig haben können, denn sie waren nun einmal Spießgesellen. Da er aber noch in jener Blindheit gegen das Böse in ihm selber lebte, jener Blindheit, auf die sie Rücksicht nahm, so fanden sie beide das Wort nicht. Nicht die Liebe, nein, nur das Böse hatte in ihnen Wurzel geschlagen, das wußte sie viel deutlicher als er; sie stand schon mit offenen Augen mitten im Untergang und vergeudete das Letzte ... er aber nahm es mit Habgier, ohne zu fragen. Oh, nun konnte er begreifen, welche Verachtung sich in ihr angesammelt haben mußte; wahrhaftig, seine Verderbnis war schlimmer als die ihre. Und er blieb bis zum Grund verdorben, solange er das Bild dieser Frau nur als einen Rohstoff in sich trug und nicht lernte, es in jenem Lichte aufzulösen, in dem er das Gute und das Böse unterschied und deutlich begriff, warum sie dem Gericht des Gewissens anheim gefallen war, aber auch, warum er bis zum Tode ihr ergeben und ihrer Vergebung bedürftig bleiben mußte.

Sein Leben führte er nur noch wie vorläufig. Er hatte das Gefühl, es auf die Dauer so nicht weiter ertragen zu können; seine Gedanken waren wie ein Geflecht aus schwarzen und weißen Fäden geworden. Was sollte er tun? Er hatte gehört, daß Männer von Welt, Offiziere, Kaufleute, aber auch Künstler und Arbeiter, plötzlich Mönche geworden waren.

Häufiger als je fuhr er ins Gebirge, um sich auf einsamen Wanderungen klar zu werden. Aber in den Nächten quälte ihn die Schlaflosigkeit.

So war er an jenem Tage beim ersten Morgendämmern aufgestanden und war fortgegangen mit nichts als einer Summe Geldes in der Tasche; vielleicht, daß er den Mut fand, sie zu verschenken und sich von einem Felsen hinabzustürzen. Der Weg zum Bahnhof führte ihn durch die leeren, stillen, schon taghellen Straßen, es war vier Uhr früh. Da strahlte, bei Sonnenaufgang, ein Stern in der Luft über den Dächern, wie er es nie gesehen hatte. Es war der goldene Stern über der mit Sternen besäten Kuppel einer Synagoge. Fremd und herzbeklemmend sieht eine Synagoge zwischen unsern Häusern aus. Sie ist das Gotteshaus fremdartiger Leute, die in unsern Städten leben und vielleicht in stillen Stunden dem Heimweh nachhängen. Er faßte sich an den Kopf, — so mächtig erklang dieses Gebäude wie eine fremde breite, schwellende Melodie, und der Stern, der goldene da oben, funkelte wie der Gruß einer unendlich schönen Nacht in den deutschen Tag. „Jerusalem," sagte er leise. „Wenn ich dein vergesse, Jerusalem!" Er hatte Christus in seiner Kindheit kennen gelernt, aber schon die Schule hatte er in vollkommener Gleichgültigkeit verlassen. Aus Gewohnheit liebte er noch das Kreuz der Kirchtürme, aber die Zeit stand unter dem Einfluß von Denkern, die an diesem Zeichen Anstoß nahmen. Dieser Stern der Juden hatte schon geleuchtet, als noch Christus nicht geboren war. Christus war gekommen, dieser Stern aber leuchtete trotzig immer noch. Es gab kein helleres Zeichen der Hoffnung über seinem jetzigen verzweifelten und unschlüssigen Zustande. Wenn für ihn eine Zeit kommen sollte, daß er wieder an Christus glaubte, — niemals wieder hätte er das alles glauben können, — wenn er jemals an ihn glaubte, und daß ... Sünden ... vergeben werden ... dann stand dieser Stern für ihn über einer Schwelle.

Solche merkwürdigen Gedanken, die deutlich zeigen, bis zu welcher Grenze der Verzweiflung hier ein Mensch gekommen war, werden es weniger merkwürdig erscheinen lassen, daß Herr Steffarius an jenem Morgen, statt in das Gebirge zu fahren, einen Schnellzug bestieg und fortan vermißt wurde, worüber einige Leute sogar eine Bekanntmachung in den Blättern erließen. Er reiste unterdessen und wechselte die Züge mit der Sicherheit eines Menschen, der den Fahrplan kennt. Die Kette der Fahrten brachte ihn nach Konstantinopel, wo er zum erstenmal in einem Bette wieder schlief und am andern Morgen über die Meerenge und weiter fuhr. Eine zuversichtliche Stimmung hatte von ihm Besitz genommen, er war keineswegs ein winselnder Hund auf der Fährte, und er zweifelte nicht, daß er nur als ein erhobener Mensch wiederkommen werde. Als die Eisenbahn zu Ende war, nahm er Pferde und überschritt auf der alten Römerstraße das Gebirge. Ein landeskundiger, abenteuernder

Mensch, ein Grieche von Geburt, der früher als Apfelsinenverkäufer eine Zeit in Deutschland gewesen und Herrn Steffarius in einem Augenblick, als er keinen Rat des Weiterkommens wußte, wie ein Bote Gottes zugeflogen war, um ihn in einer kleinen Stadt jenseits des Gebirges ebenso plötzlich wieder zu verlassen, begleitete ihn. In den heißen Quellen des Gebirges hatte er gebadet gleich den Pilgern, zu deren Gunsten jene Bäder von ungenannten Wohltätern mit schützenden Gebäuden umgeben sind. Er hatte in Ställen und auf Tennen übernachtet, über ihm die Sterne des Nachthimmels zwischen löcherigen Dächern. Er war eingekehrt in spitzen Lehmhütten arabischer Bauern und in den Ruinen der Kreuzfahrerburgen, die jetzt den Karawanen zur Herberge dienen. Er sah die Wüste, in goldene Himmel eingetaucht, und sah an schwarzgrauen Abenden die Feuersäule in den Wolken des südlichen Horizontes. Seine Erregung, seine Erwartungen nahmen zu. Es zog ihn wie zu dem brennenden Dornbusch. Von den Entbehrungen begann er abzuzehren; allmählich spürte er, wie eine Glut ihn erfaßte; je hinfälliger er wurde, desto stärker wurde sein Glaube. Endlich war er nicht mehr fähig, die Reise im Sattel fortzusetzen. So war er nach Beirut gekommen, um von hier die letzte kurze Strecke an Bord eines Schiffes zurückzulegen.

Nachdem Herr Steffarius den Diener hinausgewiesen hatte, saß er unbeweglich am Fenster und sah in die Gasse hinab. Er hatte sich dem Warten stumpf ergeben; sein Denken war ganz abgestorben. Der Tag war sehr heiß, Staub, der von der Straße emporstieg, legte sich auf seine Lippen. Menschen mit finsteren braunen Gesichtern, eckige Gestalten in dünnen, engen, buntgestreiften Kleidern und schwarz vermummte Frauen gingen dort unten. Die Messingschalen der Wasserverkäufer klirrten, Hunde bellten außer sich vor Wut und Hunger, die Rufe der Früchteverkäufer gellten wie Klagelaute. Im Halbschlummer saß er bis gegen Abend, dann kam ihm der Gedanke, auszugehen, und er ging in die Gasse hinab. Aber er brach fast in den Knien zusammen. Die Menschen schienen ihn absichtlich zu stoßen, der Anblick eines Fleischerladens, besonders der an kleinen Holzspießen aufgesteckten Tieraugen, machte ihm ein so elendes Gefühl, daß er umkehrte. Tief aufatmend fand er die Tür seines Zimmers offen. Es war jetzt die Stunde, wo das Meer seine reine Luft landeinwärts blies, es war der erste frische Hauch des Tages. Ohne sich auszukleiden und ohne die Tür zu schließen, stieg Herr Steffarius auf das hohe, hinter der Tür verborgene Bett. Er hatte das todmatte Verlangen, sich auszustrecken und die Last seines Körpers loszuwerden wie ein Kind, das sich tragen läßt.

In diesem Zustand des Dämmerns hörte er, daß das Haus sich allmählich belebte. Kleider wehten draußen über den Flur, Schritte kamen vorüber, plötzlich öffnete er die Augen; jemand war in sein Zimmer getreten. Eine Frau in einem Kleid aus rosenfarbenem Musselin, mit einem weißen, silberblinkenden Schleier über den Schultern stand vor dem Spiegel und öffnete ein wenig ihr Haar, um es zu ordnen. Herr Steffarius sah im Spiegelglas nur eine Hälfte ihres Gesichts; es war das scharf geschnittene Gesicht einer älteren Frau, sie mußte zu jener Gesellschaft gehören, die jetzt das ganze Gasthaus einzunehmen schien. Der im Bette Liegende machte sich bemerkbar: mit einem ängstlichen Schrei fuhr sie auf und entfloh. Im übrigen ging es draußen immer lauter zu. Ein Wagen war vorgefahren, ein Schwall von Schritten und Stimmen näherte sich von der Treppe her der Halle. Herr Steffarius stand auf und schloß seine Tür. Nun schien es, als ob gerade vor der Tür die Menschen sich versammelten. Es wurde mit einem Male still, dann vernahm man den Gesang einer einzelnen tiefen Stimme. Der Lauschende glaubte das Opfer einer Sinnestäuschung zu sein. Sein Gesicht war übermäßig heiß; er steckte es tief in das Waschbecken. Doch er täuschte sich nicht mehr. Als jetzt draußen ein unverständliches Gemurmel begann, zögerte er nur noch einen Augenblick und öffnete neugierig und beunruhigt einen Spalt seiner Tür. Jemand winkte ihm, ganz herauszukommen: plötzlich befand sich Herr Steffarius mitten in einer Anzahl ihm unbekannter, festlich gekleideter Menschen, die als Zeugen einer Trauung versammelt waren. Der Wirt war dabei und wies eifrig auf einen der leeren Stühle.

Durch die hohen Fenster der Halle schien der Abendhimmel mit dem tiefen, schweren Blau einer Deckfarbe. Kerzen brannten auf dem Tisch, der mit einem dunkelroten Tuch belegt war; die Petroleumlampe, die von der Decke herunterhing, war angezündet. Das Brautpaar stand vor dem Tisch, Herr Steffarius sah nur die Rücken: die Braut eine weißgekleidete zarte Gestalt, der Bräutigam im Gehrock und dunkelrotem Fes. Zwei Priester, ihnen am Tisch gegenüber, beide mit langen Bärten und in altertümliche Gewänder von Silberbrokat gekleidet, lasen Kirchengebete. Jetzt ergriff ein Knabe, der in der Nähe des Bräutigams gestanden hatte, ein Kruzifix und hielt es zwischen die Brautleute; der jüngere und am stolzesten gekleidete von beiden Priestern kam um den Tisch herumgeschritten, ergriff zwei silberne Kronen, stülpte die eine über das schwarze Haar der Braut, die andere über den Fes des Bräutigams, nahm dann ein Glas mit Rotwein und gab beiden daraus zu trinken. Als sie getrunken hatten, machte er das Kreuzeszeichen, nahm die Kronen wieder von den Stirnen ab und ging an seinen Platz zurück. Nochmals erhoben dann

die beiden Priester ihren mißtönenden Gesang und verließen, nach einem oftmaligen Halleluja Amen! den Saal durch eine kleine Tür, die zur Küche führte.

Sogleich war das Paar von Freunden umringt und empfing von allen Seiten Glückwünsche. Herr Steffarius wollte sich entfernen, der Wirt aber lud alle die geehrten Zeugen ein, als Gäste der Hochzeitsgesellschaft im Garten einige Erfrischungen einzunehmen. Gerührt, und auch neugierig auf den Garten, folgte Herr Steffarius dem Zuge, der sich die Treppe hinab bewegte. Der Garten war zwar nichts als ein mit Steinplatten belegter, mäßig großer Hofraum, der an eine Gartenmauer grenzte, so daß man wohl den Anblick einigen Laubes hatte, aber nicht einmal die Bäume selber sah. Doch enthielt der Hof ein rundes steinernes Brunnenbecken, mit Ziersträuchern ringsherum. Man brachte Stühle. Die Gäste setzten sich im Kreise. Die glänzende Wasserscheibe spiegelte ein paar Zweige und die ersten Sterne. Zwei Gemächer, offen und hell erleuchtet, lagen im Seitengebäude zu ebener Erde. In dem einen sah man den gedeckten Tisch, an dem jetzt die Verwandten des jungen Paares ihre Plätze einnahmen; in dem anderen rüsteten Frauen mit bunten Decken und Teppichen ein Lager. Seewind wehte in den Hof. Das Rufen und das Klirren von den Straßen drang nur leise über die Mauer; nun schwebte, wie eine blinkende Erscheinung, das Hornsignal von irgendeinem der fremden Kriegsschiffe, die im Hafen lagen, vorüber. Die Frau, die Herr Steffarius vorhin in seinem Zimmer erschreckt hatte, kam, um als Abgesandte der Brauteltern die Gäste willkommen zu heißen, und ein Diener folgte ihr, der mit silbernen Zangen Früchte und Süßigkeiten anbot.

Es waren außer Herrn Steffarius eine Gruppe Kalabresen da, die nach einem der Bahnbauten im Innern Syriens unterwegs sein mochten, und ein Deutscher. Der gewandte Wirt mochte mit der eigentümlichen Zurückhaltung der Deutschen schon seine Erfahrungen gemacht haben: er hatte diesem Deutschen seinen Stuhl neben Herrn Steffarius angewiesen und sich beeilt, die beiden Landsleute miteinander bekannt zu machen. Der Name des Mannes war Kölble. Er war ein Seidenhändler, in Aleppo zu Hause, aber er kam jährlich mehrmals nach Beirut.

„Eine richtige Armenierhochzeit,“ begann Herr Kölble. „Der neugebackene Ehemann ist aus einem Städtchen, das eigentlich näher zu Damaskus als zu Beirut liegt. Als ein gänzlich Unbekannter ist er dieser Tage, bloß mit der löblichen Absicht zu heiraten, hergekommen, und hat sich, mit ein wenig Geld in der Hand, zuerst an einen Geistlichen gewendet. Wozu sind auch sonst die Pfaffen da? In ihrer Hand haben sie den Zugang zu den Familien, die über heiratsfähige Töchter verfügen. Der

Mann ist Beamter der Tabakregie und hat ein Einkommen. Nach zwei Tagen war die Brautschau beendet. Mindestens zwei Dutzend Mädchen hatte er gesehen. Er verlobte sich mit dieser Kleinen. Sechzehn Jahre ist sie alt, das Fraule. Und morgen früh wird sie mit dem Ehemann die Reise nach ihrem neuen Wohnsitz antreten. Die Eltern sind sehr zufrieden. Bei diesen Leuten gelten Liebesheiraten als das albernste Ding der Welt."

Es war das erstemal auf seiner Reise, daß Herr Steffarius mit einem Menschen in ein längeres Gespräch kam. Das heißt auch nur, er ließ den andern sprechen. Er hatte die Augen geschlossen und gab sich Mühe, den Worten zu folgen; seine Ohren waren wie verstopft, die Worte drangen hinein, mit einem scharfen Summen vermischt. Sein Kopf schmerzte, aber er begann mit einer gewissen Hartnäckigkeit über das Für und Wider von Liebesheiraten nachzudenken. Jeder Mensch macht sich einmal über diesen Punkt seine Gedanken, warum nicht auch er ... Er öffnete seine Augen erst, als nach einer Pause Herr Kölble auf die Frage übersprang: woher er denn komme? und ob er geschäftlich hier sei?

Da antwortete er mit seinem trockenen und widerstrebenden Gaumen: „Nach Jerusalem." — „Geschäftlich, natürlich!" meinte Herr Kölble in feststellendem Ton. — „Ich habe keine Geschäfte," gab Herr Steffarius etwas gereizt zurück. — „Ein Jerusalemer!" lachte der Schwabe. „Nichts für ungut, — so heißt man die Handwerksburschen, die hier im Land herumstreifen. Ich bin auch ein Jerusalemer. Meine Eltern sind vor vierzig Jahren eingewandert. In Jerusalem ist nichts los. Ewig der alte Humbug, immer derselbe Fanatismus. Und geschäftlich ist es zu still dort, darum sind von den jüngeren Leuten manche nach anderen Städten verzogen. Von den deutschen Bauern sind schon etliche nach Ostafrika ausgewandert."

Herr Steffarius lehnte sich in seinem Stuhl zurück. Er sah eine Weile zu den Sternen hinauf und überlegte. Schließlich fragte er ruhig: „Welchem Volke wird einmal Jerusalem gehören?"

Herr Kölble zog an seiner Zigarette und zuckte mit den Achseln.

„Wollten nicht einmal wir Deutschen Palästina besitzen?" fragte Herr Steffarius weiter.

„Palästina wird dem Volk gehören, das am meisten Verlangen danach hat," meinte Kölble zögernd. „Aber die einzigen, die jetzt in Palästina wirklich miteinander konkurrieren, sind die Russen und die Juden."

„Konkurrieren!" sagte Herr Steffarius verstimmt. „Sie halten die Juden nicht für das auserwählte Volk."

„Gott kann dem Abraham auch aus Steinen Kinder erwecken,“ antwortete der Deutsche mit einer fast spöttischen Lehrhaftigkeit. „Wenn Sie nach Jerusalem kommen, werden Sie ja hören, was man sagt. Die jetzige Generation unter den Deutschen hat nicht mehr dieselben Ansichten wie die vorige.“

Herr Steffarius schwieg. Er fand, daß der Schwabe da ihm eigentlich ein sehr schönes Wort gesagt hatte. Der Schwabe hatte eine neue Zigarette angezündet und wendete jetzt seinen Kopf den Kalabresen zu, die sich mit Lachen und lebhaften Gesten, wenn auch mit gedämpften Stimmen, unterhielten. Unwillkürlich dämpfte man die Stimme in der kühlen stillen Nacht. Drinnen an der Hochzeitstafel klang Saitenmusik und halblautes Singen.

Man bemerkte kaum, daß ein fremder junger Mensch jetzt aus dem Hause in den Hof trat und sich umsah. Er konnte einer der Diener sein, er trug die gelben spitzen Lederpantoffel, ein gestreiftes Gewand und eine Jacke darüber nach Art der Eingeborenen. Aber alle erstaunten, als man ihn nun in den Lichtschein und an den Rand des Brunnenbeckens treten und mit einer jähen Bewegung seine Arme erheben sah. Laut und langgezogen mit beschwörendem Ausdruck rief er das Wort: „Siranüsch!“ und wiederholte diesen Ausruf dreimal, wobei er jedesmal lauschend einige Augenblicke innehielt. Drinnen antwortete jetzt ein Schrei. Man sah, wie die Lichter über der Hochzeitstafel in Bewegung gerieten, die Tür wurde zugeschlagen und öffnete sich wieder, ein Mann erschien mit drohend erhobener Hand, Frauen drängten sich neben ihm heraus. Die Kalabresen waren aufgesprungen, aber sie wichen zurück, denn eine Klinge blinkte in der Hand des verwegenen Menschen, aber sie fuhr in einem weit geschwungenen Stoße gegen seine eigene Brust, und er fiel sofort am Rand des Brunnenbeckens hin. Herr Kölble war der erste, der sich zu ihm niederbeugte. Als er sich wieder aufrichtete, wies er nur auf das Blut, das sich mit dem Wasser eines umgestürzten Kruges auf den Steinplatten verbreitete und sagte: „Ins Herz gestochen!“

Die Wirkung dieses Ereignisses auf alle war unbeschreiblich. Herr Steffarius war aufgesprungen, aber er zitterte so stark an Händen und Füßen, daß er sich sofort gegen die Mauer lehnen mußte. Die hellen, umherwehenden Frauen, die verzerrten Gesichter der Männer, Laternen und Geschrei, fremde Männer mit Uniformkragen und Pelzmützen, die plötzlich dabei waren, alles das verschwomm ihm zu einer undeutlichen Furchtbarkeit und ließ ihn dann allein. Ja, plötzlich fand er sich allein im Dunkeln an der Mauer stehen, und ihn fror. War die Nacht so kalt geworden? Er versuchte sich aufrecht zu halten und taumelte in das

Haus. Im Gange begegnete ihm Herr Kölble. „Es sind doch Liebe
geschichten," sagte er und streckte ihm mit einem mühsamen Lächeln d
Hand entgegen. „Der Bursche ist tot," sagte Herr Kölble. „Eine schö
Geschichte. Offenbar ein Liebhaber. — Aber Sie sind ja krank!" setz
er hinzu, als er das Gesicht des Herrn Steffarius sah und die heiße Ha
verspürte. „Meinen Sie," wollte Herr Steffarius sagen, im selben Auge
blick aber fühlte er sich, gerade noch vor dem Sturz, von dem Arm d
Schwaben umfangen, der ihn mit Hilfe eines Dieners in sein Zimm
brachte, auskleidete und aufs Bett hob. Das Fieber war im höchsten Ma
ausgebrochen, der Kranke begann zu phantasieren. Man brachte Wass
an seinen Mund, aber er schlug es mit allen Zeichen des Entsetzens zurüc
Man zerdrückte saure Trauben auf seinen Lippen. Herr Kölble blieb d
ganze Nacht an seinem Lager.

Herr Steffarius erwachte nach zwei Tagen in einem großen kahle
Zimmer. Er lag hinter weißen Vorhängen, das Bett stand in der Näh
eines verhangenen Fensters, der Raum hatte noch ein anderes Fenste
dieses war vergittert und offen. Dort auf dem Stuhl lagen seine Kleide
ein Milchkrug und eine Schüssel mit Eisstückchen stand auf einem zweite
Herr Steffarius versuchte sich umzusehen. Aber sein Kopf war w
angeschmiedet. Sein Kissen feuchtete sich von den Tropfen, die aus de
lauen Tüchern von seiner Stirn kühl herabschmolzen. Seine Hände lage
auf der Decke, er wollte sie bewegen, aber sie bewegten sich nicht i
geringsten. Er erstaunte über seine vollkommene Unbeweglichkeit. Erinn
rungen wachten auf: er lief über eine unendliche, graue, sanfte Eben
Ein Mann mit einem Krug voll Wasser rannte vor ihm her. Er fleht
„Gib mir zu trinken!" und rannte, immer rascher, hinter ihm drein. Plöt
lich, höchstes Unbehagen, waren ihm die Schuhe aufgegangen, und e
stürzte, doch da sprang seine Seele aus dem Körper und jagte dem Mann
nach, der schon weit in der Ferne war. Aber eine rauschende Musik an
wortete ihm, bekannte Gesichter, die er doch vergebens zu nennen sucht
sahen ihn mit ernstem Ausdruck an, es war in einer von Hunden wimmeln
den, Hitze brütenden Gasse. Hier stand, wie aufgelöst in Leichtigkeit, d
Synagoge mit dem goldenen Stern. Drinnen saßen Leute in der tiefblaue
Abenddämmerung und tranken aus roten Gläsern. Er wartete, ob ma
auch ihm zu trinken reiche, eine Frau brachte ihm zu trinken, er wehrt
ab, und sein Unbehagen wurde doppelt groß: ihm waren die Schuhe au
gegangen, seine Füße staken wie im Wasser.

Der Wärter stand am Bett. Herr Steffarius empfand dankbar de
frischen kalten Umschlag auf der Stirn, der ihn weckte. Dann stand der

selbe Diener mit dem Wirt vor ihm, und nun war er wieder vollkommen bei Besinnung. Diesen Mann hatte er ja bei jener Hochzeit gesehen; er mußte ihn nach den Armeniern fragen. „Sind sie abgereist?" — Der Wirt aber verstand nicht, was er meinte und lächelte beschwichtigend. „Freilich," sagte er. „Bleiben Sie ganz still liegen, diesen Brief sendet Ihnen Herr Kölble." Damit legte er einen Zettel auf das Kopfkissen und ging. Der Wärter blieb noch zurück. „Werde ich bald gesund?" fragte Herr Steffarius. Der Diener kreuzte die Hände über der Brust und sagte mit einem unbestimmten Lächeln: „Inschallah!" Ja, der Diener kreuzte wirklich die Hände über der Brust und ging dann hinaus.

Der Arzt kam am Abend und las den Zettel des Herrn Kölble vor. Darin stand, daß für gute Pflege gesorgt sei, und daß er sich nach einer auf dem Tisch vorgefundenen Briefadresse erlaubt habe, der Mutter des Herrn Steffarius von seinem Befinden eine kurze briefliche Nachricht zu geben. Er wünsche vollkommene Besserung und bedauere nur, wegen notwendiger Abreise, nicht weiter für ihn sorgen zu können.

Es beunruhigte den Kranken, daß der Arzt nichts von einem Besserwerden sprach. Lange lag er nachher mit offenen Augen im Dunkeln. War dies heiße Bett sein letzter Aufenthalt? War der Lichtstrahl der letzte, der sich hier, sehr schmal und matt in der Nacht, durch das Fenster hereinstahl? Durfte er in solcher Verlassenheit und auf einem solchen Wege auslöschen wie ein Licht? Es war, als wehrte sich auch sein Körper wie ein fremder Mensch, der Gefahr wittert, gegen den ungeheuerlichen Gedanken. Dieser unbeschreiblich scheußliche Gedanke der Verwesung trieb ihm den Schweiß auf die Stirn; da war es doch besser, die matten Schenkel, die kläglich bewegungslos gewordenen Unterarme nahmen sich zusammen und gaben die lahmen verzagten Muskeln wieder frei. Wirklich, sie bewegten sich ein wenig. Mit einem Male hob er ganz, ganz wenig den Kopf; seufzend vor Schmerz ließ er ihn zurückfallen. Auch die Hände gehorchten willig und ließen sich übereinander legen. Diese übereinandergelegten Hände! Als ob sie sich wer weiß wie lange nicht berührt hätten, und sich nun freuten, daß sie wieder beieinander liegen durften wie liebe Freunde. So voller Frieden waren sie, und mit so angenehmer Lindigkeit floß durch ihre Berührung wieder der Lebensstrom der beiden Arme. So lebendig waren sie in der Dunkelheit, so groß und vernünftig wie erwachsene Menschen.

Er erwachte am Morgen von der Tageshelle und von der frischen Luft, die ins Fenster wehte. Er zauderte ein wenig, dann erhob er sich, um an das Fenster zu gehen. Seine Beine waren sehr schwach. An die Eisenstäbe geklammert, sah er vor sich die weite blaue Meeresfläche.

Doch dann nebelte es vor seinen Augen. Der Diener fand ihn am Boden liegen. Trotz des Verbots wiederholte er am nächsten Morgen diesen Gang zum Fenster und kam ohne Hilfe ins Bett zurück. Die vom Wind geblähten Vorhänge trugen ihn wie Segel über ein glänzendes Wasser den ganzen Tag. Er hatte jene langgezogene einzige Welle gesehen, die das Meer in seinem unablässigen Atmen gegen das Land führt, diese schmale weiße Welle, die wie ein lebendiges Wesen aus der unermeßlichen Kühle des Wassers gegen das trockenheiße, fest verschlossene Land hindrängt, um einen Augenblick diesen Sand und Fels zu streicheln und zu vergehen. Es stand ihm ja frei, sich vorzustellen, daß alle diese Wellen einmal von tief unten kamen, auf Oberflächenurlaub, so wie Menschen Oberflächenurlaub haben. Man sieht, wie sie schnappen und sich wieder schließen; das Geräusch davon dringt in alle Muscheln des Meeres und wird sie nie wieder verlassen.

Auch hatte er einen Dampfer gesehen. Das schwarze kurze Schiff mit seinem breiten roten Streifen über der Wasserlinie fuhr schräg hinaus durch den brennenden Glanz des Meeres. Die Schlote entließen keine Spur von Rauch, an Bord war alles ruhig, nur aus den Luken der Schiffswand unten fiel Asche ins Meer. Wie unendlich langsam sank diese Asche, bis sie den Grund erreichte. Das Schiff war schon viel weiter, in halber Tiefe durchstreiften die fallenden Aschenstückchen einen Nebel von allerfeinstem Sand. Das war der afrikanische Sand, den der Riesenmund des Nils in das südliche Mittelmeer hineinhaucht und der sich nach geisterhaften Wirbeln endlich auf dem Meeresboden niederläßt, oder auch an einer fernen Küste wieder emporsteigt, der Sand, der Tyrus und Sidon verschüttet und mit gewaltigen Dünen zwischen Land und Meer sich bettet.

An dem Tage, als der Arzt Herrn Steffarius wieder aufzustehen erlaubte, brachte man ihm ein Telegramm: Komm heim, Mutter. Er las diesen Gruß in einer zärtlichen Bitternis. Sie ahnte seinen Zustand, die alte graue Frau; er sah sie in diesem Augenblick durch ihr mit Photographien und Blattpflanzen geschmücktes Zimmer gehen und die Teekanne auf den Balkon hinaustragen und sich zum Frühstück niedersetzen an einem kühlen deutschen Sommermorgen mit Lindenbäumen in der Nähe. Man hatte ihm gesagt, daß er einige Wochen noch hier bleiben müsse, um sich ganz wiederherzustellen, ehe er die Reise fortsetzte. Er war erstaunt darüber gewesen; jetzt mochte er diesen Gedanken nicht ausdenken. Er empfand auf einmal eine unbestimmte Furcht vor dem wirklichen Jerusalem; die Gassen und die Gesichter konnten dort nicht anders sein als hier: Gewimmel einer fremdartigen, feindseligen Menge und

gellende Schreie in den Straßen, fremdartige Gebräuche, Entsetzen erregende Zwischenfälle und die vom Fieber tückisch bereiteten Qualen. Dankbar war er der Mutter. Aber er sah sich bei ihr eintreten und mit müdem, ein wenig verbissenem Gesicht neben ihr auf dem Sofa sitzen . . . Er besann sich noch.

Er lag nun oben auf dem Dach, in einem Stuhle ausgestreckt. Man ließ ihn allein, und er schaute mit der Seligkeit eines Schwebenden über die vielen erdfarbenen flachen Dächer mit einzelnen Palmen dazwischen, sah den mit Schiffen gefüllten Hafen und das dunkelgrüne Gebirge dahinter mit seinen kahlen Stellen und dem oft im Dunst nur weißlichen, doch zuweilen wie Schnee glänzenden Kamm. Segelboote kreuzten draußen im Meer, eines der im Hafen liegenden löste sich los, von einem kleinen Ruderboot bis an den Ausgang des Hafens gezogen, dann hob es seine Segel auf und flog dahin. Am Horizont tauchte ein Dampfer auf und kam. Vielleicht war es der Franzose, der morgen nach Europa weiterfahren sollte? Nun sah man schon deutlicher den starken Rumpf, und die Masten, die hell und schmiegsam schienen wie Bambus. Am Heck wehte die Flagge. „Mit diesem Schiff kann ich morgen heimwärts fahren," flüsterte der Einsame. Sein Herz schlug heftig.

In diesem Augenblick trat der Rufer auf die Brüstung des Minaretts, ganz nah dem Dach vor seinen Augen. Und noch vier Männer folgten ihm, die in ihren langen gelblichen, silbergrauen und blauen Gewändern sich von dem leuchtend blauen Hintergrund des Meeres abhoben und zu singen begannen. Einer faßte mit leichter Hand die Stange, die das hölzerne Dach des Turmes trug, ein anderer stand vorgebeugt. Sie alle wiegten sich in ihrem eintönigen, nicht lauten Singen, und nun riefen sie zu ihm hinüber. Ihre abwechselnden und wiedervereinigten Stimmen flochten ein Lautband in die Luft, das ruhig über ihm stand wie mit einer krausen Inschrift: dem Namen Allahs, des Allbarmherzigen, des Allerbarmers. Sie verstummten und wandten sich zur andern Seite; ihre undeutlicheren Rufe wehten jetzt dem großen Schiff entgegen, das in den Hafen einlief. Herr Steffarius wollte sich wehren gegen seine Bestürzung über diesen feierlichen Gruß, die Mundwinkel zuckten ihm; er wandte sich ab. Aber die ganze Stadt schien zu Füßen der Türme im Gebet zu liegen. Es war Freitag mittag, und auch auf jenen anderen Türmen standen die Gestalten der Rufer, wenn auch farblos in der Ferne. Er hörte ihre Stimmen wie ein Knistern in der Mittagsstille. Unten in den Hof, den er sehen konnte, kamen Männer, die ihre Schuhe ablegten und in die Pforte der Moschee verschwanden.

Früh am andern Morgen trug man Herrn Steffarius hinunter zu den Booten. Sein Körper war ohne Fieber, er schien ihm so schlackenlos glücklich in einer ätherischen Leichtigkeit. Nun stand er oben an Bord, spürte die saubernassen Planken unter seinen Füßen, stieg, noch vorsichtig, doch mit klappernden Schritten die mit Messing beschlagenen Treppen hinunter, stand, als das Schiff aus dem lärmenden Hafen hinausglitt, wieder oben und umklammerte entzückt das Geländer. Die Stadt schien sich auseinanderzufalten; grüne Abhänge standen hinter ihr, Gärten faßten sie ein; der Libanon schimmerte in die blaue Luft. Dort, gerade über dem Hafen, stieg ein Wäldchen empor mit verstreuten Grabsteinen; zwei davon standen aufrecht vorn wie schneeweißgekleidete Gestalten und wurden immer kleiner; nun konnten es auch zwei Damen im Tenniskleide sein. Er winkte ihnen mit der Hand, diesen beiden Damen, die ja Grabsteine waren! Der Wind dudelte vergnügt durch die Rahen. Das Schiff knarrte, und die Wellen schwappten behaglich gegen seine Wände.

Eine Glocke läutete, die Passagiere verschwanden in den Speisesaal. Zögernd setzte sich Herr Steffarius auf einen der festgeschraubten Stühle und knabberte ein wenig an der festen Kost. Noch wären ihm Milch und leichtes Brot lieber gewesen. Neben ihm saß ein Mensch in geistlicher Kleidung. Es war ein Priesterzögling, aus einer kleinen, von christlichen Arabern bewohnten Stadt im Libanon; er befand sich auf der Reise nach Rom, dort sollte er in einem Kloster das Malen von Heiligenbildern lernen. Der Nachbar auf der anderen Seite schien ein gewiegter und sehr gesprächiger Herr zu sein; es war ein Herr Siegmund Nascher aus Wien, der für eine Weltfirma der Spazier- und Schirmstockbranche reiste. Seine Gestalt hatte etwas von der erdrückenden Breite der Frösche, sein Kinn war gespalten wie ein Weck. Das dunkle Gesicht des jungen Arabers, auf dem schon mit dem tief in die Stirn gewachsenen Haar der Anflug einer stupiden Strenge sich bemerkbar machte, war ein großer Gegensatz dazu, und doch hätte Herr Steffarius, der im Nu zwischen diesen beiden Menschen eine Menge von Vergleichen zog, nicht sagen können, warum er in der Mitte diese beiden empfand wie die gleichen Gewichte an einer Wage. Worin er mit ihnen sich traf, das war jene gewisse, noch ungeklärte Munterkeit des Genießens dieser Seereise. Sie gingen nachher zu dritt an Deck spazieren. Zwar fühlte sich Herr Steffarius bald müde werden; er spürte auf einmal, daß er ja krank gewesen war. Aber die beiden anderen, denen er gleichsam zur Vermittelung diente, ließen ihn nicht los. Da schlief er auf seinem Stuhle ein, und als er nach einigen Minuten wieder auffuhr und erwachte, weil Herr Nascher irgendeine Frage an ihn

;erichtet hatte, begann er sich über diese Gesellschaft zu ärgern und seine Heimreise zu bereuen.

Das Schiff lag am folgenden Nachmittag in einer tief eingeschnittenen Bucht. Ein Städtchen dehnte sich am Ufer; dahinter erhob sich das Gebirge der Insel mit verschränkten Tälern und vielen Spitzen. Einige Passagiere ließen sich an Land bringen. Das Pfäffchen sagte, daß man ihm anbefohlen habe, eine kleine griechische Kirche da drüben zu besuchen, um die alten Bilder zu betrachten. Herr Steffarius fuhr mit ihm. Auch Herr Nascher schloß sich an, ging aber, als sie gelandet waren, seine eigenen Wege.

Bei Handwerkern, die in ihren Lädchen an der Gasse saßen, fragten sie sich zurecht. Wie ein Gruftgebäude stand die alte Kirche mit ihren blau getünchten Mauern zwischen Büschen, Grabkreuzen und hohem Gras. Sie klopften an, ein Greis in Priestertracht kam aus einem Nachbarhaus und führte sie in den ärmlichen Raum, wo die Bilder in dem hellen kalten Lichte hingen. Das eine zeigte den Propheten Jonas mit dem Walfisch, der eine Wassersäule emporstößt; das andere die Auferstehung Christi. Die Gestalten in ihrer steifen Haltung, in ihrem etwas leeren Gesichtsausdruck, dem trockenen grauen und grünen Ton des gemalten Wassers und des gemalten Steines waren keine Meisterwerke, aber Herrn Steffarius fesselte diese fromme und schickliche Darstellung der wunderbaren Begebenheiten. Er selber fühlte sich wie ein Erretteter. Je länger er die Bilder betrachtete, desto mehr gaben sie ihm zu denken. Plötzlich, da er die verklärte Gestalt des Christus ansah und sich klar machte, daß sie dem Grab erstanden war, um in Herrlichkeit gen Himmel zu fahren, kamen ihm Tränen in die Augen von einer tiefen glückstrunkenen Erschütterung.

In Voraussicht eines Geschenkes hatte der Pförtner auch die Kirchengewänder aus der Sakristei hervorgeholt und ihre altertümliche Pracht ausgebreitet. Herr Steffarius gab ihm einen kleinen Lohn, gern hätte er mit ihm gesprochen. Da er aber dem alten Manne nicht ein Wort verständlich zu machen wußte, so stand er bald mit seinem Begleiter wieder auf der Straße, und sie gingen zum Strand zurück.

„Ich rieche neuen Wein,“ sagte das Pfäffchen. Sie standen vor einer Weinschenke, einer hinten durch eine Wand von Brettern abgeschlossenen Torfahrt in einem zerfallenen, blauen Hause mit kühn geschwungenen Balkonen. Landleute oder auch Lastträger vom Hafen saßen hier an den breiten roten Fässern und spießten mit dem Messer die kleinen Stücke Käses, die vor ihnen auf den mit klebrigen Pfützen besudelten Faßscheiben lagen. Die beiden Fremden nahmen Platz auf den niederen Schemeln

und streckten die Beine aus. Vor ihnen glänzte herrlich die Bucht in der Nachmittagssonne. Sie beide tranken durstig von dem süßen, goldbraunen Feuer, das in unsauberen groben Gläsern vor ihnen stand. Herr Steffarius sah in den Gedanken, die ihm heiter aufstiegen, den Jonas und die Auferstehung wieder, beide vor dem Hintergrund dieser glänzenden, stillen Seelandschaft. Wenn er einmal Heiligenbilder malen sollte, — und warum sollte er es nicht wagen? — er würde ihnen um das Gesicht einen anderen, neuen Zug einfältigen Schmerzes geben, wie die Menschen der Gegenwart ihn haben. Er sah um diese Köpfe die feurigen Scheine, die dem von Bogenlampen ausgesandten feinstrahligen Lichte glichen. Vielleicht würde er, ein frommer Künstler, es wagen, mit solchem heiligen Glanz der Dankbarkeit Ausdruck zu geben, von der sein Herz ganz voll war. Und fast mit einem Bedauern für sich selbst wegen der besonderen Schwere dieser Aufgabe beneidete er den Lehrling da an seiner Seite um sein geistliches Gewand und um seinen Auftrag, in einem Kloster zu Rom das Malen zu erlernen. „Ich werde es in meiner Weise tun,“ sagte er sich in Hoffnung. „Es wird ein neues Leben werden.“

Der Kleine zupfte ihn am Ärmel. Herr Nascher stand vor ihnen und nahm an dem Fasse Platz. „Kein Kaffeehaus,“ schimpfte er, „keine Konzertkapelle weit und breit, kein einziges fesches Gsichtl kann man vorfinden in einem so traurigen Nest wie diesem hier! Da schaun Sie, das einzige, was ich gefunden hab’ in einer Handlung in der Seitengassen.“ Und er zog aus der Brusttasche ein Päckchen Photographien, die er, mit der Zigarette im Munde, wohlgefällig wie Karten mischte. Dann reichte er die eine Hälfte dem jungen Menschen, die andere Herrn Steffarius hinüber. „Ansichten aus Smyrna!“ erklärte er. „Wir werden morgen alles in natura haben.“

Das Pfäffchen gab sich Mühe, gleichgültig zu erscheinen, aber sein Gesicht verzog sich in Bestürzung, in seine Augen kam ein Glanz. Herr Steffarius warf einen Blick auf die kleinen Bilder und sah Herrn Nascher verwundert ins Gesicht. Herr Nascher zwinkerte mit den Augen. „Sie täuschen sich,“ sagte Herr Steffarius ruhig. „Aber gehen Sie!“ lachte Herr Nascher; „Sie werden doch nicht anständiger sein als unser hochwürdiger Freund. Hier sind noch andere.“ Herr Steffarius sah hin, und es schien ihm plötzlich, als lodere ihm das Feuer des Weines ins Gesicht. Zaudernd ließ er die kleinen Bilder durch seine Hände gehen. Er, der im vorigen Augenblick noch von einer frommen und reinen Kunst erhoben war, daß er sich vermaß, es ihr gleich tun zu können, betrachtete nun, verwirrt und lüstern, diese Bilderchen, an denen sich der Pöbel in den Hafenstädten ergötzt. Mit einem plötzlichen Widerwillen warf er sie hin.

Es war der Schreck vor ihm selbst. War er ein Gezeichneter, daß dieser Mensch sofort wußte, wo das Tier in ihm steckte? Wie war es möglich, daß dieser Unbekannte da, dieser niedrige Mensch, der über seine Seelenkenntnis triumphierend ihm gegenübersaß, mit einer wahrhaft teuflischen Geschicklichkeit dieses Tier plötzlich hervorlockte? War all das Leid, das er darum hatte erdulden müssen, nichts gewesen? Seine Gedanken, sein Blut waren endlich zum Schweigen gebracht worden in dem verzweifelten Kampf, und trotzdem verriet ihn noch immer sein Gesicht? Irgendein Lächeln um die Lippe, vielleicht das Kinn, oder ein Glanz der Augen, so wie damals, als er und jene Frau sich fanden mit der Sicherheit der Nachtschmetterlinge, die von den entgegengesetzten Enden einer Großstadt einander wittern und durch den Staub und den Dunst hindurch aufeinander zutreiben. Er ballte die Fäuste, sein Gesicht nahm einen harten Ausdruck an, und mit einer jähen, unwidersprechlichen Bewegung riß er dem Zögling, dem jungen Menschen da die Bilder aus der Hand und streute sie alle in hundert Fetzen ringsherum.

Entrüstet war Herr Nascher aufgesprungen. „Was fällt Ihnen ein, Herr!“ schrie er, „das ist mein Eigentum, bitte! Fünf Franken habe ich bezahlt!“

„Fünf Franken!“ schrie Herr Steffarius. „Viel zu wenig!“ — Er hatte das Weinglas zur Hand, und ehe der Wiener, der bleich wie ein Schellfisch geworden war, sich zurückziehen konnte, schlug er ihm dieses Glas von oben herunter auf die Glatze. Er spürte die Kraft des Schlages an seiner Hand, spürte, daß Blut herabquoll und sah dann voll Verwunderung, daß der Mann nicht auf der Stelle am Boden lag, sondern nur mit rotem Gesicht und um Hilfe schreiend die Flucht ergriff.

Es war für alle Beteiligten ein Glück, daß die Polizei auf dieser kleinen Insel sich in einem so einfältigen Zustande befand, daß niemand daran dachte, den Täter zu verhaften. Die Leute, die nebenan beim Weine saßen, waren sofort wie ein Mann zwischen die Streitenden getreten und machten, selber vom Weine erhitzt, nicht übel Miene, an Herrn Steffarius tätlich zu werden; nur das mutige Eintreten des jungen Menschen, dessen geistliches Kleid die Leute erstaunte, schützte ihn davor. Man hatte rasch den Agenten der Schiffskompagnie gerufen, der sich dann auch ohne weiteres für das Betragen der Gäste an Land verantwortlich bekannte und im Handumdrehen dafür sorgte, daß Herr Nascher und die beiden anderen in getrennten Booten zum Schiffe hinübergebracht wurden. Der junge Mensch trennte sich nicht von Herrn Steffarius, der selber teilnahmslos sich gefallen ließ, daß man ihn auch im Boote noch am Rockärmel festhielt, damit eine Flucht nicht möglich sei. An Bord übergab der Agent

die drei Beteiligten dem Kapitän, der sogleich an unauffälligem Ort ein Verhör anstellte. Die Verletzungen des Herrn Nascher erwiesen sich nicht als gefährlich. Und da merkwürdigerweise dieser Herr ebensowenig wie der andere Zeuge und der Täter selbst zu bewegen war, über die Einzelheiten des Vorfalles genauere Auskunft zu geben — [illegible] vermutete schließlich, daß sie dem Weine etwas zu fleißig zuges[illegible] —, so begnügte sich der Kapitän mit dem Protokoll und einem [illegible] weis darauf, daß in Fällen wie dieser, wenn sie sich an Bord ereig[illegible] sollten, strengere Gesetze zur Anwendung kämen als in der weltverlassenen Inselstadt da drüben.

Nur Herr Steffarius war oben, als sich das Schiff sanft hinaus ins Meer bewegte. Die Passagiere waren unter Deck; das Meer lag dunkel, in schwarzen Nachtwolken zuckte ein Wetterleuchten. Die Insel schien zu versinken, aber das Schiff blieb noch lange durch das breite glimmende Band des Kielwassers mit ihr verbunden. Nun klaffte am Horizont ein Spalt grellen Glanzes auf: da bemerkte Herr Steffarius eine Frau, die dort am Ende des Schiffs wie versteinert stand und nach der fernen Insel wie nach etwas Verlorenem zurücksah. Dunkel und in dunklen Umrissen stand sie da; ein Vogel saß auf ihrer Schulter, der bewegte zuweilen die Flügel und kreischte. Sie schien zwei Häupter zu tragen.

Schweigend saß Herr Steffarius in seinem Versteck. Er war aufgewühlt bis ins Innerste. „Gestalt der Witwe, die zum Grabe des Gatten zurückblickt,“ flüsterte er. „Gestalt der Braut, die geopfert wird; Gestalt der Sünderin, die von der Welt sich abwendet. Leidende Schwester Christi ... Wesen, an dessen Knien die Einsamkeit der Welt zerbricht ...“ Er sah sich daheim die Straße wieder hinaufgehen, stillstehen und mit einem leisen, leisen Schütteln des Kopfes den Stern über der mit Sternen besetzten Kuppel betrachten. Warum leuchtete er nicht mehr? Er sah sich, nach langer Abwesenheit, in seine Wohnung eintreten und sich zu Bett legen; warum ist hier alles ein Raub der Einsamkeit geworden? Und am Morgen sah er sich wieder in die Werkstatt treten, und die andern dort begrüßten ihn gutmütig und etwas spöttisch. Er sah sich die Bluse überstreifen, die mit ihren Flecken und verschabten Ärmeln geduldig hinter der Tür auf ihn gewartet hatte; warum brachte sie ihm keine Arbeitsstimmung mehr, diese Bluse, wie sonst? Dann sah er sich, nach einem zögernden Entschluß, zu ihr zu gehen, der Mutter sehr still gegenübersitzen und dabei dunkel an seinen Vater denken. Er suchte in ihrem Gesicht den Zug von Leid und Hochmut, der von dem Vater, dem Unbekannten, sprach. Warum ist dieser Zug in ihrem Gesicht zugleich der Zug des Schweigens? ... Doch nun tröstete ihn ein Vorüberwehen,

ler warme wonnevolle Atem einer Frau. Er wollte mit den Händen nach liesem Wesen fassen, sie beugte sich aus Güte über ihn ... Da erwachte er. An seinen Schläfen war ein Gefühl der Kälte, wie damals, als das Eiswasser von seinem Gesichte in das Kissen niederrann.

Es war der Wind. Der Mond war aufgegangen und schien hell in ein Gesicht. Die Wolken waren fort. Seinen Stuhl trennte nur eine dünne iserne Stange von der Tiefe da draußen, in der das Wasser gleichmäßig md unstillbar gegen das Schiff anschlug.

Er stand auf und lauschte. Ja, er stand ganz am Ende und allein vie vor einer Tür. In einem unbestimmten Gefühl des Grauens und der Hoffnung beugte er sich über das Geländer und lauschte angestrengt. Deutlich sah er da die Frau, die ihn verlassen hatte, ihr Gesicht hatte ich nicht verändert; die Mischung von Liebreiz und Gier lebte darin ioch immer. Er wollte widerstehen, aber ein unsichtbarer Arm zog ihn. Jnd er sehnte sich so sehr, daß er ohne einen Schrei hinunterschlug in las von Gischt bedeckte Wasser, in die bleiche Finsternis.

Alexander Puschkin

Der Räuber

Russisches Volkslied

Aus „Dubrowski"

Übertragen von Werner Bergengruen

Mütterchen, grüner Eichenwald, rausche nicht, rausche nicht,
störe mich guten Jungen in meinen Gedanken nicht,
wie ich morgen, ich guter Junge, soll zum Verhöre gehn
vor den gestrengen Richter, den Zaren selbst.
Fragen wird er mich dann, der Herr, der Zar:
„Sage mir, sage mir, Junge, du Bauernsohn,
mit wem bist du stehlen gegangen, mit wem bist du rauben gegangen?
Waren noch viele Gefährten bei dir?"
„Sagen will ich dir die Wahrheit, rechtgläubiger Zar,
die ganze Wahrheit, die ganze Klarheit:
vier Gefährten noch waren bei mir.
War mein erster Gefährte die dunkle Nacht,
war mein zweiter Gefährte der Damaszenerdolch,

war mein dritter Gefährte das gute Roß,
war mein vierter Gefährte der straffe Bogen
und meine Abgesandten die scharfen Pfeile."
Sagen wird er mir dann, der rechtgläubige Zar:
„Heil dir, Heil dir, Junge, du Bauernsohn!
Du weißt stehlen zu gehn, Rede und Antwort zu ...
Dafür, mein Junge, will ich dir schenken
auf freiem Feld ein geräumiges Haus
von zwei hohen, hohen Pfählen mit einem Querbalken drauf!"

Büchereinlauf

Rezensionsexemplare und Ansuchen um Besprechung sind ausschließlich an den Drei Masken Verlag A.-G., München, Karolinenplatz 3, zu richten.

Il Fascio. Sinn und Wirklichkeit des italienischen Fascismus. Von Fritz Schotthöfer. Frankfurt a. M. 1924, Frankfurter Societäts-Druckerei.

Neutestamentliche Apokryphen. Von Edgar Hennecke. Dritte Lieferung. Tübingen 1923, Verlag J. C. B. Mohr.

Von Bethmann Hollweg bis Ebert. Erinnerungen und Bilder. Von Friedrich Payer. Frankfurt a. M. 1923, Frankfurter Societäts-Druckerei G. m. b. H.

Die entfesselte Bestie. Von Johannes Gaulke. Leipzig 1924, Verlag Walter Krieg.

Die Religionen. Ihr Werden / Ihr Sinn / Ihre Wahrheit. Von J. W. Hauer. I. Buch. Stuttgart 1923, Verlag W. Kohlhammer.

Tagfahrt. Gedichte von Otto Fürth. Wien 1924, Wiener Literarische Anstalt.

Kärntner Almanach auf das Jahr 1924. Wien, Wiener Literarische Anstalt.

Der Damenkrieg. Eine historische Betrachtung von E. Jettel-Ettenach. Wien, Wiener Literarische Anstalt.

Die Lebensanschauung des Inders. Von Prof. Benoy Kumar Sarkar. Leipzig 1923, Verlag Markert & Petters.

Dostojewski. Von Emil Lucka. Stuttgart und Berlin 1924, Deutsche Verlagsanstalt.

Disputation über den deutschen Idealismus. I. (Fichte). Von Hans Ehrenberg. München 1923, Drei Masken Verlag.

Deutsche Vierteljahresschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte. Herausgegeben von Paul Kluckhohn und Erich Rothacker. Halle (Saale) 1924, Verlag von Max Niemayr.

Jahrbuch der Grillparzer-Gesellschaft. 27. Jahrgang. Herausgegeben von Karl Glossy. Zürich, Leipzig, Wien 1924, Amalthea-Verlag.

Kritik der Relativitätstheorie. Gesammelte Schriften über absolute und relative Bewegung. Von E. Gehrcke. Berlin 1924, Verlag von Hermann Steußer.

Mose ben maimon. Führer der Unschlüssigen. Ins Deutsche übertragen von Dr. Adolf Weiß. I. Buch. Leipzig 1923, Verlag von Felix Meiner.

Duineser Elegien. Von Rainer Maria Rilke. Leipzig, Insel-Verlag.

Sonette an Orpheus. Von Rainer Maria Rilke. Leipzig, Insel-Verlag.

Spektator-Briefe. Von Ernst Troeltsch. Tübingen, J. C. B. Mohr.

Der wirtschaftende Mensch in der Geschichte. Von Lujo Brentano. Leipzig, Felix Meiner.

Ausführliche Besprechung der hier angezeigten Bücher bleibt vorbehalten. Rücksendung unverlangt eingeschickter Bücher findet nicht statt.

Die hier angezeigten Bücher können durch folgende Buchhändler bezogen werden:

Wilhelm Braumüller & Sohn, Wien, I., Graben 21.
Gerold & Comp., Wien, I., Stephansplatz 8.
Hugo Heller & Cie., Wien, I., Bauernmarkt 3.
R. Lechner (Wilhelm Müller), Universitätsbuchhandlung, Wien, I., Graben 31.

Für die „Österreichische Rundschau" verantwortlich: Dr. Paul Wittek, Wien, I., Bräunerstraße 4—6 Telephon 6-4-89.
Für den „Obelisk" Julius Schaumberger, München, Karolinenplatz 3
Eigentümer und Verlag: Drei Masken Verlag A.-G., München, Zweigniederlassung: Wien, I., Wallnerstraße 4
Unverlangten Zuschriften und Manuskriptsendungen ist Rückporto beizuschließen
Druck der Buch- und Kunstdruckerei R. Kiesel zu Salzburg

)ie Vorläufer von Hofmannsthals „Jedermann“*)

Von Walther B r e c h t (Wien)

Vielen von uns wird das Spiel vom Sterben des reichen Mannes bekannt sein, das Hugo von Hofmannsthal erneuert hat, einigen die unvergeß-ichen Aufführungen, die dieses Jedermannspiel vor zwei und drei Jahren n Salzburg durch Max Reinhardt erlebte. Es waren nicht die ersten Auf-ührungen des Jedermannspiels. Schon einige Zeit vor seinem Erscheinen st es aufgeführt worden, an den verschiedensten Orten, auch von Rein-ardt. — Aber wenn man an die Salzburger Aufführung dieses schweren, indringlichen Trostspiels, das auch dem Modernen so viel sagen kann, urückdenkt: nach dem Kriege, nach der Verinnerlichung, die durch den (rieg in den denkenden Mitlebenden ausgelöst worden ist, haben wir es och mit ganz anderen Augen betrachtet. Das sah man deutlich an dem euen Spiel von Moissi; hinzutrat die diskrete Art, in der gewisse, im tück liegende Anweisungen nach dem barocken Stil hin hier, in dieser arockstadt, zum vollen Ausdruck gelangt sind, so daß dieses Jedermann-piel, das sich aus so vielen Elementen zusammensetzt, erst hier den echt sterreichischen Ausdruck gewonnen hat.

Ich brauche denen, die das Stück kennen, kaum in Erinnerung zu ufen, um was es sich in diesem Spiel handelt. Ich erinnere nur an das ierüst des Ganzen. Wie nach dem Prolog des Herrn der Tod ausgesandt rird, um die Menschen heimzusuchen und zur Besinnung zu bringen; rie Jedermann gezeigt wird, durchaus schwelgend und seines Reichtums enießend mit dem unerbittlichen und leichtsinnigen Stolz auf sich selbst – man kann nicht sagen, auf sein Geld, denn er glaubt, er beherrsche das ield, durch eigene Kraft —, wie er den armen Nachbar fortschickt, den chuldknecht hartherzig abweist; wie sein Geselle, sein Parasit, sich noch eut, daß derartige Schuldner, die vom Geldwesen und vom Lauf des ieldes, vom Kapitalismus, nichts verstehen, vom reichen Manne mit Recht bgewiesen werden. Nur eines tut er freilich: dem Mann, der in den

*) Vortrag, gehalten in der Nationalbibliothek am 11. Juni 1923. Die älteren orschungen von Goedeke und namentlich von Bolte sind mit neueren zusammen-faßt und, um einiges Eigene vermehrt, mit dem neueren Dichter in Verbindung esetzt worden. — Die wichtigsten Texte und alten Bilder waren in Vitrinen aus-estellt.

Turm geworfen werden soll, dem will er zwar nicht helfen, aber seinem Weib und seinen Kindern will er doch karge Hilfe zukommen lassen (eines der guten Werke, die sich später belohnen). Dann besucht er den schönen Lustgarten, den er für seine Buhle gebaut hat, setzt sich mit seinen Freunden zum Freudenmahl; und nun wird prachtvoll ausgeführt, wie er plötzlich beängstigende Halluzinationen hat, wie Glocken ihm läuten, wie Stimmen ihn rufen; und schließlich, mit einem Mal, nachdem die verschiedensten Versuche gemacht worden sind, ihn aus seiner Melancholie zu wecken, da ist mit einem Male der Tod da. Nun soll sich Jedermann Gefährten suchen, aber alle weichen von ihm, seine Verwandtschaft, seine Buhle, seine Knechte; sein Mammon erhebt sich aus der Truhe, wächst über ihn hinaus und verlacht ihn, wie er früher den Schuldner — denn das Geld hat ihn gehabt und nicht umgekehrt —; der am wenigsten ist geneigt, ihn auf der Reise in das unbekannte Land zu begleiten, wo er Rechnung ablegen muß. Während er verzweifelt, stellt sich heraus, daß ein einziger ihn begleiten wird, auf den er nie geachtet, und der nun, aus der Ecke sich aufrichtend, mit schwacher Stimme nach ihm ruft: seine Guten Werke. Deren sind sehr wenige — aber hier beginnt langsam das Werk der Rettung. Zu den Guten Werken findet sich der Glaube. Auch er ist schwach, aber es ist immerhin jener Glaube, von dem ein Fünkchen schon unendlich wertvoll ist, daß Gott nicht nur strafe, sondern auch verzeihe. Während er ruft:

„Er schlug den Pharao,
Schlug Sodom und Gomorrha, schlug,
Schlug!“

lehrt ihn Glaube:

„Nein, gab hin den eignen Sohn
In Erdenqual vom Strahlenthron.“

Dadurch wird Jedermann wirklich neu geboren. Unter Hilfe eines heiligen Mönches, der ihn weiß kleidet und das Sakrament der Buße ihm zuteil werden läßt, und vor allem unter Begleitung von Glauben und Werken, ist er nun imstande, den schweren Weg zum Tode zu gehen. Es ist die letzte Freude, die seine sterbende Mutter hat, die im Grau des Morgens über die Szene zur Frühmette geht, und nun gern sterben will, da sie fröhlich sterben kann. Ein unvermutetes Hindernis, der Teufel, der den Weg sperren will (ähnlich und anders als am Schluß des zweiten Faust), wird von Glaube, Werken und Engeln zurückgewiesen und muß elend abziehn vor höherem Gnadenrecht. Jedermann tritt hervor im langen

weißen Hemd, mit dem Pilgerstab, das Angesicht totenbleich, aber verklärt, und schreitet mit Glaube und Werken zum Grabe.

„Nun muß ich ins Grab, das ist schwarz wie die Nacht,
Erbarme dich meiner in deiner Allmacht.

Glaube: Ich steh dir nah und seh dich an.

Werke: Und ich geh mit, mein Jedermann.“

Werke hilft ihm ins Grab, steigt dann selbst zu ihm hinein:

„Herr, laß das Ende sanft uns sein,
Wir gehen in deine Freuden ein.“

Und Glaube spricht zum Schluß:

„Nun hat er vollendet das Menschenlos,
Tritt vor den Richter nackt und bloß,
Und seine Werke allein,
Die werden ihm Beistand und Fürsprech sein.
Heil ihm, mich dünkt es ist an dem,
Daß ich der Engel Stimmen vernehm,
Wie sie in ihren himmlischen Reihen
Die arme Seele lassen ein.“

So tröstet Glaube, während Gute Werke ihm ins Grab folgt. Und der Gesang der Engel schließt das Ganze, das von unbeschreiblicher Wirkung ist.

Dies Stück nennt Hofmannsthal ein erneuertes Spiel, und in einem kurzen Vorwort weist er auf einige Vorgänger hin: „Alle diese Aufschreibungen stehen nicht in dem Besitz, den man als den lebendigen des deutschen Volkes bezeichnen kann, sondern sie treiben im toten Wasser des gelehrten Besitzstandes. Darum wurde hier versucht, dieses allen Zeiten gehörige und allgemeingültige Märchen abermals in Bescheidenheit aufzuzeichnen. Vielleicht geschieht es zum letztenmal, vielleicht muß es später durch den Zugehörigen einer künftigen Zeit noch einmal geschehen.“ Ich glaube nicht, daß es zum letztenmal geschehen ist; aber vielleicht zum letztenmal für die nächste Spanne Zeit, denn ich bin der Ansicht, daß Hofmannsthal für uns die beste, vielleicht klassische Form dieses Stoffs gefunden hat.

Und wer sind denn nun diese Vorgänger? Wer sind alle diese verstorbenen, vergangenen Menschen, die sich mit diesem Stoff schon abgegeben haben? Um was handelt es sich hier eigentlich bei diesem so intensiv christlichen Stück, das uns ohne die Weltanschauung des Mittelalters ganz undenkbar erscheint und das wir deswegen mitempfinden

können, weil unsre Kultur aus diesem Christentum des Mittelalters stammt, und weil Hofmannsthal in diesem Stück alles Beengte und Beengende, alles nur zeitlich Gebundene, bis auf einen gewissen kleinen Rest auch das Konfessionelle, taktvoll beiseite gelassen hat? Dieser Stoff gehört zu den Weltstoffen, zu den Verkörperungen jener Probleme, die wir als ewig menschliche bezeichnen können. Dieser Stoff, oder sagen wir die Stoff- und Formvoraussetzungen zu dieser Dichtung stammen aus dem alten Indien, sie haben ihren Weg gemacht über die ganze damalige Welt, über den Orient, zu uns in das Abendland und in alle Länder des Abendlandes. Und sie haben sich hier immer wieder von neuem kristallisiert.

Ein jüdischer Rabbiner, der 1106 Christ wurde, und sich als Christ Petrus Alfonsi nannte, erzählt in einem großen Buch, der „Disciplina clericalis", in dem er die Absicht verfolgte, christliche Wahrheiten mit orientalischen und jüdischen Weisheitserzählungen zu stützen:

Ein sterbender Araber ruft seinen Sohn und befragt ihn um die Zahl seiner Freunde. Dieser nennt hundert. Aber der Vater meint, man solle die Freunde nicht loben, bevor man sie erprobt habe. Er habe selbst nur einen halben Freund. Er rät ihm eine Probe. Der Sohn muß ein Kalb töten, in einen Sack stecken und vorgeben, er habe einen Menschen getötet, habe Furcht vor einer Untersuchung und bitte nun den Freund, auf den ja kein Verdacht fallen könne, den Leichnam zu bestatten. Alle Freunde weisen ihn ab. Er erzählt dem Vater das Geschehene. Der Vater beruft sich auf die Philosophie. Es gibt viele Freunde, wenn man sie zählt, in der Not bleiben nur wenige. Nun sendet er ihn zu dem sogenannten halben Freunde, der Sohn geht hin, der halbe Freund fordert ihn auf, einzutreten. Er schickt seine Hausgenossen fort und beginnt eine Grube zu graben. So sieht jener, daß der halbe Freund ihm helfen will, er erzählt ihm den eigentlichen Sachverhalt, dankt und verläßt ihn. Der Vater gibt ihm die Lehre: Das ist der wahre Freund, der dir hilft, wenn die Welt dich im Stiche läßt, magst du ihn bisher auch nur als halben Freund angesehen haben.

Diese Geschichte vom halben Freund geht durch die ganze Literatur. Sie findet sich bei Hans Sachs, bei Balthasar Schupp, bei Abraham a Sancta Clara ... Dies ist *das eine Motiv*; es kommen aber noch andre hinzu. Woher stammen diese Geschichten? Es sind buddhistische Parabeln, die aus Indien kommen, über Tibet auf nicht immer geklärtem Weg nach Palästina, und durch die Levante in unsre Welt. Erzählungen bei Rabbinern des zweiten, dritten, sechsten bis ins fünfzehnte Jahrhundert, die sich immer mehr oder weniger um die *Erprobung von Freunden* drehn, oder Erzählungen, die den Menschen in der

größten Not zeigen und nun darauf hinweisen, wie der Mensch geneigt ist, sich am Moment genügen zu lassen, wenn Unheil droht. So z. B. in der berühmten buddhistischen Parabel vom Einhorn, die wir aus Rückert kennen („Es ging ein Mann im Syrerland“), in der der Mann im Brunnen sitzt und sich's wohlschmecken läßt, während ihn von allen Seiten Todesgefahren umdräuen. Zu diesen Geschichten gehören noch andre, ähnliche, besonders eine, die das Problem des Freundes in der Not scharf heraushebt: die Geschichte von dem Mann, der die Freuden des Lebens liebt und, vom Glück berauscht, das Vergängliche und Hinfällige höher schätzt als das künftige Unvergängliche; dieser wird verglichen einem Manne, der drei Freunde hat, von denen er zwei leidenschaftlich liebt, den dritten aber mißachtet und geringschätzig behandelt, ihm höchstens Freundschaft vorspielt. Da muß er erleben, daß er von Reisigen ergriffen, vor den König geführt wird und Abrechnung legen soll über eine Schuld von zehntausend Pfund. Nun sucht er Beistand. Alle seine Freunde weisen ihn ab. Die drei Hauptfreunde benehmen sich verschieden. Die beiden ersten, liebsten, weisen ihn womöglich noch schroffer ab als alle andern, an die er gedacht hat, nur der dritte, auf den er gar keinen Wert gelegt hat, ist in der bescheidensten, rührendsten, menschlich schönsten Weise bereit, mit ihm zu gehen. Was soll diese Geschichte bedeuten? Der erste Freund ist der Überfluß des Reichtums, der andere die Liebe zum Gewinn, wodurch der Mensch seine Seele in Gefahr bringt. Der dritte Freund, den wir flohen und verabscheuten, das sind die guten Werke, Hoffnung, Barmherzigkeit, Glaube und die übrigen Tugenden, die dem Menschen vorangehen, den Herrn anflehn für uns und uns vor den Häschern der Verdammnis retten.

Hier liegt schon ein Ansatz zur Deutung vor, und darauf kommt es an. Diese buddhistischen Parabeln, die im Orient an verschiedensten Orten auftauchen, von den jüdischen Rabbinern verbreitet, und uns an wichtigster Stelle in der Disciplina clericalis des Petrus Alfonsi im zwölften Jahrhundert entgegentreten, haben sich schon mit einem Ansatz zur Deutung niedergeschlagen in der Aufzeichnung eines Mönches, die zwischen 620 und 634 im Kloster S. Saba bei Jerusalem gemacht wurde. Der Mönch Johannes ist der erste, der eines der berühmtesten Werke der Weltliteratur der frühern Zeit initiiert hat: „Barlaam und Josaphat“. Aber seine Fassung ist nicht diejenige, in der sich das Werk durch das Mittelalter verbreitet hat. Johannes von Damascus, der große griechische Geistliche, hat einen Roman aus diesen buddhistischen Parabeln gemacht. Und er deutet diese Parabeln in feiner und anmutiger Weise im geistlichen und christlichen Sinn. Von hier aus gehen

sie ihren Weg durch die gesamte literarische Weltgeschichte. Dabei ist merkwürdig, daß nicht nur diese Parabeln buddhistisch sind, sondern die Einkleidung des ganzen Buches. Josaphat ist ein orientalischer Königssohn, der von seinem Vater eingeschlossen gehalten wird, damit er das Elend der Welt nicht sehe, aber doch hinausgelangt und nun die schrecklichsten Schrecken, die die Menschen verfolgen, Krankheit, Bosheit, Not und Tod, auf allen Wegen sieht. Auf seinen drei Ausfahrten sieht er immer Schlimmeres, verzweifelt an der Welt, erblickt zuletzt einen frommen Einsiedler und beschließt, sich von der Welt abzuwenden und in frommer Betrachtung sein Leben Gott zu heiligen. — Was ist das für eine Geschichte? Es ist die berühmte Lebensbeschreibung Buddhas, Lalitavistâra, die aus dem Sanskrit ins Tibetanische übersetzt worden ist und sich dann im Orient verbreitete. Die Geschichte des Prinzen Josaphat ist der Buddha-Geschichte nachgebildet.

Diese wunderbare orientalische Welt mit ihren Parabeln und didaktischen Märchen, mit dem Lebenslaufe des Buddha, geht nun nach Westen. So entwickeln sich die weitverbreiteten Buddha-Parabeln des Mittelalters, die in allen Ländern Bearbeitung fanden, so im Geistlichen Volksbuch, so bei Rudolf von Ems, so in einem der berühmtesten Erzählungsbücher des vierzehnten Jahrhunderts, den „Gesta Romanorum“. Es ist schwer, irgend ein Land, irgend eine Sprache zu finden, in der diese Dinge nicht erzählt worden sind. Überall ist Derartiges zu treffen. Der Sinn all dieser Erzählungen und Parabeln ist immer derselbe, seitdem die geistliche Deutung vollzogen worden ist, die bei der Erzählung des Johann von Damascus schon greifbar vor uns liegt, während es sich früher um gewöhnliche Lebensregeln der Klugheit handelte. Jetzt heißt es: Tue bei Lebzeiten Gutes, damit du nach dem Tode Gutes empfangest. Das Einzige, was dir im Jenseits vor Gott, dem Richter, helfen kann, sind deine guten Werke. Hier liegt die unterste Wurzel der Dinge, die uns in dem wunderbaren Spiel vom Sterben des reichen Mannes und zuletzt bei Hofmannsthal entgegentreten. Dies ist aber nur die eine Wurzel.

Die zweite Wurzel muß durchaus mit der ersten zusammengehalten werden; denn beide senken sich in die Tiefe der Zeiten und des historischen Empfindens der Menschheit hinunter. Diejenige, von der ich jetzt sprechen will, ist eine ausgesprochen mittelalterliche, die des orientalischen Einflusses entraten kann. Was nun dazukommt, diesen östlichen Stoff zu organisieren und für das Mittelalter in die Sphäre des lebendigsten Erlebens zu erheben — wir müssen uns klar machen, wie wörtlich und buchstäblich diese transzendentalen, bildlichen Symbole genommen wurden —, was für das Mittelalter heranzuziehen ist,

ls Erklärendes für den Gefühls- und Gemütseindruck dieser Dinge, das st der furchtbare Schrecken des Todes, den der mittelalterliche Prediger immer wieder vor seinen Hörern zu entfalten imstande war, den r ihnen im eigentlichsten Sinn an die Wand malte, mit dem er diese ioch derben und robusten Menschen, diese oft so hemmungslosen Knechte hrer Begierden zum Gehorsam gegen Gott und die Kirche brachte.)ieser Schrecken des Todes ist im vierzehnten und fünfzehnten Jahr- undert Hauptthema nicht nur der Predigten, sondern weithin auch der)ichtung. Im hohen Mittelalter liegen die Anfänge all dieser Sterbe- ücher und Sterbekünste, *artes moriendi,* Spiegelbücher, in denen das Ent- etzliche des Todes kraß ausgemalt und dann die Erlösung gezeigt wird. io z. B. die Qual der Verdammten in Gestalt des reichen Mannes, oder lie Geschichte des reichen Prassers und armen Lazarus. So werden bis ns Barock in wahren Massen von Bildern auf das eindringlichste die Not des Sterbenden und die schreckenden Teufelsfratzen, aber auch die Engel, die an seinem Bette stehen, geschildert. Diese Dinge beginnen im ohen Mittelalter und kommen im vierzehnten und fünfzehnten Jahr- undert auf die Höhe, um im siebzehnten Jahrhundert, wie so vieles Ähn- iche, die moderne Intensivierung durch die Kunst der Gegenreformation u erfahren (z. B. in „Sterben und Erben“ des Herrn de Chertablon, earbeitet von Abraham a S. Clara, Amst. 1702). Dann kommt vor allem ioch eines in Betracht: Das ist das Moment der Totentänze und lie literarische Umgebung, in der diese stehen. Da gerade jetzt neue orschungen (früher von Fehse, Künstle, Dürrwächter u. a., jetzt von tammler) darüber vorliegen, möchte ich das Wesentliche in kurzen Vorten vorführen. — Die Totentänze des Mittelalters sind zunächst wirk- ich Tänze der Toten, nicht des Todes, mit den Menschen, wie wir s uns seit Holbeins Auffassung, der unsre ganze Vorstellung beeinflußt ınd gestaltet hat, denken. Man glaubte im Mittelalter und glaubt teil- veise noch jetzt im Volk, daß in nächtlicher Stunde, um Mitternacht, die oten aus ihren Gräbern steigen und schauerliche Tänze aufführen, zu lenen kein Sterblicher Zutritt hat. Wer zusieht, muß mittanzen, das heißt terben; oder er kommt nur mit schwerster Schädigung davon. Auch die ildlichen Totentänze sind wirklich als Tänze der Toten gedacht. Ihre Heimat ist Frankreich. Dort sind sie wahrscheinlich schon im dreizehnten ahrhundert vorhanden gewesen, wir haben verschiedene alte Bilder, das lteste aus einer Kirche in der Bretagne (Kermaria), in denen die Vor- tellung abgespiegelt erscheint. Dazu kommen merkwürdige, echt mittel- lterliche Dichtungen, die sogenannten „Vado-mori“-Gedichte. Jeder Ver- reter eines Standes bekommt unter das Bild je ein Distichon, in dem er

das *vado mori* ausspricht, und klagt, daß er die Erde verlassen muß. Diese „Tituli“ waren durch das ganze Mittelalter verbreitet und beliebt bis zum Barock, das in allen diesen Dingen ein Abschluß gewesen zu sein scheint. Von diesen war der älteste lateinische Text der Totentanzbilder angeregt. Hier gibt es nur Strophen der Menschen, die ihr Schicksal beklagen und um Gnade flehen, die Toten selbst sprechen nicht zu den Lebenden. Aber es kommt eine literarische Einwirkung dazu, die tief in das Lebensgefühl des Mittelalters und der Renaissance führt: die Legende von den drei Toten und den drei Lebenden, die so oft in der bildenden Kunst dargestellt worden ist. Hier handelt es sich ebenfalls um eine buddhistische, also aus dem Osten stammende, Legende, ebenfalls in Frankreich zuerst, im dreizehnten Jahrhundert, gestaltet:

Drei Königssöhne kommen auf der Jagd an einen Ort mit drei offenen Särgen, in denen drei Leichen liegen, in den verschiedensten Stadien der Verwesung. Ein Einsiedler sagt ihnen: Das sind eure Väter. Die drei Toten sprechen: „Telz comme vous un temps nous fumes, Telz serez vous comme nous sommes.“ Der Spruch ist uraltes Weltgut. Auch unser Freidank kennt diesen Vers, und die italienischen Gesänge, mit denen zur Zeit des Savonarola der Florentiner Karneval geschlossen wurde: da wurde ein Wagen mit der Statue des Todes herumgeführt und das alte Bußlied gesungen:

Fummo già come voi siete,
Voi sarete come noi;
Morti siam, come vedete,
Così morti vedrem voi,
E di là non giove poi,
Dopo il mal far penitenza.

Es ist die Erzählung, die in so erschütternder Weise dargestellt ist auf dem berühmten Fresco im Campo Santo in Pisa, das jetzt der Schule des Lorenzetti zugeschrieben wird. Da *sprechen* die Toten zu den Lebenden. Dies ist entscheidend gewesen für die Ausbildung der Totentanzvorstellungen. Dieses Moment verschmilzt um so mehr mit den Totentänzen, als man sich gewöhnt hatte, die Toten stehend darzustellen, zuerst mit den Särgen, dann ohne diese. Da sahen sie aus wie Lebende, konnten den Menschen anreden, und es lag der Gedanke nahe, sie mit den Menschen tanzen zu lassen. Eine andere Darstellung zeigt diesen Verschmelzungsprozeß besonders deutlich, in der Kirche de' Disciplini zu Clusone bei Bergamo: oben drei Tote, schon zum Skelett geworden, darum herum die

ntsetzten Menschen, und unten, feierlich vorbei schreitend, ein Totenanz, der natürlich ein langsamer Reigen ist, nach mittelalterlicher Aufassung, nicht wilder Tanz und Sprung, wie wir ihn uns vorstellen und vie er später dargestellt wurde. Hier findet sich beides: der Tod, und war in dreifacher Gestalt, eigentlich drei Tote, die dastehn, jähen schrecken verbreitend, und unten der Reigen von Toten und Lebendigen vie bisher. „Die drei Lebenden sind in den Hintergrund getreten, aus len drei Toten ist der Kaiser Tod (mit Krone und Purpur), mit zwei skeletten als Trabanten, geworden." Ein wahrhafter triumphus mortis!

Diese Dinge sind auch in der Literatur üblich, zum Teil in rassen Darstellungen. Z. B. der tote Vater redet den Sohn an und ribt ihm den Rat, sein Leben anders zu gestalten als er — bei Heinich von Melk, dem österreichischen Satiriker, findet sich das rschütternd gestaltet. Daraus entstanden dann erst lateinische, sodann leutsche Gedichte. Ein ganz einfacher Totentanz in Worten entsteht. Daneben ein zweites Gedicht, in dem nicht mehr der Tote, sondern der Tod len Menschen zum Tanz auffordert. Dies ist entscheidend: der Tote vird zum Tod. Für diesen psychologisch sehr naheliegenden Übergang gibt es unzählige Beispiele. In einer Wiener Handschrift, dann etzt bei Werfel, der einen Toten auf dem Weltkriegsschlachtfeld sich rheben läßt, der unversehens den Tod darstellt, oder auf dem ersten Blatt des Rethelschen Totentanzes, wo ein Toter, der Tod, aus dem Grabe steigt. Später handelt es sich immer mehr nur um den Tod. Der Text stammt aus der Sphäre der mittelalterlichen „Conflictus", ein Streit zwischen (ewigem) Tod und (ewigem) Leben. Das Thema klingt noch bei Hofmannsthal durch: es ist ein Streit, der für „Jedermann" gilt. Streit st ja eines der ältesten Literaturthemen, z. B. Streit vor Gericht.

Nun fehlt noch das letzte: Woher kommt der Tod als Vortänzer und Reihenführer? Der den Menschen abholt und ihm voranschreitet, höhnend, aber auch bisweilen freundlich —?

Diese Vorstellung stammt aus dem Kreis der Vorstellungen von der Hochzeit der minnenden Seele mit Christus, aus dem mystischen Kreis der Vorstellungen des Hohen Liedes. Statt Christus und der Jungfrau (z. B. bei Konrad von Würzburg), die Reihenführer der Seelen ins Paradies sind, tritt auch der Tod auf. Für den frommen Menschen kann der Tod nur das Moment des Eingehens in die seligen Freuden sein. Die nun kann sich der mittelalterliche, bildhaft denkende Mensch nicht anders vorstellen denn als Gesang und Tanz, *saltatio*, Saitenspiel und Reigentanz. So tanzen Christus und die Jungfrau und der Tod der Seele des frommen Sterbenden und dann der Seele überhaupt voraus.

Auf diese Weise entwickelt sich die Vorstellung vom Totentanz, genauer, vom Tanz des Todes. Die klassische Form hat Holbein gefunden, der diese Dinge einzelpersönlich gestaltet, statt in dem großen Zug der Toten. Einzelne soziale Typen, gemäß der ständischen Auffassung des Mittelalters, werden herausgegriffen, aber nun im Anschluß an die vorhandenen Blockbücher, auf Einzelblättern, individualistisch behandelt, echt renaissancemäßig. Dabei treten noch manchmal zwei Tode auf, in unbewußter Erinnerung, daß es die Toten, nicht der Tod, waren, die den Reigen aufführten. Und das letzte Blatt der eigentlichen Serie, „Gebein aller Menschen", knüpft ganz offensichtlich noch einmal an die ursprüngliche Tradition.

Diese Vorstellungen, die zusammenhängen mit der Legende von den drei Toten und drei Lebenden, wirkten nun auf die angstvolle Frage ein: Was geschieht mit mir, wenn ich die Erde verlassen muß? Die Form, unter der man sich diese Dinge vorstellte, war die des Reigens und Tanzes. Wer geht mit, könnte mitgehn? Von wem wünschen wir, daß er mitginge? Das sind Assoziationen, die sich leicht anknüpfen. Solche Vorstellungen, die sich an Gemälde anschließen, haben in Versen Ausdruck gefunden, die darüber- oder drunterstehen.

Diese „Gemäldepoesien" kommen nun in das mittelalterliche geistliche Schauspiel; besonders in Frankreich, wo die religiöse Erregung sehr tiefgehend war, dann aber auch in Deutschland. Die klassische Zeit dafür war das fünfzehnte Jahrhundert. Aus dieser Zeit stammen auch die bekanntesten Totentänze, die zwei in Basel von etwa 1470, der Lübecker Totentanz, der über die Niederlande gekommen ist, und der Totentanz in Berlin, in der Marienkirche, derselben Herkunft. In den geistlichen Stücken wird die Sache dargestellt, derart, daß Menschen in Todesnot vorgeführt werden, echt mittelalterlich natürlich verschiedene Typen, und ihr Benehmen verschieden charakterisiert wird. 1510 wurde ein solches Stück in München aufgeführt: ein trotziger Jüngling wird vom Tod „erschossen" (dies wird oft sehr merkwürdig dargestellt: der Tod mit einem Pfeil, der aber nicht geschossen, sondern geschleudert oder gestoßen wird, zahlreiche Beispiele) und von Gott verdammt. Ein anderer überwindet die letzten Versuchungen, während ein Unbußfertiger in die Hölle geschleppt wird. Diese Darstellungen sind sehr zahlreich, besonders in den französischen Moralitäten im fünfzehnten Jahrhundert. 1439 wurde in Rennes eine Moralität gespielt, „Bien advisé, Mal advisé", der Kluge und der Unkluge, der Wohlberatene und der Schlechtberatene. Eine ausgesponnene Allegorie. Aber diese Allegorien waren für den mittelalterlichen Menschen buchstäbliche Wahrheit. Wir

ermögen uns in diese Welt noch hineinzudenken, wenn die poetische raft und Eindringlichkeit so groß ist, wie in diesem Stück. Bien advisé endet sich zur Raison. Raison kann nicht helfen, sie leitet ihn weiter ı den Tugenden. Eine Tugend nimmt ihn aus den Händen der andern, nd er kommt schließlich zu Bonnefin. Umgekehrt Mal advisé kommt on Laster zu Laster, zu Malefin. Es handelt sich um eine Darstellung es Heilsweges in sinnvollster Form, die an Dante erinnert, aber auch n die mystische Treppe, in der Kunst noch im neunzehnten Jahrhundert, ei Burne Jones. In der Ausführung sehen wir den Einfluß der scholastichen Theorie, berühmter Partien des Thomas von Aquino. Aber schon or 1250 zeigte ein mystischer Traktat, Filia Syon, den Weg der innenden Seele zu Christus. — Derartiger Moralitäten gab es eine roße Zahl. Wir wissen von den Aufführungen, wissen, daß diese inge auch in den Vorstellungskreis des Volkes weithin eingedrungen aren. Es sind fast immer personifizierende Darstellungen der christichen Rechtfertigungslehre. Mit diesen Symbolen, die ändig genährt werden von der Furcht des Menschen vor dem Tode nd der Hoffnung, dem ewigen Tode zu entrinnen, verbinden sich nun ı einer Zeit, wie es deren an Keimkraft in der modernen Geisteseschichte wenige gibt, am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts, jene rsprünglich bloß didaktischen buddhistischen Parabeln. Die Vorstellung om Freund in der Not erscheint jetzt in den typischen Moralitäten vom erbenden Menschen und vom Heilsweg des Sünders dramatisch in eistlicher Ausdeutung: wer ist der Freund, der mit hinübergeht über ie Kluft des Todes? der hilft, wenn alle uns verlassen? Diese beiden roßen Bestandteile, die teils aus dem alten Orient, teils aus dem frühen Aittelalter und alten Christentum stammen, wirken das Gebilde, wie es n Jedermann und in seinen dramatischen Vorläufern im echzehnten Jahrhundert vorliegt. Die erste Verbindung der arlaam-Parabel mit den Moralitäten vom sterbenden Menschen und Ieilsweg des Sünders ist nach einleuchtenden modernen Forschungen Logeman) eine niederländische Fassung, der lang gesuchte Elckerlyck“, d. h. auch „Jedermann“, ein Stück, das, etwa 1477 eschrieben, zwischen 1529 und 1536 in Antwerpen aufgeführt wurde nd dessen Verfasser Pieter Dorland van Diest (1454—1507) t: die erste wirklich dramatische Verbindung der beiden geistigen Ströme, ei der die Allegorien zurücktreten oder doch mit stark anschaulichem oetischen Leben erfüllt werden. Von ihm abhängig, eine Übersetzung, t die schönste Gestaltung des Stoffes vor Hofmannsthal: der „Everyıan“, ein echtes, rechtes *moral play*, zur Zeit Eduards IV. († 1483)

entstanden als Werk eines katholischen Geistlichen. Der katholisch
Standpunkt wird stark betont.

Jetzt treten wir in eine Welt, die nicht mehr e i n e Antwort auf die große Frage hat, wie die Jahrhunderte vorher, jetzt treten zwei Reihen von Gläubigen, katholische und evangelische, auf: so sehen wir das uralte Thema im sechzehnten Jahrhundert in d o p p e l t e r Weise gestaltet, mit evangelischer und katholischer Tendenz, genau so wie andre große Problemkomplexe — denn was ist ein literarischer Stoff anderes als die erste Rohform, in der ein großer Problemkomplex Ausdruck findet. Das sechzehnte Jahrhundert ist das Jahrhundert unsrer eindringlichsten seelischen Problematik, nicht unsrer großen Kunst, ist das Jahrhundert der nun mit neuerem Gehalt erfüllten großen Weltanschauungssymbole, wie des neu aufgefaßten v e r l o r e n e n S o h n e s, der entweder durch Glauben oder Werke selig wird, oder des mittelalterlichen Ideales des m i l e s c h r i s t i a n u s, das auch nach beiden Seiten gewendet werden kann, als Ritter, der auf Glauben oder auf Werke vertrauend durch die Welt reitet, trotz Tod und Teufel, die ihn bedräuen. Ebenso die andern großen Stoffe. Das sechzehnte Jahrhundert ist das Jahrhundert unsrer größten K r a f t - u n d L e b e n s f ü l l e, die aber vorerst nur selten durch feine Kunst gebändigt werden; zu frühest von der lateinischen Dichtung.

Knowlege und Good dedes folgen bei dem katholischen Engländer mit über das Grab, Wissen und Werke, nicht etwa der Glaube. Der Everyman erlangte große Berühmtheit, weil in diesem streitenden, und mit Inbrunst streitenden neuchristlichen Jahrhundert ein Stoff wie der vom sterbenden Menschen und Heilsweg des Sünders geradezu der gegebene war, um die verschiedenen Ansichten, die entgegengesetzten Überzeugungen des Glaubens eindringlich darzustellen. Es ist nicht wunderbar, daß diese Stücke so oft übersetzt worden sind und in dramatischer Gestalt durch alle Länder gingen. Es sind Weltstoffe und Weltprobleme, zu weltgültigen Symbolen geformt.

Der Elckerlyck des Petrus van Diest wurde von einem Maastrichter Priester, Sterk, der sich I s c h y r i u s nannte, ins Lateinische übersetzt, unter dem Namen „H o m u l u s", 1536. „Homulus" und „Jedermann" sind gleichbedeutend. „Homulus" steht auf katholischem Standpunkt, wendet sich aber gegen Rom („Roma caput mundi scelerisque" — dieser Ausspruch wurde später unterdrückt). Moses tritt als Vertreter des Gesetzes auf, die Erlösung erfolgt durch einen frommen Waldbruder (an den bei Hofmannsthal noch der Mönch erinnert).

Eine andre Bearbeitung hatte größten Erfolg, die des G e o r g

anckvelt, Rektors von Utrecht, der sich Macropedius nannte. 'on ihm stammt das Drama „Hecastus“, 1538 von seinen Schülern ufgeführt. Er kam bei seinen katholischen Glaubensgenossen in den 'erdacht der Ketzerei, weil er die Fides auftreten läßt, die neben Virtus inüberhilft. Fides ist bei ihm die eigentliche Retterin. Macropedius ıußte sich noch zwölf Jahre später gegen jenen Verdacht verteidigen.)iese Bearbeitung und viele andre wurden 1539 zusammengefaßt von inem kölnischen Buchdrucker und vor dem Druck mit Erfolg aufgeführt, aspar von Gennep, ebenfalls unter dem Titel „Homulus“. uch dieser steht auf katholischer Seite. Er hat eine gute neue Idee, ıdem er den rückfälligen Sünder zeigt, der doch schließlich durch die 'ugend und die guten Werke gerettet wird. Dieses Werk, im Dialekt eschrieben, ist ein Mosaik aus allen früheren; und hier findet sich wie ei Hofmannsthal viel realistische Ausmalung der Einzelzüge. Das echzehnte Jahrhundert, das Jahrhundert der großen Problematik und ırer Symbole, ist gleichzeitig auch das Jahrhundert der größten Behagichkeit in der Ausmalung des täglichen Lebens. Es ist unser kunstewerblichstes Jahrhundert, auch literarisch genommen. In derselben 'eit, in der die größten Glaubenskämpfe sich abspielten, wurde die Behaglichkeit des Hauses in unzähligen Einzelzügen gemalt (Hans Sachs). o erlebte das Stück vom sterbenden Menschen und vom Heilsweg des ünders die gemütlichste Ausführung. Dieses Moment hat stark weiterewirkt.

Wir haben es schon vorher in dem Stücke des Baslers Kolroß (1532): ußerst frisch, mit erbaulichen Partien dazwischen. Die Hauptsache ist lie muntere Beschreibung des Jünglings, der am Ostertag zecht, dafür u Tode getroffen wird. Reue erfaßt ihn, und ein Engel führt ihn ins 'aradies. Dies ist schon nicht mehr todernst aufzufassen, die Ausführung ıat schon einen Stich ins Humoristische.

Noch auffallender ist „Der bekehrte Sünder“ (1539) des Nürnergers Lienhard Culman, der dem Moses, dem Vertreter des Gesetzes, den evangelischen Prediger gegenüberstellt und den Sünder lurch den Glauben retten will. Aber dazu kommt es nicht. Nach der ichilderung des wüsten Lebens des Sünders bereut dieser, wird moralisch ınd leiblich wieder gesund. Das Ganze schließt mit einer fröhlichen Hochzeit. Man sieht, wie niederländisch dies ausgeführt ist. Und dabei st es diesem Nürnberger im Grunde doch sehr ernst: der Lutheraner mpfiehlt die Ehe. Dies ist eben die charakteristische Mischung des echzehnten Jahrhunderts. Später werden Moses und Paulus einander egenübergestellt, Gesetz-Evangelium; die Katholischen haben gewöhnlich

auf der einen Seite Maria und den Waldbruder, auf der andern der Teufel; die Erlösung geschieht gewöhnlich durch Maria. — Nur zwei möchte ich aus der Fülle der am ausführlichsten von J. Bolte zusammengestellten Stücke noch namhaft machen; wir können uns kaum vorstellen, wie in dieser religiös aufgewühlten und tief erregten Zeit solche Fragen in der Luft lagen und jedermann interessierten. So wissen wir, daß 1539 die Genter Rederijker eine Preisaufgabe stellten, welches der größte Trost für den sterbenden Menschen sei. Darauf liefen von den Brabanter Städten neunzehn Stücke ein, alle mit evangelischer Tendenz. Den Preis erhielt Antwerpen. Aber auch anderswo riß die Tradition nicht ab. Zwei Stücke sind besonders interessant.

Das eine ist ein Drama von Hans Sachs, die „Comedi von dem reichen sterbenden Menschen, der Hecastus genant" (1549), frei nach Macropedius, den Glauben etwas stärker betonend als die „Tugend" und durch breite realistische Darstellung ausgezeichnet. Die lebensvollste und merkwürdigste Ausführung aber nach der realistischen Seite hin, mit stark evangelischer Tendenz — die evangelische Seite war aus tiefen Gründen überhaupt mehr zur realistischen Ausführung geneigt als die katholische, die auch in der stilistischen Ausführung mehr gebunden erscheint —, hat ein ostholsteinischer Prediger geleistet: Johann Stricker mit seinem „Düdeschen Schlömer", 1584. Dieser Prediger macht aus dem Thema ein holsteinisches Zeitbild seiner eigenen Tage. Jedermann ist ein holsteinischer Junker nach Art der damaligen Rantzau, Bernstorff und Reventlow, die für Holstein wichtiger waren als der dänische König über dem Wasser. Stricker stellt das Leben seines Junkers in naturgetreuen Zügen dar und leitet daraus die Notwendigkeit einer Bestrafung ab. Dieses Stück, in dem schließlich doch der Schlemmer gerettet wird, dadurch, daß der evangelische Prediger Moses gegenübertritt und der Glaube des Schlemmers über seine Werke triumphiert, ist das lebendigste, das wir aus diesem Stoffkreis haben. — Stricker wurde ob des Stückes auf einsamem Sumpfwege von dem Junker Detlev von Rantzau überfallen, der aber nur seinen Hund traf. Er mußte das Land verlassen und wurde Burgpfarrer in Lübeck als Parteigänger des die Reformation einführenden Bischofs Eberhard von Holle. Stricker faßt seinen Jedermann durchaus von der Seite, von der er den holsteinischen Junker kannte: sein Laster ist das Saufen. Wir sehen ihn gleich auftreten, mit seinem Jungen sprechend, der ihm Wein bringen muß, und mit seiner Frau disputierend. Sie redet ihm zu, das verdammte „Sûpen" stehen zu lassen. Da er aber nicht nachgeben und auf den Abend wieder ein Gastgebot veranstalten will, muß die Frau mit Koch und Magd auf das kargste rechnen, damit nicht alles Geld

abei aufgehe. Zeitgeschichtlich interessant ist die Diskussion der Frau iit Magd und Koch, wo genau geschildert wird, was es abends geben oll. In dieser realistischen Weise wird alles ausgeführt, echt niederdeutsch.

Aber damit ist der Stoff nicht erledigt. Im sechzehnten Jahrhundert at die Gefahr bestanden, daß dieser großartige, hohe Stoff zu einem Kampfobjekt der beiden christlichen Konfessionen werden würde; und die ndere Gefahr, daß er in realistischer Kleinschilderung ertränke. Aber ler Stoff, vielmehr der ganze Ideenkreis, der sich in ihm verkörpert, ist us dieser Gefahr gerettet worden. Ich kann hier den Weg im einzelnen icht verfolgen — zu massenhaft schwellen die Einzelbelege an —; er vürde ins Barock führen. Ich möchte nur darauf hinweisen, daß auch n Österreich zahlreiche Jedermannstücke aufgeführt worden sind, in fast llen Jahrhunderten, einmal bestimmt auch in Wien; daß dann besonders n den Jesuitenstücken in lateinischer Sprache der Stoff seine Würde viedergewinnt, die er im sechzehnten Jahrhundert zu verlieren drohte. Bearbeitungen des siebzehnten Jahrhunderts schließen sich vielfach an lie noch nicht entarteten Behandlungen der frühern Zeit an, an den Hecastus und den Everyman.

An diesen Everyman (= Homulus) hat sich auch Hofmannsthal ıngeschlossen. Es ist sehr interessant zu sehen, wie er sich dabei verhält. Eine Reihe von Motiven hat er herübergenommen: das Gerüst des Ganzen ınd eine Anzahl unersetzlicher symbolischer Züge. Andres ist ganz sein Eigentum, so etwa die Gestalt der liebenden, um den sein Seelenheil uf das Spiel setzenden Sohn besorgten Mutter, und eine Menge feiner Einzelzüge. Man muß das Ganze daraufhin ansehen, was der moderne Dichter an bildhaften und bildhaft-symbolischen Zügen, die so unersetzich und eindringlich sind, übernimmt und was er von Dingen, die der nittelalterliche Mensch ganz kraß und wörtlich genommen hat und vor las Auge geführt wissen wollte, durch innerliche, rein seelische Vorgänge rsetzt. Auch diese Verinnerlichung ist bei Hofmannsthal oft zu spüren, ınd gerade sie scheint mir nicht weniger gelungen als die Übernahme ınd Ausgestaltung der äußern bildhaften Züge. Der reine, so schwer zu bewirkende Zusammenklang von moderner Verinnerlichung bildhafter Züge mit der alten Symbolik gibt einen wesentlichen Reiz des Ganzen.

Gestaltungen aus diesem Stoffkreise müssen im siebzehnten oder ıchtzehnten Jahrhundert in den Osten gelangt sein. So wissen wir von einem russischen Drama des achtzehnten Jahrhunderts, „Der reuige Sünder“ von Dmitrij Rostowskij, und einer Pantomime, 1743 in Tobolsk ıufgeführt, die beide die Rettung des Sünders darstellten.

Die Jedermann-Stoffe werden nicht selten mit den Dramen vom ver-

lorenen oder ungeratenen Sohn kombiniert; hierzu forderte die Ähnlichkeit der ersten Partien bei beiden auf, Ausmalung des weltlich-leichtsinnigen Lebens des Sünders. Oder in den letzten Partien werden Dramen vom reichen Mann und armen Lazarus mit jedermannartigen Zügen ausgestattet, das Sterbebett des unbußfertigen und des reuigen Sünders einander gegenübergestellt, das Ende des gottlosen Tyrannen ähnlich gestaltet, oder das des „faustischen Helden“ Cosmophilus (J. J. Beckh, 1666) oder des gottvergessenen Pariser Doktors Cenodoxus (vom Jesuiten Jac. Bidermann, 1609). Oder aber, die ganze Motivgruppe wird mit dem noch immer lebendigen mittelalterlichen Idealtypus, dem christlichen Ritter, seiner Versuchung oder seinem Tode in Verbindung gebracht. Oder endlich, die höchste und weiteste Möglichkeit innerhalb dieses von den Kräften der Reformation und Gegenreformation neu durchglühten Weltbildes: das Jedermannstück wird, wie bei Hans Sachs in seiner Tragedia von 1558, einbezogen ins Drama vom Jüngsten Gericht. Der Generalfall: Rechtfertigung der ganzen Menschheit, wird so mit der Rechtfertigung des einzelnen Sünders reizvoll und sinnreich verbunden.

Jetzt, seit Hofmannsthal, sehen wir in den verschiedenen Bundesländern das alte Spiel wieder aufleben. Der Hofmannsthalsche Jedermann wurde ins Salzburgische umgeschrieben; es gibt auch selbständige andere, einen steirischen und einen kärntnerischen, der sogar gedruckt worden ist, und diese Gestaltungen sind, wie es scheint, nicht die einzigen in Österreich. In Deutschland geht Derartiges, da das Volksmäßige dort stärker zurückgetreten ist, auf mehr literarischem Wege vor sich. In Totentanzspielen und Ähnlichem, immer mit Reigen verbunden (Haaß-Berkow, Gümbel-Seiling), wird der alte Stoff behandelt und der Menge nahegebracht.

Wir müssen Hofmannsthal vor allem dafür dankbar sein, daß er in seiner Behandlung, wenn er auch das Katholische nicht ganz verleugnet, den Stoff doch endgültig aus der konfessionellen Beengtheit des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts herausgenommen hat. Erinnern Sie sich an die wichtige Stelle, da Jedermann durch den Glauben neu geboren wird, worauf Werke neu erstarkt, und in korrespondierender Ergänzung an den Schluß: die Werke begleiten Jedermann in das Grab, sie gehen nach katholischer Auffassung mit ihm, aber der Glaube spricht die trostvollen Schlußworte; er wird ihm „Beistand und Fürsprech sein“; er steht am Grabe. Dies wird kein reiner Zufall sein. Es ist die Zusammenbiegung der evangelischen und der katholischen Antwort auf die Frage der uralten Parabel, der zuerst der Mönch von Jerusalem, dann der gelehrte Geistliche von Damaskus neuen, geistlichen Sinn unterlegte. Es ist die für unser Kulturzeitalter letzte Antwort, die das Drama geben kann, weil sie

hinausgehoben erscheint über die allzu zersplitterten Antworten der Zeit der Kirchenspaltung. Hofmannsthals Bearbeitung ist die menschlichste und weitherzigste, die wir haben, nicht nur in bezug auf die theologische Fragestellung, sondern in bezug auf die Behandlung des Gesamtmenschlichen, um das es sich hier handelt, das letztlich fern von jeder spezifisch theologischen Behandlung besteht und sein eigenes Leben führt und führen wird, solange es Menschen gibt.

Die hierarchische Auffassung der spätmittelalterlichen Gesellschaft*)

Von J. Huizinga (Leiden)

Als man gegen Ende des 18. Jahrhunderts begann, mittelalterliche Kulturformen als eigene neue Lebenswerte in sich aufzunehmen, mit andern Worten beim Beginn der Romantik, sah man im Mittelalter zunächst das Rittertum. Die Romantik neigte dazu, Mittelalter und Ritterzeit kurzweg zu identifizieren. Sie sah in ihm vor allem nickende Federbüsche. Und so paradox es heutzutage klingt, sie hatte in gewisser Beziehung recht. Uns hat freilich ein gründlicheres Studium gelehrt, daß das Ritterwesen nur ein Teil der Kultur jener Periode ist, daß die politische und gesellschaftliche Entwicklung zum größten Teil außerhalb jener Form vor sich geht. Der Zeitraum echter Feudalität und blühenden Rittertums schließt schon im 13. Jahrhundert ab. Was dann folgt, ist die städtisch-fürstliche Periode des Mittelalters, in welcher die herrschenden Faktoren in Staat und Gesellschaft die Handelsmacht des Bürgertums und die auf ihr beruhende Geldmacht der Fürsten sind. Wir Späteren haben uns, und mit Recht, daran gewöhnt, viel mehr nach Gent und Augsburg zu blicken, viel mehr nach dem aufkommenden Kapitalismus und den neuen Staatsformen als nach dem Adel, dessen Macht hier mehr, dort weniger, überall schon „gebrochen" war. Die Geschichtsforschung selbst ist seit den Tagen der Romantik demokratisiert. Es muß jedoch demjenigen, der gewohnt ist, das spätere Mittelalter in seinem politisch-ökonomischen Aspekt zu sehen, immer wieder auffallen, daß die Quellen selbst, namentlich die er-

*) Aus dem im Drei Masken Verlag, München, zu Ostern d. J. erscheinenden, von T. Jolles-Mönckeberg aus dem Holländischen übersetzten „Herbst des Mittelalters". Die zahlreichen die Darstellung begleitenden Quellenbelege sind hier weggelassen, dagegen die im Anhang des Werkes gebotenen Übersetzungen schwierigerer fremdsprachiger Zitate unter den Strich gesetzt.

zählenden Quellen, dem Adel und seinem Treiben einen viel größeren Platz einräumen, als wie er zu unserer Vorstellung paßt. Das gilt sogar nicht nur vom späteren Mittelalter, sondern auch noch vom 17. Jahrhundert.

Dies liegt darin begründet, daß die adelige Lebensform ihre Herrschaft über die Gesellschaft noch lange behielt, nachdem der Adel als gesellschaftliche Struktur seine vorherrschende Bedeutung verloren hatte. Im Geist des 15. Jahrhunderts nimmt der Adel als gesellschaftliches Element zweifelsohne noch den ersten Platz ein; seine Bedeutung wurde von den Zeitgenossen viel zu hoch, die des Bürgertums viel zu niedrig eingeschätzt. Sie selbst sehen nicht, daß die wirklichen Bewegkräfte der gesellschaftlichen Entwicklung anderswo liegen als im Leben und Treiben eines kriegführenden Adels. Demzufolge liegt, wird man folgern, der Fehler bei den Zeitgenossen selbst und bei der Romantik, die ihrer Auffassung kritiklos folgte, während die moderne Geschichtsforschung die wahren Verhältnisse des spätmittelalterlichen Lebens zutage gefördert hat. Für die Verhältnisse des politischen und wirtschaftlichen Lebens trifft das zu. Für das Verstehen des Kulturlebens jedoch behält der Wahn selbst, in dem die Zeitgenossen lebten, den Wert einer Wahrheit. Selbst wenn die adelige Lebensform nichts anderes als ein Firnis des Lebens gewesen wäre — würde es dennoch zu den Aufgaben der Geschichte gehören, das Leben in dem Glanz jener Lasur zu verstehen.

Aber sie ist viel mehr als nur ein Firnis gewesen. Der Begriff der Gliederung der Gesellschaft in Stände durchdringt im Mittelalter alle theologischen und politischen Betrachtungen bis in ihre Fasern. Er beschränkt sich durchaus nicht auf die anerkannte Dreizahl: Geistlichkeit, Adel und dritter Stand. Der Begriff Stand hat nicht nur einen größern Wert, sondern auch eine weitgehendere Bedeutung. Im allgemeinen wird jede Gruppierung, jede Funktion, jeder Beruf als ein Stand angesehen, so daß neben der Einteilung der Gesellschaft in drei Stände eine in zwölf vorkommen kann. Denn Stand ist Staat, „estat", oder „ordo"; es liegt darin der Gedanke einer von Gott gewollten Entität. Die Worte „estat" und „ordre" schließen im Mittelalter eine große Anzahl menschlicher Gruppierungen in sich ein, die nach unserem Begriff sehr ungleichartig sind: die Stände nach unserer Auffassung, die Berufe, den ehelichen Stand neben dem jungfräulichen, den Stand der Sündigkeit „estat de péchié", die vier „estats de corps et de bouche" am Hof: panetiers, Schenken, Vorschneider und Küchenmeister, die geistlichen Weihen: Priester, Diakon, Subdiakon usw., die Klosterorden, die Ritterorden. Im mittelalterlichen Gedanken wird der Begriff „Stand" oder „Orden" in all diesen Fällen durch das Bewußtsein zusammengehalten, daß jede dieser Gruppen eine göttliche Satzung vertritt, ein Organ im Weltbau ist, ebenso wesentlich und

ebenso hierarchisch-ehrwürdig wie die himmlischen Throne und Mächte der Engelhierarchie.

In dem schönen Bild, das man sich von Staat und Gesellschaft machte, wurde jedem der Stände seine Funktion zugewiesen, nicht seiner erprobten Nützlichkeit, sondern seiner Heiligkeit oder seinem Glanze entsprechend. Man konnte dabei die Entartung der Geistlichkeit, den Verfall der ritterlichen Tugenden bejammern, ohne darum das ideale Bild auch nur im mindesten preiszugeben; die Sünden der Menschen mögen die Verwirklichung des Ideals verhindern, dennoch bleibt es Grundlage und Richtschnur des gesellschaftlichen Denkens. Das mittelalterliche Bild der Gesellschaft ist statisch, nicht dynamisch.

In einem wunderlichen Schein sieht Chastellain, der Hofhistoriograph Philipps des Guten und Karls des Kühnen, dessen reiches Werk auch hier wieder der beste Spiegel des Zeitgedankens ist, die Gesellschaft seiner Tage. Hier haben wir einen Mann, auf den Auen Flanderns geboren, der in den Niederlanden die glänzendste Entfaltung der Bürgermacht vor Augen hatte und der nichtsdestoweniger, geblendet von dem äußerlichen Glanz des burgundischen Prunklebens, Rittermut und Rittertugend als Quelle aller Kraft im Staate betrachtet.

Gott hat das Volk geschaffen, um zu arbeiten, um den Boden zu bestellen, um durch den Handel dauerhaften Lebensunterhalt zu geben, die Geistlichkeit für die Werke des Glaubens, den Adel aber, um die Tugend zu erheben und die Gerechtigkeit zu handhaben, um durch die Taten und Sitten ihrer schönen Personen den andern ein Vorbild zu sein. Die höchste Aufgabe im Staat, die Beschützung der Kirche, die Verbreitung des Glaubens, der Schutz des Volks vor Unterdrückung, die Handhabung des allgemeinen Wohls, Bekämpfung von Gewalt und Tyrannei, Befestigung des Friedens, Chastellain weist sie alle dem Adel zu. Wahrheit, Tapferkeit, Sittlichkeit und Milde sind seine Eigenschaften. Und der Adel Frankreichs, sagt dieser hochtrabende Lobredner, entspricht diesem Idealbild. Man spürt im ganzen Werk Chastellains, daß er auch tatsächlich die Geschehnisse seiner Zeit durch jenes farbige Glas sieht.

Die Unterschätzung des Bürgertums ging daraus hervor, daß der Typus unter welchem man sich den dritten Stand vorstellte, sich noch keineswegs nach der Wirklichkeit korrigiert hatte. Jener Typus war einfach und bündig wie ein Kalenderbild oder bas-relief, das die Arbeiten des Jahres darstellte: der sich abmühende Feldarbeiter, der fleißige Handwerker oder der geschäftige Kaufmann. Die Figur des mächtigen Patriziers, der den Adel selbst von seinem Platze verdrängte, die Tatsache, daß der Adel sich fortwährend mit dem Blut und der Kraft des Bürgertums anfüllte, fand in jenem

lapidaren Typus ebensowenig Platz wie die Gestalt des streitbaren Zunftbruders und sein Freiheitsideal. In dem Begriff des dritten Standes blieben, selbst bis zur französischen Revolution, Bürgertum und Arbeiter ungetrennt: abwechselnd tritt in der Vorstellung die Gestalt des armen Bauern oder des trägen reichen Bürgers in den Vordergrund, aber eine Abgrenzung nach seiner wirklichen, ökonomisch-politischen Funktion bekam jener Begriff dritter Stand nicht. Ein Reformprogramm eines Augustinermönchs aus 1412 kann im Ernst verlangen, daß jeder Nichtadelige in Frankreich zu Hand- oder Feldarbeit gezwungen werden, oder des Landes verwiesen werden solle.

Nur so ist es zu verstehen, daß jemand wie Chastellain, dessen Empfänglichkeit für ethische Illusion seiner politischen Naivität gleichkommt, neben den hohen Eigenschaften des Adels dem dritten Stand nur geringe und sklavische Tugenden zuerkennt: „Pour venir au tiers membre qui fait le royaume entier, c'est l'estat des bonnes villes, des marchans et des gens de labeur, des quels ils ne convient faire si longue exposition que des autres, pour cause que de soy il n'est gaires capable de hautes attributions, parce qu'il est au degré servile."[1]) Seine Tugend ist Demut und Fleiß, Gehorsam ihrem König und Bereitwilligkeit, ihre Herren zufriedenzustellen.

Hat vielleicht auch jene völlige Einsichtslosigkeit für eine kommende Zeit von Bürgerfreiheit und Macht dazu beigetragen, daß Chastellain und Gleichgesinnte, die nur vom Adel Heil erwarteten, die Zeiten düster beurteilten?

Auch die reichen Städter heißen bei Chastellain noch kurzweg „vilains". Er hat nicht die geringste Vorstellung von Bürgerehre. Philipp der Gute hatte die Gewohnheit, seine Macht zu mißbrauchen, um seine „archers", meistens niedere Adlige, oder andere Diener seines Hauses mit reichen Bürgerwitwen oder -Töchtern zu verheiraten. Die Eltern verheirateten ihre Töchter so früh wie möglich, um diesen Werbungen zu entgehen, eine Witwe heiratete deswegen schon zwei Tage nach ihres Mannes Beerdigung wieder. Einst traf der Herzog dabei auf den hartnäckigen Widerstand eines reichen Bierbrauers zu Lille, der seine Tochter nicht zu einer solchen Verbindung hergeben wollte. Der Herzog läßt das Mädchen in sichere Verwahrung nehmen; der gekränkte Vater zieht mit seinem Hab und Gut nach Tournay um, um dort außerhalb des herzoglichen Gebiets zu sein und ungehindert seine Sache vor das Parlament von Paris bringen zu können.

[1]) „Um von dem dritten Gliede zu reden, das das Reich vollständig macht, so ist das der Stand der guten Städte, der Kaufleute und des Arbeitsvolkes, ein Stand, von dem es sich nicht ziemt, eine ebenso lange Darlegung zu geben wie von den anderen, aus dem Grunde, daß er an sich hoher Merkmale kaum fähig ist, weil er dienenden Ranges ist."

Er erntet nur Sorge und Mühe; er wird krank vor Kummer und das Ende der Geschichte, die im höchsten Maße charakteristisch für Philipps impulsiven Charakter ist und ihm nach unseren Begriffen nicht zur Ehre gereicht, ist, daß der Herzog der Mutter, die als Flehende zu ihm kommt, ihre Tochter zurückgibt, aber die Verzeihung nur mit Hohn und Demütigung gewährt. Chastellain, der sich sonst gar nicht fürchtet, seinen Herrn zu tadeln, steht mit seiner Sympathie ganz auf der Seite des Herzogs: für den beleidigten Vater findet er keine andern Worte als „ce rebelle brasseur rustique", „et encore si meschant vilain"[2]).

In seinen „Temple de Bocace", einer hohlen Halle adligen Ruhms und Unglücks, läßt Chastellain den großen Finanzier Jacques Coeur nicht ohne ein Wort der Rechtfertigung zu, während der abscheuliche Gilles de Rais dort trotz seiner entsetzlichen Missetaten wegen seiner hohen Geburt ohne weiteres Einlaß findet. Er hält es für unnötig, die Namen der Bürger zu nennen, die in dem großen Kampf für Gent fielen.

Trotz dieser Geringschätzung des dritten Standes liegt in dem Ritterideal selbst und in der Pflege der Tugenden und der Aufgabe, die dem Adel vorgehalten wurden, ein doppeltes Element einer weniger hochmütig aristokratischen Volksverachtung. Neben dem Spott über die Bauern, voll Haß und Verachtung, so wie dieser aus dem flämischen „Kerelslied" und den „Proverbes del vilain" herausklingt, läuft im Mittelalter eine entgegengesetzte Strömung von Mitleid mit dem armen Volk her, das es so schlimm hat.

„Si fault de faim perir les innocens
Dont les grans loups font chacun jour ventrée,
Qui amassent a milliers et a cens
Les faulx tresors; c'est le grain, c'est la blée,
Le sang, les os qui ont la terre arée
Des povres gens, dont leur esperit crie
Vengence à Dieu, vé à la seignourie . . ."[3]).

Es sind immer dieselben Klagetöne: das arme Volk, heimgesucht durch die Kriege, ausgesogen durch die Beamten, lebt in Mangel und Elend; jedweder zehrt vom Bauer. Sie leiden geduldig: „le prince n'en sçait riens", und wenn sie manchmal murren und die Obrigkeit schmähen, „Povres

[2]) „Dieser rebellische, bäuerische Brauer"; „und dabei ein so verächtlicher Tölpel."

[3]) „So müssen die Unschuldigen vor Hunger umkommen,
Mit denen sich die großen Wölfe tagtäglich den Bauch vollschlagen,
Alswelche zu Hunderten und zu Tausenden
Die falschen Schätze anhäufen: nämlich das Korn und das Getreide,
Das Blut und die Knochen, womit die armen Leute
Ihr Feld pflügen — worüber ihr Geist
Nach Rache schreit zu Gott, und weh! zur Herrschaft."

brebis, povre fol peuple“, so wird sie der Herr mit einem Wort wieder zur Ruhe und zur Vernunft bringen. In Frankreich drängt sich unter dem Eindruck der jämmerlichen Verwüstung und Unsicherheit, der der hundertjährige Krieg allmählich das ganze Land auslieferte, ein Zug der Klage besonders in den Vordergrund: der Bauer geplündert, gebrandschatzt und mißhandelt von den eigenen und feindlichen Kriegsbanden, seiner Pflugtiere beraubt, von Haus und Hof verjagt. In dieser Form nimmt die Klage kein Ende. Man vernimmt sie von den großen reformgesinnten Geistlichen um 1400: Nikolaus von Clemanges in seinem „Liber de lapsu et reparatione justitiae“, von Gerson in seiner mutigen und ergreifenden politischen Predigt, die er für die Regenten und den Hof über das Thema „Vivat rex“, am 7. November 1405 im Palast der Königin zu Paris abhielt. „Le pauvre homme n'aura pain à manger, sinon par advanture aucun peu de seigle ou d'orge; sa pauvre femme gerra, et auront quatre au six petits enfans au fouyer, ou au four, qui par advanture sera chauld; demanderont du pain, crieront à la rage de faim. La pauvre mère si n'aura que bouter es dens que un peu de pain ou il y ait du sel. Or, devroit bien suffire cette misère: — viendront ces paillars que chergeront tout . . . tout sera prins, et happé; et querez qui paye“ [4]). Jean Jouvenel, Bischof von Beauvais, hält in bitteren Klagen das Elend des Volkes den Ständen zu Blois 1433, zu Orleans 1439 vor. Zusammen mit den Klagen der andern Stände über ihre Schwierigkeiten, in der Form eines Streitgesprächs, findet man das Thema des Volkselends wieder in Alain Chartiers „Quadriloge invectif“ und in Robert Gaguins davon inspiriertem „Debat du laboureur, du prestre et du gendarme“. Die Chronisten können nicht umhin, immer wieder darauf zurückzukommen; ihr Stoff brachte es mit sich. Molinet dichtet eine „Resource du petit peuple“, der ernsthafte Meschinot wiederholt die Warnungen vor der Verwahrlosung des Volkes wieder und wieder:

„O Dieu, voyez du commun l'indigence,
Pourvoyez-y à toute diligence;
Las! par faim, froid, paour et misere tremble.
S'il a peché ou commis négligence
Encontre vous, il demande indulgence.
N'est-ce pitié des biens que l'on lui emble?

[4]) „Der Arme hat kein Brot zu essen außer vielleicht ein wenig Roggen oder Gerste; sein armes Weib liegt im Wochenbett, und sie haben vier bis sechs Kinder am Herd oder im Backofen, der vielleicht warm ist; diese fordern Brot, schreien in der Wut des Hungers. Die arme Mutter aber hat nichts, das sie ihnen zwischen die Zähne stopfen könnte als ein wenig Brot mit Salz. Wohl sollte solches Elend genügen: — da kommen diese Lumpenkerle, die alles aufladen ... alles wird gepackt und weggeschnappt — und sucht den, der dafür zahlt!“

Il n'a plus bled pour porter au molin,
On lui oste draps de laine et de lin,
L'eaue, sans plus, lui demeure pour boire"[5]).

In einem Beschwerdeheft, das dem König bei Gelegenheit der Ständeversammlung zu Tours 1484 überreicht wurde, nimmt die Klage sogar den Charakter einer politischen Abhandlung an. Doch bleibt es bei einem vollkommen stereotypen und negativen Mitleid, nichts von einem Programm. Es steckt noch nichts von einer wohlüberlegten sozialen Reformidee darin, und so wird dasselbe Thema weiter gesungen von La Bruyère, von Fénélon, bis tief in das 18. Jahrhundert hinein, denn noch die Klagen des älteren Mirabeau „l'ami des hommes" lauten wenig anders, wenn auch aus ihnen schon der Ton des kommenden Widerstands herausklingt.

Es war zu erwarten, daß die Verherrlicher des spätmittelalterlichen Ritterideals in diese Mitleidsbezeugungen mit dem Volke einstimmten; die Anwendung der Ritterpflicht, die Schwachen zu beschützen, forderte das. Ebenso dem Wesen des Ritterideals entsprechend und ebenso stereotyp und theoretisch ist auch die Idee, daß der wahre Adel nur auf der Tugend beruht, und daß im Grunde alle Menschen gleich sind. Diese beiden Gefühle werden wohl gelegentlich in ihrer kulturhistorischen Bedeutung überschätzt. Man betrachtet die Anerkennung des wahren Herzensadels wie einen Triumph der Renaissance und weist darauf hin, daß Poggio diesen Gedanken in seinem „De nobilitate" ausspricht. Man hört gewöhnlich jenen alten Egalitarismus in dem revolutionären Ton von John Ball's „When Adam delved and Eve span, where was then the gentleman?"[6]) Und man stellt sich vor, daß der Adel bei diesem Text zitterte.

Beide Gedanken waren schon lange Gemeinplätze in der höfischen Literatur selbst, ebenso wie sie es in den Salons des ancien régime waren. Die Idee des wahren Herzensadels entstammte der Verherrlichung der höfischen Liebe in der Poesie der Troubadours. Es bleibt eine sittliche Betrachtung ohne sozialaktive Wirkung.

---

[5]) „O Gott, schau an des gemeinen Volkes Dürftigkeit,
Schaff' Abhilf' in höchster Schnelligkeit;
Ach! Es zittert vor Hunger, Kälte, Furcht und Elend.
Hat es gesündigt oder eine Nachlässigkeit
Gegen dich begangen, so erbittet es Nachsichtigkeit.
Ist es nicht ein Jammer um das Gut, das man ihm fortnimmt?
Es hat kein Getreide mehr, um es zur Mühle zu tragen,
Man zieht ihm Tücher aus Wolle oder Linnen fort,
Wasser, sonst nichts, bleibt ihm zum Trinken."

[6]) „Als Adam grub und Eva spann,
Wo war damals der Edelmann?"

„Dont vient a tous souveraine noblesce?
Du gentil cuer, paré de nobles mours.
...Nulz n'est villains se du cuer ne lui muet"[7]).

Der Gleichheitsgedanke war schon von den Kirchenvätern aus Cicero und Seneca entnommen. Gregor der Große hatte dem kommenden Mittelalter schon das „Omnes namque homines natura aequales sumus" mitgegeben. Es war in den verschiedensten Farben und Betonungen wiederholt worden, ohne die wirkliche Ungleichheit zu vermindern. Denn für den mittelalterlichen Menschen lag der Kernpunkt des Gedankens in der baldigen Gleichheit im Tode, nicht in einer hoffnungslos fernen Gleichheit im Leben. Bei Eustache Deschamps finden wir ihn in deutlicher Verbindung mit der Totentanzvorstellung, die dem späten Mittelalter ein Trost für das Unrecht der Welt sein mußte. Es ist Adam selbst, der seine Nachkommenschaft so anspricht:

„Enfans, enfans, de moy, Adam, venuz,
Qui après Dieu suis peres premerain (erste)
Crée de lui, tous estes descenduz
Naturelment de ma coste et d'Evain;
Vo mere fut. Comment est l'un villain
Et l'autre prant le nom de gentillesce
De vous, freres? dont vient tele noblesce?
Je ne le sçay, se ce n'est des vertus,
Et les villains de tout vice qui blesce;
Vous estes tous d'une pel revestus.
Quant Dieu me fist de la boe ou je fus,
Homme mortel, faible, pesant et vain,
Eve de moy, il nous crea tous nuz,
Mais l'esperit nous inspira a plain
Perpetuel, puis eusmes soif et faim,
Labour, dolour, et enfans en tristesce;
Pour noz pechiez enfantent a destresce
Toutes femmes; vilment estes conçuz.
Dont vient ce nom: villain, qui les cuers blesce?
Vous estes tous d'une pel revestuz.

Les roys puissans, les contes et les dus,
Li gouverneur du peuple et souverain,
Quant ilz naissent, de quoi sont ilz vestuz?
D'une orde pel.

[7]) „Woher kommt allen der hohe Adel? —
Aus dem adligen Herzen, geschmückt mit edlen Sitten.
...Keiner ist bäuerisch, wenn das Bäuerische ihm nicht aus dem Innern kommt."

...Prince, pensez, sanz avoir en desdain
Les povres gens, que la mort tient le frain"[8]).

In Übereinstimmung mit diesen Gedanken zeichnen leidenschaftliche Verehrer des Ritterideals manchmal absichtlich die Taten bäuerischer Helden auf, um den Adel darauf hinzuweisen, „daß zuweilen diejenigen, die sie für Bauern halten, von der größten Tapferkeit beseelt sind".

Denn dies ist der Grund all dieser Gedanken: der Adel ist dazu berufen, durch die Erfüllung des Ritterideals die Welt zu stützen und zu säubern. Das rechte Leben und die rechte Tugend des Adels sind das Heilmittel für schlechte Zeiten: das Wohlsein und die Ruhe von Kirche und Königreich, die Kraft der Gerechtigkeit hängt davon ab. Der Krieg ist mit Kain und Abel in die Welt gekommen und seitdem unter Gute und Böse verzweigt. Ihn anzufangen ist nicht gut. Deshalb ist der sehr edle und sehr ausgezeichnete Stand der Ritterschaft eingesetzt, um das Volk, das gewöhnlich am meisten durch den Jammer des Krieges heimgesucht wird, zu schützen, zu verteidigen und ihm seine Ruhe zu erhalten. Zwei Sachen, so lautet es in dem Leben eines der reinsten Vertreter des spätmittelalterlichen Ritterideals, Boucicaut, sind durch Gottes Willen in die Welt gesetzt wie zwei Pfeiler,

---

[8]) „Ihr Kinder, ihr Kinder, aus mir, Adam, entsprungen,
Der ich nach Gott der erste Vater bin,
Von ihm erschaffen: Ihr alle seid entsprossen
Auf natürliche Weise aus meiner Rippe und aus Eva;
Sie war eure Mutter. Wie wäre von euch der eine ein Bauer,
Und der andere nimmt den Adelstitel an,
Ihr Brüder? Woher kommt ein solcher Adel? —
Ich weiß es nicht — es wäre denn: von den Tugenden,
Und die Bauern (kommen) von jeglichem Laster, das Ärgernis gibt;
Ihr seid ja alle mit einer Haut umkleidet.

Als Gott mich schuf aus dem Schmutz, darin ich war,
Als einen sterblichen, schwachen, schwerfälligen und nichtsnutzigen Menschen,
Und Eva aus mir — da schuf er uns ganz nackt;
Doch den unvergänglichen Geist flößte er uns
In Fülle ein; dann wurde uns Hunger und Durst,
Arbeit und Schmerz, und Kinder in Traurigkeit;
Um unserer Sünden willen gebären in Ängsten
Alle Weiber; auf gemeine Weise werdet ihr gezeugt.
Woher kommt dieser Name „Bauer", der die Herzen kränkt?
Ihr seid ja alle mit einer Haut umkleidet.

Die mächtigen Könige, die Grafen und die Herzöge,
Die Leiter des Volkes und die Souveräne —
Womit sind sie bei ihrer Geburt bekleidet? —
Mit einer schmutzigen Haut.
Fürst, bedenket, ohne die armen Leute
Zu mißachten, daß der Tod die Zügel hält."

um die Ordnung der göttlichen und menschlichen Gesetze zu stützen; ohn
sie würde die Welt nur Verwirrung sein; diese zwei Pfeiler sind Ritter
schaft und Wissenschaft, „chevalerie et science, qui moult bien conviennen
ensemble“ [9]). Science, Foy et Chevalerie sind die drei Lilien von „Le Chape
des fleurs de lis“ von Philippe de Vitri; sie vertreten die drei Stände; di
Ritterschaft ist berufen, die beiden andern zu schützen und zu beschirmen
Die Gleichwertigkeit von Ritterschaft und Wissenschaft, die sich auch in de
Neigung, dem Doktortitel dieselben Rechte wie dem Rittertitel zuzuerkennen
bekundet, zeugt von dem hohen ethischen Gehalt des Ritterideals. Es gil
die Verehrung eines höheren Wollens und Wagens neben der eines höhere
Wissens und Könnens; man hat das Bedürfnis, den Menschen in eine
höheren Potenz zu sehen, und will dies in der festen Form zweier, unter
einander gleichwertiger, Weihen zu höherer Lebensaufgabe zum Ausdruc
bringen. Von diesen zweien aber hatte das Ritterideal eine viel allgemeiner
und stärkere Wirkung, weil sich in ihm mit dem ethischen so viele ästhetisch
Elemente, die jedem Geist verständlich waren, vereinigten.

Die Erforschung der Nibelungensage

Von Eugen Zeisel (Brünn)

Am 29. Juni 1755 hatte ein junger Mediziner, Obereit, bei einem
Besuche des Schlosses Hohenems in Vorarlberg die jetzt mit C
bezeichnete Handschrift des Nibelungenliedes entdeckt. Einst ein viel-
gerühmtes und mit preisenden Worten von Wolfram von Eschenbach und
Spervogel bedachtes Denkmal des deutschen Volkes, war es durch viele
Jahrhunderte vergessen gewesen und nahe daran, vom Staub der Biblio-
thek begraben zu werden, als es an das helle Licht des Tages gebracht
wurde. Wer sich von da an mit den Schätzen der Literatur beschäftigte,
ging an dem bedeutsamen Funde nicht achtlos vorbei, und die Zahl der
Männer, welche sich der Erforschung oder Würdigung dieses Denkmales
zuwandten, ist groß. Auf Goethe wirkte das Gedicht „grundheidnisch“.
A. W. Schlegel fand es „christlich“, H. Heine sagte: „In ihm ist eine
Sprache von Stein und die Verse sind gereimte Quadern ... Kein Turm
ist so hoch und kein Stein so hart wie der grimmige Hagen und die
rachgierige Kriemhilde.“ Friedrich dem Großen erschien es allerdings

[9]) „Ritterschaft und Wissenschaft, die sehr gut zueinander passen.“

keinen „Schuß Pulver wert“. Im Jahre 1826 gab Karl Lachmann seine erste kritische Ausgabe heraus und damit beginnt eine nicht minder regsame Epoche. Man kann sie als ein Ehrenmal der deutschen Wissenschaft bezeichnen. Eine Sisyphusarbeit! Denn immer wieder, seit Lachmann über Karl Müllenhof, A. Holtzmann, Fr. Zarncke, H. Paul, Gustav Röthe und den neueren Forschern G. Holz, Andreas Heusler bis zu den neuesten Hermann von Fischer, Friedrich Wilhelm, Karl Droege, Jul. R. Dieterich nahm einer dem anderen das Wort aus dem Munde, riß dieser nieder, was jener aufgebaut hatte... Erkenntnisse wurden zu Hypothesen und ernste Forschungen zu Dilettantenäußerungen.

Liedertheorie. — Die Verwirrung begann schon zu der Zeit, als man im Nibelungenlied ein Nationalepos sah. Freilich, wir haben ein solches vor uns, weil es ein Gut der Nation ist, so wie die Ilias, das Rolandslied, die Göttliche Komödie, der Cid, die Lusiaden, Mahabharata. Aber, da es vom Mittel- oder Niederrhein nach dem Norden wanderte und von dort (was kein Forscher leugnet) nach Bayern, hatte es sich verändert und sah wirklich so aus, als bestünde es aus zwanzig Liedern. Wenn sie Lachmann aus dem Epos herauszuschälen begann, so tat er gewiß, was rechtens war. In einer Zeit, da man die Ilias als Werk eines Sammlers erklärte, mußte man auch an das Nibelungenlied in ähnlicher Weise herantreten. Man zweifelte im weiteren Verlaufe der Untersuchungen nicht, daß man einen Romanzenzyklus vor sich hätte, sondern nur daran, ob man ihn in seiner ursprünglichen Gestalt besäße. Hiebei ergaben sich Schwierigkeiten. Man wußte nicht, was eigentlich gewandert war: War es ein Mythus (von einem Lichtheros), war es ein Märchen (von einem auf Brautfahrt befindlichen Königssohne), eine Familiengeschichte (von der historischen Brunichild aus fränkischem Fürstengeschlechte), ein carmen heroicum (von dem großen Eroberer Attila), ein Heldengesang (von dem berühmten Dietrich von Bern)? Dies alles und noch mehr verbirgt sich im Nibelungenlied und so schloß man die Überlegungen mit der Erklärung, das Lied sei eine Schöpfung des „Volksgeistes“, das deutsche Volk hätte daran gearbeitet, ganze Generationen seit dem Jahre 700, wo man seine Ausbildung (infolge der Erwähnung Brunichilds) zuerst als entstanden festlegte. Spielleute hätten dann für die mündlich sich fortpflanzenden und mündlich vorgetragenen Gesänge die Form gefunden: Das Gefäß sei vorhanden gewesen, man habe verschiedenen Inhalt hineingegossen.

Darnach ergab sich die Meinung für die einheitliche, andererseits für die unebene Abfassung des Gedichtes. Die Unwahrscheinlichkeit für beide Fälle ließ man vorläufig bestehen.

Handschriftenforschung. — Im Laufe der Nachfor
schungen erhielt man eine ungefähr in der Anzahl der Buchstabe
des Alphabetes vorhandene Handschriftenmenge. Sie machte die Beweis
für Lachmanns Lieder- und Handschriftentheorie, hauptsächlich durc
W. Braunes Nachweise, hinfällig. Dabei ergaben sich zwei Haupt
gruppen der Handschriften, je nachdem es in ihnen der Nibelung
nôt oder der Nibelunge liet hieß. Der Archetypus dieser Grupp
ist älter (um 1200) als der jener (um 1240) und beide weisen auf ei
verlorenes Original zurück.

Diese Klarstellung wurde für die stoffgeschichtliche Darstellung
bedeutungsvoll. Man verfolgte jetzt nämlich den Weg, den das Nibelungen
lied zurückgelegt hatte und sah sich nachher, wie wir noch hören werden
jenen der Nibelungen Not an. Man nahm als sicher an: Der Stoff de
Originals war nicht aus der Luft gegriffen, nicht allein aus der schöpfe
rischen Phantasie geschöpft worden. So wie die homerischen Gesäng
Ereignisse des trojanischen Krieges widerspiegeln, das Rolandslied di
Erinnerung an Karls des Großen Taten festhält, so liegt auch dem
Nibelungenlied ein geschichtlicher Vorfall zugrunde. Er knüpft das ein
Mal an die Geschicke der Burgunder an, das andere Mal an Ereigniss
im Geschlechte der Merowinger.

Von 413 bis 443 saßen die Burgunder am Oberrhein und wurden
hier einmal durch einen Angriff der Hunnen schwer heimgesucht.
Obgleich Prosper Aquitanus, ein Zeitgenosse dieser Kämpfe, ausdrück-
lich sagt, Aëtius habe den Burgunderkönig Gundicarius besiegt, verstand
man unter diesem Aëtius Attila. Als dieser 453 sein Beilager mit einem
germanischen Mädchen, namens Hildiko, feierte und am Morgen nach
der Brautnacht tot aufgefunden wurde, brachte man den Tod mit Hildiko
in Verbindung: Sie sei die Mörderin gewesen. In die Sage kam sie als
„Grimhild", was ethymologisch richtig ist. Auffallenderweise ist aber
Attila (Etzel) einer der Überlebenden aus dem „männermordenden"
Schlachtgetümmel des zweiten Teiles des Nibelungenliedes!

Für Brunichild nahm man alle wesentlichen Motive aus der Geschichte
der Merowinger. Im Jahre 567 hatte Sigebert, der König von Austrasien
(Ostfranken), Brunichild, die Tochter des in Spanien herrschenden West-
gotenkönigs Athanagild, geheiratet. Ihre reiche Mitgift erregte Aufsehen.
Sie bewog Chilperich, den Bruder Sigeberts und Herrscher über Neu-
strien (Westfranken), seine bisherigen Weiber, unter denen sich auch
Fredegund befand, zu verstoßen und die ebenso reiche Gailswinth, die
Schwester Brunichilds, zu heiraten. Fredegund ließ sie aber bald nach-

ıer erdrosseln, wie diese auch später Brunichild töten ließ, welche immer vieder den Tod ihrer Schwester an Fredegund hatte rächen wollen nebst len ihres Mannes, der bei einer Heerschau in Vitry den Streichen der on Fredegund ausgesandten Mörder erlag.

Mit gewissen Zugeständnissen an Verschiebungen der vorliegenden /erhältnisse ergaben sich die Frauencharaktere von Kriemhild und Brünıild, außerdem die Gleichsetzung Sigeberts mit Siegfried. Diesen ließ nan noch überdies nach der Thidrikssage, welche die größten Ähnlichkeiten mit dem Nibelungenlied aufweist, als Zeitgenossen Dietrichs von 3ern auffassen, sodaß man bei Heranziehung des Walthariliedes für die Erklärung Hagens als Gestalt der Sage alle Züge beisammen hatte, velche notwendig waren, um damit die Grundlagen bewiesen zu haben.

Stufentheorie. — Indem die Forschung Nachdruck darauf legte, ler Nibelungen Not klarzulegen, gelangte sie zu anderen Ergebnissen. Der Ausgangspunkt war die im Gegensatz zu früher gegenteilige Auffassung des Namens der Nibelungen. Sie sind nicht mehr ein nythisches Volk, sind nicht mehr eine Übertragung einer Familienbezeichnung eines im achten Jahrhundert in Franken mächtigen Geschlechtes auf Wormser Könige, sondern sind sie selbst, die sonst auch Gibichungen ıießen und Burgunder. Infolge dieser Feststellung, welche der Nibelungen Not zu einem Burgunderuntergang machte, verschob sich die ganze Anschauungsweise über das Nibelungenlied. Jetzt ist nicht mehr Kriemıilde in ihm die Hauptperson, sondern Brünhilde (für den ersten Teil), lie Burgunden (für den zweiten Teil). Denn im fünften und sechsten Jahrhundert gab es zwei gesonderte, für den Vortrag bestimmte Einzellieder bei den Franken, deren Niederschlag wir nach ihrer Wanderung ıach Norwegen und Island in Eddaliedern vorfinden. Brünhilde nimmt Rache als sich verlorener Ehre bewußtes Weib, da ihr statt des ihr durch lie Freierprobe zuteil gewordenen Mannes, Siegfrieds, der falsche Gatte, Gunther, zugeschoben wurde; der Hunnenkönig Etzel tötet, hortlüstern, lie Burgunder, welche er an seinen Hof geladen hat, wofür sich Grimıilde wieder rächt, indem sie zunächst die mit Etzel gezeugten Kinder ıinschlachten läßt und auch Etzel ermordet.

Auf der zweiten Stufe deckt sich der Inhalt des Brünhildeliedes ıngefähr mit dem der nordischen Thidriksaga: Statt der früheren Freierprobe (Flammenritt) sind die Wettspiele der Anlaß, daß Siegfried sie für Gunther vollbringt und Brünhildens Bettgenosse wird. Die Königinnen streiten um den Anspruch auf den Hochsitz in der Halle. Aber schon ritt Kriemhilde mehr hervor. Sie erhält den Vortritt dann überhaupt in

der gleichen Stufe des Burgundenliedes; denn jetzt ist sie es, die an de
Gästen im Hunnenland Verrat übt, sie ist es, die Rache für Siegfrie
nimmt, sie auch, deren Blutdurst erst Dietrich von Bern (genommen au
„Dietrichs Flucht“) ein Ende setzt. Diese Umstellung hat die Ver
knüpfung der Brünhilden- mit der Burgundensag
zur Folge, die dann in der dritten Stufe zur Ausgestaltung geführt hat
zur Dichtung eines Epos in der Kürnberger Weise, wobei die Zahl de
Helden durch Hildebrand, Ruedeger usw. auf zehn gebracht wurde.

Es war um 1160 in Österreich. Eine bedeutende Neugestaltung, wa
die beiden Hauptstoffe anbelangt: Für die Brünhildensage eine dritt
Stufe, für die Burgundensage eine vierte, da deren vorhergehende Stuf
ein selbständiges österreichisches Burgundenepos war.

Es war ein letzter Schritt zu tun: Er wurde mit der Bearbeitung i
jener Form getan, die wir, wie A. Heusler feststellt, in der St. Gallene
Handschrift (also B) mit Hinzuziehung der Ambraser (also d) lesen
Es ist eine mit planmäßiger Absicht durchgeführte Kunstdichtung, den
der Bearbeiter wollte sich mit seinem Werke neben den Ritterromanen de
westlichen Nachbarn zeigen. Das würde natürlich mannigfache Umände
rungen erklären — zugleich auch mit dem Vorurteil aufgeräumt haben
daß die österreichische Dichtung im allgemeinen eine rückständige geweser
wäre. Ebenso würde die mündliche Überlieferung durch eine zum Leser
bestimmte ersetzt worden sein.

Suche nach dem Verfasser. — Jener letzte Bearbeiter wird
bei allen Nibelungenforschern als sicher existierende Person angenommen
War er Abschreiber, der aus dem Gedächtnisse schrieb oder nach einer
vielleicht mehreren Vorlagen kopierte? Ist er der Schreiber Konrad, der
nach der in lateinischer Sprache abgefaßten, für den Bischof Pilgerim
niedergeschriebenen Nibelungias sein Werk bloß verdeutschte? War er
nicht etwa der Dichter selbst, schaffend mit Anlehnung an historische
Ereignisse, ausnützend seine Lesefrüchte und seine Phantasie spielen
lassend? Ist er mit dem Marner identisch, mit Konrad von Würzburg,
Heinrich von Ofterdingen, Rudolf von Ems? An all diese Personen hat
man gedacht, dann auch an Wolfram von Eschenbach und Walther von
der Vogelweide. Entweder war es ein Passauer oder Wiener, ein Bayer,
ein Österreicher. Die neueste Version zieht nun aber einen Rheinfranken
in Betracht, Sigehart von Schauenburg, Abt von Lorsch.
Er ist der Verfasser der rheinfränkischen Grundhandschrift (um 1150),
welche nach dem Südosten, wahrscheinlich durch Bischof Heinrich (1169
bis 1215), nach Passau kam. Hier wird sie etwa ein Halbjahrhundert

später zur Zeit Bischof Wolfgers oder Bischof Manegolds zu der Fassung umgearbeitet, die uns heute in zahlreichen Handschriften vorliegt, während die Grundhandschrift verlorengegangen ist.

Der Dichter — so muß man ihn nennen — hat sein Werk nach Tiro Prospers Chronik, der Gallischen Chronik und Paulus Diakonus gearbeitet, Erinnerungen an früher Gelesenes verwertet und Zeitereignisse darein verflochten. Die Nibelungen wurden eigenmächtig in Burgunder verwandelt, der römische Feldherr Aetius irrtümlich als Etzel aufgefaßt, Worms aus dem Waltharilied genommen. Was die Örtlichkeiten anbelangt, so wird der Nachweis erbracht, daß sie in der Ebene zwischen Odenwald und Rhein zu suchen sind, an der Weschnitz, mit dem Kloster Hain bei jenem von Lorsch im Mittelpunkte. Darnach ist Mutter Ute eine Uta von Calw, welche das Kloster etwa um 1130 gestiftet hat. Siegfried und Rüdiger sind zwar aus den Heldenliedern genommen, aber neben sie sind Personennamen aus des Dichters Zeit und Umgebung gestellt: Graf Sigehart von Burghausen (ermordet 1104), Markgraf Rüdiger von der Neumark (gefallen 1060 in der Schlacht bei Wieselburg). Letzterer stammt aus dem vor den Babenbergern in der Ostmark vornehmsten Geschlechte der Aribonen, dem auch Bischof Pilgrim von Passau angehörte. Mit Liudeger wird Herzog Lothar von Sachsen, mit Liudegast der junge Dänenkönig Knud Laward identifiziert.

Zwei zeitgeschichtliche Anklänge scheinen für die Forschungen Jul. R. Dieterichs, denen wir in diesem Teile gefolgt sind, von größter Bedeutung zu sein. Es wird nämlich darauf hingewiesen, daß der Burgunder Zug dieselbe Straße vom Rhein und Main zur Donau und donauabwärts genommen habe wie der Brautzug Berthas von Sulzbach zu ihrem nachmaligen Gatten, dem oströmischen Kaiser Manuel, nach Konstantinopel im Frühjahre 1145, *an welcher Brautheimholung der Dichter des Nibelungenliedes höchstwahrscheinlich teilgenommen hat.* 1147 unternahm der Schwager Berthas, Konrad III., im Verein mit Friedrich, dem späteren Barbarossa, seinen Kreuzzug, obgleich er von seinem Bruder Herzog Friedrich vor den treulosen Griechen gewarnt worden. Der Kreuzzug nahm auch tatsächlich einen üblen Ausgang.

Es ist unzweifelhaft, daß, einigt man sich auch nicht gerade auf Sigehart als Dichter des Nibelungenliedes — weil man einem Priester ein doch jedenfalls heldenhaftes Epos nicht zutrauen könne, auch weil es in dieser Beleuchtung viel zu sehr ein Schlüsselroman wäre —, eines feststeht: Es kann nur von einem Manne — Spielmanne? — herrühren, der die Straße vom Rhein zur Donau ins Ungarland gegangen ist. Ob von

Rheinfranken aus, der Wiege der deutschen Dichtung, oder als Österreicher, diese Forderung nach Aufhellung erhielt durch die jüngste, dankbarst empfangene Schrift neuen Nährboden.

Literatur: R. v. Muth, Einleitung in das Nibelungenlied, 1892. — Anzeige für d. Altertum, Bd. 18, 1892. — Emil Kettner, Die österreichische Nibelungendichtung, 1897. — G. Holz, Der Sagenkreis der Nibelungen, 1907. — Edda, übertragen von Felix Genzmer, 1920. — Älteste d. Dichtung, Inselverlag, 1920. — Andreas Heusler, Nibelungensage und Nibelungenlied, 1921. — Jul. R. Dieterich, Der Dichter des Nibelungenliedes, 1923.

Die politischen Probleme der Balkanhalbinsel

Von Alfred Rappaport (Wien)

Die heutige Weltlage wird einerseits durch die Nachwirkungen des großen Krieges, anderseits durch den Gegensatz zwischen den überlieferten Formen des Staates und der Gesellschaft und den neuen, die Tradition beiseite stellenden Gestaltungen bestimmt. Letztere haben teils schon vor längerer Zeit, teils erst kürzlich, bald nur in politischer, bald auch in sozialer Hinsicht bei einer Reihe von Völkern die Oberhand erlangt, während andere sich in einem Zwischenstadium zwischen dem durch die Tradition beeinflußten und dem traditionslosen Zustande befinden, wobei die staatliche und die gesellschaftliche Seite durchaus nicht immer Schritt halten.

Diese Weltlage spiegelt sich nun auch in den heutigen Verhältnissen der Balkanhalbinsel wieder, doch sind hier selbst in den einen Staaten, in die der neue Zeitgeist stärker, aber doch erst kürzlich eingedrungen ist, noch mehr natürlich in den andern, wo dies weniger der Fall ist, die Überlieferungen der Vergangenheit noch so fühlbar, daß zum Verständnisse der Verhältnisse eine rückblickende Erörterung unerläßlich erscheint.

So dunkel die Urgeschichte der Balkanhalbinsel ist, so unterliegt es doch keinem Zweifel, daß die Albaner den ältesten Bestandteil ihrer Bevölkerung darstellen. Die Wissenschaft konnte zwar bloß eine Sprachverwandtschaft mit dem fernen Litauen feststellen und weist den seinerzeit angenommenen Zusammenhang mit den Pelasgern als unbegründet zurück. Die Urvölker der Halbinsel bieten aber der Wissenschaft noch immer so wenig Anhaltspunkte zur genauen Erforschung dar, daß doch immerhin die Möglichkeit besteht, daß die Albaner mit dem einen oder andern irgendwie zusammenhängen könnten, z. B. mit den Thrakern oder den Makedoniern, welch letzterer Zusammenhang übrigens auch mit einer Überlieferung der Albaner stimmen würde, die Alexander den Großen als den ihrigen beanspruchen. Diese Tradition spielt in den politischen Zielen der Albaner keine Rolle, sondern deren völkisches Ideal konzentriert sich auf die glorreiche Zeit Lesh Kastriotas, des von dem Nimbus der Sage umwehten Nationalhelden Skanderbeg. Sein Zeitalter und der damalige nationale Territorialbestand stellt für die Albaner jenes Ziel dar, das auch die andern Balkanvölker in den glorreichsten Epochen ihrer Volksgeschichte suchen.

Das nächstälteste Balkanvolk sind die Griechen, denen man trotz der bekannten Behauptungen Fallmerayr's und anderer doch den völkischen und vor allem kulturellen Zusammenhang mit den Hellenen des Altertums nicht ernstlich absprechen kann. Daß die Neugriechen die Blütezeit des alten Hellas zwar als zivilisatorisches Ideal betrachten, ihr jedoch der kleinstaatlichen Zersplitterung halber politisch nicht unbedingt nachstreben wollen, ist begreiflich und erklärt es, daß ihr nationales Ziel, die *μεγάλη ἰδέα,* sich eher den spätern Glanz des Byzantinertums zum Muster nimmt. Dies hat allerdings bei den Nachbarvölkern, die nicht als barbarische Usurpatoren gelten wollen, ein gewisses Odium gegen den hellenischen Nationalismus ausgelöst, ohne jedoch an dessen Tendenz viel zu ändern. Kaum war König Ottos kleines Königreich gegründet, so richteten sich die Blicke der Hellenen schon auf den Epirus, Thessalien und den Archipel; nach der allmählichen Einverleibung dieser Gebiete wurde Mazedonien zum Ziele gemacht, und als diese Etappe durch den Balkankrieg wenigstens teilweise erreicht war, begann sich der Hellenismus mit Thrazien, Konstantinopel und Anatolien zu befassen, ein Streben, dem das Schwert Mustafa Kemals ein jähes Ende bereitete, ohne indes die dem Hellenentume angeborene Hoffnung auf die weitere Zukunft erschüttern zu können.

Die nächste Völkerschicht auf der Balkanhalbinsel geht auf die Römerzeit zurück. Während auf vielen Gebieten des einstigen römischen Reiches die Latinisierung der Bevölkerung eine dauernde gewesen ist, war dies auf der Hämushalbinsel nicht der Fall. Die Widerstandsfähigkeit der hellenischen Sprache und Kultur gegen die Romanisierung hatte bewirkt, daß im Süden und im Westen der Halbinsel die Römerherrschaft nur sehr geringe und noch dazu zerstreute ethnische Reste, die heutigen Mazedo-Rumänen, zurückgelassen hat, und daß eine kompakte Masse von Romanen sich nur im Nordosten vorfindet, die heute beinahe ganz in das Gebiet des Königreiches Rumänien fällt. Obzwar man daselbst nie und nimmer den völkischen Zusammenhang mit den südlichen Stammesgenossen außer Auge gelassen hat, so spielt doch das Mazedo-Rumänentum heute in der Außenpolitik des Königreiches eine verhältnismäßig bescheidene Rolle. Es erklärt sich dies aus den sukzessiven, opferreichen und langwierigen Stadien, die der rumänische Nationalgedanke von der Befreiung vom Türkenjoche und von der Vereinigung der Moldau und der Walachei an bis zur Einverleibung der bis 1918 zu Ungarn gehörenden Gebiete und Beßarabiens durchzumachen hatte. Auch der Umstand, daß Rumänien heute ein national saturiertes Land, ein mehr zu Zentraleuropa als zur Balkanhalbinsel hinneigender Mittelstaat geworden ist, hat zur Folge, daß in seinem heutigen politischen Kalkül die wenig zahlreichen und über Griechenland, Mazedonien und Albanien zerstreuten Mazedo-Rumänen nicht soviel Raum einnehmen können, als dies in der Zeit vor dem Weltkriege der Fall gewesen war.

In den letzten Jahrhunderten des römischen Reiches und in der Zeit nach dessen Teilung ist die Balkanhalbinsel vielleicht in noch höherem Maße als das übrige Europa von einer ganzen Reihe teils ein-, teils bloß durchwandernder Völker überflutet worden. Merkwürdig ist dabei, daß von all diesen Völkern eigentlich nur die Südslawen dem ethnographischen Gefüge der Halbinsel ihren Charakter dauernd aufgeprägt haben, während die Kelten und die Germanen gar keine Spur zurückgelassen haben, von den vielen uralo-altaischen und tatarischen Völkern aber nur die Bulgaren dadurch bis auf den heutigen

Tag in der Geschichte der Halbinsel fortleben, daß sie für einen großen Tei
des Balkanslawentums in ähnlicher Weise wie die Waräger in Rußland de
staatsbildenden Kern abgegeben haben. Es soll hier nicht die wechselvolle un
wenig erbauliche Geschichte des mittelalterlichen Ringens der Bulgaren und de
Serben um die Vorherrschaft auf der Halbinsel rekapituliert werden. Das Groß
serbentum und das Großbulgarentum stellen eben zwei höchst imperialistisch
Bestrebungen dar, die sich auf ein verhältnismäßig enges Territorium beschränkte
und daher unausgleichbar erschienen. Es schien bald der großbulgarische, bal
der großserbische Gedanke zu siegen, doch war der Erfolg nie von Dauer
weil zugunsten des unterliegenden Teiles immer, bald vom Osten, bald vom
Westen, bald vom Norden her, andere, nicht minder imperialistische Mächt
eingegriffen haben. Im Osten war dies das wiederholt aus seiner Erschlaffun
sich aufraffende, dann aber wieder in sie verfallende Byzantinertum, das schließ
lich von den Türken abgelöst wurde, die sämtliche Balkanslawen fast durch ei
halbes Jahrtausend unterjocht hielten. Im Westen griffen in den Kampf zuers
die Anjous von Neapel, dann die Genueser, schließlich die Venezianer ein, vo
Norden her die Ungarn und Rumänen, was aber alles nur teils dazu beitrug
teils nicht hindern konnte, daß auf den Krieg aller gegen alle, als den man di
mittelalterliche Geschichte der Balkanhalbinsel bezeichnen muß, die Osmanen-
herrschaft folgte. Solange die Türkei mächtig war, war der Kampf de
Balkanvölker untereinander unterbrochen; es herrschte eine Art „Pax Otto-
manica", wenn man diesen Namen auf einen Zustand anwenden darf, desse
Merkmale auswärtige Kriege, Janitscharenaufstände, Rebellionen und gegen
seitige Fehden der Satrapen der Pforte waren.

Mit der allmählichen Emanzipation der Balkanvölker fand i
der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts auch diese lange Unter
brechung ihrer militanten Rivalität ihr Ende. Den Wiederausbruch derselbe
bezeichneten die in den Sechzigerjahren des vorigen Jahrhunderts einsetzend
Sonderbestrebung der bulgarischen Kirche und der hiegegen geleistete Wider-
stand des griechischen Patriarchates. Im Frieden von San Stefano wollte Ruß-
land ein Großbulgarien schaffen, was jedoch auf dem Berliner Kongresse ver-
eitelt wurde. Als wenige Jahre später Ostrumelien die ihm von der europäische
Diplomatie auferlegten Fesseln abschüttelte und die Vereinigung mit Bulgarie
vollzog, kam die wiedererwachte alte serbisch-bulgarische Rivalität auf dem
Schlachtfelde von Slivnica blutig zum Ausbruche. Die Zurückdrängung de
Griechentums nach dem unglücklichen thessalischen Feldzuge erhöhte die Intensi-
tät der serbischen und der bulgarischen Agitation in der europäischen Türkei
gleichzeitig aber auch die Nebenbuhlerschaft der beiden slawischen Balkanvölker
Es folgten jahrzehntelange Bandenkämpfe in Mazedonien und der Versuch, ihne
durch internationale Reformen zu steuern; trotzdem blieb das Land der Schau-
platz eines gewaltigen Ringens fast aller Balkanvölker untereinander, eine
Kampfes, der trotz der räumlichen Beschränkung auf jenen zentralen Teil de
Halbinsel an Intensität und Erbitterung an die mittelalterlichen Vorgäng
erinnerte. Die jungtürkische Revolution (Juli 1908) versöhnte die Gegensätz
nur auf wenige Wochen. Sie brachen nach der Annexion Bosniens und de
Unabhängigkeitserklärung Bulgariens von neuem aus. Während die Türkei durch
den Tripoliskrieg in Anspruch genommen war, bereitete sich eine neuerlich
Annäherung der Balkanvölker untereinander, diesmal aber unter Ausschluß de

Türkei und gegen die Türkei, vor: der Balkanbund, der im ersten Balkankriege die Türken bis vor die Tore Konstantinopels zurückgedrängt hat. Wie die meisten Offensivkoalitionen hat auch der Balkanbund seinen Erfolg nicht überlebt, weil sich die Sieger bei der Teilung der Beute entzweiten. Es kam zum zweiten Balkankriege und zur Verdrängung Bulgariens aus Mazedonien, in das sich Serbien und Griechenland teilten, aber auch zu weiteren wesentlichen Einschränkungen aller Teilnehmer des Balkanbundes, indem Rumänien seinen Besitzstand in der Dobrudscha erweiterte, die Türken Thrazien wiedereroberten und auf der Londoner Konferenz die Unabhängigkeit und territoriale Integrität Albaniens festgelegt ward. Dem bulgarischen Wunsche nach Revanche für den Bukarester Frieden entsprang die Teilnahme dieses Staates am Weltkriege auf Seite der Mittelmächte, ohne daß der Ausgang des großen Ringens die bulgarischen Wünsche erfüllt hätte, indem vielmehr der neuerliche Verlust Mazedoniens und der Zusammenbruch des Habsburgerreiches die *großserbische Lösung* der südslawischen Balkanfrage besiegelt haben.

Da das zum Königreiche der Serben, Kroaten und Slowenen erweiterte Serbien, soweit der Balkan in Betracht kommt, den Löwenanteil an den Erfolgen des Krieges eingeheimst hat und es vermöge seiner geographischen Lage und dank der Tatkraft und Fähigkeit seiner leitenden Staatsmänner berufen erscheint, die allererste Rolle auf der Halbinsel zu spielen, sollen bei der folgenden Einzelerörterung der Balkanprobleme vorerst die *Jugoslawien* betreffenden Fragen behandelt werden.

Die neuen Grenzen des SHS-Staates und sein Verhältnis zu den Nachbarn sind durch die Friedensschlüsse von St. Germain (gegenüber Österreich), Trianon (gegenüber Ungarn) und Neuilly (gegenüber Bulgarien) bestimmt worden. Diese Verträge haben jedoch Jugoslawien keine lückenlose Reihe vertragsmäßiger Grenzen gegeben, sondern es blieben vier wichtige Punkte, und zwar teils ausdrücklich, teils stillschweigend der nachträglichen Vereinbarung und Festsetzung vorbehalten.

Die erste dieser Lücken betraf den *Banat*, wo die Grenze erst nach langen Verhandlungen zwischen Bukarest und Belgrad einvernehmlich festgesetzt und sodann von der Botschafterkonferenz genehmigt worden ist. Diese Regelung ist eine solche, von der sich (ungeachtet noch bestehender lokaler Differenzen) annehmen läßt, daß sie die Grundlage eines dauernden freundschaftlichen Verhältnisses der beiden Nachbarstaaten abgeben wird, eine Erwartung, die auch in der Eheschließung König Alexanders mit der rumänischen Königstochter zum Ausdrucke kam.

Die zweite, erst kürzlich geregelte Frage betraf Jugoslawiens noch aus der Vorkriegszeit herstammenden Anspruch auf eine *Hafenzone in Salonik*. Nach langen und nicht immer glatten Verhandlungen mit den wechselnden griechischen Regierungen ist es Jugoslawien gelungen, auch diese Frage (deren Einzelheiten in dem im XIX. Jahrg., 7. Heft der „Österr. Rundschau" erschienenen Aufsatze des Verfassers behandelt wurden) unter Dach zu bringen, und diese Aktion findet nunmehr ihre natürliche Fortsetzung durch die von den Zeitungen angekündigte Erwerbung der Aktienmajorität der südmazedonischen Bahnen. Der inneren griechischen Krise gegenüber stellt sich der SHS-Staat auf den Standpunkt der Nichtintervention.

Die dritte Lücke der Friedensverträge betraf das *Verhältnis Jugoslawiens zu Albanien*. Die im Jahre 1913 festgelegten Grenzen dieses Landes konnten infolge Ausbruches des Weltkrieges nur zum geringen Teile abgesteckt werden, und die durch die unterbrochene Tätigkeit der Delimitierungskommissionen entstandene Unklarheit wurde noch dadurch erhöht, daß Albanien zum Schauplatze kriegerischer Ereignisse geworden und von den Armeen mehrerer kriegführender Mächte besetzt worden war. So kam es, daß im Jahre 1921, anläßlich des damaligen Mirditenaufstandes, Jugoslawien den Versuch machte, durch Entsendung von Truppen nach Albanien eine Verschiebung der Grenze von 1913 (und vielleicht auch einen territorialen Zugang zur Südadria) zu erreichen. Zufolge Einspruches der Großmächte und Intervention des Völkerbundes zog jedoch Jugoslawien schon nach kurzer Zeit seine Truppen zurück und gab sich nach langen Verhandlungen vor dem Völkerbundrate und der Botschafterkonferenz mit Grenzberichtigungen zufrieden, die jedoch nicht sehr weit gingen, so daß im großen und ganzen die albanische Grenze von 1913 aufrecht blieb und auf dieser Grundlage die durch den Weltkrieg unterbrochene Delimitierung fortgesetzt und teilweise abgeschlossen werden konnte. Die albanisch-jugoslawischen Grenzkonflikte sind, wie Herr Ninčić in seinem kürzlichen Exposé hervorhob, seltener geworden.

Der vierte Punkt, in dem hinsichtlich der Grenzen Jugoslawiens Unklarheit bestand, war der wichtigste. Es handelte sich um ein sehr ernstes Problem: die *Fiumefrage*. Die früheren Phasen sind bekannt: der Wilson'sche Freistaat, die Expedition Gabriele d'Annunzio's, der Vertrag von Rapallo und die (in dem oben zitierten Aufsatze des Verfassers behandelten) Abmachungen von St. Margherita. Ihre endgültige Lösung fand diese Frage aber erst durch den kürzlich abgeschlossenen Pakt von Rom, der definitiv mit dem als unhaltbare Fiktion sich erweisenden Freistaatgedanken gebrochen und die Streitfrage auf der Basis des: do ut des geregelt hat. Bei den engen Beziehungen, die sich während der Wechselfälle des Weltkrieges zwischen Italien und Jugoslawien entwickelt hatten, müßte man sich eigentlich fragen, warum es fünf volle Jahre gedauert hat, bevor diese so naheliegende und für beide Teile vorteilhafte Lösung zustandekam, und warum unterdessen die beiden Streitteile und ihre Nachbarn die Nachteile und Gefahren über sich ergehen lassen mußten, die mit dem Offenbleiben eines so wichtigen Problemes notwendigerweise verbunden waren. Der Grund der Verzögerung ist sowohl auf italienischer als auf jugoslawischer Seite in den innerpolitischen Verhältnissen zu suchen. Die italienische Seite dieses Hindernisses, die erst durch Mussolinis Aufstieg wegfiel, fällt außerhalb des Rahmens dieses Aufsatzes. Jugoslawischerseits war das Hindernis aber mit jenem Moment identisch, das seit 1918 stets das Hauptproblem der inneren Politik des SHS-Staates gebildet hat. Es ist dies die Frage, ob der großserbische Gedanke, der zweifellos bei Begründung des südslawischen Staates und seiner heutigen Machtstellung die Hauptrolle gespielt hat, auch in der inneren Verfassung die Oberhand behalten soll. Es ist klar, daß die ihrer Mehrheit nach dem serbischen Stamme nicht angehörigen Bewohner der neuen Gebiete dem Gedanken abgeneigt waren, einfach dem alten Serbien einverleibt zu werden und dessen Zentralismus bestehen zu lassen. Sie strebten eine Föderativverfassung an und hiezu waren tatsächlich anfangs ansehnliche Ansätze

vorhanden. Dazu kam noch, daß die neuen Elemente zusammen mit der serbischen Opposition in der Nationalversammlung die Mehrheit ausmachten und daher der zentralistischen, radikalen Partei vorläufig nichts übrig blieb als sich defensiv zu verhalten. Erst nach Auflösung der ersten Skupschtina und Zusammentritt der Konstituante gelang es Pašić, durch eine Ralliierung der radikalen Partei und den Anschluß der Mohammedaner Bosniens und Südserbiens an die Regierungspartei, noch mehr aber infolge der Abstinenzpolitik des Kroatenführers Radić (der allen andern kroatischen Fraktionen den Rang abgelaufen hatte) eine kleine, aber kompakte Mehrheit zu bilden, die eine den Prinzipien der Radikalen entsprechende zentralistische Verfassung, den „Vidovdanski Ustav", votierte und so dem großserbischen Gedanken auch im Innern zum Durchbruch verhalf. Bei dem immer mehr zutage tretenden Umstande, daß die Radikalen den stärksten Faktor Jugoslawiens darstellen, der sich auch Umtrieben subversiver Natur, z. B. den Kommunisten gegenüber, vollends bewährt hat, ist es sehr zweifelhaft, ob sich in der innerpolitischen Lage durch das nunmehrige Fallenlassen der Radić'schen Abstinenz und die Bildung eines oppositionellen Blocks (selbst falls er von Dauer sein sollte) viel ändern wird. Es kann leicht sein, daß die neue Schwenkung der Kroaten innerpolitisch ebenso zu spät kommt, als dies außenpolitisch der Fall ist, nachdem ja das ihnen besonders nahegehende Fiumeabkommen nunmehr endgültig und (wenn auch gewiß nicht gegen ihr wirkliches Interesse, das ja heute von jenem des Gesamtstaates kaum zu trennen ist) wohl aber ohne ihre Mitwirkung zustandegekommen ist. Man ginge zu weit, wenn man aus dem Gegensatze, der zwischen den Kroaten und den Radikalen in der Fiumefrage bestand und im Prinzipe noch besteht, den Schluß ziehen wollen, daß erstere Jugoslawien eine ausschließlich adriatische aufdrängen, letztere aber nur eine balkanische Politik befolgen wollen. Es ist dies schon deshalb nicht der Fall, weil, wenn auch in einer kürzlichen Resolution der Radićianer vom Selbstbestimmungsrechte Mazedoniens die Rede ist, die in der Opposition mit ihnen zusammenwirkenden Demokraten an der Behauptung des dortigen jugoslawischen Besitzstandes interessiert sind, und weil man den Serben, von denen der Gedanke der Donau-Adriabahn und der einstige Plan des Vordringens durch Albanien an die Adria ausging, gewiß nicht nachsagen kann, daß sie nunmehr, wo Süddalmatien und Montenegro Belgrad unterstehen, kein Verständnis für die Adria-Interessen hätten.

Anderseits ist es aber begreiflich, daß der jugoslawische Staat jetzt, wo durch den Pakt von Rom die letzte Lücke in der Kette seiner vertraglichen Grenzen geschlossen erscheint, auch hinsichtlich der Sicherung seiner Südgrenze mit Energie vorgeht. Diese Erwägung allein genügt schon, um zu erklären, daß die Beziehungen zwischen Belgrad und Sofia, seitdem an die Stelle der außenpolitisch weniger hervorgetretenen Regierung Stambuliiski's das Kabinett Zankow getreten ist, nicht immer ganz glatte waren und auch heute noch nicht sind. Wir werden später, bei Erörterung der Lage Bulgariens, nochmals auf das Thema zurückkommen, hier sei nur bemerkt, daß gerade der Umstand, daß der letzte jugoslawische Schritt in Sofia mit Griechenland und Rumänien gemeinsam unternommen wurde, und die Erwägung, daß diese beiden Staaten gewiß ein großes Interesse an der Erhaltung des Gleichgewichtes auf der Balkanhalbinsel haben, gegen eine aggressive Absicht sprechen. Schwierig wird es

allerdings sein, über den in Herrn Ninčić' kürzlicher Rede angedeuteten Gegensatz zwischen jugoslawischer und bulgarischer Auffassung hinsichtlich der in Sofia behaupteten, in Belgrad aber verneinten Existenz bulgarischer Minderheiten in Mazedonien hinwegzukommen. Doch lassen die jüngsten Meldungen von einer neuerlichen Annäherung zwischen Belgrad und Sofia erhoffen, daß dies trotzdem gelingen wird.

Der zweite Mittelstaat an der nördlichen Peripherie der Balkanhalbinsel, Rumänien, wollte schon lange vor dem Kriege nicht mehr als Balkanstaat gelten, und jetzt, wo tatsächlich der größte Teil seines Gebietes zu Mittel- beziehungsweise Osteuropa zu rechnen ist, erscheint dieser Standpunkt so berechtigt, daß hier nicht von Rumänien als Balkanstaat, sondern lediglich von den balkanischen Beziehungen und Interessen Rumäniens die Rede sein soll. Nun sind aber die drei in dieser Hinsicht in Betracht kommenden wichtigsten Punkte: Das Verhältnis zu Jugoslawien, die Beziehungen zu Bulgarien und das Interesse an den Mazedo-Rumänen, bereits an anderer Stelle behandelt worden, so daß hier nur noch einige kurze, speziell auf das zweite Problem bezügliche Bemerkungen nötig erscheinen.

Den Angelpunkt der heutigen rumänischen Politik bildet nächst der kleinen Entente das Verhältnis zu Rußland, und zwar einerseits wegen der beßarabischen Frage, deren durch das französische Parlament ratifizierte Regelung trotz der gegenwärtigen Wiener Besprechungen keineswegs sichergestellt erscheint, anderseits wegen der bolschewikischen Agitation, die für Rumänien nicht bloß seiner Lage nach, sondern auch deshalb gefährlich ist, weil es in einem Lande mit so ausgedehnten Latifundien im Allgemeininteresse liegt, mit der Agrarreform Maß zu halten und nichts zu überstürzen. Dieses letztere Moment erschwerte auch die Beziehungen Rumäniens zu Bulgarien, so lange in Sofia der agrarische Bauerndiktator Stambuliiski am Ruder war. Sein Sturz verbesserte diese Beziehungen eine Zeitlang, und damals ist das Gerücht einer bevorstehenden Verlobung des Königs Boris mit einer rumänischen Prinzessin aufgetaucht, womit es allerdings bald wieder still geworden ist. Das Mazedoniertum ist auch für Rumänien eine keineswegs sympathische Erscheinung, doch darf die Tragweite der Beteiligung Rumäniens an der kürzlichen Demarche in Sofia nicht übertrieben werden, da die Bukarester Regierung gewiß ausschließlich die Erhaltung des bestehenden Zustandes und des Gleichgewichtes auf der Balkanhalbinsel vor Augen hat.

Während der Norden der Balkanhalbinsel in der Nachkriegszeit von tiefergehenden inneren Krisen verschont geblieben und es daher sowohl Jugoslawien als auch Rumänien gelungen ist, jenen Verfassungstypus, den sie in der Vorkriegszeit angenommen hatten, bis heute nahezu ohne Veränderung und ohne Umwälzung aufrecht zu erhalten, haben alle übrigen Balkanstaaten unter der umstürzlerischen Tendenz der Zeit mehr oder minder zu leiden gehabt.

So Bulgarien, das zwar die Dynastie und bis zu einem gewissen Grade auch die bisherige Staatsform beibehielt, jedoch seit dem Zusammenbruche der Mittelmächte von schweren Umwälzungen und ernsten auswärtigen Verwicklungen heimgesucht worden ist. Das bulgarische Volk, das schon im Mittelalter in seinen Kriegen und seiner Bündnispolitik wenig Glück hatte, hat auch seit seiner Wiedergeburt mehr als einen Grund, die Mißgunst des Schicksals zu beklagen. Die Eifersucht Österreichs und Rußlands um den Einfluß auf der Halbinsel, der wiedererwachte alte Streit der Balkanvölker untereinander

haben Bulgariens äußere Lage ungünstig beeinflußt, noch mehr aber der teils mit der einstigen Konfiguration der europäischen Türkei, teils mit der Haltung des Berliner Kongresses zusammenhängende Umstand, daß zuerst das ursprünglich in der nationalen Entwicklung viel weniger hervorgetretene Donaubulgarien befreit wurde, während Mazedonien, von wo der bulgarische Nationalgedanke seinen Ausgang genommen hatte, noch über dreißig Jahre bei der Türkei verblieb und schließlich den mit Bulgarien konkurrierenden Staaten zugefallen ist. Die hieraus entstandene politische Verbitterung kommt seit jeher und auch heute noch in der großen mazedo-bulgarischen Organisation zum Ausdrucke, die in der Geschichte des modernen Bulgariens eine so bedeutende Rolle spielt.

Als Bulgarien nach dem Weltkriege mit den anderen Mittelmächten das traurige Schicksal der Besiegten teilte, befand sich das Land am Rande zweier Abgründe: auf der einen Seite drohte der kommunistische Terror, auf der andern die äußere Gefahr. Stambuliiski hat als Diktator in zwei Richtungen eine sonst nicht in seinem Charakter liegende Mäßigung bekundet: der Krone gegenüber, indem er seine Antezedenzien aus der Zeit des früheren Königs zurückstellte, und dem Auslande gegenüber, indem er mit den meisten Mächten und vor allem mit Jugoslawien gut auszukommen bemüht war. Leider war das Gegenteil in seiner sonstigen Politik der Fall, da er sich stets mehr von links als von rechts beeinflussen und in einen radikalen Kurs hineindrängen ließ, der dem Bürgertum und überhaupt der besitzenden Klasse gegenüber die Form eines wahren Terrorismus annahm. Schließlich verbanden sich Bürgertum, Armee und die mazedonische Organisation gegen Stambuliiski, und nach dessen gewaltsamem Sturze kam das jetzige nationalistische Kabinett ans Ruder. Während dasselbe im Parlamente den Abbau der unter der früheren Regierung im großen Stile geschaffenen Umsturzgesetzgebung betreibt, ist seine Stellung zuerst durch die kommunistische Agitation erschwert worden, die bereits verschiedene, bisher glücklicherweise mißlungene Putschversuche machte, der man aber legislatorisch und gerichtlich an den Leib gerückt ist, dann aber auch durch die Mazedonier und deren Bandenaktion. Es sei dahingestellt, ob die Mazedonier als gerufene oder ungerufene Helfer beim Sturze Stambuliiski's mitwirkten; für die heutige bulgarische Regierung erscheinen sie als Geister, die nicht so leicht loszuwerden sind. Das Kabinett Zankow befindet sich gewissermaßen zwischen Hammer und Amboß, da es häufig, zum Beispiel nach dem kürzlichen gemeinsamen Schritte Jugoslawiens, Rumäniens und Griechenlands, vor der peinlichen Alternative steht, einen Konflikt entweder mit dem Auslande oder mit den Mazedoniern heraufzubeschwören. Vorläufig versuchte sie es mit den zuerst in ziemlich großem Umfange eingeleiteten, aber anscheinend nicht fortgesetzten Verhaftungen von Mazedoniern und mit einem Appell an den Völkerbund, den übrigens auch die Mazedonier selbst angeblich anrufen wollen (einer „Times"-Meldung zufolge beginnen die Kommunisten ihnen Avancen zu machen). Ob dieses Verfahren zu einer endgültigen Lösung dieser äußerst verwickelten inneren und äußeren Interessengegensätze führt, ist zwar zu bezweifeln, doch vielleicht gelingt es auf diese Weise, der Krise den akuten Charakter zu benehmen, was ja schon ein Gewinn wäre, und zwar nicht nur für Bulgarien, sondern auch für die Ruhe der ganzen Halbinsel. Die bereits erwähnten Nachrichten von einer jugoslawisch-bulgarischen Wiederannäherung stellen die ersten Symptome einer solchen Entwicklung dar.

Inmitten dieser schwierigen Situation ist allerdings auch ein Lichtpunkt bemerkbar. Nach den sukzessiven Enttäuschungen, die zuerst der Berliner Kongreß, dann die Haltung Rußlands, weiters der Balkankrieg und der Weltkrieg und schließlich noch das Desinteressement Amerikas, auf das man so viele Hoffnungen gesetzt hatte, Bulgarien bereitet haben, war es für das Land ein unerwarteter und wohlverdienter Trost, daß auf der Konferenz von Lausanne seinen ägäischen Aspirationen wenigstens etwas entgegengekommen wurde.

In Griechenland hat die Erschütterung der bisherigen Staatsform bereits während des Weltkrieges eingesetzt, sie begann also noch, bevor die allgemeine Umsturzwelle durch Europa ging. Diese Erschütterung kam dort von außen her und hing mit dem Bestreben der Entente zusammen, Griechenland auf ihre Seite zu ziehen. Der Gegensatz zwischen König Konstantin und Venizelos hörte mit Ende des Weltkrieges und mit der Restauration des ersteren nicht auf, und hat das beiderseitige Bestreben, sich gegenseitig an Leistungen für die große hellenische Idee zu übertreffen, wohl am meisten dazu beigetragen, daß Griechenland in das Abenteuer des kleinasiatischen Krieges hineingezogen wurde, der einen so verhängnisvollen Ausgang nahm. Die Niederlage und die internationale Umsturzatmosphäre haben sodann in gleichem Maße den Zustand hervorgebracht, unter dem Griechenland heute leidet, und der kürzlich zur Ausrufung der Republik geführt hat. Obwohl diese Lösung — wenn sie auch als ein Akt der Versöhnung ausgelegt wird — vom Standpunkte der nationalen Einheit nicht ganz unbedenklich ist und obgleich die internationale Stellung des neuen Freistaates keine ganz leichte sein wird, so muß doch zugegeben werden, daß es auf anderem Wege auch nicht leicht gewesen wäre, Griechenland die innere Ruhe, Ordnung und Einheitlichkeit wiederzugeben, da das bisherige Königshaus durch die Vorgänge der letzten Jahre entschieden an Popularität und Autorität eine starke Einbuße erlitten hat, die Einsetzung einer neuen Dynastie aber heutzutage doch einen etwas anachronistischen Charakter trüge. Kompliziert wird die Lage noch dazu durch die Erkrankung und Abreise Venizelos', da Griechenland gegenwärtig mehr denn je eines über das Mittelmaß hinausreichenden Staatsmannes bedarf.

Diese Situation spiegelt sich natürlich auch in der außenpolitischen Lage des Landes wieder. Auch ganz abgesehen von den für den Hellenismus demütigenden Folgen des anatolischen Krieges und den hierauf beruhenden Bestimmungen des Friedensvertrages von Lausanne ist die griechische Außenpolitik auch sonst in der letzten Zeit nichts weniger als erfolgreich gewesen. Welche Elemente übrigens auch immer die Schuld an der Ermordung General Tellini's und seiner Schicksalsgefährten tragen mögen, jedenfalls wurde damit Griechenland der allerschlechteste Dienst erwiesen, der ihm nicht nur die Korfuaffäre eingetragen, sondern indirekt es auch genötigt hat, in der epirotischen Grenzfrage sich einer Zurückhaltung zu befleißen, die früher nicht in den Athener Traditionen gelegen war. Die Dodekanesfrage, bezüglich deren Italien den griechischen locus standi völlig ablehnt, ist hiedurch und vielleicht noch mehr durch das in London versuchte Junktim mit der Jubalandaffäre dem Wirkungskreise des griechischen Auswärtigen Amtes völlig entrückt worden. Mit Jugoslawien wurde das Saloniker Hafenzonenabkommen endgültig abgeschlossen, und zwar ganz im Sinne der Belgrader Wünsche, was einerseits auf die bestehenden freundschaftlichen Beziehungen, anderseits aber vielleicht doch

uch auf die allgemeine Lage Griechenlands zurückzuführen ist. Dasselbe gilt uch von der jugoslawischen friedlichen Durchdringung Südmazedoniens, die ereits an anderer Stelle erwähnt worden ist. Der einzige bescheidene diploma-ische Erfolg, den Griechenland in der letzten Zeit aufweist, der aber weder einer eigenen Initiative, noch seiner eigenen Kraft entsprungen ist, stellt die eilnahme an der oben behandelten Mazedonierdemarche in Sofia dar.

Durch zwei Jahrhunderte hindurch galt das Ende der türkischen Herrschaft n Europa als ein Ereignis, von dem man bestimmt annahm, daß es kommen nüsse, wenn man auch nicht anzugeben vermochte, wann und wie es eintreten verde. Es hat auch noch in der jüngsten Geschichte wiederholt Situationen gegeben, wo man glaubte, daß dieses Ereignis unmittelbar bevorstehe, so 1878, ls Großfürst Nikolaus mit seiner Armee in San Stefano vor den Toren von Konstantinopel stand, 1912/13, als die Heere des Balkanbundes bei Tschataldscha ochten, und 1918 bis 1922, wo Rumelien einschließlich Konstantinopels und er Dardanellen von fremden Truppen besetzt war. Immer wieder ist aber das ndgültige Verschwinden des Halbmondes aus Europa, das schon in greifbare Nähe gerückt schien, doch noch ausgeblieben, und diesem Vorgange, der sich n unseren Tagen wiederholt hat, ist es zuzuschreiben, daß der Türkei in vorliegender Studie ein Platz gebührt.

Man könnte sogar behaupten, daß der durch den Frieden von Lausanne esiegelte türkische Besitzstand in Europa vielleicht fester begründet erscheint, als dies jemals seit den Tagen der Fall gewesen ist, wo zuerst in den Köpfen der abendländischen Staatsmänner und Feldherren der Gedanke aufgetaucht war, die Türken aus Europa zu vertreiben. Vor allem bieten die Intensität, die Dauer und der Umfang des Weltkrieges und die durch denselben ausgelöste Abneigung der gegenwärtigen Generation im Abendlande gegen kriegerische Verwicklungen eine gewisse Sicherheit dagegen, daß es in absehbarer Zeit zu einer Aggression gegen den europäischen Besitzstand der Türken komme, zumal das Verhalten derselben im kleinasiatischen Feldzuge und während des darauf folgenden Waffenstillstandes den Beweis geliefert hat, daß nur im Wege der Gewalt an eine Verdrängung der Türken aus Europa gedacht werden kann. Dazu kommt noch ein zweites Moment: das nichttürkische Element in den der Türkei verbleibenden Teilen Rumeliens, dessen Existenz bisher das hauptsächlichste Motiv oder, richtiger gesagt, den wichtigsten Vorwand geliefert hat, das Recht der Türkei auf ihren europäischen Besitz in Abrede zu stellen. Durch die kriegerischen Verwicklungen, noch mehr aber durch das türkischerseits aufgestellte und schließlich in Lausanne international genehmigte Prinzip des Bevölkerungsaustausches, hat sich bereits die völkische Zusammensetzung wesentlich zugunsten der Türkei verändert, und es kann keinem Zweifel unterliegen, daß dieser Austausch (soviel Elend er auch für die beteiligten Menschenmassen verursacht) doch schließlich auch dazu beiträgt, die türkische Position diesseits der Meerengen zu festigen.

Der Bevölkerungsaustausch und die andern mit der Ausführung des Lausanner Vertrages zusammenhängenden Angelegenheiten bilden gegenwärtig den Hauptinhalt der Beziehungen zwischen der Türkei und den christlichen Balkanstaaten. Im Vergleiche zu der seit Beendigung der Feindseligkeiten verflossenen relativ kurzen Zeit und in Anbetracht der mit jenen Fragen ver-

bundenen ansehnlichen Schwierigkeiten kann das Verhältnis der Türkei zu
übrigen Balkan zumindest als ein normales bezeichnet werden. Die beim Wiede
erscheinen der Türken in Europa gehegten Befürchtungen vor der Wiede
aufnahme einer aktiven türkischen Politik auf der Halbinsel, Befürchtungen, d
sogar zum Anlasse genommen wurden, um die Frage aufzuwerfen, ob nicht a
Abwehr dagegen ein neuer Balkanbund ins Auge zu fassen sei, haben si
bisher nicht realisiert. Es hängt dies wohl vor allem damit zusammen, da
jene türkischen Kreise, die infolge Abstammung aus der Balkanhalbinsel ur
dortigen Verbindungen ein Interesse daran hatten, die türkische Politik in ei
solche Richtung zu drängen, in der letzten Zeit über keinen besonderen Ei
fluß mehr verfügen, ferner mit der Inanspruchnahme der Türkei durch de
Wiederaufbau sowie durch die andern auf der Tagesordnung stehenden inne
politischen Fragen.

Letztere bieten vom Gesichtspunkte der Balkanpolitik wenigstens vorläufi
nur ein ziemlich beschränktes Interesse. Solange Angora das politische Zentru
der Türkei bleibt (und eine kürzliche Kundgebung Mustafa Kemals deut
darauf hin, daß da kaum so bald eine Veränderung zu gewärtigen steht), mu
die Türkei, ungefähr ebenso wie Rumänien, als ein Staat angesehen werde
dessen Schwerpunkt gegenwärtig außerhalb der Halbinsel liegt. Neben d
Frage der Hauptstadt bildete in der jüngsten Zeit den Mittelpunkt der innere
türkischen Politik jene Krise, die kürzlich zur Absetzung des Kalifen und zu
Verbannung der Mitglieder des einstigen Kaiserhauses geführt hat. Es ist di
eine Angelegenheit, die für die panislamitische Bewegung und sohin auch fü
die gesamte Weltpolitik eine weittragende Bedeutung besitzt, während sie a
der Balkanhalbinsel bloß bei dem mohammedanischen Teile der Bevölkerun
einen Widerhall finden kann. Es gibt zwar keinen einzigen Balkanstaat, de
nicht eine größere oder kleinere moslemische Minderheit aufwiese (Albanie
sogar eine Mehrheit), allein es ist trotzdem nicht anzunehmen, daß die Kalifat
frage auf der Halbinsel eine besondere Nachwirkung auslösen werde. Es komm
dies daher, daß bei den bosnischen und den albanischen Mohammedanern da
nationale Gefühl die Oberhand über das religiöse erlangt hat, während di
islamitischen Bewohner der andern Balkangebiete durch ihre Lokalinteresse
in Anspruch genommen sind.

„Albanien in der Nachkriegszeit“ ist in einem im Jännerhefte de
XVIII. Jahrganges (1922) der „Österreichischen Rundschau“ erschienenen Au
satze so eingehend behandelt worden, daß hier bloß eine kurze Ergänzun
hinsichtlich der seitherigen Ereignisse gegeben zu werden braucht. Auf da
Ministerium Dschafer Ypi und die im April 1922 ausgebrochene, aber sehr bal
niedergeschlagene Aufstandsbewegung folgte die Regierung des Ahmed Zogu
die auf dem Zusammengehen dieses und einiger anderer Beys mit der Volks
partei beruhte. Die Befassung des Völkerbundes mit der Finanzlage Albanien
hat zwar zur Entsendung ausländischer Berater für verschiedene Verwaltungs
zweige, aber noch nicht zu einem endgültigen Ergebnisse, beziehungsweise zu
der erwünschten Anleihe und Gründung der Notenbank geführt, was der stet
zunehmenden Notlage halber schon sehr dringlich wäre. Die Pazifikation de
Landes hat durch die von Ahmed Zogu durchgeführte Entwaffnung de
Bevölkerung ansehnliche Erfolge erzielt, was übrigens auch durch die unver

ennbare Tendenz der albanischen Bevölkerung unterstützt worden ist, politische)ifferenzen nicht mehr nach der Sitte der Urväter mit den Waffen, sondern ach kulturstaatlichen Grundsätzen auszutragen.

Über die Staatsform soll die zu Ende 1923 gewählte „Konstituante“ entcheiden. Es ist möglich, daß es zu einem Kompromiß zwischen den Anhängern er Republik, zu denen auch der kürzlich zurückgetretene Ahmed Zogu zählt, nd jenen kommt, die die bisher an der Spitze des Staates stehende viergliedrige legentschaft beibehalten wollen. Auch die Anhänger der monarchischen Staatsorm geben diesem Kollegium den Vorzug vor der Wahl eines Republikräsidenten. Natürlich dürften die Vorgänge in Griechenland und — im Hinlicke auf die mohammedanische Mehrheit im Lande — auch jene in der Türkei icht ohne Rückwirkung auf die Beschlüsse der albanischen Konstituante bleiben, ınd ist es daher nicht ausgeschlossen, daß die dieser Tage in Umlauf gesetzten ierüchte über die angeblich bereits erfolgte Ausrufung der Republik, wenn sie uch den Tatsachen voraneilen, sich schließlich bewahrheiten.

Da das Verhältnis Albaniens zu Jugoslawien und zu Griechenland bereits ben behandelt worden ist, soll hier nur noch der Beziehungen zu Italien und ler Tatsachen gedacht werden, daß vor kurzem ein für beide Teile vorteilıafter Handelsvertrag abgeschlossen wurde und die Gerüchte von einer auf kutari bezüglichen Geheimklausel des italienisch-jugoslawischen Abkommens lementiert worden sind.

Von den sieben Balkanstaaten, die es vor Ausbruch des Weltkrieges gab, estehen gegenwärtig nur mehr sechs. Das kleine Land, das seine größte Bedeutung in dem Augenblicke erlangte, wo es der Zar Alexander III. den ‚einzigen Freund Rußlands“ genannt hat, Montenegro, ist in der südslawischen Einheit aufgegangen, jener Einheit, die die Dichterfürsten der Crnagora vorausgeahnt hatten. Es lebt nur mehr in der Erinnerung fort als der einstige erste Hort der Freiheit auf der Balkanhalbinsel, von dem es im Liede des Vladika Petar Petrović-Njeguš heißt:

> Wer dem Türkensäbel ist entgangen,
> Wer den wahren Glauben nicht verleugnet,
> Wer der Knechtschaft Kette nimmer duldet,
> Zieht herauf in unsere freien Berge;
> Laßt uns sterben, unser Blut vergießen,
> Aber laßt das Heldentum uns wahren,
> Unsern Ruhm und unsere hehre Freiheit.

Politischer Bericht (Deutschland)

I.

Immer bildet es ein bedeutsames Moment in der Entwicklung der allgemeine politischen Zusammenhänge der Gegenwart, wenn ein Wechsel in der Leitun desjenigen Landes eintritt, das, nachdem es seine beiden Hauptgegner — de einen als Feind und den andern als Bundesgenossen — in ein und demselbe Kriege niedergeworfen hat, die zentrale Stellung im Weltstaatensystem behaupte

Nach einer liberalen und einer konservativen Regierungsepoche ist Englan nunmehr, seit Anfang 1924, unter eine Arbeiterregierung getreten. Und scho glaubt man erkennen zu können, daß das Ministerium Macdonald an wel umfassenden Absichten keineswegs hinter seinen Vorgängern zurückbleibt. Ja es scheint sich keine geringere Aufgabe gestellt zu haben, als die Ziele de beiden Parteien, die vor ihm amtiert hatten, in einer höheren, synthetischen Ide zusammenzufassen. So hat es — nach den bisherigen Verlautbarungen zu schließen — von den Konservativen vor allem den Gesichtspunkt der Bewahrung eines engen und unmittelbaren Einvernehmens mit Frankreich übernommen während es mit den Liberalen in der Voranstellung der Frage der wirtschaft lichen Sanierung Europas — wie sie Lloyd George in Genua schon einzuleiten versucht hatte — übereinstimmt.

Diese synthetische Tendenz Macdonalds mag sich zwar auch als Aus druck der innenpolitischen Bindung seiner Partei verstehen lassen: ohne ein eigene feste Parlamentsmehrheit, sucht der Premierminister ein Höchstmaß von Bewegungsfreiheit dadurch zu erreichen, daß er Hauptpunkte sowohl de konservativen wie des liberalen Programms in seine Politik aufnimmt, um sich die Unterstützung bald der einen, bald der anderen Gruppen offen zu halten bis in einzelne — scheinbar doch nur interne — Fragen, etwa der Marine politik, hinein läßt sich das verfolgen. Und mit einer Art von moralische Virtuosität weiß er schließlich auch noch die Gesichtspunkte seiner eigenen Partei den imperialistischen Gedankengängen anzupassen: ausdrücklich hat e die Inangriffnahme des Baues von fünf Kriegsschiffen mit der Notwendigkei begründet — die englische Arbeitslosigkeit zu beheben.

Entscheidend für die Würdigung seiner Politik aber muß die Einsicht in die auswärtige Orientierung, die er zu gewinnen sucht, sein. In seiner letzten Rede (Mitte März) hat er bezweifelt, ob das englische Volk noch länger als wenige Jahre auf eine feste absolute Sicherheit vor neuen Kriegen werde rechnen können. Noch einmal aber wolle seine Regierung den Versuch machen, der Welt den Frieden zu erhalten. Wenn er jedoch zu diesem Behufe mit einer ostensiblen Annäherung an Frankreich begonnen und sich nicht gescheut hat dabei in Bezug auf Deutschland Vorschläge zu machen, welche eher geeignet wären, dies Land zu äußersten Schritten zu treiben als eine wahre Pazifikation herbeizuführen — so zeigt sich, wie notwendig es ist, das französisch-englische Problem zunächst einmal aus dem Dunstkreis der deutschen Frage heraus-zunehmen, um die wahre Richtung, in der es kreist, zu verstehen. Deutschland ist in seiner gegenwärtigen physischen Schwäche und geistigen Zerstreuung überhaupt kein primäres Objekt weltpolitischen Nachdenkens mehr.

II.

Vielmehr ist der eigentlich mitspielende Faktor in dem französisch-englischen 'erhältnis: Amerika.

Amerika ist es, das gewissermaßen die Erbschaft zugleich Deutschlands ıd Rußlands angetreten hat: der ebenbürtigste Rivale Englands in der großen 'olitik zu sein. Die über die englische Berechnung hinausgehende Widerstandsraft Deutschlands hat den Eintritt Amerikas in den Weltkrieg für England ıotwendig gemacht. Ein englisch-französisches Weltfriedenssystem hätte mitın der Rolle, die Amerika gespielt hatte, nicht entsprochen. So haben die 'ereinigten Staaten denn auch die Teilnahme am Völkerbund verweigert. ugleich aber hat ein geheimes Ringen der beiden angelsächsischen Mächte um lie Seele Frankreichs begonnen: ein Geheimnis, auf das noch jüngst die Entıüllungen Lloyd Georges und Orlandos über die Separatpolitik Wilsons mit lémenceau Licht geworfen haben.

Höchst wahrscheinlich, daß hierauf die unvergleichlich günstige Stellung rankreichs recht eigentlich beruht. Poincaré weiß wohl, wie weit er sich unter lem Schutz der hinter ihm liegenden englisch-amerikanischen Rivalität vorvagen darf, um die über die Festsetzungen von Versailles hinausgehenden ranzösischen Absichten gegen Deutschland zu verwirklichen. Noch neuerdings ıat der Präsident Coolidge, gleichsam als Antwort auf die Umwerbungen Macdonalds, erklärt, daß man Frankreich eine Anleihe zur Stützung seines (von vo her erschütterten?) Franken gewähren müsse.

Die Politik des abgetretenen konservativen englischen Ministeriums scheint s gewesen zu sein, Frankreich mit Deutschland durch den Ruhrkampf (zu dem s beide Teile ermutigte) so zu verstricken und diesem Druck auf Frankreich lurch die Entgegensetzung einer italienisch-spanischen Front im Mittelmeer zugleich eine so eindeutige Richtung auf Deutschland zu geben, daß Frankreich sich auf die englische Seite hätte zurückfinden müssen. Aber am Ende wird sich gerade der aus dem Mittelmeer reprimierte Poincaré um so mehr auf den amerikanischen Rückhalt versteift haben[1]). Allein, noch ist er nicht zu einem endgültigen Erfolg in seiner Auseinandersetzung mit Deutschland gekommen, wie ihn das stark engagierte Prestige der Nation und die Notwendigkeit, persönlich seine Stellung in dem bevorstehenden Wahlkampf zu behaupten, verlangt. Bereits sind die Senatswahlen nicht zu seinen Gunsten ausgefallen. Geht nun die Absicht Macdonalds dahin, eine Verständigung nicht so sehr Poincaré und seinem „nationalen Block“ als vielmehr der Opposition in Aussicht zu stellen? Welches Gewicht England für die festere Anziehung der englisch-französischen Allianz noch in die Wagschale legen könnte, geht u. a. aus einer interessanten Rede des früheren französischen Kriegsministers Lefèbre hervor, in der auf die 1925 ablaufende Frist der Besetzung der Kölner Zone und auf die Möglichkeit hingewiesen wird, daß England alsdann das von seinen Truppen gehaltene Gebiet an Deutschland freigäbe, statt es — einer gemeinsamen englisch-französischen Besatzung zu unterstellen!

---

[1]) Die gleichzeitige französisch-tschechische Bündnispolitik würde dazu passen. In die Ideen Masaryks gehört recht eigentlich die französisch-amerikanische Kombination hinein. Vergl. das neuerlich aus Erinnerungen Masaryks herausgegebene Kapitel über Wilson.

In der Stellungnahme gegen Deutschland also sind sich die Rechte un die Linke in Frankreich völlig einig. Ihr außenpolitischer Gegensatz gravitie gar nicht primär um das deutsche, sondern um das englisch-amerikanisch Problem: mit welcher angelsächsischen Hilfe Deutschland am zweckmäßigste niedergehalten und womöglich in seiner Zersetzung befördert werden könne[2]

Wie dem auch sei: indem Macdonald mit Frankreich zusammengeht, zeig er jedenfalls an, wie vereinbar ihm die allgemeine Pazifikation mit der politische Destruktion Deutschlands ist. Von seinem moralischen Standpunkt aus würd man daher zweckentsprechend mit der Erneuerung der militärischen Kontroll über Deutschland und der Bildung eines Pufferstaates zwischen Deutschlan und Frankreich beginnen, um alsdann den entmannten Körper in den Völke bund aufzunehmen[3]). — Es bleibe der „Frankfurter Zeitung" überlassen, dies englische Politik als „eine geistvolle Verbindung idealistischer Motive mit rea politischem Verständnis" zu kritisieren.

III.

Allein Macdonalds Pläne reichen noch weiter, und wir müssen ihnen folgen um zu erkennen, welche Wege der deutschen Politik demgegenüber offen bleiben

Eine seiner ersten Regierungshandlungen war die Anerkennung de sowjetistischen Rußland. Ohne Frage war hierzu eine Arbeiterregierung vo nehmlich geeignet. Aber zugleich könnte doch auch dies ein Schachzug gege Frankreich sein, das schon zweimal versucht hat, seine Bewegungsfreiheit gegen über England dadurch zu verstärken, daß es seinerseits eine Brücke zu Rußlan hinüberschlug: 1922 über die Türkei, 1923 über die Tschechoslowakei. Wi unbequem jedenfalls diese englisch-russische Vereinbarung im frankophilen Lage empfunden wird, hat der feinwittrige tschechische Außenminister Benesch bezeugt indem er darauf hinwies, eine englisch-russisch-deutsche Verständigung sei j ganz ausgeschlossen (d. h. müsse eben durchaus verhindert werden).

Wirklich dürfte nun auch wohl diese „nordische" Linie — es wäre die jenige, auf die einst der ältere Pitt und Katharina II. Friedrich den Großen vergebens zu ziehen versuchten — mehr ein Umweg zur Befestigung der west europäischen Allianz, als die Einleitung einer in der Tat gänzlich veränderten Mächtekonstellation sein. Denn es ist vor allem nicht anzunehmen, daß Rußland sich hierzu bereit finden würde.

Im Gegenteil: immer ausschließlicher richtet es sich in seiner östlichen Würde auf. Mit dem Bolschewismus ist ja — in wie merkwürdiger innere Verwandlung auch immer — die alte moskowitische Idee wieder zur Vor herrschaft gelangt, die sich gleichermaßen von der demokratisch-panslawistischen die mit Frankreich Fühlung suchte, wie von der legitimistisch-zaristischen, au der das Zusammengehen von Petersburg (jetzt Leningrad!) und Berlin beruhte

[2]) Über diese beiden Aussichten, die Frankreich auf einen Garantiepakt entwede mit England oder mit Amerika besitzt, hat soeben der Abg. Reynauld vor der Parise Universitätsgruppe des Völkerbundes gehandelt.

[3]) Macdonald schlug vor, die Ruhrfrage im englischen, französischen und — europäischen Sinne zu regeln: sollte es ihm mit diesem dreifachen Begriff doch endlich noch gelingen, der verblendeten öffentlichen Meinung in Deutschland de Star zu stechen?

nterscheidet. In den letzten Kundmachungen Rykows, des Nachfolgers Lenins, nd Kamenews, des stellvertretenden Vorsitzenden des Rates der Volkskommissare, vird der Gedanke der Mission Rußlands bei den orientalischen Völkern durch-us in den Mittelpunkt gestellt. Unverändert werde die uneigennützige, von iner restlosen Sympathie für die Orientvölker getragene Politik Lenins erhalten leiben, damit sich, auf der Grundlage der nationalen Selbstbestimmung, das Verhältnis Rußlands „zur Türkei, zu China, Persien, Afghanistan und dem esamten Orient" weiter befestige (Rykow). Die Freundschaft mit den Völkern les Ostens sei nicht der Ausdruck einer Augenblickssituation, sondern eine der Grundlagen der Politik der Sowjetregierung. Dagegen sei der Bankrott des Versailler Friedens der charakteristische Zug der gegenwärtigen Lage (Kamenew).

Entsprechend wird der Eintritt Rußlands in den Völkerbund auf das estimmteste verworfen[4]). Das System von Versailles wird auch von der ussischen Politik als absolut entgegengesetzt betrachtet. Schon scheint sich eine Annäherung zwischen Rußland und den baltischen Staaten — d. h. deren Zurück-beziehung in die östliche Sphäre — zu vollziehen: die Warschauer Konferenz Mitte Februar) ist an dem Widerspruch Estlands, Lettlands und Finnlands, sich mit dem Vasallen der Westmächte tiefer einzulassen, gescheitert und soll vielmehr durch eine Kownoer Konferenz weitergeführt werden, an der das polen-eindliche Litauen teilnehmen würde, zu dessen Gunsten Rußland schon mehr-ach interveniert hat: zuletzt durch Einsprache gegen die Regelung der Memel-rage durch den Völkerbund. — So stoßen die entgegengesetzten Welten des Ostens und des Westens bereits auf ehemals deutschem Boden aufeinander.

Der Fortschritt der Begebenheiten zeigt sich zunächst in der problematischen Stellung der unmittelbar an Rußland angrenzenden Klientelstaaten des Westens: Polens und Rumäniens, welch beiden das französisch-tschechische Vorprellen, um Moskau zu gewinnen, sehr ungelegen kam. Sie stehen und fallen einerseits mit dem englisch-französischen Einvernehmen, auf das sie gegründet worden sind, und würden andererseits doch in einem Zusammenstoß dieser Mächte mit Rußland (den gerade jenes ihr Einvernehmen heraufzuführen droht) am meisten exponiert sein. Als ein hochkomisches Mittel wirkt es, wenn Rumänien sich angesichts dieser seiner Lage als der wahre Erbe der byzantinischen Idee seit 1400 aufwirft: es kann abgewartet werden, wie sich auf dem geplanten „internationalen" Byzantinistenkongreß zu Bukarest diese Identität des Byzantinismus mit der der „moralischen Gemeinschaft" der im Sinne des Westens durch den Weltkrieg geeinigten Völker zur Darstellung bringen wird[5]).

IV.

Nicht in der Kraft dieser Klientelstaaten der europäischen Depressivzone liegt es, zu so hohen historischen Titeln im Fortgang des großen ost-westlichen Problems Zuflucht zu nehmen. Von ganz anderer, repräsentativer Bedeutung

[4]) „Iswestija" (Moskau, 20. Februar 1924): Der Völkerbund sei nichts weiter als ein Instrument der imperialistischen Mächte zur Unterdrückung der kleinen Völker; Rußland habe nichts mit ihm zu schaffen.

[5]) Deutschland wurde unter Berufung auf jene moralische Gemeinschaft von der Teilnahme ausgeschlossen (Kritik dieses Verhaltens in den Verhandlungen der bayrischen Akademie der Wissenschaften).

aber erscheint die Stellung Italiens. Das liberale Italien war eine Dependen der Westmächte, wie der Weltkrieg vollends erwiesen hat. Das faszistisch Italien sucht eine selbständige Haltung zu gewinnen. Auch Mussolini hat di Erfahrung machen müssen, über die Deutschland noch heute nicht hinaus gekommen ist, daß es unmöglich ist, dadurch, daß man sich als ein Keil in die englisch-französische Entente einschiebt, eine feste politische Stellung zu erreichen. Im Osten des Mittelmeers (Korfu) von England, im Westen (Tanger von Frankreich zurückgestoßen[6]), hat Italien durch die gleichzeitige Verein barung mit Jugoslawien und Anerkennung Rußlands Schritte zu einer neuen Orientierung getan: es hat sich an den Mächten des Ostens einen Rückhalt zu schaffen begonnen[7]). Schon aus der englisch-italienischen Parallelaktion Rußland gegenüber sind Mißhelligkeiten zwischen den beiden westlichen Nationen ent standen, die dann in den Reden Mussolinis über den Ausbau der italienischen Flotte weiterklangen. Das gegen Frankreich gerichtete italienisch-spanische Intermezzo vom Herbst 1923 verliert damit an aktuellem Gewicht. Von einer wirklichen Einkreisung Frankreichs unter englischen Auspizien war eben niemals die Rede gewesen. So scheint Italien auf dem Wege zu sein, die historische Rolle zwar nicht des alten Rom, wohl aber etwa Venedigs wiederaufzunehmen sich zwischen den Imperien des Westens und des Ostens in eigentümlicher Mittel stellung zu behaupten. Im Innern wäre das System der faszistischen Diktatur auf parlamentarischer Grundlage — eben jetzt geht Mussolini daran, beide Ideen miteinander zu verbinden, indem er (allerdings mit einem ad hoc zurecht gemachten Wahlverfahren) den Faszismus der Volksentscheidung unterwirft — der Ausdruck einer sich allmählich schärfer entwickelnden Stellung Italiens im Staatensystem. Der Faszismus habe bereits, wie der Minister in einer seiner Wahlreden rühmt, obwohl ein typisch italienisches Phänomen, das Aussehen eines Weltexperiments gewonnen: als die Verneinung jeder demokratischen und sozialpolitischen Ideologie stelle er sich dar. — Wiederum bleibe es den zum Mittelpunkt im schlechtesten Sinne, zum absoluten Indifferenzpunkt zustrebenden Gesinnungen, wie sie in Frankfurt gepflegt werden, überlassen, diesen Kampf des Ostens und des Westens an Hand der Reden Mussolinis als den der bloßen Gewalt gegen die bloße Idee anzusprechen und sogar zu erklären, daß die Mitte Europas bereits aus der moralischen Defensive gegen die Anmaßungen der westlichen Siegerstaaten zu einer unmoralischen Offensive gegen den nunmehr friedfertig und abhilfebereit werdenden Charakter derselben über gegangen sei.

V.

In dem Augenblick, da der deutschen Nation die Entscheidung darüber zurückgegeben worden ist, wie sie ihre eigene Stellung in dem bezeichneten Mächteumkreis aufgefaßt haben will, ist noch einmal der Mann in den Mittel-

[6]) Nach Veröffentlichungen des englischen Arbeiterorganes scheint Italien durch ein sehr ostensibles Anerbieten dann noch einmal versucht zu haben, Frankreich näher zu sich heran und von England abzuziehen: offenbar doch, bevor es sich zu dem Schritt mit Jugoslawien und Rußland entschloß.

[7]) Hiermit mag auch die augenblickliche Erkühlung des italienisch-rumänischen Verhältnisses zusammenhängen, von der anläßlich der Absage des rumänischen Königsbesuches in Rom berichtet wird.

unkt ihres öffentlichen Lebens getreten, in dessen Händen ihr Dasein während er Jahre gelegen hat, wo sie von der Welt am meisten gefürchtet wurde: udendorff. Der Prozeß gegen die Führer in dem Münchener Novemberaufstand, essen Höhepunkt ohne Frage die große Verteidigungsrede dieses Generals ildet, verläuft gleichsam als ein vorspielender Akt objektiver Klärung der Verältnisse vor der nachfolgenden subjektiven Wahlentscheidung der Nation. Keine arlaments- oder Literatenrede seit dem Kriegsausgang hat den Stil dieser Aanifestation erreicht, keine hat so tief in die wirklichen Verhältnisse hineineleuchtet, Trieb und Gegentrieb der maßgebenden Tendenzen aufgedeckt. Damit st ein Licht auf unsere Lage gefallen, wie es sich nur im Geist eines willenstarken, auf die historischen Elemente des Daseins zurückgehenden Politikers ammeln kann. Auch wer — wie wir es müssen — manche der Grundideen, n welchen sich für den Feldherrn das Erlebnis des Weltkrieges niedergeschlagen tat, für formlos, mehr noch, für destruktiv hält, wird die geistige Kraft dieser prache anzuerkennen haben, die sich dem in seine eigene unendliche Vervorrenheit (die er als Tiefe ausgibt) verliebten, von sozialen und seelischen Erlebnissen geschwängerten Jargon unserer Tage so schneidend entgegensetzt. Mag denn auch die demokratische und die ultramontane Presse darüber streiten, ob der General in Wahrheit ein Landsknecht („Frankfurter Zeitung") oder ein Feldwebel („Germania") sei: der Chorus muß ja da sein, und er ist in Deutschand immer rebellisch gegen die Größe und selber die Inkarnation vollkommener Ehrfurchtslosigkeit gewesen.

„Ich glaubte an eine Tat": in diesen einfachen Worten hat Ludendorff die Summe der Beweggründe zusammengefaßt, die ihn bestimmten, sich der nationalsozialistischen Erhebung in München anzuschließen. Glaube und Tat: diese einsten Leidenschaften jedes großen Politikers wollte er zusammenzwingen, um das Schicksal Deutschlands zu wenden. Eingeengt, gestachelt von feindlichen oder halbfeindlichen Gegenbestrebungen heterogenster Art, hat er zwar selber nur ins Leere gegriffen und sich in einer Art großartiger Weltfremdheit befangen. Aber als ein Symbol wirkt es doch, wie er, im Straßenkampf zuschreitend auf die gegen ihn feuernde Reichswehr, fast allein in vorderster Reihe unverletzt blieb, gefeit gleichsam gegen die Wirrnisse des Tages und erhaben noch — auch über die eigenen Irrtümer.

Glaube und Tat: wenn es ein gegenwärtig — und selbst hierauf noch — amtierender Reichsminister (der Reichsarbeitsminister Brauns) für erlaubt gehalten hat, diese Rede als „echt preußisch" zu denunzieren — man erkennt an solchen Entschlüpfungen, wie preußenfeindlich Reich und Preußen regiert werden —, so hat derselbe allerdings — nur mit umgekehrtem Wertzeichen — ganz recht: denn preußisch war das Bewußtsein in der Tat, aus dem heraus Ludendorff seine Gegner angegriffen und in die Winkelzüge ihrer Politik verfolgt hat.

VI.

Dabei treten nun aber zwei Hauptrichtungen hervor, gegen die er sich, in unterschiedlicher Weise freilich, wandte: die ultramontan-demokratisch-sozialistische, von deren Bekämpfung er ausging, und die alldeutsch-deutschnationalbayrische, die er mehr in Dienst zu nehmen, als zu vernichten suchte, gegen die er dann aber den eigentlichen Schlag zu führen sich hat bestimmen lassen.

Für den ersten der beiden Gegner — dessen politische Grundfarbe mi
Recht die schwarze für ihn war — griff er zunächst auf die Jahre 1919/192(
ja noch weiter, auf die Kriegsjahre zurück, in denen er es selber mit de
Opposition Czernin-Erzberger zu tun gehabt hatte (aus der Fühlung, in de
dieses Lager mit dem Vatikan stand, leitete er die Deutschfeindlichkeit de
letzteren während des Krieges ab: und sollte das Papsttum gegen einen Sie
des Deutschlands L u d e n d o r f f s wirklich ganz neutral gewesen sein?). Di
Erstaunlichkeit, wie weit sich ein Politiker vom Schlage Dr. Heims ausweislic
der von Ludendorff verlesenen brieflichen Dokumente auf die separatistisch
Idee eingelassen hat, wird nur noch von derjenigen der Antwort Heims übe
troffen, in der er erklärte, daß das „im besten Sinne deutsche Politik" gewese
sei. Wir kennen diesen spezifisch oberdeutschen „Reichspatriotismus" aus lang
zurückliegenden Tagen, ohne ihn doch für so fortwirkend gehalten zu haben

Über den Separatismus (da die ihm zugrunde gelegte antibolschewistisch
Front nicht zustande kam — ein Verdienst übrigens der norddeutschen Demo
kratie zu Zeiten Noskes! —) ist man dann zum Föderalismus übergegangen
es gebe einen herrlichen Weg, schrieb Heim (am 7. Juli 1920) dem Grafe
Bothmer, den auch viele akzeptieren könnten, und das sei die Brechung de
Vormachtstellung Preußens durch ein streng föderalistisch gegliedertes Deutsch
land (mit Kommandogewalt bei den Ländern). Das sei ein Programm, das ei
Deutscher vertreten könne, und Frankreich würde damit die Vormachtstellun
Preußens für alle Zeiten brechen. Preußen sollte füglich aufgelöst und ein übe
wiegend katholischer Komplex von Köln bis München (ja womöglich bis Wien
geschaffen werden.

Wie wenig es sich bei solchen Tendenzen aber um bloße Velleitäten, sonder
vielmehr um noch heute unterirdisch weiterwirkende Bewegungen handelt, geh
vor allem aus dem Verhalten des gegenwärtigen Reichskabinetts hervor, das sic
entschlossen hat, vierzehn Tage nach den Reichstagswahlen die Abstimmun
über das Verbleiben Hannovers im preußischen Staatskörper herbeizuführen. E
kann auch nicht verwehrt werden, die Besprechungen, die der Reichskanzle
und Zentrumsführer Marx mit dem bayrischen Ministerpräsidenten Knilling i
Bad Homburg gehabt hat, gleichfalls auf analogen Grundlagen anzunehmen
Enthält doch auch die kurz zuvor eingegebene Denkschrift der bayrische
Regierung, betreffend die Umgestaltung der Reichsverfassung, Vorschläge, di
in der föderalisierenden Auflockerung des Reichsgefüges (besonders in de
Militärfrage) sehr weit gehen.

Gewiß kann man diese Männer und die hinter ihnen stehenden Parteie
nicht als schlechtweg reichsfeindlich bezeichnen. Aber auch von ihnen gilt doc
noch der Satz, den Bismarck in bezug auf ihre Vorgänger gesprochen un
Ludendorff in bezug auf sie selber wiederholt hat: Reichsfeinde, theoretisc
und absolut, seien diese Herren nicht, aber das Reich, wie wir es haben, pass
ihnen nicht. Nimmt man nun den übernationalen, den „katholischen" Einschla
in diesem politischen Denken und Wollen hinzu, so kommt das gegenwärtig i
Deutschland herrschende System in seinen Grundzügen zustande: einer au
weitergehende Föderalisierung, d. h. auf Lockerung des inneren Reichsgefüge
abzielenden Politik entspricht es nach außen, daß sie sich mehr auf de
Begriff der V ö l k e r gemeinschaft als den der V o l k s gemeinschaft stützt. So

at der Reichskanzler Marx anfang dieses Monats warnend davon gesprochen, aß es, leider auch im katholischen Lager, manche gäbe, die eine Neugeburt)eutschlands von einer nationalen Begeisterung für die Wiedererringung (?) der eutschen Vorherrschaft erhofften; während doch der völkische Gedanke, wenn r weitere Kreise des Reiches ergreifen würde, den Untergang Europas (!) herbeiihren müßte; schon sei die nationale Idee, so fällt der — auch sonst gern ach amerikanischen Gesichtspunkten sich orientierende — Kardinal Faulhaber em Reichskanzler bei, auf einer Bahn begriffen, ähnlich der des Ku-Kux-Klan; nd der — schon zitierte — Reichsarbeitsminister nennt den „nationalen Gott" chlechthin einen „heidnischen Götzen"; die „Germania" hebt diesen Satz im perrdruck hervor (während ihn die „Frankfurter Zeitung" unterdrückt)[8]. Demegenüber stellt der Reichskanzler aber auch ein positives Programm auf: „Was vir brauchen, ist Liebe, Liebe zu unserm armen, unglücklichen Volke und auch iebe, soweit sie in Empfang genommen wird, zu den Angehörigen anderer 'ölker." Wahrlich, wie lange noch wird die Nation diese „der Liebe, soweit ie in Empfang genommen wird" bedürftigen Männer an der Spitze der legierung dulden, wie lange noch den in weinerliches Betteln um das Aitgefühl anderer Völker versteckten Hohn auf die eigene Existenz ertragen?

Hier mündet diese Politik in die von uns zuvor bezeichneten auswärtigen Zusammenhänge ein. Wird der gegenwärtig vorwaltenden, von einem spezifisch „deutschen" Ultramontanismus getragenen Völkergemeinschaftsidee die Kraft nnewohnen, sich inmitten der Antinomien des Westens und des Ostens durchusetzen? Wo überhaupt hofft sie denn Boden zu finden, wer soll „die Liebe n Empfang nehmen"? Oder krankt sie nicht vielmehr an einem allgemeinen eistigen Platzmangel? Bezeichnend ist es, daß der Reichsaußenminister Stresenann, der sich dieser Richtung zur Verfügung gestellt hat, unter sehr deplaierten Hinweisen auf die — in Wirklichkeit doch eben nirgends sichtbare — „moralische Isolierung Frankreichs" die Nation auf eine nahende Erlösung hnlich der durch den — Wiener Kongreß vertröstet! So sehr man sich auch ragt, was er damit eigentlich gemeint haben möge (Front gegen Frankreich oder westeuropäisch-süddeutsche Front gegen Preußen und Rußland?): in jedem Fall kann das Ergebnis der Prüfung nur die Feststellung einer tiefen Verworrenheit in der historischen Bildung des Ministers sein.

VII.

In die Totalität der Irrungen unseres Daseins aber führt erst die Obacht uf die andere, von Ludendorff bekämpfte politische Richtung, die, wenn er echt gesehen hat, aus alldeutschen und spezifisch bayrischen Tendenzen merkwürdig zusammengeflossen ist. Der in diesen Kreisen erwogene Gedanke einer lirektorialen Diktatur erscheint gleichfalls in Verbindung mit Gedanken über ine territoriale Umgestaltung Deutschlands. In dem unitarischen Zuge, den

[8]) Zu einem „Gott" ist die Nation gerade von protestantischer Seite, über deren echt preußisches Nichtverstehen alles Katholischen" sich die Ultramontanen — unter Versicherung, daß ihre „Geduld" endlich erschöpft sei — beklagen, nicht gemacht vorden: man denke nur an Luthers grundsätzliche und praktisch betätigte Scheidung ler religiösen von der nationalen Sphäre. Einen „Götzen" freilich hat man die Nation von dieser Seite auch nicht genannt.

Ludendorff an dem Programm des alldeutschen Führers Claß hervorhebt, fällt die — daraus doch wohl resultierende — Auflösung oder Schwächung Preußens um so stärker auf, als gleichzeitig eine schärfere Betonung des bayrischen Elements — selbst an ein wittelsbachisches Kaisertum soll Claß gedacht haben — Platz findet. „Die Bayern sollen die Preußen sein“: so etwa ließe sich die Parole formulieren.

Man versteht, wie die Kreise um Kahr und Lossow diesen Gedanken mit Sympathie aufgreifen konnten. Es würde gegen den an sich sehr gesunden Plan einer Verständigung Bayerns eben mit Norddeutschland im deutsch-nationalen Sinne auch wenig zu erinnern sein, wenn diese Verständigung von Bayern eben mit — Preußen gesucht, nicht aber mit einer gegen Preußen gerichteten Spitze ausgestattet worden wäre. In dieser bayrisch-völkischen Idee dagegen steckt — vom Standpunkt einer wahrhaft föderalistischen Gesinnung beurteilt — eine Unreinlichkeit. Es dürfte geradezu das Hauptverdienst Ludendorffs gewesen sein, auf die absolut destruktive und, wie uns scheint, vor allen anderen Gefahren kommende Antinomie von preußischem und deutsch-nationalem Denken den Finger gelegt zu haben. Mit tiefem historischem Recht hat er den § 18 der Reichsverfassung, der den Bestand der Einzelstaaten der Möglichkeit einer Volksabstimmung, d. h. den Umtrieben der Parteien, unterwirft, und der auch dem Denken dieser nationalen Kreise nicht fremd ist, als den eigentlich drohenden Todeskeim der deutschen Machtstellung bezeichnet.

Denn der Primat des Parteigedankens über den Staatsgedanken zeigt sich hier bei diesem Alldeutschtum im Grunde ebenso wie bei dem Ultramontanismus. Es ist doch klar, daß die Spitze gegen den Staat Preußen vornehmlich eine Spitze gegen die zurzeit in Preußen regierenden Parteien der Linken und der Mitte bedeutet. Weil Preußen derjenige Einzelstaat ist, in dem sich die große Koalition schon zu einer gewissen Festigkeit eingelebt hat, will man die geschichtliche Einheit Preußens in Deutschland aufgehen lassen. Man möge sich in gewissen, sonst sehr empfindlichen Kreisen einmal fragen, wie es aufgenommen werden würde, wenn umgekehrt von Preußen aus das Problem der bayrischen Staatseinheit mit ähnlicher Intensität zur Diskussion gestellt würde? Vor allem aber soll man sich hüten, in einem Atem die alte Triasidee von 1848 als die gesündeste deutsche Staatsidee zu bezeichnen und zu behaupten, daß man das Deutschland — Bismarcks wiederherstellen wolle (wie es z. B. unlängst ein namhafter Spezialist für bayrische Geschichte getan hat). Der preußische Staat ist der Körper, den sich der evangelische Geist der Nation gebaut hat und mit dem dieser Teil der Nation stehen oder untergehen wird. Angriffe gegen seinen Bestand würden an Zusammenhänge von einer Tiefe rühren, in der der nationale Genius sich selbst nicht mehr wieder zu erkennen vermöchte.

Es muß auch offen ausgesprochen werden, daß, weil die Staatsidee den Vorrang vor der Parteiidee (und sei sie noch so „national“, ja alsdann vor der „Nationalidee“ selber) hat, hier jede Partei recht ist, die den Staat verteidigt — aus welchen Gründen auch immer (das wäre erst die zweite Frage). Es macht den allerpositivsten Bestandteil der Sozialdemokratie aus, daß sie — die Einheit Preußens verteidigt, daß sie vor allem in der hannoverschen Frage feststeht.

So ist der — wie immer auch gedachte — „Marsch nach Berlin“ aus dem Süden mißglückt. Nationalsozialisten, Alldeutsche und Bayern mußten

urückweichen: wir möchten sagen nicht vor der Reichshauptstadt, sondern vor ier Hauptstadt Preußens. Ganz sichtbar, daß vor allem die Umbildung der ›reußischen Regierung nicht gelungen ist, während das Reichs-ninisterium (Stresemann) in der Tat zur Strecke gebracht werden konnte. Denn o scheint doch der Hergang gewesen zu sein: Kahr und seinen Leuten wurde n Berlin vorgestellt, daß man ihrer Allianz mit den Leuten um Hitler wider-tehen würde (Mission Seißers nach Berlin, 6. November). Daraufhin zogen Kahr und Lossow die Verständigung mit Seeckt ihrem — ja an und für sich lisparaten — Bündnis mit Hitler vor. Und Hitler, der die veränderte Taktik witterte, suchte durch einen Gewaltstreich die bayrische Regierung bei sich estzuhalten. Ergebnis: sowohl die alldeutschen wie die deutschvölkisch-national-sozialistischen Kampfverbände vermochten sich gegenüber der Reichswehr nicht lurchzusetzen.

VIII.

Seeckt, gegen dessen Leben eben damals ein Attentat geplant war — ein Plan, der, soweit bisher verlautete, nicht ohne Teilnahme aus alldeutschen Reihen erwachsen ist[9]) —, hat das Feld behauptet. Der Staat ist über die völkische Bewegung beider Richtungen Herr geblieben.

Und dennoch: der Angriff, den Ludendorff — wohl der eigentliche Antipode Seeckts — gegen diesen versucht hat, war in einer Hinsicht sehr tief angelegt. Auch Ludendorff ist ja Preuße. Man kann sich nicht preußischer ausdrücken, als eben er es, im Kampf sowohl gegen den demokratischen Ultramontanismus wie gegen den alldeutsch-bayrischen Direktorialismus, getan hat. Es bezeichnet seine Stellung vielmehr, daß gerade er die völkische Idee so unbedingt preußisch akzentuiert. Aber eben die völkische Idee führte er nun nach seiner Weise gegen Seeckt vor. Und damit rührte er, so möchte man sagen, an die innere Grundstellung dieses Generals. Seeckt selber ist noch nicht an und für sich mächtig. Sondern er und die große Koalition stehen sich sozusagen wechsel-seitig im Gefolge. Seine Stellung ist Seite an Seite mit denjenigen Parteien, die zwar bis zu einem gewissen Grade Preußen, nicht aber das Reich haben regieren und die damit doch auch die eigentliche, natürliche und geschichtliche Mission des stärksten Einzelstaates, der führende, d. h. der die Einheit des Ganzen gestaltende und sichernde Staat zu sein, nicht haben verwirklichen können. In Betracht der über das „preußische Wesen" in diesen Parteien gang und gäben, oben gekennzeichneten Anschauungen der regierenden Parteien möchte man geradezu sagen, daß sie Preußen wider Willen regieren, daß in Preußen Regierung und Opposition dasselbe sei, daß der Geist dieses Staates sich nur leidend zu verhalten vermöge. Und hier korrespondiert die Leiden-schaft seines großen Exilierten: von außen her, von Bayern, von irgend woher also wollte er die Idee allererst in ihn zurückbringen, ihn, durch die völkische Bewegung, positiv revolutionieren.

Reicht die völkische Idee aber, wie Ludendorff geglaubt hat, zu so großem Berufe, sich mit der preußischen zu vermählen, aus? Wir gehen hier nicht auf

---

[9]) Hierüber werden vielleicht die Prozeßverhandlungen gegen die Attentäter noch nähere Aufschlüsse bringen.

ihr inneres geistiges Ausmaß ein[10]). Ist es aber überhaupt möglich — auch nur für einen Augenblick —, so fern von der faktischen Staatswirklichkeit, zu halten, wie Ludendorff es getan hat, und alles von der geistigen Macht zu erwarten, die von unten heraufbrechen soll, um die Staatsgewölbe zu reinigen, ohne sie dabei doch zu zerstören? Nur in einem Fall vielleicht kann das geschehen: wenn sich die Volkskraft zugleich in gewaltiger Bewegung nach außen kehrt: wie es in den Kriegen der französischen Revolution geschah. Daß dies in Deutschland zurzeit unmöglich ist, ist wohl der tiefste Grund für die Katastrophe, die Ludendorff erlitten hat, während sein Gegner Seeckt auf der Wirklichkeit der Lage fußt. Die napoleonische Stunde war nicht da.

Zur Charakterisierung der außenpolitischen Auffassungen derjenigen Kreise, die die Weimarer Verfassung beseitigen wollten, genüge es, auf einen Artikel eines führenden alldeutschen Organs, der „Deutschen Zeitung", hinzuweisen (4. März 1924), in dem der Gesichtspunkt, die Entfremdung zwischen Frankreich und England auszunützen, vorgetragen und von einer europäischen Umgruppierung gesprochen wird, die angeblich gerade im Gange gewesen sei — so zwar, daß, „anfangend bei Spanien und Italien und endend bei den russischen Randstaaten der Ostsee", alle Staaten nur auf den Augenblick gewartet hätten, da sie sich auf Englands Seite hätten schlagen können —: als die deutsche Politik mit Stresemann den Kurs gewechselt habe! Gegenwärtig dürfte von dem Verhältnis der angezogenen Staaten zu England wohl so ziemlich das Gegenteil richtig sein. Oder ist das etwa erst durch — Stresemann bewirkt worden?

Ebenso unmöglich, wie die rein demokratische Unterordnung unter den westlichen Gemeinschaftsgedanken ist doch diese Spekulation der Nationalisten auf ein innerwestliches Zerwürfnis. Man muß eben Amerika völlig außeracht lassen, um den Sinn der französisch-englischen Allianz so flach zu sehen, daß sie von einer unbewaffneten Macht, wie Deutschland, schon ins Wanken gebracht werden könnte. Vielmehr gilt es für Deutschland, sich im Rahmen seiner militärischen Möglichkeiten zu halten, d. h. bei strenger militärischer Zurückhaltung die politische Vernunft dazu anzustrengen, daß sie vorerst den Boden schaffe, auf dem wir — auch mit schwacher Rüstung — uns behaupten und, womöglich, trotzen können. Die Politik muß selbst zur Waffe werden, statt zugunsten der Waffe, mit einem vorzeitigen Appell an diese, abzudanken.

Und ist unsere Lage denn so ganz verzweifelt auf alle Zeit? Hat das französisch-englische Verhältnis nur einen Sinn gegen uns? Von Frankreich aus gesehen, mag es sein. Aber es kommt auf England an. Möge England selber sehen, wohin es durch sein Verhältnis zu Frankreich geführt wird. Und mögen Amerika und Rußland, die beiden Alliierten Englands im Weltkrieg, sehen, ob sie dadurch, daß sie sich mit England gegen Deutschland zusammenschlossen, eine Weltordnung begründet haben, die „besser" ist, als es die alte war.

Daran, daß wir selber jene Weltordnung niemals innerlich ertragen werden, brauchen wir nirgends Zweifel zu lassen. Wir können und müssen es ebensowohl ablehnen, zwischen Frankreich und England Entfremdung stiften zu

[10]) Vergl. dazu etwa die vor kurzem herausgegebenen Richtlinien der „völkischen Ziele der deutschnationalen Volkspartei": z. B. Reinigung der deutschen Wissenschaft und Kunst von allem Artfremden, Durchdringung mit dem Geist germanischem Volkstums usw.

ollen (frankophil, beziehungsweise anglophil zu sein — wie alle bisherigen eutschen Regierungen), als auch, uns mit der Idee ihrer Gemeinschaft, dem ölkerbund, irgendwie gemein zu machen. Aber sollen wir, die exponierteste ation, vorangehen, um dieses System, das nicht wir geschaffen haben, anzureifen? Ist es unser unwürdig, statt, wie im Weltkrieg, in vorderster ront gegen die Welt, nunmehr in ihrem tiefsten Hintergrund u stehen?

In einer Tiefe aber alsdann, in welcher wir, statt, bellikos oder pazifistisch, en Umkreis der andern zu begehren, die Kraft, die wir nach außen schonen, ach innen um so rücksichtsloser und besonnener gebrauchen! Nur ein Deutschnd, das seine innere Gestalt wiederformt, seinen Glauben erhält und seinen Villen ausgräbt, wie einen Schacht, kann es wagen, die Tage abzuwarten, die em System von 1919 zugemessen sind.

Das erste Werk aber, das einer neuen aus den Wahlen hervorgegangenen eichsregierung obliegen würde, wäre die Beseitigung jenes Paragraphen der Veimarer Verfassung, welcher dem Fortbestand Preußens im Reiche entgegenteht: denn auch wo keine aktuelle, besteht doch weiter eine prinzipielle Gefahr. Nur ein wieder grundsätzlich und rechtlich feststehendes Preußen könnte, mit Bayern vereint, den Versuch einer nationalen Belebung wiederholen, der durch ie verworrenen Bestrebungen des letzten Jahres gescheitert ist. Dazu müssen ie Parteien genommen werden, wie sie sich geben, ohne Rücksicht auf ihren Geist". Denn nur darin, „über die Störungen der Erscheinung im Geiste inausblicken zu können, wird, nach dem Worte eines unserer tiefsten Staatslenker, die Fähigkeit erworben, die weltlichen Dinge, wie sie dermalen voriegen, tätig zu behandeln"[11]).

Zurzeit München, 20. März 1924

Otto Westphal

Druckfehler-Berichtigung.

In dem Politischen Berichte (Österreich) der Märznummer sind folgende Druckfehler zu berichtigen: S. 215, 4. Zeile von oben, statt „Zentralisierung" „Regierung"; S. 218, 10. Zeile von unten, zwischen den Worten „jetzt" und „der" ist einzuschalten „während"; S. 219, 9. Zeile von oben, ist zwischen den Worten „der" und „liberalen" einzuschalten „englischen"; S. 219, 5. Zeile von unten, statt „übungslos" „reibungslos".

---

[11]) Dahlmann, Politik, S. 294.

Büchereinlauf

Rezensionsexemplare und Ansuchen um Besprechung sind ausschließlich an den Drei Masken Verlag A.-G., München, Karolinenplatz 3, zu richten.

Der Bürger. Roman von Leonhard Frank. Berlin, Der Malik-Verlag.

Mozart. Ein Künstlerleben. Roman von Ottokar Janetschek. Berlin, Verlag Richard Bong.

Historische Zeitschrift. Herausgegeben von Fr. Meinecke u. Fr. Vigener. 129. Band 3. Folge. München u. Berlin, Verlag v. R. Oldenbourg.

Hermann Volz. Sein Leben und Schaffen. Von Jos. Aug. Beringer. Karlsruhe in Baden 1923, Verlag E. F. Müller.

Die Entstehung der deutschen Republik. Von Bruno Stümke. Frankfurt a. M. 1923, Verlag von Willy Ehrig.

Fürst Kaunitz-Rittberg als Staatsmann. Von Georg Küntzel. Frankfurt a. M. 1923, Verlag von Moritz Diesterweg.

Börries, Freiherr von Münchhausen. Drei Idyllen. Gesellschaft der Freunde der deutschen Bücherei, Leipzig.

Das Problem des Bewußtseins in der Philosophie Kants. Eine erkenntnistheoretische Untersuchung der Grundlagen des Denkens und des Seins. Von F. W. Garbeis. Wien u. Leipzig 1924, Verlag Wilhelm Braumüller.

Die Erlösung im Geist. Das philosophische Bekenntnis eines Ungelehrten. Von Erwin Reisner. Wien u. Leipzig 1924, Verlag Wilhelm Braumüller.

Kultur und Sprache. 3. Band. Das dichterische Kunstwerk. Von Emil Winkler. Heidelberg 1924, Verlag Carl Winter.

Die Verhandlungen des großdeutschen Gedankens. Von Willy Andreas. Stuttgart-Berlin, Deutsche Verlagsanstalt.

Versailles. Von Dr. Karl Hauschild. Wien 1924, Österreichischer Schulbücherverlag.

Der katholische Gedanke. Gottgeheimnis der Welt. Drei Vorträge über die geistige Krisis der Gegenwart. Von Erich Przywara S. J. München 1923, Theatiner-Verlag.

Ausführliche Besprechung der hier angezeigten Bücher bleibt vorbehalten. Rücksendung unverlangt eingeschickter Bücher findet nicht statt.

Die hier angezeigten Bücher können durch folgende Buchhändler bezogen werden:

Wilhelm Braumüller & Sohn, Wien, I., Graben 21.

Gerold & Comp., Wien, I., Stephansplatz 8.

Hugo Heller & Cie., Wien, I., Bauernmarkt 3.

R. Lechner (Wilhelm Müller), Universitätsbuchhandlung, Wien, I., Graben 31.

DER OBELISK
LITERATURBLATT

J. E. Poritzky (Berlin)

Balzac

Wer ihn zuerst durch die Statue Rodins kennen lernt, glaubt einen ringenden Gott zu sehen, keinen Menschen; einen Gott, der sich aus lem Chaos löst und der die lästigen irdischen Hüllen abstreift, die er eine Veile getragen. Diese Statue stellt in der Tat einen Prometheus dar, der in den Himmel hinaufzurufen scheint: „Hier sitz ich, forme Menschen nach meinem Bilde, ein Geschlecht, das mir gleich sei, zu leiden, zu weinen, zu genießen ınd zu freuen sich und dein nicht zu achten wie ich!“ Nur ein Titan wie Balzac vermochte eine solche Riesenarbeit zu vollbringen, vermochte eine solche bunte, von den mannigfaltigsten Gestalten bewegte Welt aus dem Nichts hervorzurufen.

Taine hat in seiner Studie, die er über Balzac geschrieben hat, bis auf Shakespeare zurückgehen müssen, um einen Ebenbürtigen zu finden, und dieser Vergleich ist wirklich gerecht; gerechter und gemäßer als der Vergleich mit Goethe, den Hugo von Hoffmannsthal gezogen hat. Die Welt Balzacs weist nicht jene harmonischen Proportionen auf wie diejenige Goethes. Andere Forscher haben in ihm ein würdiges Pendant Napoleons gesehen, und Zola findet überhaupt keinen Menschen, dem Balzac vergleichbar wäre; er sieht in ihm einen herkulischen Gott. Soweit Vergleiche überhaupt etwas sagen, gibt schon dieses Bemühen der Balzac-Kenner, ihn mit drei der größten Genies aller Zeiten in Analogie zu bringen, ein Bild seines ungefähren Wertes.

Das hat aber natürlich die Zeitgenossen nicht gehindert, ihn zu behandeln, als wäre er ein besessener Idiot. Kein Schriftsteller ist mehr verleumdet und mehr angespien worden als er. Er ist unter Hohngelächter groß geworden, ohne eine wahre Stütze zu haben. Wenn man die Essays jener Zeit über ihn liest, bleibt man verdutzt über soviel Dummheit und Mißtrauen. Derselbe Balzac, der einst gesagt hatte, seine beiden einzigen und ungeheuersten Begierden seien die: berühmt zu sein und geliebt zu

werden, schreibt später das bittere Wort nieder: „Ruhm heißt für 12.000 Francs Artikel und für 10.000 Taler Diners," und in betreff der Liebe: „Die geheuchelte Liebe ist vollkommener als die echte." Heißt das nicht, die Welt in- und auswendig kennen? Und wenn sie ein so schöpferisch begnadeter Geist gestaltet, wird man, indem man sich von ihm durch seine Provinzen geleiten läßt, neben dem eigenen ein anderes, größeres und reicheres Leben leben. In dieser Welt lernt man bald die Dinge sehen, wie sie in Wirklichkeit sind, und wenn das für die optimistische Weltanschauung auch keinen großen Gewinn bedeutet, so bekommt man dafür eine gewisse Resignation geschenkt, eine Art konfessionsloser Schicksalsreligion, die das Leben doch wieder erträglich macht.

In allen Krisen des Daseins wird man sich an Balzac erinnern, und man wird mit allen Leiden, die über einen kommen, sich versöhnen. Man wird seine Entdeckung bewundern: daß Kummer und Schmerz allen Schutt und Kehricht der Seele verbrennen, daß durch Not und Pein die Gefühle sich verfeinern, die Instinkte intensiver reagieren und die Nerven auf ihre äußerste Leistungsfähigkeit gebracht werden. Die befreite Seele gewinnt in dem erschöpften Körper höhere Kräfte. Man trinkt aus Balzacs bitterem Kelch des Lebens eine heilkräftige Medizin und wird mit diesem Trunk im Leibe künftig alles Leid stark und geduldig tragen, nur nicht Erniedrigung und Unfreiheit.

Den Dichtern der großen modernen Städte ist ein pessimistischer Grundzug gemeinsam, der aus ihren Lebensbedingungen entspringt. Der gesteigerte Kampf um die Existenz, der regelmäßige Sieg des Egoismus über alle edleren Naturen und die Maske der Würde, welche dieser Egoismus trägt, der verdoppelte Gegensatz der Klassen, das Kaleidoskopische in fast allen Charakteren, das Mannigfaltige in den Beweggründen zu jeder bedeutenderen Handlung: dies alles muß auch den „ruchlosesten Optimisten", wenn er nur Augen hat zu sehen, an der Richtigkeit seiner Lebensauffassung zweifeln lassen. Vollends wenn er die Psychologie der Weltstadt in einer so suggestiven Weise vorgetragen bekommt, wie es Balzac in seiner Comédie humaine getan.

Balzac ist am 16. Mai 1799 in Tours geboren; sein Vater war Grundbesitzer in der Umgegend, ein bedeutender Mann, der etwas von Rabelais, Montaigne und dem Onkel Toby Sternes in seinem Charakter vereinigte. Seine fixe Idee war: man müsse stets gesund sein, und hundert Jahre seien das normale Alter des Menschen. Diesen Anschauungen getreu, heiratete er erst mit fünfzig Jahren eine ebenso schöne wie reiche, eine ebenso junge wie grundgütige Frau.

1814 siedelten Balzacs Eltern nach Paris über, wo der junge Honoré

udierte. Er hörte Cousin, Guizot und Villemain mit Begeisterung. Dann at er in die Schreibstube eines Advokaten ein, in demselben Augenblick, ls Scribe sie verließ. Mit einundzwanzig Jahren hatte er seine Examina eendet. Sein Vater, eine Art Familienpatriarch, hatte ihm damals bereits en ganzen Plan seines künftigen Lebens vorgezeichnet; selbst die Heirat nd die Höhe der Mitgift waren bestimmt. Der Sohn aber erklärte plötzlich, aß er entschlossen sei, der Literatur zu leben. Zwei Probejahre literarischer ätigkeit wurden ihm zugestanden und, der glücklichste der Menschen, eß sich Honoré in einer elend möblierten Mansarde nieder, wo ihn die ahllosen Gestalten künftiger Komödien und Tragödien, Romane und No-ellen umgaben. Kein Sonnenstrahl fiel in seine freudlose Existenz.

In dieser Lage faßte er einen Plan, der der Anfang seines Mißgeschicks ein sollte, das ihm sein ganzes Leben verbitterte. Balzac, da die zahlreichen omane, die er unter wechselndem Namen schrieb, ihm kaum eine Existenz ewährten und die Angehörigen mißmutig machten, begann, anstatt im ücherschreiben fortzufahren, welche zu verlegen. Man weiß, wie bitter essing für eine ähnliche Idee büßen mußte. Balzacs Idee war gut, aber hatte weder die Mittel noch die Erfahrung, sie durchzuführen. Er war er erste in Frankreich, der jene billigen Gesamtausgaben älterer Klassiker erauszugeben beabsichtigte, ein Gedanke, der späterhin manchen Buch-ändler bereichert hat. Er ließ einen Molière und einen Lafontaine er-cheinen; aber die Buchhändler weigerten sich, die Publikationen eines indringlings auszustellen und zu verkaufen. Nach Verlauf eines Jahres atte Balzac kaum tausend Exemplare abgesetzt, und er sah sich genötigt, eine gewaltigen Vorräte einzustampfen.

Wieder ein neuer Plan: wie Richardson wollte er nun Buchdrucker erden. Sein Vater lieh ihm das Kapital; Balzac vereinigte sich mit einem rucker, der nichts als seine Geschicklichkeit besaß, und schon nach kurzer eit entstanden Geldschwierigkeiten. Balzac hielt jetzt die Erweiterung des eschäfts für das beste Mittel, aus den pekuniären Verlegenheiten heraus-ukommen; er kaufte noch eine Gießerei und stand kurze Zeit darauf vor em Bankrott. Er durchlebte Zeiten so aufreibender Gemütsbewegungen, aß unverwischbare Spuren in ihm zurückblieben. Später hat er in den Verlorenen Illusionen“ diese Kämpfe in ihrer ganzen Grausamkeit mit enialer Feder dargestellt. Zunächst aber ging er seine Eltern um Hilfe n, und sie standen ihm bei, so gut sie konnten. Er verkaufte den ganzen etrieb an einen Freund und stand nun, achtundzwanzig Jahre alt, mit ner enormen Schuldenlast da, und mit dem Gefühl, seinen Angehörigen ngewöhnliche Opfer auferlegt zu haben. An Kleinlichkeiten und Gehässig-

keiten fehlte es nicht, ihm das Leben vollends zur Hölle zu machen. E
hatte wieder nichts als seine Feder.

Von 1827 bis 1836 hat er seine Existenz nur dadurch gehalten, daß
er Wechsel auf Wechsel ausstellte; er hatte genug zu tun, um die wuche
rischen Zinsen bezahlen zu können. Sein Leben war ein Gehenna, und es
nimmt nicht wunder, daß er oft an Selbstmord dachte. Und doch empfing
er inmitten solcher Nöte die Einsicht in sein wahres Können. „Beglück
wünsche mich,“ ruft er seiner Schwester zu, „ich bin auf dem Wege, ei
Genie zu werden.“

Ein neuer Plan war in ihm aufgetaucht; ihn beseelte und befeuerte de
Gedanke, eine grandiose Analyse der sozialen Welt seiner Zeit zu geben
Diese „Etudes des moeurs“ sollten ein Abbild des gesamten gesellschaft
lichen und moralischen Frankreich darstellen, wie keine Zeit noch ei
solches je besessen. Die umfassendste Schilderung der menschlichen Ko
mödie schwebte ihm vor. Er wußte nun, was er wollte. Er hatte da
Material einer Lebenserfahrung gesammelt, die aus bitteren Ereignisse
herausgewachsen war. Er hatte die Tiefen der Gesellschaft und des Men
schenherzens durchschaut. Und in angestrengtester Arbeit, Tag und Nach
an den Schreibtisch gefesselt, vollendet er nun ein Werk nach dem andern
1829 entstanden fünf, 1830 zehn, 1831 sieben, 1832 elf Romane und No
vellen. Sein Stern begann zu leuchten; er erhielt große Summen für sein
Werke. 1833 schreibt er seiner Schwester: „Alles geht gut. Noch einig
Anstrengungen, und ich werde über eine große Krisis triumphiert habe
durch ein schwaches Instrument — eine Feder. Wenn nichts dazwischen
tritt, werde ich 1836 niemandem mehr als meiner Mutter etwas schuldig
sein, und wenn ich an meine Mißgeschicke denke, an die traurigen Jahre
welche ich durchwandert habe, so kann ich mich eines gewissen Stolze
nicht erwehren, daß ich durch die Kraft des Mutes und der Arbeit mi
meine Freiheit erobert habe.“

Es ging aber nicht alles so gut, wie er gehofft hatte. Scherereien un
Prozesse mit den Zeitschriften, an denen er Mitarbeiter war, Kümmerniss
des Herzens, verunglückte Versuche, eine Zeitung herauszugeben, Anklage
gegen die Moralität seiner Werke verbitterten ihm sein Leben und nahme
ihm die Freude an seinem Aufstieg. Und dessen ungeachtet arbeitete e
rastlos weiter an seinem gigantischen Lebenswerk. Dazu kam, daß ihm
das Korrekturlesen eine Menge Zeit stahl, denn er erteilte gewöhnlich ers
nach zwölfmaligem Korrekturlesen die Erlaubnis zum Druck. „Der Sti
allein gibt den Werken Dauer.“

Man kann die fünfzig Bände, die Balzac geschrieben hat und in dene
viertausend Menschen auftreten, nicht ohne tiefe Rührung lesen, wenn ma

aran denkt, welch ein abscheuliches Leben dieser gewaltige Epiker führen nußte. Wenn er, an den Schreibtisch gekettet, die Nächte durchwachte, um einen Namen zu Ehren zu bringen, so stieg ihm das Fieber bis in die Feder. Venn er mittels starken Kaffees und Tabaks den notwendigsten Schlaf ver-cheuchte und sein Genie unbarmherzig ausbeutete, reife und unreife Früchte flückte, so geschah es, um seine Ehre zu bewähren und die Gläubiger sich om Leibe zu halten. Er wußte, wie dem ruinierten Geschäftsmann zumute st, wie dem Spieler, dem Hungrigen und wie dem Verzweifelten, der mit lurchgelaufenen Schuhsohlen das Pariser Pflaster tritt. Er selbst war 3rideau, Marneffe, Hulot, Rastignac, Lucien, Ferragus. Nur er, der selbst o unsäglich unter den Geldsorgen litt, konnte die ganze furchtbare Pathetik les Geldes entdecken. Nur er, der so sehr von seiner Zeit gequält wurde, onnte diese Zeit so unnachahmlich malen. Er fühlte die Peitschen der Manichäer auf seinen Rücken sausen und schuf in Aufbietung einer bewun-lernswürdigen Konzentration Werk um Werk. Alle Qualen seines Lebens grollen mit einem donnernden und tiefen Ausbruch in seiner Gigantomachie.

Und dennoch würde man ihn erniedrigen, wollte man behaupten, daß las Geld der Ansporn seiner Tätigkeit gewesen sei. In ihm war ein gewal-iger Tatendurst, und da er die Welt nicht mehr mit der Waffe erobern konnte — das hatte Napoleon schon getan —, bezwang er sie mit der Feder. Das Gebiet, das Balzac erobert hat, und die Siege, die er in der geistigen Welt ausgefochten hat, das sind positive Gewinne, die niemals mehr ver-oren gehen können. Im politischen Leben mag alles den Gesetzen des Kreis-aufes unterliegen, da mögen bald die Perser, bald die Griechen oder die Römer die Welt beherrschen, da mag bald der Engländer, bald der Franzose oder der Deutsche obenauf sein; in der geistigen Welt aber gibt es keinen Kreislauf, da gibt es nur Entwicklung. Was erworben ist, ist erworben für alle Ewigkeit. Denn im Geistigen gilt es nicht, ein Volk, eine Nation vor-wärts zu bringen, sondern die ganze Menschheit. Napoleon, der von Balzac Beneidete und Verherrlichte, ist heute zu den historischen Akten gelegt, wie Alexander oder Cäsar; Balzac aber ist so lebendig wie zuvor.

Und doch hat in beiden nichts anderes gewirkt als ein ungeheurer Wille, und wie Napoleon beginnt Balzac mit der Eroberung von Paris, um später alle Länder an sich zu reißen. Wir begegnen seinen Menschen an den norwegischen Fjorden, in den spanischen Sandwüsten, im Wunderlande der Pyramiden, in den Alpen. Er zeigt uns die elende Hütte des Arbeiters, den Schlupfwinkel des Verbrechers, die Paläste der Großen, die Gemächer des Kaisers. Er erklärt uns die Maschinerie der Börse, des Theaters, der Polizei, der Justiz und der Regierung. Er nimmt das ganze soziale Getriebe vor unseren Augen auseinander wie ein Mechaniker eine Uhr und beschreibt

erst die einzelnen Räder, um schließlich zu zeigen, wie geschickt eins ins andere übergreift und wie alles miteinander zusammenhängt. Er analysiert die Seele des Fürsten, des Bettlers, des Gelehrten, des Dummkopfs, des Bankiers, des Soldaten, der Magd, der Künstlerin, der Heiligen, der großen Dame und der Dirne. Er kennt die Leidenschaften in allen ihren Nüancierungen und Zusammensetzungen. Er hat wuchtige, überlebensgroße Gestalten geschaffen, eines Shakespeares würdig — ich denke just an Vautrin —, und er hat auch ganz moderne Menschen geschildert, die aus I. P. Jacobsens Welt zu kommen scheinen, wie z. B. Frau von Mortsauf.

Und dieser Balzac hat ein Leben geführt wie ein gehetzter Karrenhund; ein Leben, das durch die verächtlichsten und gewöhnlichsten Miseren, die dieses ungewöhnliche Genie durchzukämpfen hatte, jener alten Lüge recht zu geben schien, daß nur die Not die Lehrmeisterin des Genies sein könne. Ein wenig mehr Sonnenglanz in seinem Dasein, und seine Werke wären ausgeglichener gewesen. „Wenn wenigstens noch irgend jemand einen Lebensreiz in meine kalte Existenz würfe“, schreibt er in einem Briefe. „Ich habe die Blumen des Lebens nicht und stehe doch in der Jahreszeit, wo sie blühen. Was sollen mir Menschen und Freunde, wenn die Jugend vorüber sein wird? Was nützen die Komödiengewänder, wenn man keine Rollen mehr spielt? Der Greis ist ein Mann, der diniert hat und die anderen essen sieht, und ich, der ich jung bin, habe Hunger und leere Teller.“ Umsomehr begreift man, welch eine Genialität dazu gehörte, unter solchen Verhältnissen das zu werden, was er aus sich gemacht hatte. „Man verbringt die zweite Hälfte des Lebens damit, daß man wieder abmäht, was man in seinem Herzen in der ersten emporwachsen ließ; das nennt man dann Lebenserfahrung erwerben.“

Man kann ihn immer wieder lesen, und jeder kann ihn lesen; sei er Kaufmann oder Arbeiter, Gelehrter oder Künstler, Politiker oder Regent. Insbesondere scheint die handliche und reizvolle Ausgabe, die der Ernst Rowohlt-Verlag in Berlin mit Hilfe eines Stabes der besten deutschen Übersetzer soeben neu veranstaltet, in hohem Maße geeignet, ihm neue Leser zu gewinnen. Jeder wird von ihm lernen, jeden wird er bereichern. Alles, was zwischen Himmel und Erde sich abspielt, wird bei ihm dargestellt. Seine „Menschliche Komödie“ ist kein Kunstwerk, ebensowenig wie das Leben; sie ist das Leben selbst. Er spielt nicht mit den Worten, wie viele Poeten; das Wort ist für ihn dazu da, um etwas auszudrücken. Er ist voller Schlacken, aber sich ihn verbessert wünschen, heißt einen anderen Balzac wollen. Es würde ihn verkleinern. Was er an Feinheit vielleicht gewänne, würde er zweifellos an Kraft verlieren. Er hat ein verblüffend sicheres Formgefühl, und wenn er einmal ein Bild anwendet, so tut er es nicht, um im

'oetischen zu glänzen, sondern um größere Klarheit zu schaffen. Deshalb virkt er direkt und unmittelbar. Jeder kann ihn verstehen. Er wird keine 'erson einführen, ohne uns gründlich mit ihr bekannt zu machen; wir sehen ie im Lichte ihrer Zeit, in ihrem individuellen Milieu; wir erfahren ihre :ntwicklungsgeschichte. Wir sehen, wie Eltern und Amme, Ort und Zeit, .uft und Wetter, Kost und Kleidung, Gehirnkonstruktion und Erfahrung, :rziehung und Umgebung, Gelegenheit und Studium usw. einen Menschen u dem gemacht haben, was er ist. Wir bekommen die Schlüssel zu allen Ierzen in die Hand. Und alle Gestalten scheinen ein Auszug des Lebens u sein.

Es ist töricht, Balzac einen unbarmherzigen Physiologen oder Materia-isten zu nennen; er ist vielmehr gläubig, gutmütig und duldsam. Er ist ein 3aumeister großen Stils, und das Gebäude, das er errichtet hat, ist nicht ıur für ein Jahrhundert gebaut. „Wenn auch in einer fernen Zukunft der urchtbare Sturm der Zeit unsere Sprache und unsere Zivilisation vom Erd-ɔoden weggefegt und wenn er dann auch den Grund des Gebäudes nieder-;erissen haben wird, das Balzac aufgebaut hat, dann werden — prophezeit :mile Zola — doch noch die Trümmer ein solches Gebirge aufgetürmt ıaben, daß kein Volk an ihm vorübergehen könnte, ohne auszurufen: „Da uhen die Ruinen einer Welt!"

Von der im Text genannten Balzac-Ausgabe des Verlages Ernst Rowohlt, Berlin, ıf die wir hier nachdrücklich verweisen, sind bisher folgende Bände erschienen: „Die 3auern", „Die Königstreuen", „Buch der Mystik", „Ehefrieden", „Die tödlichen Wünsche", „Vetter Pons", „Pariser Novellen", „Pierrette", „Vater Goriot", „Volks-ertreter", „Der Landarzt", „Zwei Frauen", „Der Alchimist", „Tante Lisbeth". D. Red.

Honoré de Balzac

Die tödlichen Wünsche*)

Der Talisman.

I

Ende Oktober des vorigen Jahres kam ein junger Mann ins Palais Royal und stieg, ohne zu zögern, die Treppe zum Spielsaale Nr. 36 empor. Das geschah bald nach der Stunde, um welche das Gesetz, das eine für den

*) Der folgende Abschnitt ist dem Roman „Das Chagrinleder" (La peau le Chagrin) von Balzac entnommen, der in einer neuen Übertragung von E. A. Rhein-ıardt unter dem Titel „Die tödlichen Wünsche" im Drei Masken Verlag, München, in ler Reihe der Sindbad-Bücher, einer Folge von phantastischen und abenteuerlichen Romanen, erschienen ist.

Staat so einträgliche Leidenschaft wie das Spiel begünstigt, das Öffnen der Spielsäle erlaubt. „Herr, Ihren Hut, bitte . . .“ rief ihn ein kleiner, ausgeblichener, alter Mann mit trockener, knurriger Stimme an; er hockte im Finstern hinter einem Holzschranken, erhob sich nun plötzlich und zeigte sein gemeines Gesicht.

Das Gesetz der Spielhäuser beginnt damit seine Geltung zu erweisen, daß es die Eintretenden ihrer Hüte beraubt. Das ist ein schicksalhaftes Gleichnis wie aus dem Evangelium. Aber viel mehr noch ist es eine teuflische Art von Vertrag, der den Eintretenden zu einer ihm unbekannten Zahlung verpflichtet — und zugleich eine respektvolle Haltung gegen die von ihm fordert, die ihm sein Geld abnehmen werden. Oder möchte vielleicht nur die Polizei, die ja in allen Kloaken der Gesellschaft lauert, die Adressen unserer Hutmacher wissen, wenn die etwa im Futter zu lesen stehn? Oder will man vielleicht gar die Kopfmaße haben, um eine lehrreiche Statistik über die Hirnmenge der Spieler anzulegen? Über diesen Punkt bewahren die Verwaltungen der Spielhäuser strengstes Schweigen.

Im Augenblicke, in dem man den ersten Schritt auf den grünen Tisch zu macht, gehört einem sein eigener Hut so wenig mehr, als man sich selber gehört. Man ist dem Spiel zu eigen, Mensch und Geld und Hut und Stock und Mantel. Die dann hinweggehen, grüßt das Spiel mit einem furchtbaren Scherze voll Wirklichkeit: es zeigt ihnen, daß es ihnen doch noch etwas gelassen hat, da es ihnen Hut und Stock und Mantel zurückgibt.

Das Erstaunen, das der junge Mann äußerte, als er eine Nummer für seinen Hut bekam, dessen Ränder übrigens schon ein wenig abgegriffen waren, bewies an diesem Orte eine recht unschuldsvolle Seele. Der kleine Alte, der sicherlich seit seiner Jugend den furchtbaren Freuden eines Spielerdaseins verfallen war, sah ihn mit einem erloschenen anteillosen Blick an, in dem ein Philosoph die Elendszeit in Spitälern, das Vagabundendasein der Zugrundegerichteten, die Würgemale der vielen Krankheiten, die Spuren schwerer unaufhörlicher Arbeit und der Heimatlosigkeit in vergifteten Gegenden gelesen hätte.

Dieser Mann mit dem bleichen Gesichte, dessen einzige Nahrung die Armeleutesuppe bei Darcet sein mochte, war die lebendigste und einfachste Formel der Spielleidenschaft. Jede Falte seines Gesichtes war eine Spur alter Martern. Sicher trug er seinen kümmerlichen Lohn noch am selben Tage, an dem er ihn bekam, zum Spieltische. Wie ein altes elendes Pferd endlich auch die Peitschenhiebe geduldig erträgt, so nahm er unbewegt das schwere Seufzen, die stummen Flüche und die stumpfgewordenen Blicke der Spieler hin, wenn sie, zugrunde gerichtet, den Saal verließen. Er war das fleischgewordene Spiel. Wenn der junge Mann diesen traurigen Tor-

ächter betrachtet hätte, hätte er sich vielleicht gesagt: „In diesem Herzen
bt es nichts anderes mehr als ein Spiel Karten!“

Doch der Unbekannte hörte nicht auf die lebendige Warnung, die die
orsehung hier errichtet hatte, wie sie den Ekel an die Pforten aller Stätten
es Bösen aufgestellt hat . . .

Entschlossen betrat er den Saal, in dem der Goldklang zauberische
usik machte. Diesen jungen Menschen trieb wahrscheinlich der traurige
edanke hierher, den Jean-Jacques Rousseau in dem allerlogischsten seiner
redten Sätze ausspricht: „Ja, ich begreife, daß ein Mensch zum Spiele
ht, aber nur dann, wenn er zwischen sich und dem Tode nichts mehr
eht als sein letztes Goldstück.“

II

Am Abend haben die Spielhäuser ihre gemeine Poesie, die aber ebenso
cher ihre Wirkung tut wie ein recht blutrünstiges Schauerdrama. Die
ile sind voll von Zuschauern und Spielern, von armseligen alten Männern,
e sich hier wärmen wollen — und von erregten Gesichtern; von Orgien,
e mit Wein begannen und bald nahe daran sind, in der Seine zu enden.
ie Leidenschaft überflutet alles; nur die Fülle der handelnden Personen
ndert daran, den Dämon des Spieles von Angesicht zu Angesicht zu
hen. An den Abenden erst werden hier die eigentlichen Ensemblestücke
ifgeführt, in denen alle Schauspieler mitschreien und jedes einzelne Instru-
ent des Orchesters seine Stimme mitspielt.

Um diese Zeit sieht man hier eine Menge ehrenwerter Leute, die Zer-
reuung suchen und sie bezahlen, wie sie sonst ihre Vergnügen im Theater
der irgendeine Feinschmeckerei für ihr Geld kaufen, oder wie sie sich für
illiges Geld in irgendeiner Mansarde Gewissensbisse für drei Monate kaufen.

Wer kann sich die Delirien der Ungeduld in den Seelen der Männer
orstellen, die auf das Öffnen des Spielsaales warten? Zwischen dem Spieler,
er morgens spielt und dem, der abends spielt, ist derselbe Unterschied
ie zwischen dem gleichmütigen Ehemann und dem Liebhaber, der unter
en Fenstern seiner Schönen auf und nieder streicht. Nur am Morgen er-
icht die belebende Leidenschaft und die Begierde ihre ganze gräßliche
chrankenlosigkeit. Um die Zeit erst kann man die richtigen Spieler sehn,
ie nicht gegessen noch geschlafen, nicht gelebt und nicht gedacht haben,
ährend sie die Gier, ihre verlorenen Einsätze zu verdoppeln, geißelte und
ie kranke Sucht nach dem trente et quarante in ihnen umging. Um diese
eit nur kann man die Augen voll entsetzlicher Stille, die Gesichter voll
inreißender Bannkraft und die Blicke sehen, die die Karten an sich reißen
nd verschlingen möchten.

Die Leute, die bereit sind, sich den Schädel zu zerschmettern, nachdem sie das Schicksal ein letztes Mal versucht haben, erledigen ihre Qualen-geschäfte vor der Hauptmahlzeit. Nach acht Uhr gibt es dann nur mehr die Zufallserregungen, die durch den Fall der Karten bedingt sind, etwa wenn Rot oder Schwarz zehnmal nacheinander gewonnen hat. So sind die Spiel-häuser also auf ihrer Höhe, wenn die Spielzeit beginnt.

Spanien hat seine Stierkämpfe, Rom seine Gladiatoren — Paris rühmt sich seines Palais Royal, wo die Rouletten das Vergnügen ermöglichen, Blut in Strömen fließen zu sehen, ohne daß man Gefahr läuft, auf dem Fußboden darin auszugleiten. Man muß einen heimlichen Blick in eine solche Arena werfen . . .

Treten wir ein! Wie nackt alles ist! Die Wände sind bis in Mannshöhe mit fettigem Papier verkleidet. Kein einziges Bild, das ein wenig erheitern könnte, ist zu sehen, nicht einmal ein Haken, der den Selbstmord erleichterte. Die Parketten sind abgetreten und unsauber. Ein ovaler Tisch nimmt die Mitte des Saales ein. Die Einfachheit der Strohsessel, die um den Tisch mit der vom Golde abgenützten Decke eng aneinander stehen, beweist eine sonderbare Gleichgültigkit gegen den Luxus gerade bei den Leuten, die hierherkommen und um Reichtum und Luxus zugrunde gehen. Diese Gegen-sätzlichkeit im Menschlichen enthüllt sich überall, wo die Seele schranken-los der Macht ihrer Triebe gehorcht. Der Liebende möchte die Geliebte in zarte Seide kleiden, in Gewebe des Orients hüllen — und besitzt sie fast immer nur auf einem elenden Lager. Der Ehrgeizige träumt sich bis auf den Gipfel der Macht — und erniedrigt sich mit einer Verbeugung bis in den Kot. Der Händler verkommt in der Tiefe eines feuchten, ungesunden Ladens, während er ein großes Haus bauen läßt, das sein Sohn frühzeitig erbt; den aber verjagt sein Bruder daraus und versteigert es.

Wenn man etwa den Anblick von Küchen und den Geruch der Kneipen ausnimmt, gibt es kaum eine weniger vergnügliche Stätte als solch ein Haus des Vergnügens. Das ist ein sonderbares Problem, daß der Mensch stets im Gegensatze zu sich selber lebt, sich um seine Hoffnungen durch die Leiden seiner Gegenwart betrügen muß und sich dann wieder über diese Leiden mit einer Zukunft hinwegtäuscht, die ihm nicht gehört — und daß er also allen seinen Handlungen den Stempel von Schwäche und Sprung-haftigkeit aufdrückt. Hier auf Erden ist einzig das Unglück vollkommen.

In dem Augenblicke, da der junge Mann den Spielsaal betrat, waren nicht viele Spieler darin. Drei alte Männer mit kahlen Köpfen saßen un-erregt um den Tisch. Ihre Gipsgesichter, unbewegt wie die von Diplomaten, verrieten gelangweilte Herzen, die lange schon das Zittern selbst dann ver-lernt hatten, wenn sie die Besitztümer ihrer Frauen im Spiele wagten.

Ein junger schwarzhaariger Italiener mit olivenfarbiger Haut stützte ich still auf das Ende des Tisches und schien auf die geheimen Vorgefühle u horchen, die dem Spieler schicksalhaft ihr Ja oder Nein zurufen.

Sieben oder acht Zuschauer standen um den Tisch und warteten auf lie Schauspiele, die ihnen die Schläge des Schicksals bereiten sollten, auf lie Gesichter der handelnden Personen, die Bewegungen des Geldes und ler Rechen. Schweigsam standen diese Nichtstuer da, unbeweglich und ufmerksam wie das Volk auf dem Richtplatze, wenn der Henker einem len Kopf abschlägt. Ein großer trockener Mensch in abgetragenen Kleidern ielt in der einen Hand ein Register, in der anderen eine Nadel und zeichnete damit die Reihenfolge des Erscheinens von Rot und Schwarz auf. Es var dies einer jener Tantalusmenschen unserer Zeit, die am Rande aller Freuden ihres Jahrhunderts leben, einer jener Geizigen ohne Schatz, die mit inem eingebildeten Einsatz spielen, eine Art von vernünftigem Narren, der sich mit seinem Hirngespinste über seinen Jammer hinwegtröstete und mit dem Laster und der Gefahr so umging, wie die jungen Priester mit der Hostie, wenn sie ihre erste Messe lesen.

Gegenüber der Bank standen zwei oder drei der gerissenen Spekulanten und Fachmänner in allen Chancen des Spiels, wie die alten Zuchthäusler, die auch die Galeeren nicht mehr fürchten; sie waren gekommen, um drei Einsätze zu wagen und den wahrscheinlichen Gewinn, von dem sie lebten, eiligst davonzutragen. Zwei alte Saaldiener spazierten gleichmütig, mit verschränkten Armen, auf und ab, schauten von Zeit zu Zeit aus dem Fenster auf den Garten hinunter, als ob sie den Vorübergehenden ihre gemeinen Gesichter wie ein Aushängeschild zeigen wollten. Der Kartenmischer und der Bankhalter warfen auf die Sitzenden ihren gräßlich leeren Blick und riefen mit dünner Stimme: Faites le jeu! Der junge Mann öffnete die Türe.

Da wurde das Schweigen im Saale plötzlich sonderbar tiefer und neugierig kehrten sich alle Gesichter dem Eintretenden zu. Und es geschah das Unerhörte, daß die stumpfen Greise, die steingewordenen Angestellten des Hauses, die Zuschauer, daß alle — selbst der fanatische Italiener — beim Anblick des Unbekannten eine fremdartige Regung ihres Herzens fühlten. Man muß schon sehr elend und schwach sein, um hier Sympathie oder Mitleid zu erwecken; man muß wirklich schauerlich aussehen, um hier einen Schauer der Empfindung erregen zu können, in diesem Saale, wo die Qualen stumm sein müssen, wo das Elend sich heiter zeigt und die Verzweiflung verschämt ist. Es war wirklich in der ungewohnten Regung all dieser vereisten Herzen ein Etwas von Gefühl, als der junge Mann eintrat; aber schließlich haben selbst zuweilen die Henker über die Jungfrauen

geweint, wenn die blonden Köpfe auf ein Zeichen des Revolutionstribunals fallen sollten. Im ersten Augenblick schon erkannten die Spieler im Antlitze des Neulings, daß er von einem furchtbaren Geheimnisse gezeichnet sei. Seine jungen Züge waren von einer fernen Anmut noch wie überhaucht; sein Blick sprach von der Sinnlosigkeit aller Mühen und von tausend betrogenen Hoffnungen. Die trübe Stille des nahen willentlichen Endes gab seiner Stirne die müde kranke Blässe, ein bitteres Lächeln bog die Mundwinkel in feine Falten — der ganze Ausdruck seines Gesichtes war so voll Resignation, daß es weh tat, ihn anzuschauen.

In der Tiefe seiner Augen leuchtete durch die Schleier müd gewordener Lust ein Schimmer geheimnisvoller Genialität. Hatte die Wollust dieses edle, ehedem reine, strahlende Antlitz mit ihren Malen befleckt und erniedrigt? Die Ärzte hätten zweifellos die bräunlichen Ringe unter seinen Augen und die Röte seiner Wangen von einer Krankheit der Lunge oder des Herzens hergeleitet; die Dichter hätten in diesen Zeichen die Zerstörung durch die Wissensgier und viele Nächte, beim Scheine der Studierlampe hingebracht, zu erkennen vermeint. Allein eine Leidenschaft, die sicherer zum Tode führt als jede Krankheit, eine Krankheit, die unerbittlicher ist als Wissensgier und Genialität, versehrte dieses junge Haupt, verkrampfte seine jungen Muskeln und preßte sein Herz zusammen, dem alle Orgien, die Wissensgier und die Krankheit kaum seine Frische hätten nehmen können.

Wie die Verurteilten einen berühmten Verbrecher, wenn er im Bagno ankommt, respektvoll begrüßen, so begrüßten diese in allen Martern erprobten menschlichen Dämonen diesen Menschen der unerhörten Qual und mit der tiefen Wunde — darein ihre Blicke wie Sonden tauchten — und sie erkannten ihn, bezwungen von der Majestät seines Schmerzes, an seiner stummen Ironie und dem eleganten Elend seiner Kleidung als ihren Fürsten.

Der junge Mann trug zwar einen geschmackvollen Frack, aber seine Weste und seine Halsbinde schlossen mit allzu berechneter Vorsicht ab, als daß man darunter hätte ein Hemd vermuten können. Seine Hände waren hübsch wie Frauenhände, aber von recht zweifelhafter Sauberkeit: die Diagnose, daß er seit zwei Tagen keine Handschuhe mehr getragen haben konnte, sagte genug. Daß selbst der Bankhalter und die Saaldiener bei seinem Anblick einen Schauder fühlten, mochte wohl daher kommen, daß noch ein wenig vom Hinreißenden der Unschuld in diesen zarten edlen Zügen und den natürlichen Locken seines blonden Haares blühte. Dieses Gesicht war fünfundzwanzig Jahre alt — und alles Lasterhafte darauf erschien als etwas ganz Zufälliges und Bedeutungsloses. Das junge Leben darin kämpfte noch gegen die Zerstörungen der kraftlosen Lüsternheit: die

:insternis und das Licht, das Nichts und das Sein rangen miteinander und :eugten zugleich das Anmutige und das Schauerliche dieses Antlitzes.

Der junge Mann erschien hier wie ein Engel ohne Strahlen, der sich auf einem Wege verirrt hat; und wie eine zahnlose Alte von Mitleid gepackt vird, wenn sie ein entzückendes Mädchen sieht, das sich verkauft, hatten lle diese ausgedienten Meister des Verbrechens und der Gemeinheit Lust, hm zuzurufen: „Geh fort von hier!"

Er ging gerade auf den Tisch zu, blieb stehen und warf, ohne nachudenken, ein Goldstück, das er in der Hand gehalten hatte, auf das grüne 'uch; es rollte auf Schwarz. Dann richtete er seinen Blick, der verstört ınd still zugleich war, voll des Widerwillens, den alle starken Herzen egen die marternde Ungewißheit haben, gerade auf den Bankhalter. Das nteresse an diesem Spiele war ein so großes, daß alle die Alten zu setzen interließen. Nur der Italiener hielt mit allem Fanatismus der Leidenschaft ine lockende Idee fest — und setzte seine ganze Menge Goldes im Gegenatze zu dem Unbekannten auf Rot. Der Bankhalter vergaß seine Ausrufe, lie allmählich ein rauher, ununterscheidbarer Schrei geworden waren, sein: ‚Faites le jeu! — Le jeu est fait! — Rien ne va plus!" Der Bankier gab die Karten. Er schien dem Neuangekommenen Glück zu wünschen; ihm war Gewinn oder Verlust der Unternehmer dieser dunklen Vergnügungen gleichgültig. Alle die Blicke, die an den schicksalvollen Blättern hafteten, funelten: denn die Zuschauer sahen hier ein Drama, die letzte Szene eines dlen Lebens im Schicksale dieses Goldstückes. So aufmerksam sie jedoch ıbwechselnd den jungen Mann und die Karten ansahen, sie vermochten cein Zeichen der Erregung in seinem kalten, verzichtenden Gesichte zu gewahren. „Rot. Gerade. Passe", sagte geschäftsmäßig der Bankhalter.

Ein stummes Röcheln brach aus der Brust des Italieners, da er die gefalteten Scheine sah, die ihm der Bankier zuschob. Der junge Mann jeloch begriff seinen Ruin erst, da der Rechen sich ausstreckte, um sein letztes Goldstück zu holen. Das Elfenbein machte ein kleines trockenes Geräusch, während es die Münze pfeilschnell der Menge von Goldstücken zuführte, lie vor der Kasse ausgebreitet lag. Der Unbekannte schloß sacht die Augen ınd seine Lippen wurden weiß. Aber schnell hob er wieder die Lider und ein Mund färbte sich korallenrot. Er suchte sich die Haltung eines Engänders zu geben, für den das Leben keine Geheimnisse mehr hat, und verschwand ohne einen der herzzerreißenden Blicke, die Spieler so oft trostbettelnd auf die Zuschauer richten. So viele Geschehnisse haben in einer Sekunde Platz und so viel Schicksal in einem Würfelfall...

„Das war seine letzte Patrone!" sagte lächelnd der Croupier nach einem

Augenblick des Schweigens, indes er das Goldstück zwischen Daumen und Zeigefinger hielt und es den Spielern zeigte.

„So ein verrückter Kerl geht sicher ins Wasser!“ sagte einer der Stammgäste und schaute ringsum die Spieler an, die einander sämtlich kannten.

„Na ja!“ redete einer der Saaldiener vor sich hin und nahm eine Prise.

„Wenn wir's dem Herrn da nachgemacht hätten ...“ sagte einer der Alten zu seinem Gefährten und zeigte auf den Italiener, „was ... ?“

Alle sahen den glücklichen Spieler an: seine Hände zitterten, während er seine Banknoten zählte.

„Ich habe eine Stimme gehört, die mir ins Ohr schrie: gegen den verzweifelten jungen Menschen muß man mit Erfolg spielen“, sagte dieser.

„Das war kein Spieler,“ bemerkte der Bankier, sonst hätte er sein Geld auf drei Sätze verteilt, um mehr Chancen zu haben.“

III

Der junge Mann ging, ohne seinen Hut zu verlangen. Aber der alte Wachköter hatte den elenden Zustand dieses Filzes bemerkt und gab ihn wortlos zurück. Mit einer maschinenhaften Bewegung legte der Spieler die Nummer hin. Dann stieg er die Treppen hinunter und pfiff dabei so leise hauchend das „Di tanti palpiti ...“ vor sich hin, daß er kaum selber die köstliche Melodie hörte. Er war bald unter den Arkaden des Palais Royal. Er ging, von einem letzten Gedanken geleitet, bis zur Rue St. Honoré, von da den Tuilerienweg weiter und durchmaß langsamen Schrittes den Garten. Er schritt wie inmitten einer Wüste dahin, stieß gegen Leute, die er nicht sah, und hörte in all dem Lärm nur eine einzige Stimme: die Stimme des Todes. Er war starr nur mehr dem Gedanken hingegeben, den die Verurteilten gedacht haben mochten, da sie der Karren vom Tribunal zum Richtplatz führte, zum Schafott, das rot war von all dem Blute, das seit 1793 vergossen worden war.

Es ist etwas Großes und Erschütterndes um den Selbstmord.

Die meisten Menschen sind nicht gefährdet, wenn sie fallen, wie die Kinder, die aus zu geringer Höhe fallen, als daß sie sich verletzen könnten. Wenn aber ein Mensch im Falle sich zerschmettert, muß er aus großer Höhe gestürzt sein, muß sich im Drängen nach einem unerreichbaren Paradiese bis in die Himmel erhoben haben. Wie gnadelos müssen die Stürme sein, die einen Menschen dahin tragen, wo er den Frieden seiner Seele in der Mündung einer Pistole suchen muß!

Es gibt eine Menge begabter junger Menschen, die in der Enge ihrer Dachstuben hinsiechen und inmitten einer Million Mitmenschen, umgeben von der geldmüden, gelangweilten Gesellschaft, zugrunde gehen, weil sie

einen Freund haben und keine Freundin, die sie tröstete. Wenn man daran enkt, bekommt jeder Selbstmord etwas Gigantisch-Furchtbares.

Wie viele Pläne, im Stiche gelassene Dichtungen, Verzweiflungen und rstickte Schreie, wie viele unnütze Versuche und vertane Meisterwerke in ie Spanne zwischen dem freiwilligen Tode und der üppig treibenden loffnung, deren Stimme die jungen Menschen nach Paris lockt, zusammenedrängt sind, das weiß nur Gott allein. Jeder Selbstmord ist eine erhabene)ichtung der Schwermut. Wo vermöchte man im Ozean der Literatur in Buch zu finden, das an Genie mit der Zeitungsnotiz wetteifern könnte:

„Gestern um vier Uhr stürzte sich vom Pont des Arts eine junge Frau n die Seine.“

(Dieser Satz, der schwer von allem Leide der Welt ist, steht in den eitungen meist zwischen der Anzeige eines neuen Schauspiels und dem ericht über ein verschwenderisches Fest, das zur Unterstützung von Belürftigen gegeben wurde... Mein Gott, wir haben ja so viel Erbarmen für ie leiblichen Nöte!)

Neben dieser lakonischen Pariser Meldung verblassen alle Romane und)ramen, selbst jene alte Überschrift: „Die Klagen des alten Königs von aernavan, der von seinen Kindern ins Gefängnis geworfen wurde...“, die er letzte Rest eines verlorengegangenen Buches ist, das Sterne zu Tränen erührt hat, denselben Sterne, der Frau und Kinder verließ.

Der junge Mann war von tausend ähnlichen Gedanken erfüllt, die seine eele durchflammten, wie inmitten der Schlachten die zerrissenen Fahnen aumeln. Wenn er die Last seiner Gedanken und Erinnerungen einen Augenlick von sich tat, um vor ein paar Blumen, deren Kelche inmitten der Aassen von Grün ein leichter Lufthauch weich wiegte, haltzumachen, ging leich wieder ein Funken des Lebens, das sich unter dem unerträglichen edanken an den Selbstmord aufbäumte, durch ihn, und er hob die Augen um Himmel: doch graue Wolken, schwere Windstöße voll Traurigkeit und lumpfe lastende Luft rieten zum Sterben. Er ging auf den Pont Royal zu ind gedachte seiner Vorgänger auf diesem Wege. Er mußte lächeln, als er ich erinnerte, daß Lord Castlereagh das niedrigste menschliche Bedürfnis efriedigt hatte, bevor er sich den Hals durchschnitt, und daß der Chemiker Angère seine Tabaksdose gesucht hatte, um auf dem Wege zum Tode eine rise zu nehmen. Er untersuchte diese Absonderlichkeiten und forschte in ich selber nach; da kam ihm ein Markthelfer entgegen, er preßte sich an las Brückengeländer, um ihn vorbeizulassen; dabei wurde sein Ärmel taubig. Erstaunt entdeckte er sich dabei, daß er sorgfältig den Staub daon abschüttelte. Als er in der Mitte der Brücke angekommen war, starrte r düster auf das Wasser hinab. „Schlechte Zeiten zum Baden!“ sagte ein

altes zerlumptes Weib im Vorübergehen zu ihm, „die Seine ist kalt und dreckig!“ — Er antwortete mit einem kindlichen Lächeln; der Mut zu sterben fieberte in ihm. Plötzlich aber schauderte er, als er von ferne die Baracke erblickte, die in fußhohen Lettern die Aufschrift „Rettung für Ertrinkende“ trug.

Er sah die Helfer einer verspäteten Menschenfreundlichkeit vor sich, wie sie wachen und ihre braven Ruder in Bewegung setzen, mit denen sie den Leuten im Wasser die Schädel einschlagen, wenn sie unglücklicherweise noch einmal auftauchen. Er sah im Geiste den Aufruhr der Neugierigen, wenn sie einen Arzt suchen, der die künstliche Atmung versuchen soll. Er las die klagenden, mitfühlenden Worte der Journalisten, hingeschrieben zwischen Festfreuden und dem Lächeln einer Tänzerin. Er hörte das Klingen der Goldstücke, die der Polizeipräfekt den Ruderern für seinen Kopf bezahlen würde. Nach seinem Tode würde er fünfzig Franken wert sein; solange er lebte, war er nur ein begabter Mensch ohne Förderer, ohne Freunde, eine rechte gesellschaftliche Null und dem Staate, der sich um ihn nicht kümmerte, völlig unnütz gewesen.

Im hellen Tageslichte zu sterben schien ihm gemein. Er beschloß, sich in der Nacht zu töten und der Gesellschaft, die die Größe seines Lebens verkannt hatte, einen unkenntlichen Kadaver zu hinterlassen. Er ging den Weg nun weiter und wandte sich gegen den Quai Voltaire; er ahmte das gleichmütige Gehen eines Spaziergängers, der die Zeit totzuschlagen sucht, nach. Als er die Stufen vom Trottoir der Brücke hinabstieg, bemerkte er an der Ecke des Quais die Bücherstände am Brückengeländer. Er war nahe daran, ein paar Bücher zu kaufen — da mußte er lächeln — philosophisch barg er die Hände wieder in den Hosentaschen und wollte eben seine Miene gespielter Sorglosigkeit, in die sich immerhin ein wenig kalte Verachtung drängte, wieder annehmen, da hörte er plötzlich auf eine wahrhaft phantastische Weise ein paar Münzen in seiner Tasche klingeln. Ein Lächeln der Hoffnung erhellte sein Gesicht, glitt von den Lippen über seine Züge und ließ seine Augen in Freude aufleuchten. Dieser Funke von Glück durchlief ihn, wie kleine Feuer noch über schon ausgebrannte Papierstücke hinlaufen, aber wie traurige schwarze Asche legte es sich sofort wieder auf sein Gesicht, als er drei Soustücke aus der Tasche zog.

„Herr, Herr, einen kleinen Sou! Einen Sou für Brot!“ Ein junger Schornsteinfeger mit schwarzem gedunsenem Gesicht, in zerlumpten Kleidern, durch die der rußgeschwärzte Körper sah, streckte ihm die Hand entgegen, um ihm die letzten Sous zu entreißen. Zwei Schritte von dem kleinen Savoyarden sagte ein elender alter Mensch, krank und leidvoll, armselig in

inen löcherigen Teppich gehüllt, mit dumpfer, klangloser Stimme: „Herr, ;eben Sie mir, was Sie wollen! Ich werde für Sie beten!“

Als der junge Mann den Greis anblickte, verstummte der und bat um ıichts mehr; vielleicht hatte er in diesem todessüchtigen Antlitze ein Leiden, las bitterer war als sein eigenes, erkannt.

„Mitleid, Herr!“ schrie der Savoyarde.

Der Unbekannte warf sein bißchen Geld dem Jungen und dem alten Manne zu und verließ das Trottoir, um gegen die Häuser zu kommen. Er vermochte den quälenden Anblick der Seine nicht mehr zu ertragen.

„Wir beten um ein langes Leben für Sie!“ riefen die beiden Bettler ihm ıach. Vor den Schaufenstern eines Händlers mit alten Stichen begegnete ler Mann, der fast schon ein Toter war, einer jungen Frau, die aus ihrem prächtigen Wagen stieg. Er betrachtete genießerisch das reizende Wesen, das blasse Gesicht, das harmonisch ein eleganter Seidenhut umrahmte. Ihre schlanke Gestalt und die hübschen Bewegungen bezauberten ihn. Das Trittbrett raffte ihr Kleid und zeigte ihm die feinen Umrisse ihrer Beine in straffen weißen Strümpfen. Die junge Frau trat in den Laden und kaufte ein paar Albums und einige Reihen von Lithographien; sie zahlte dafür einige Goldstücke, die hell auf dem Kassentisch erklangen.

Der junge Mann stand scheinbar darum auf der Türschwelle, um die hier ausgestellten Stiche zu besehen — und tauschte mit der schönen Unbekannten mutwillig seinen forderndsten Blick gegen einen jener teilnahmlosen Blicke, wie sie zufällig auf die Vorübergehenden fallen. Das war sein Abschied von den Frauen und von der Liebe. Seine letzte mächtige Frage blieb unverstanden, sie rührte das Herz der leichtsinnigen Frau nicht, sie zwang ihr kein Erröten und kein Senken des Blickes ab. Ihr war sie nichts anders als ein bißchen Bewunderung mehr, der Triumph, Begierde erweckt zu haben, dessen sie sich dann abends rühmen mochte: „Heute war ich hübsch!“

Der junge Mann ging schnell zu einem anderen Schaufenster und wandte sich nicht mehr um, als die schöne Dame wieder in ihren Wagen stieg. Die Pferde zogen an, und dieses letzte Bild des Reichtums und der Schönheit verging, wie sein Leben bald vergehen sollte.

Schwermütigen Ganges schritt er die Kaufläden entlang und sah ohne viel Interesse die ausgestellten Warenmuster an. Als die Läden zu Ende waren, betrachtete er den Louvre, die Akademie, die Türme von Notre-Dame, die des Justizpalastes und den Pont des Arts. Alle die Bauwerke schienen traurig vor sich hin zu blicken, grau vom Himmel getönt, aus dem selten ein wenig Licht brach, das dann Paris fremd und drohend zeigte; denn Paris hat wie eine hübsche Frau die unerklärlichste Launenhaftigkeit in

seiner Schönheit wie in seiner Häßlichkeit. So schien die Natur selber mitzuwirken, um den Sterbenden in Ekstasen des Schmerzes zu versenken. Er war die Beute jener bösen Macht, deren auflösende Wirkung vom Fluidum unserer Nerven weitergeleitet wird, und er fühlte allmählich seinen Organismus wie schon verflüssigt und aufgelöst. Die Qualen dieses Todeskampfes gingen wie Wellenschlag durch ihn und ließen ihn die Gebäude und die Menschen nur mehr durch einen Nebel sehen, in dem alles wogte. Er wollte sich dem Beben seiner Nerven und ihrer Wirkung auf die Seele entziehen. Er wandte sich den Antiquitätenläden zu und gedachte seinen Sinnen Nahrung zu reichen oder dort die Nacht im Feilschen um ein paar Kunstgegenstände zu verbringen. Er wollte sich Mut machen, und ihn verlangte nach einer Herzstärkung, wie die Verurteilten, die ihren Kräften für den Weg zum Schafott mißtrauen.

IV

Das Bewußtsein des nahen Todes gab dem jungen Mann für eine Weile die Zuversichtlichkeit einer Herzogin, die zwei Liebhaber hat; er trat bei dem Antiquitätenhändler mit kecker Sicherheit und dem starren Lächeln eines Betrunkenen auf den Lippen ein. Er war ja betrunken vom Leben — oder vielleicht schon vom Tode? Er verfiel aber schnell von neuem in das frühere Schwindelgefühl und sah die Dinge wieder in den fremdartigsten Farben oder in einer leichten Bewegung, deren Ursprung wohl das unregelmäßige Kreisen seines Blutes sein mochte, das bald brausend wie ein Wasserfall, bald still und träg wie klares Wasser ging.

Er verlangte einfach, die Magazine durchsehen zu dürfen, ob es darin irgendwelche besondere Dinge nach seinem Geschmacke gäbe. Ein frischer pausbäckiger junger Mensch, mit einer Fischottermütze auf den roten Haaren, übertrug die Aufsicht über den Laden einer alten Bäuerin, einer Art weiblichem Kaliban, die eben damit beschäftigt war, einen Kachelofen mit Majoliken von Bernard Palissy zu reinigen; dann sagte er leichthin zu dem Fremden: „Sehen Sie, Herr, sehen Sie: da unten haben wir nur die gewöhnlichen Sachen. Aber wenn Sie sich die Mühe machen wollen, in den ersten Stock hinaufzusteigen, könnte ich Ihnen die schönsten Mumien aus Kairo zeigen, ein paar schöne Keramiken, ein paar Ebenholzschnitzereien, wirklich herrliche Renaissancearbeit, die wir erst kürzlich bekommen haben."

In seiner furchtbaren Lage war für den Unbekannten das Geschwätz des Führers und die dummen Geschäftsphrasen dasselbe wie die gemeinen Sticheleien, mit denen die Flachköpfe das Genie umbringen. Aber er trug sein Kreuz bis zu Ende: er tat, als ob er seinem Begleiter zuhörte, und antwortete ihm durch Gesten oder kurze Ausrufe. Aber unmerklich verstand

es, sich das Recht zu schweigen durchzusetzen und konnte sich nun ohne heu seinen letzten Betrachtungen hingeben. Sie waren furchtbar.

Er war ein Dichter; so fand seine Seele hier reiche Nahrung: er mußte e Gebeine von zwanzig Welten anschauen. Auf den ersten Blick boten m die Magazine ein ganz wirres Bild, in das alle menschlichen und gött- hen Werke zusammengedrängt waren. Krokodile, Affen, ausgestopfte esenschlangen grinsten Kirchenfenster an, schienen nach Büsten schnappen, ackkästchen haschen und auf Kronleuchter klettern zu wollen. Eine Sèvres- ise, auf die Mme Jacotot Napoleon gemalt hatte, stand neben einer dem esostris geweihten Sphinx. Die Anfänge der Welt und die Ereignisse von estern vermählten sich hier mit einer grotesken Gutmütigkeit. Ein Brat- ieß lag auf einer Monstranz, ein Republikanersäbel über einer Arkebuse is dem Mittelalter. Die Dubarry auf einem Pastell von Latour, mit einem tern über dem Haupte, nackt in einer Wolke, schien lüstern einen indischen schibuk zu betrachten und zu raten, wozu die Spiralen um sein Rohr nütze in möchten.

Gerätschaften des Todes, Dolche, fremdartige Pistolen und geheime Jaffen, waren kunterbunt mit den Gerätschaften des Lebens durcheinander- eworfen: mit porzellanenen Suppentöpfen, Meißner Tellern, durchsichtigen iinesischen Tassen, antiken Salzfässern und feudalen Konfektdosen. Ein fenbeinernes Schiff mit vollen Segeln schwebte auf dem Rücken einer be- egungslosen Schildkröte. Eine Luftpumpe drang in das eine Auge des aisers Augustus, der in regloser Majestät verharrte.

Etliche Bildnisse von französischen Schöffen und holländischen Bürger- ieistern, die empfindungslos wie zu ihren Lebzeiten vor sich hinglotzten, rhoben sich aus dem Chaos von Antiquitäten und warfen fahle kalte Blicke arüber hin.

Alle Länder der Erde schienen irgendein paar Trümmer ihrer Wissen- chaften und Muster ihrer Künste hierhergebracht zu haben. Auf diesem ehrichthaufen der Welt fehlte nichts, nicht das Kalumet der Indianer, noch ie grüngoldenen Pantoffeln des Harems, nicht der maurische Jatagan, ioch das Idol der Tataren. Alles gab es bis zum Tabaksbeutel des Sol- laten, dem Ziborium des Priesters und dem Federschmuck eines Thron- essels. Diese Bilder der Verwirrung waren überdies noch von tausend aunenhaften, spielenden Lichtern überflogen, voll eines wirren Durch- inanders von Nuancen und des stärksten Gegensatzes von Helle und Finster- iis. Das Ohr meinte abgebrochene Schreie zu hören, der Verstand holte ausend unbeendete Trauerspiele aus dem Chaos, und das Auge glaubte aum verhülltes Leuchten zu gewahren.

Zäher Staub hatte leichte Schleier über all die Dinge gebreitet, ihre vielen Ecken und Einbuchtungen hatten einen eigentümlich malerischen Reiz. Der Unbekannte verglich anfangs diese drei Säle, vollgepfropft mit Zivilisationen, mit Religionen, mit Meisterwerken und Königreichen, mit Unzucht, Vernunft und Irrsinn, einem reich geschliffenen Spiegel, dessen jede Facette eine Welt darstellte. Nach diesem verschwommenen Eindrucke wollte er die Wahl dessen, was ihm gefiele, beginnen. Doch im Zwange des Schauens, Denkens und Träumens verfiel er der Gewalt eines Fiebers, das vielleicht von dem Hunger, der in seinen Eingeweiden wühlte, kam.

Der Anblick so vielen Lebens von Völkern und Einzelnen, bezeugt von allen diesen überlebenden Beweisen, lähmte vollends die Sinne des jungen Mannes. Der Wunsch, der ihn in diese Magazine getrieben hatte, war gestillt. Er war aus der Wirklichkeit fortgegangen, die Stufen zu einer idealen Welt emporgestiegen und hatte den verzauberten Palast der Ekstase erreicht. Aus Trümmern brach ihm das All in Feuerschrift, wie einst die Zukunft flammend vor den Augen des heiligen Johannes auf Patmos vorbeigezogen war. Eine Fülle schmerzensreicher Antlitze, anmutiger und furchtbarer, finsterer und erleuchteter, ferner und naher, stand in Massen, in Myriaden, in Geschlechtern vor ihm auf. Mit einer Mumie in ihren schwarzen Binden erhob sich Ägypten starr und geheimnisvoll aus seinem Sande — und in ihm die Pharaonen, die ganze Völker begruben, um sich ihre Grabmäler errichten zu lassen; Moses auch, das jüdische Volk und die großen Wüsten. Und sein Blick umfaßte diese ganze alte feierliche Welt. Kühn und hold erzählte ihm eine Marmorstatue in strahlender Weiße, auf eine gebrochene Säule gestützt, die wollüstigen Mythen von Griechenland und Jonien. Wer hätte nicht wie der Unbekannte gelächelt, wenn er hier auf dem feinen Ton einer etruskischen Vase den Tanz des braunen Mädchens vor dem Gotte Priapus und die fröhliche Verneigung vor ihm gesehen hätte? Hier hing eine lateinische Herrscherin ihren verliebten Träumereien nach, und aus ihrem Bilde atmete das kaiserliche Rom: Lager, Bad und Schönheitsgerätschaften einer trägen träumerischen Julia, die ihren Tibull erwartete. Wie die Zauberkraft arabischer Talismane erweckte der Kopf Ciceros Erinnerungen an das freie Rom. Seiten des Titus Livius schlugen sich auf, und der junge Mann sah vor sich: „Senatus populusque Romanus“: den Konsul, die Liktoren, den Purpurrand der Toga praetexta, die Wortkämpfe auf dem Forum und zornige Völker, die langsam wie die nebligen Gestalten der Träume an ihm vorbeizogen.

Endlich beherrschte das christliche Rom die Bilder. Ein Gemälde tat die Himmel auf: er sah die Jungfrau Maria, auf goldenen Wolken thronend,

. Kreise der Engel, den Glanz der Sonne verdunkelnd, und hörte die Wehage der Unglücklichen, denen die wiedergeborene Eva holdselig zulächelte. r rührte ein Mosaik aus verschiedenfarbigen Lavastücken vom Vesuv und na an, und seine Seele flog in das kahle, heiße Italien: er nahm an den rgien der Borgias teil, durcheilte die Abruzzen, sog den heißen Hauch alienischer Liebe ein und berauschte sich an den weißen Gesichtern mit aggeschnittenen schwarzen Augen. Da er einen mittelalterlichen Degen it spitzenzart gearbeitetem Griff und Rostflecken, die wie Blut waren, blickte, erlebte er schaudernd nächtliche Liebesstunden, in die die kalte linge eines eifersüchtigen Gatten stieß.

Indien mit seinen Religionen wurde vor ihm lebendig, da er eine Gotteit mit spitzer, rautengezierter Mütze, schellenbehängt und in Gold und eide gekleidet, erblickte. Neben dieser fremdartigen Figur lag eine Matte, hön wie die Bajadere, die sich auf ihr gewälzt haben mochte, und duftete och immer nach Sandelholz. In einem chinesischen Dämonenbild mit verehten Augen, geschlängelten Lippen und qualverzerrten Gliedern wirkten e Einfälle eines Volkes auf die Seele, das, der eintönigen Schönheit müde, e unaussprechlichsten Genüsse in der unerschöpflichen Fülle der Häßlicheit findet.

Ein Salzfaß aus der Werkstätte Benvenuto Cellinis wies dem Unbeannten den Weg in die Zeit der Renaissance, in die Welt, darin Kunst und ühnheit blühten, die Herrscher sich bei Folterungen zerstreuten und die ardinäle in den Armen der Kurtisanen auf den Konzilen den niederen riestern Keuschheit befahlen.

Er sah die Siege Alexanders in einer Gemme, die Massaker des Pizarro i einer Zündschnurarkebuse und die Religionskriege voll Raserei und Grauamkeit in einer Sturmhaube. Dann wieder standen Bilder des Rittertums ichelnd aus einer herrlich damaszierten Mailänder Rüstung auf, die glänend geputzt dastand und aus deren Visier die blitzenden Augen eines 'aladins ihn ansahen. Dieser Ozean von Möbeln, Erfindungen, Moden, Verken und Ruinen wurde ihm zu einem unermeßlichen Gedicht. Formen, 'arben, Gedanken waren darin wieder lebendig — aber nichts wollte sich er Seele als ein Ganzes darbieten. Des Dichters Aufgabe war es, die Entvürfe des großen Malers, der alle diese unzählbaren Zufälligkeiten des Ienschendaseins in verschwenderischer Verachtung hingeworfen hatte, zu rdnen und zu vollenden.

Nachdem er sich solcherart der Welt bemächtigt und die Länder, Zeitlter und Reiche betrachtet hatte, kehrte der junge Mann zu den Einzeleschicken zurück. Er wurde wieder Person, griff nach dem Einzelnen und

stieß die Geschicke der Völker, die das Individuum erdrücken müssen, vor sich. Hier zeigte eine Wachsfigur aus dem Kabinette des Ruysch ein schlafendes Kind — und das bezaubernde kleine Geschöpf mahnte ihn an die Freuden seiner eigenen frühen Jahre. Beim Anblick des zauberhaften Lendenschurzes irgendeines tahitischen Mädchens malte ihm seine heiße Phantasie das schlichte Leben mit der Natur, das keusche Nacktsein der wahrhaften Schamhaftigkeit, die Süße des Müßigganges, der dem Menschen so natürlich ist, und ein ganz stilles Dasein am Ufer eines kühlen träumerischen Baches unter einem Bananenbaume, der ohne Pflege sein köstliches Manna spendet.

Im nächsten Augenblick wurde er zum Seeräuber und umgab sich mit dessen ganzer düsterer Poesie, da er die perlmutternen Farben von tausend Muscheln sah und ihn der Anblick von Schwammkorallen, die nach Tang, Algen und stürmischen Meeren rochen, erregte. Weiter dann bewunderte er zarte Miniaturen, azurene und goldene Ornamente, die eine kostbare Meßbuch-Handschrift zierten, und vergaß die Erregungen des Meeres wieder. Eingelullt von einem Gedanken voll Frieden, vermählte er sich von neuem der Wissenschaft, sehnte sich nach dem feisten Leben der Mönche, ohne Kummer und ohne Genüsse, lag in der Tiefe einer Zelle und sah durch sein Spitzenbogenfenster über die Wiesen, Wälder und Weinberge seines Klosters hin.

Vor einigen Bildern von Teniers zog er den Leibrock des Soldaten, dann wieder das elende Gewand eines Arbeiters an: er ersehnte, die schmutzige, verräucherte Haube eines Flamen zu tragen, betrank sich mit Bier, spielte Karten und lächelte einer dicken Bäuerin mit üppigen Formen zu.

Er fröstelte, da er ein Schneebild von Mieris sah — und kämpfte in einem Schlachtenbilde von Salvator Rosa mit. Er liebkoste einen Tomahawk und fühlte dabei, wie ihm das Messer eines Irokesen den Skalp vom Schädel schnitt. Er reichte eine dreisaitige Geige, die er erblickte, einer Schloßfrau, hörte sie genießerisch die süße Melodie einer Romanze spielen und gestand ihr im Abenddunkeln an einem gotischen Kamine seine Liebe: ihr Blick voll Neigung verschwamm im Dämmern.

Er stürzte sich in alle Freuden, griff nach allen Qualen, riß alle Gestalten des Daseins an sich und behing großmütig all das Figurenwerk der leblosen Natur mit seinem Leben und seinen Gefühlen, bis der Hall seiner eigenen Schritte in seiner Seele wie der Laut einer anderen Welt klang, wie das Brausen von Paris hoch oben auf den Türmen von Notre-Dame klingt.

Da er die Wendeltreppe zu den Zimmern im ersten Stock emporstieg, sah er Votivschilde, ganze Rüstungen, geschnitzte Tabernakel, Holzplastiken an die Wände gehängt und auf jeder Stufe stehend. Verfolgt von den sonder-

arsten Gestalten, von Schöpfungen, die wunderbar an den Grenzen von od und Leben ragten, schritt er in den Berückungen des Traumes dahin. ndlich begann er an seinem Sein zu zweifeln und war wie alle diese seltımen Dinge hier weder wirklich tot noch wirklich lebendig.

Als er die anderen Magazine betrat, begann es zu dämmern; doch das icht schien überflüssig vor all den funkelnden Reichtümern von Gold und ilber, die hier aufgehäuft lagen. Die kostspieligsten Launen von Verschwenern, die, nachdem sie Millionen vergeudet hatten, in Dachstuben gestorben varen, lagen in diesem Basar aller menschlichen Wahnsinne vereint. Ein chreibzeug, das mit hunderttausend Franken bezahlt und nachher für hunert Sous wieder eingekauft worden war, stand neben einem Geheimchlosse, dessen Preis einst für das Lösegeld eines Königs gereicht hätte. Iier zeigte sich das Menschliche in aller Pracht seines Elends, in aller Glorie einer gigantischen Niedrigkeiten. Ein Tisch aus Ebenholz, ein wahrhaftes dol eines Künstlers, geschnitzt nach Zeichnungen von Jean Goujon, in nühevoller Arbeit von Jahren entstanden, war vielleicht um den Preis von Brennholz erstanden worden. Kostbare Kästchen und Möbel, wie von Feenhand gemacht, waren hier verächtlich übereinandergeschichtet.

„Sie haben hier Millionen!" rief der junge Mann, als sie in dem letzten Gemach der langen Reihe von Zimmern, die Künstler des vorigen Jahrıunderts mit Figuren geschmückt und mit Gold geziert hatten, anlangten.

„Sagen Sie lieber: Milliarden!" erwiderte der pausbackige Gehilfe, „aber das ist auch noch gar nichts! Kommen Sie in den dritten Stock, da werden Sie erst was sehen!"

Der Unbekannte folgte seinem Führer und kam zu einer vierten Galerie; ıier erblickten seine müd gewordenen Augen nacheinander mehrere Bilder von Poussin, eine herrliche Statue des Michelangelo, ein paar bezaubernde Landschaften von Claude Lorrain, einen Gerard Dow, der wie eine Seite von Sterne anmutete, Gemälde von Rembrandt, Murillo und mehrere Velasquez in Farben wie Gedichte des Lord Byron; dann wieder antike Reliefs, achatne Becher und wunderbare Onyxe.

Es gab hier Arbeiten, daß einem endlich selbst die herrlichste zum Ekel wurde; Meisterwerke waren aufgehäuft, daß man vor Fülle die Kunst zu hassen beginnen mußte — und daß die Begeisterung starb.

Der junge Mann kam zu einer Madonna von Rafael — aber er hatte schon genug von Rafael. Für ein Bild von Correggio hatte er keinen Blick mehr. Eine unschätzbare Vase aus antikem Porphyr, die das Entzücken irgendeiner Corinna gewesen war, mit rundumlaufenden Skulpturen, die von allen priapischen Szenen römischer Kunst die schamlosesten sein mochten, erhielt kaum mehr ein Lächeln.

Er erstickte unter den Resten von fünfzig verwichenen Jahrhunderten, er war krank von all den Menschengedanken, erschlagen von Luxus und Kunst, erdrückt unter den wiedererwachten Formen, die wie Ungeheuer, von einem bösen Geiste unter seinen Füßen gezeugt, mit ihm einen Kampf ohne Ende führten.

Wie nach einer gewissen chemischen Anschauung die Welt durch Gase hervorgebracht wurde, vermag vielleicht die menschliche Seele durch eine gewaltige Verdichtung ihrer Kräfte und Ideen furchtbare Gifte darzustellen. Geht nicht vielleicht eine Menge Menschen daran zugrunde, daß irgendein seelischer Zersetzungsstoff, der aus dem inneren Sein stammt, sie zerstört?

„Was ist in dieser Schachtel?" fragte der Unbekannte, da sie in einem großen Kabinett, der letzten Sammelstätte von menschlichem Glanz, Reichtümern und Sonderbarkeiten, anlangten, und deutete unter all dem auf eine viereckige Mahagonikassette, die an einer Silberkette von einem Haken herabhing.

„Der Herr hat den Schlüssel dazu", sagte der dicke Gehilfe geheimnistuerisch, „wenn Sie das Bild sehen wollen, will ich es wagen, den Herrn von Ihrem Wunsche zu verständigen."

„Wagen! Ist Ihr Herr denn ein Fürst?"

„Das weiß ich nicht", erwiderte der Gehilfe. Sie sahen einander einen Augenblick an, einer so erstaunt wie der andere. Da der Angestellte das Schweigen des Unbekannten als einen Wunsch deutete, ließ er ihn in dem Kabinette allein.

V

Hatten Sie schon einmal das Gefühl, der Unermeßlichkeit des Raumes und der Zeiten preisgegeben zu sein, da Sie die geologischen Werke von Cuvier lasen?

Hat Sie sein Genie fortgerissen, daß Sie, wie von der Hand eines Zauberers gehalten, über den grenzenlosen Abgründen der Vergangenheit schwebten? Indem die Seele Schicht nach Schicht und Lage nach Lage unter die Steinbrüche des Montmartre oder in die Schieferbrüche des Ural eindringt und der versteinerten Hüllen all der Lebewesen aus vorsintflutlichen Zeitaltern gewahr wird, schaudert sie im Ahnen der Jahrmilliarden und der Völkermillionen, die das schwache menschliche Gedächtnis wie die unzerstörbare göttliche Überlieferung vergessen hatte und deren Aschen und Gräber nun die Oberfläche der Erde bilden, die uns Brot und Blüten spendet. Ist Cuvier nicht der größte Dichter des Jahrhunderts? Lord Byron hat aus ein paar Worten seelische Erschütterungen neu gestaltet — aber dieser unsterbliche Naturforscher hat aus gebleichten Knochen ganze Welten wieder

eschaffen, hat aus ein paar Zähnen, wie Kadmos, feste Städte errichtet, hat ausend Wälder mit allen Geheimnissen des Tierlebens aus ein paar Schalen- überresten neu bevölkert und hat die Geschlechter der Riesen im Fuß- nochen eines Mammuts wiedergefunden. Diese Gestalten erheben sich nun, vachsen an und erfüllen die Landschaften mit ihren ungeheueren Leibern. Er ist ein Dichter der Ziffern und ist erhaben, wenn er eine Null neben eine ieben setzt; er erweckt das Nichts, ohne besondere magische Worte aus- usprechen; er findet in einem Stück Gips einen Abdruck und ruft uns zu: Seht her!“ Und plötzlich erwacht der Marmor, das Tote wird lebendig, nd eine Welt tut sich auf. Nach unzählbaren Geschlechtern von Riesen- vesen, nach all den Arten von Fischen, den Völkern und Mollusken er- cheint endlich das Menschengeschlecht, das entartete Abbild eines unge- euren Vorbildes, das der Schöpfer selber zerstört haben mochte.

Vor dieser Stimme einer ungeheuren Auferstehung, die die Stimme ines einzigen Menschen aufruft, wird uns der Brocken Leben, der uns in em Unendlichen ohne Namen, das wir die Zeit genannt haben, gewährt st, wird uns unsere Minute Lebenszeit recht erbärmlich. Und wir fragen ns, niedergeworfen durch diese Ruinentrümmer des Universums, wozu ll unser Ruhm, unser Hassen und Lieben denn sei, und ob man die Pein les Lebens auf sich nehmen solle, um dann in der Zukunft endlich nichts nehr zu sein als ein unerreichbarer Punkt. Wir haben keine Wurzeln in ler Gegenwart — und keiner von uns ist viel mehr als ein Toter, bis nicht twa sein Kammerdiener kommt und ihm meldet: „Die Frau Gräfin läßt agen, daß sie den Herrn erwartet.“

Die Wunder der ganzen Schöpfung erzeugten in der Seele des jungen Mannes dieselbe Niedergeschlagenheit, die in den Philosophen im Gedanken n all das Unbekannte der Schöpfung entsteht. Er wünschte sich stärker ls je zuvor den Tod. Er warf sich in einen kurulischen Stuhl, und seine Blicke durchirrten das phantastische Panorama der Vergangenheit, das ihn umgab. Die Bilder begannen zu leuchten, die Angesichter der heiligen Jungfrau lächelten ihm zu, und die Statuen färbten sich mit trügerischem Leben.

Das Fieber seines Hirns riß all diese Werke aus ihrem Dunkel in wir- belnde Bewegung, jedes Götzenbild schnitt ihm Grimassen, und die Per- sonen auf den Bildern ließen die ermüdeten Lider sinken. Jede der Ge- stalten erzitterte, hüpfte, verließ gravitätisch oder leicht, anmutig oder plump, je nach dem Charakter oder dem Stoff, aus dem sie gemacht war, hren Platz. Ein rechter Hexensabbat zog an dem jungen Manne vorbei.

Doch all diese Eindrücke des Auges, die von einer Übermüdung, einer

Überspannung seiner Sehkräfte und den Launen der Dämmerung erzeugt wurden, erschreckten den Unbekannten nicht. Die Schrecken des Lebens sind machtlos über eine Seele, die mit den Schrecken des Todes vertraut ist. Er begünstigte sogar die Eigenwilligkeit dieser Erscheinungen, die sich in seine letzten Gedanken drängten und ihm damit das Gefühl, noch zu leben, schenkten.

So tiefes Schweigen war um ihn, daß er bald in stille Träumerei verfiel, die magisch sich mit dem Schwinden des Tageslichtes verdüsterte. Ein letzter roter Glanz kam vom Himmel und kämpfte gegen die Nacht. Der Unbekannte hob den Kopf und sah ein kaum mehr beleuchtetes Skelett vor sich, das wie zweifelnd den Schädel wiegte und ihm zu sagen schien: „Die Toten wollen dich noch nicht!"

Er hob die Hand zur Stirne, um den Schlummer zu verscheuchen, und empfand deutlich, daß ihm im gleichen Augenblick etwas Weiches, Haariges über die Wange strich. Ihn schauderte. Von den Scheiben kam ein schwaches Klirren. Er meinte, diese geheimnisvolle grabeskühle Liebkosung rühre von einer Fledermaus her. Einen Augenblick lang machten noch die letzten Lichter des Sonnenunterganges die Phantome, die ihn umgaben, sichtbar — dann versank das ganze Stilleben in dichtes Dunkel. Die Nacht, die Zeit des Sterbens, war gekommen.

Von diesem Augenblicke an verstrich eine Spanne Zeit, in der er kein klares Bewußtsein der irdischen Dinge hatte, sei es, weil er zu tief in seine Träumerei versunken war, oder weil er dem Trieb zu schlafen nach all den Ermüdungen und quälenden Gedanken nachgegeben hatte.

Mit einem Male glaubte er, daß ihn eine fürchterliche Stimme gerufen habe — und er erbebte wie einer, der in schwerem Angsttraume in die Tiefen eines Abgrundes stürzt. Er schloß die Augen — die Strahlen eines hellen Lichtes blendeten ihn. Aus der Finsternis sah er einen rötlichen Kreis auftauchen, in dessen Mitte ein kleiner alter Mann stand, der ihn mit seiner Lampe beleuchtete. Er hatte ihn weder kommen, noch sprechen, noch sich bewegen gehört.

Diese Erscheinung hatte wirklich etwas von Magie an sich. Der unerschrockenste Mann hätte vor dieser Gestalt, die aus einem der Sarkophage hier gestiegen schien, gezittert, zumal, wenn sie ihn so aus dem Schlafe geweckt hätte.

Die sonderbare Jugendlichkeit in den unbewegten Augen des Phantoms machte endlich, daß der Unbekannte nicht mehr an Übernatürliches dachte, dennoch verharrte er die Weile zwischen seinem Traumleben und der Wirklichkeit in jenem Zustande philosophischen Zweifels, wie ihn Descartes empfiehlt, und stand, wider seinen Willen, unter der Macht der unerklär-

chen Erscheinungen, die unsere Klugheit leugnen möchte und die eine ıhnmächtige Wissenschaft vergeblich zu deuten versucht.

VI

Man stelle sich einen kleinen alten Mann in einem schwarzen Samt-ewande, um die Hüften mit einer dicken Seidenschnur gegürtet, vor. Auf em Kopfe trug er eine ebenso schwarze enganliegende Samtmütze, unter er auf allen Seiten lange Strähnen weißen Haares hervorquollen. Das }ewand barg seinen Körper wie ein weites Leichentuch und ließ nichts on menschlicher Gestaltung sichtbar werden, nur ein schmales bleiches }esicht. Wenn der Alte nicht den hageren fleischlosen Arm, der wie ein tock, über den man Stoffe hängt, war, emporgestreckt hätte, um den Un-ekannten mit seiner Lampe zu beleuchten, hätte das Gesicht wie in der Luft chwebend ausgesehen. Ein grauer, spitz zugeschnittener Bart verbarg das ‹inn dieses fremdartigen Wesens und machte ihn den jüdischen Modell-öpfen ähnlich, nach denen die Künstler Moses dargestellt haben.

Die Lippen dieses Mannes waren so schmal und farblos, daß es be-onderer Aufmerksamkeit bedurfte, um die Linie seines Mundes zu erraten. ;eine breite, runzlige Stirn, seine fahlen, hohlen Wangen, die unversöhnliche -lärte seiner kleinen, grünen, brauen- und wimperlosen Augen konnten den Jnbekannten glauben machen, daß der „Mann mit der Goldwage“ von Gerard)ow aus seinem Rahmen gestiegen sei. Die Tiefe der Furchen und der Falten und um die Schläfen verrieten die Feinnervigkeit eines Inquisitors und zu-gleich ein tiefes Wissen um alle Dinge des Lebens. Diesen Mann zu täuschen nußte unmöglich sein; er schien die Gabe zu besitzen, die geheimsten Ge-lanken im Grunde der Herzen aufzuspüren. Die Eigenschaften aller Völker ler Erde und alle ihre Weisheit war in diesem kalten Gesichte gesammelt, wie lie Werke der ganzen Welt in den verstaubten Magazinen aufgehäuft waren. In seinem Gesicht konnte man die stille Erleuchtung eines Gottes, der alles sieht — oder auch die stolze Kraft eines Mannes, der alles gesehen hat, lesen. Für einen Maler hätte es zweier Pinselstriche bedurft, um aus einem Porträt dieses Gesichtes ein schönes Bildnis des ewigen Vaters oder die grinsende tückische Fratze des Mephistopheles zu machen; denn beides stand darin — das Göttliche in der erhabenen Macht der Stirne und das Teuflische in dem düsteren Hohne des Mundes.

Dieser Mann mußte alle menschlichen Leiden mit unerhörter Stärke in sich zertreten und alle irdischen Freuden in sich ertötet haben.

Der Sterbende schauderte in der Ahnung, daß dieser alte Dämon Be-reiche jenseits dieser Welt bewohne und darin ganz allein sei, ohne Ge-

nüsse, weil er keine Illusionen mehr hatte — und ohne Qualen, weil er die Lust nicht mehr kannte.

Das war der Anblick, der den jungen Mann überraschte, da er seine Augen aufschlug und aus seinen Gedanken voll Tod und phantastischen Bildern erwachte.

Diese Erscheinung geschah ihm in Paris, in einem Hause des Quai Voltaire, im neunzehnten Jahrhundert, an einem Orte also und in einer Zeit, die Zauberei als eine Unmöglichkeit erscheinen ließen.

Der Unbekannte, der Schüler von Gay-Lussac und Arago, Sohn des aufgeklärtesten Zeitalters und Verächter aller Taschenspielerkunststücke, gab sicher nur einer Ergriffenheit nach, wie wir sie alle uns zuweilen gestatten, um verzweifelten Wirklichkeiten zu entfliehen oder um die Macht Gottes zu versuchen. Er zitterte also vor diesem Lichte und dem alten Mann in der unerklärlichen Ahnung einer außergewöhnlichen Macht; aber diese Erregung haben wir ja alle vor Napoleon oder in Gegenwart eines großen ruhmreichen Mannes, dessen strahlendes Genie uns hinriß, erlebt.

VII

„Sie wünschen das Christusbild von Rafael zu sehen, mein Herr?“ sagte der Alte höflich, mit einer Stimme, in deren kurzem klarem Wohllaut etwas Metallisches klang. Er stellte die Lampe auf eine zerbrochene Säule, so daß die Kassette voll beleuchtet war.

Bei den frommen Namen Christi und Rafaels machte der junge Mann eine Bewegung der Neugier, die der Kunsthändler zweifellos erwartet haben mochte; er drückte auf eine Geheimfeder. Sofort glitt die Mahagonifüllung in eine Rille, versank lautlos und gab das Bild der Bewunderung frei. Beim Anblick dieses unsterblichen Werkes vergaß der Unbekannte alle Phantasien in diesen Magazinen und die Absonderlichkeiten seines Schlafes — und wurde wieder Mensch; er erkannte in dem Alten ein Wesen aus Fleisch und Blut, ganz lebendig und gar nicht phantastisch — und lebte wieder in der wirklichen Welt. Die zärtliche Besorgtheit und die sanfte Heiterkeit des göttlichen Antlitzes übten überdies ihre Wirkung auf ihn. Ein Hauch des Himmels verwehte die Qualen, die ihn bis ins Mark der Knochen brannten. Das Haupt des Heilandes der Menschen schien aus den Finsternissen, die der schwarze Hintergrund darstellte, aufzusteigen. Ein Strahlenkranz leuchtete hell um sein Haar und sandte sein Licht empor. Seine Stirn, sein Fleisch, jeder Zug strömte wunderbare Kraft beredtester Überzeugung aus. Die purpurnen Lippen sprachen die Worte des Lebens — und der Beschauer horchte dem geheiligten Widerhall in den Lüften, er forderte von dem Schweigen die wunderbaren Gleichnisse — er lauschte in die Zukunft und

ernahm heilige Worte in den Zeichen der Vergangenheit. Das Evan-
elium war übersetzt in seine anbetungswürdigen Augen voll stiller Ein-
ıchheit, darin die Geängstigten ihre Zuflucht haben. Und die ganze christ-
atholische Religion war in seinem süßen erhabenen Lächeln zu lesen, das
ıre wesentlichste Vorschrift: „Liebet einander" aussprach. Dieses Bild
wang zum Gebete, empfahl Verzeihung, erstickte die Selbstsucht und er-
veckte alle schlafenden Tugenden zum Leben. Dieses Werk von Rafael
atte teil an der nur der Musik eigenen Zauberkraft: es zwang den Be-
chauer unter die holde Herrschaft des Erinnerns — und sein Triumph
var vollständig: der Maler war vergessen.

Dazu kam noch der besondere Reiz des Lampenlichtes: das Haupt
hristi schien sich ferne zu bewegen und Augenblicke lang von einer Wolke
erhüllt zu sein.

„Diese Leinwand habe ich mit Goldstücken bedeckt", sagte der Händ-
er kalt.

„Jetzt heißt es sterben!" schrie der junge Mann auf. Er war jäh aus
einer Träumerei, die ihn aus seinem schweren Geschicke unmerklich in eine
etzte Hoffnung geleitet hatte, aufgewacht.

„Ah, ich habe also recht gehabt, dir zu mißtrauen!" rief der Alte, packte
ie Handgelenke des Unbekannten und umschloß sie wie ein Schraubstock.

Der junge Mann lächelte traurig über diesen Verdacht und sprach
anft: „Sie brauchen nichts zu fürchten. Es handelt sich um mein Leben,
icht um das Ihre. Ich kann Ihnen ruhig meinen unschuldigen Betrug ver-
aten", fuhr er nach einem Blicke auf den beunruhigten alten Mann fort.
Ich erwartete die Nacht, um mich ohne Aufsehen zu ertränken. Bis dahin
vollte ich mir Ihre Herrlichkeiten ansehen. Wer wird einem Mann der
Vissenschaften und der Dichtung dieses letzte Vergnügen nicht verzeihen?"

Der argwöhnische Händler musterte mit einem scharfen Blicke das
lüstere Gesicht seines falschen Kunden, während er ihm zuhörte. Der
Ton dieser leidensvollen Stimme gab ihm seine Sicherheit wieder, viel-
eicht las er auch in diesen bleichen Zügen das dunkle Schicksal, das vor-
lem die Spieler schaudern gemacht hatte: er gab ihm die Hände frei. Aber
n einem Reste des Mißtrauens, das ihn eine hundertjährige Erfahrung
gelehrt hatte, streckte er nachlässig die Arme gegen einen Anrichtetisch,
vie um sich darauf zu stützen — und nahm hier ein Stilett.

„Sind Sie vielleicht so ein überzähliger Staatsbeamter, der seit drei
Jahren keine Gratifikation bekommen hat?"

Der Unbekannte konnte während seiner verneinenden Bewegung ein
Lächeln nicht unterdrücken.

„Hat Ihr Vater Ihnen allzusehr vorgeworfen, daß Sie auf die Welt gekommen sind? Oder haben Sie etwas Entehrendes getan?“

„Wenn ich etwas Entehrendes tun wollte, könnte ich weiterleben.“

„Hat man Sie im Theater ausgepfiffen? Müssen Sie vielleicht Gassenhauer komponieren, um das Begräbnis Ihrer Geliebten zu bezahlen? Oder leiden Sie nur an der Geldkrankheit? Oder haben Sie genug von der Langeweile? Wie heißt der Irrtum, der Sie zum Sterben beredet?“

„Sie sollten die Ursprünge meines Sterbens nicht in den gewöhnlichen Gründen suchen, die zum Selbstmorde führen. Um Ihnen eine Enthüllung unerhörter Leiden, die in der Menschensprache gar nicht ausdrückbar sind, zu ersparen, will ich Ihnen einfach sagen, daß ich im tiefsten, gemeinsten und marterndsten Elend bin.“ Er fügte mit einer Stimme, deren wilde Entschlossenheit seine vorhergegangenen Worte widerrief, hinzu: „Und ich will nicht betteln, weder um Hilfe noch um Trost.“

„Ah, ah!“ diese beiden Silben, mit denen der Alte zuerst antwortete, waren wie der Laut einer Schnarre. Dann aber sprach er weiter: „Ich werde Sie nicht zwingen, mich zu bitten, und Sie nicht erröten machen. Ich gebe Ihnen weder einen französischen Centime, noch einen levantinischen Para, keinen deutschen Heller, keine russische Kopeke, weder einen schottischen Farthing noch eine Sesterze, noch einen Obolus der Alten Welt, noch einen Piaster der Neuen — ich biete Ihnen nichts, was Gold, Silber, Scheidemünze, Banknote oder Schatzschein ist; aber ich will Sie reicher, mächtiger, angesehener machen, als es ein konstitutioneller König je sein kann.“

Der junge Mann glaubte, der Alte rede kindisches Zeug, und verharrte erstarrt und ohne Antwort.

„Drehen Sie sich um!“ sagte der Händler plötzlich, erhob die Lampe und beleuchtete die Wand gegenüber dem Bilde. „Betrachten Sie dieses Chagrinleder!“ setzte er hinzu.

VIII

Der junge Mann sprang heftig auf und war einigermaßen erstaunt, als er über seinem Sessel ein Stück Chagrinleder an der Wand befestigt sah, das etwa die Größe eines Fuchsfelles hatte. Dieses Stück Leder strahlte auf unerklärliche Weise aus der Tiefe der Finsternis in dem Magazin einen solchen Glanz aus, daß man es hätte für einen kleinen Kometen halten können. Der junge Ungläubige näherte sich dem angeblichen Talismane, der ihn aus dem Unglück retten sollte, und machte innerlich eine spöttische Bemerkung über ihn. Voll begreiflicher Neugier betrachtete er das Leder von allen Seiten und entdeckte bald eine ganz natürliche Ursache für seine

euchtkraft. Die schwarze Körnung des Leders war so gut geglättet und ebräunt, seine Streifen und Runzeln waren so blank und sauber, daß jede Jnebenheit des orientalischen Leders einen kleinen Brennspiegel bildete, der vie die Facetten eines Granats das Licht der Lampe zurückwarf.

Er bewies mit mathematischer Genauigkeit dem Alten die Ursache ieser Erscheinung, — doch dieser lächelte boshaft, ohne zu antworten. Dieses Lächeln der Überlegenheit ließ den jungen Mann argwöhnen, daß in Scharlatan ihn zum besten halte. Er hatte nicht Lust, noch ein Rätsel nehr ins Grab mitzunehmen; rasch wandte er das Leder um, wie ein Kind, as sich eilt, das Geheimnis seines neuen Spielzeuges kennenzulernen. „Ah!" ief er aus, „hier ist die Spur des Siegels, das die Orientalen das Siegel Salomons nennen!"

„Das kennen Sie?" fragte der Händler und stieß ein paarmal die Luft heftig durch die Nase, was mehr Gedanken Ausdruck verlieh, als es die kräftigsten Worte vermocht hätten.

„Gibt es auf der ganzen Welt einen Menschen, der einfältig genug ist, an so ein Hirngespinst zu glauben?" rief der junge Mann aus, gereizt durch das stumme Lachen und die bittere Verhöhnung darin. „Wissen Sie nicht," fuhr er fort, „daß der Aberglaube der Orientalen die mystische Form und die verlogenen Zeichen auf diesem Siegel, das eine märchenhafte Macht haben soll, heilig gesprochen hat? Wenn ich daran glaubte, könnte man mich für ebenso dumm halten, als wenn ich an Greife und Sphinxe glaubte, deren Existenz die Mythologie behauptet."

„Da Sie Orientalist sind," unterbrach ihn der Alte, „lesen Sie vielleicht den Spruch hier?" Er hob die Lampe ganz nahe an den Talisman, den der junge Mann noch umgekehrt hielt, und zeigte ihm die Zeichen, die in die Zellstruktur der wunderbaren Haut so eingeritzt waren, als seien sie an dem Tiere, dem sie einst gehört hatte, darin gewachsen.

„Ich muß gestehen," rief der junge Mann, „daß ich keine Ahnung von der Art habe, auf die man diese Buchstaben so tief in die Haut eines Wildesels eingraben konnte." Während er sich lebhaft zu den Tischen voller Raritäten zurückwandte, schienen seine Blicke darauf etwas zu suchen.

„Was wollen Sie?" fragte der Alte.

„Ein Instrument, um das Leder zu zerschneiden, damit ich sehe, ob die Zeichen aufgedrückt oder eingelegt sind."

Der Alte reichte dem Unbekannten sein Stilett, und dieser versuchte das Leder dort, wo die Buchstaben standen, anzuschneiden; aber kaum hatte er eine dünne Lage aus dem Leder herausgehoben, erschienen die Buchstaben sofort wieder reinlich und völlig gleich denen, die an der Ober-

fläche waren, so daß er einen Augenblick meinte, gar nichts daran getan zu haben.

„Das orientalische Kunsthandwerk hat seine Geheimnisse, die ihm ganz allein gehören“, sagte er und blickte schon ein wenig beunruhigt auf den Spruch.

Der Alte entgegnete: „Es ist allerdings leichter, sich an die Menschen zu halten, als an Gott.“

Die geheimnisvollen Worte bedeuten in unserer Sprache:

Wenn du mich besitzest, besitzest du alles.
Aber dein Leben wird mir gehören. Gott hat
Es so gewollt. Wünsche, und deine Wünsche
Werden erfüllt. Aber richte
Deine Wünsche auf dein Leben.
Es ist da. Mit jedem
Wunsche nehme ich ab
Wie deine Tage.
Du willst mich?
Nimm! Gott wird
dich erhören.
Es sei!

„Ah, Sie lesen fließend Sanskrit,“ sagte der Alte, „sind Sie in Persien oder Bengalen gereist?“

„Nein!“ entgegnete der junge Mann, indessen er neugierig dieses gleichnishafte Leder betastete, das sich in seiner geringen Biegsamkeit wie ein Metallblatt anfühlte. Der alte Händler stellte die Lampe auf die Säule zurück, von wo er sie genommen hatte, und richtete auf den jungen Mann einen Blick kalten Spottes, der zu sagen schien: „Der denkt schon nicht mehr ans Sterben!“

Für die „Österreichische Rundschau“ verantwortlich: Dr. Paul Wittek, Wien, I., Bräunerstraße 4–6 Telephon 61-4-89.
Für den „Obelisk“ Julius Schaumberger, München, Karolinenplatz 3
Eigentümer und Verlag: Drei Masken Verlag A.-G., München, Zweigniederlassung: Wien, I., Wallnerstraße 4
Unverlangten Zuschriften und Manuskriptsendungen ist Rückporto beizuschließen
Druck der Buch- und Kunstdruckerei R. Kiesel zu Salzburg

IMMANUEL KANT
geb. 22. 4. 1724

Die Idee der Lebensphilosophie in der Theorie der Geisteswissenschaften

Von Georg *Misch* (Göttingen)

In diesen Tagen, in denen man allenthalben in Deutschland, und über die verkürzten deutschen Staatsgrenzen hinaus, das Gedächtnis *Kants* feiert und die Feier mitten in unserer politischen Erniederung sich zu einer Kundgebung unserer geistigen Existenz gestaltet, sucht jede Arbeit, die dieser Existenz gewidmet ist, sich ihrer Bezüge zu dem großen deutschen Denker zu versichern. Die folgende Skizze, die nicht aus diesem aktuellen Anlaß entstanden ist, fügt sich doch in den gemeinsamen Zug der Gedanken ein, die im Namen Kants sich vereinen. Das philosophische Werk, von dem hier berichtet werden soll, liegt außerhalb des engeren Umkreises der an Kant sich anschließenden Schulrichtungen der gegenwärtigen Philosophie. Aber der Name Kants ist nicht das Eigentum einer philosophischen Schule; er repräsentiert eine fortzeugende geistige Kraft, die die ganzen letzten anderthalb Jahrhunderte durchwirkt. Und es ist ein Zeugnis der universalen produktiven Kraft, die von Kant ausgeht, daß sein Geist auch da im Hintergrund erscheint, wo eine ihm selber fremde philosophische Tendenz, das Bemühen um eine Philosophie des Lebens und die Begründung der historischen Wissenschaften, vorwärtsgeht. So wird eine Betrachtung dieser gegenwärtigen, durch den Namen Diltheys bezeichneten Lebensphilosophie wie von selbst zugleich zu einem Gedächtnisblatt für Kant. —

Als Dilthey zu seinem siebzigsten Geburtstag zu seinen Freunden und Schülern sprach, schloß er die Ansprache: „Das Ziel sehe ich. Wenn ich auf dem Wege liegen bleibe — so hoffe ich, werden ihn meine jungen Weggenossen, meine Schüler zu Ende gehen.“ Das, was er als Ziel vor sich sah, drückte er aus mit dem Begriff *Leben*: dieser ist also bei ihm von wesentlich systematischem Belang, der Zentralbegriff der Philosophie bei einem zur Systematik vordringenden Denker, dessen Lebensverständnis sich von der Dichtung und Geschichte nährt, und zugleich das Mittel, die Philosophie mit der Wissenschaft zu verbinden, mit seiner Wissenschaft vom geistig-geschichtlichen Leben. Die Ausgabe der Schriften Diltheys, die von

einem engeren Kreise seiner Schüler besorgt wird, ist jetzt zu dieser systematischen Mitte vorwärts gekommen durch die Sammlung eines Doppelbandes mit dem Titel: „Die geistige Welt“*). Von dieser Edition gehe ich aus.

Es handelt sich da um eine Reihe von Abhandlungen Diltheys, die sich an sein systematisches Hauptwerk, die „Einleitung in die Geisteswissenschaften“, anschließen, dessen erster, in die Geistes*geschichte* auslaufender Band 1883 erschienen war. Sie waren zunächst nur als Materialien für den zweiten Band, der die eigentliche systematische Grundlegung geben sollte, gedacht, blieben dann aber, als dieser zweite Band nicht zur Ausführung kam, als Ersatz für denselben zurück. Dadurch hat die Sammlung ein besonderes Gewicht und eine in die gegenwärtige Arbeit der Philosophie eingreifende Bedeutung.

Denn Diltheys „Einleitung“ hat zwar, seitdem sie, vor vierzig Jahren, erschienen ist, eine breite philosophische Bewegung ausgelöst — oder richtiger, nicht erst *ausgelöst*: die Bewegung war aus dem Ausland, aus dem Positivismus der anglo-französischen Wissenschaft, herübergekommen, besonders durch John Stuart Mills Logik, deren berühmtes sechstes Buch die Logic of Moral sciences behandelte; Dilthey hat sie wieder in die deutsche Heimat der Geisteswissenschaften zurückgeführt und an die Traditionen von Kant und Herder, Goethe und Ranke her angeknüpft. Aber gerade auf diesem deutschen Boden hat die Bewegung auf Grundlegung der Geisteswissenschaften eine ganz andre Wendung genommen als in Diltheys Intention lag. Sie bog einfach zurück in die erkenntnistheoretische Bahn Kants und lief schnellfertig in Konstruktionen aus. Man begnügte sich damit, einen bestimmten weltanschaulichen Standpunkt, den von Kant und Fichte ausgebildeten, von Lotze an die Lage der Wissenschaften angepaßten ethischen Idealismus, so weit zu formalisieren, daß die Kategorien dieses Standpunktes, der Wertbegriff des Geistes und die teleologische Notwendigkeit, sich zu einer Theorie der Geschichte verwenden ließen. Eine Wertwissenschaft von der menschlichen Individuation wurde neben die naturwissenschaftliche Gesetzeserkenntnis gestellt, deren Theorie Kant gegeben hatte. Im Grunde war es nur eine scharfsinnig begriffliche Verfeinerung des teleologischen Anschauungshimmels, den Lotze über die exakte Wissenschaft gewölbt hatte, indem er überall den Mechanismus der kausal erklärenden Theorie und die Zweckbetrachtung, die auf Sinn und

*) Wilhelm Diltheys Gesammelte Schriften. Bd. V und VI. Die geistige Welt. Einleitung in die Philosophie des Lebens. Erste Hälfte: Abhandlungen zur Grundlegung der Geisteswissenschaften. Zweite Hälfte: Abhandlungen zur Poetik, Ethik und Pädagogik. Leipzig und Berlin 1924.

Bedeutsamkeit geht, sonderte. Diese konstruktive Form der Systematik beherrschte durch H. Rickerts Bücher über Naturwissenschaft und Kulturwissenschaft und über die Grenzen der naturwissenschaftlichen Begriffsbildung die Lage seit etwa 1900 bis zum Kriege derart, daß selbst einem so genialen Forscher auf geisteswissenschaftlichem Gebiet wie Max Weber, das Konzept dadurch verwirrt wurde.

Die Vertreter der positiven Wissenschaft aus der jetzt absterbenden Generation pflegen dem Philosophen, der sie mit Begriffen befruchten will, entgegenzuhalten: Generalia sunt et facilia et levia. Das gilt doch nur von derjenigen Art philosophischer Generalisation, die mit dem Besen der Reflexion hinter der produktiven Arbeit der Erfahrungswissenschaften hinterherfegt — und dabei immer in die Gefahr kommt, eine vorübergehende Lage der Wissenschaft als endgültige hinzunehmen, wie das selbst einem Kant mit Newtons Physik passiert ist. Dem gegenüber war Diltheys Stärke, daß er in der positiv schaffenden Arbeit geisteswissenschaftlicher Forschung darinnen war und aus solchem Darinnenbegriffensein heraus zur Systematik durchzubrechen suchte, aus der Arbeit im Stoff zur Besinnung über den Sinn seines wissenschaftlichen Tuns, aus der Aktion in die Reflexion übergehend, um durch diese Wechselbeziehung des historischen und des systematischen Denkens in mühsamen Analysen Werkzeuge zu genauem, objektivem Sehen der geistigen Wirklichkeit auszubilden. Daher der mühselige Fortgang seiner Grundlegung, der immer noch andauerte, als die andern schon ihre Bücher fertig hatten: es sollte eine Begründung sein in dem doppelten Sinne des Wortes: die Grundlagen erkennen in der Besinnung über . . ., und von Grund aus aufbauen in handanlegender Arbeit an . . . Daher auch die späte Wirkung Diltheys, die stark erst nach seinem Tode, 1911, einsetzte, um sich in der Gegenwart zusehends auszubreiten. Bei dieser Wirkung ist aber zugleich eine Beschränkung auf die speziell h i s t o r i s c h e n Leistungen Diltheys eingetreten: seine Leistung für die Ausbildung der Geistesgeschichte. „Dilthey hat das Große erkannt, daß die Geistesgeschichte im weitesten Umfang erforscht und geschrieben werden muß“: das ist das Urteil eines unserer bedeutendsten Philologen, der damit die allgemeine Meinung ausspricht; und in dieser Richtung wird heute allenthalben gearbeitet. Aber Geistesgeschichte ist noch nicht Philosophie, wenn beides auch zusammenhängt: Philosophie ist ihrem Wesen nach systematisch. Rein systematisch gerichtete, von der eigentlichen Historie unberührte Vertreter der Philosophie unter den Zeitgenossen, Husserl und Rickert, haben sogar eine Kluft zwischen systematischem und historischem Philosophieren aufgetan: Husserl in einem polemischen Aufsatz über „Philosophie als strenge Wissenschaft“ 1911, Rickert in einer

Kampfschrift: „Die Philosophie des Lebens“ 1920, wo gleichfalls der strenge Geist der Logik gegen den Dämon von Leben und Geschichte heraufbeschworen wird: „Heute ist alles Denken theoretisch so ‚lebendig‘ und ‚beweglich‘ und damit so erweicht, daß man logisch kaum mehr treten kann.“ Da soll nun unsere Edition eingreifen und zeigen, daß hier eine eigene philosophische Tendenz zum Durchbruch kommt, die grade durch den Bund der systematischen Philosophie mit der Historie ausgezeichnet ist, ja daß es sich hier um den Versuch einer Erneuerung der philosophischen Systembildung überhaupt handelt. In dem Titel der Sammlung ist das ausgedrückt: „Die geistige Welt. Einführung in die Philosophie des Lebens.“ Noch deutlicher spricht eine andere, frühe Bezeichnung der Aufgabe, die Dilthey ergriffen hatte, ehe er sich mit dem Titel „Einleitung in die Geisteswissenschaften“ beschied: er bezeichnete sie als „Kritik der historischen Vernunft“. Also nichts Geringeres als ein Gegenstück zu Kants Kritik der reinen Vernunft! Die historische Vernunft stellt sich der reinen Vernunft entgegen — die Geschichtlichkeit des menschlichen Bewußtseins soll in der Grundlegung der Geisteswissenschaft zur Anerkennung kommen. In dem kürzlich veröffentlichten Briefwechsel Diltheys mit dem Grafen Paul Yorck von Wartenburg kommt das Bewußtsein der Aufgabe, die philosophische Bedeutung der Historie durchzusetzen in eine neue Zukunft hinein, zu einem freien, starken, erregenden Ausdruck.

Aber der Name Lebensphilosophie für diese Tendenz, die auf dem Boden der deutschen historischen Schule erwachsen ist, hat noch einen anderen Hintergrund, der nun grade wegzuführen scheint von dem eben betonten Zusammenhang der Philosophie mit den positiven Wissenschaften, ja weg sogar von dem Anspruch der Philosophie auf wissenschaftliche Geltung überhaupt. Denn „Lebensphilosophie“ — wie der Name heute geläufig ist, bezeichnet er eine Gruppe einzelner Denker wie Nietzsche, Schopenhauer oder auch Bergson, von früheren etwa Pascal — die jedenfalls dieses Negative gemeinsam haben, daß sie die Irrationalität des Lebens gegen die neuzeitliche Macht der Wissenschaft stellen, sei es in Verzweiflung an der Erkennbarkeit des Wissenswürdigen, sei es durch Bezweiflung des Wertes der wissenschaftlichen Objektivität überhaupt — unter Überspringung der positiven Wissenschaften herauszubekommen suchen, was das menschliche Leben sei und bedeute. Dilthey, dessen ganze Arbeit vom Enthusiasmus für die Wissenschaft getragen ist, steht doch dieser Gruppe nahe. Wie er denn auch in der modernen Literatur mit ihr zusammengestellt wird, z. B. in einem bemerkenswerten Aufsatz von Max Scheler, wo unter dem Titel: „Versuche einer Philosophie des Lebens“ Nietzsche, Bergson, Dilthey nacheinander aufgeführt werden. Dilthey sucht

diese Domäne der irrationalistischen Lebensphilosophie für den wissenschaftlichen Geist zu erobern, und der Weg dazu soll eine philosophische Verbindung von Anthropologie und Historie sein. Als gemeinsame Tendenz dieser modernen Versuche gibt er an: daß sie das Leben aus ihm selber verstehen wollen — d. h. unter Ausschluß von transzendenten Setzungen: eine des Kampfes mit dem Transzendenten enthobene *Vertiefung* in die Wirklichkeit.

Fragt man sich nun aber, was diese Versuche trotz ihrer polar entgegengesetzten Stellung zur Wissenschaft mit einander verbindet, so muß man den universalgeschichtlichen Zusammenhang der Philosophie auftun, und dann zeigen die Bemühungen um eine Lebensphilosophie auch erst ihr ganzes Gewicht. Denn hinter ihnen erscheint nunmehr ein *Motiv*, das durch die ganze Geschichte der neueren Philosophie hindurchgeht und ihr eine eigenartige innere Unruhe gibt: die Auseinandersetzung der religiösen, nicht mystischen, sondern spezifisch christlichen Erlebnisstellung mit dem theoretischen Geist der griechisch geborenen Philosophie und Wissenschaft. Die vorhin genannten Namen, Pascal vor allem, zeigen, was gemeint ist. Die neuzeitliche Entwicklung der Philosophie unterscheidet sich ja von der antiken dadurch, daß sie die christliche Transzendenz ungebrochen im Rücken hat. Die massive Transzendenz eines Anselmus ist abgetan, aber ebenso ist es vorbei mit der Simplizität der Alten. Auch die großen klassischen Systeme der neueren Philosophie zeigen, wenn man genauer hinsieht, alle diese ruhelose Spannung: die Systematik hat zwar noch einen linearen Gang von Axiomen und Definitionen aus, per continuum et nullibi interroptum mentis motum, aber gerade an der entscheidenden Stelle der Metaphysik, wo auf der Seinserkenntnis die Ethik aufgebaut werden soll, ist ein Bruch. Der Logos ist kosmisch geblieben, das Ethos ist subjektiv seelisch geworden und will sich von den kosmischen Bindungen lösen. Formelhaft gesprochen ist es der Gegensatz der griechischen Ontologie und ontologischen Logik und einer Logik des Herzens, mit Pascal zu reden, ordre du coeur, die aus der Realität, von der wir innerlichst wissen, alles Ontische, vor dem Erkennen Vorherbestehende, die ganze platonische Beziehung von Anschauung und angeschautem Gegenstand ausgeschieden hat. Wenn der Platoniker Galilei das Ideal der griechischen Metaphysik: die Vernunft als Band des kosmischen Zusammenhanges, das vinculum rationis, durch die Begründung der mathematischen Naturwissenschaft zur Erfüllung brachte, so lag damit im Streit das Lebensband, christlich gefaßt als das vinculum fidei et amoris. Charakteristisch tritt der Ausdruck Leben in diesem Sinne bei Augustinus in der philosophischen Grund-

legung auf, zur Bezeichnung der Realität, die in der Selbstbesinnung sic
auftut.

Die Lebensphilosophie hat diesen Ursprung in der ethisch-religiöse
Bewußtstellung, aber sie säkularisiert dieselbe durch den Bruch mit de
Transzendenz, und trifft so mit der antiken ontologischen Metaphysik rivali
sierend zusammen. Wie denn auch unsere Rede von der *geistige*
Welt, mit der griechischen Kosmologie streitend, eine Säkularisation de
religiösen Glaubenswelt ist, ebenso unser Begriff der *Gesellschaf*
eine Verweltlichung des corpus mysticum. Kurz und bündig gefaßt: si
setzt das Leben als philosophischen Grundbegriff an *die* Stelle, wo in de
antiken Tradition seit Parmenides das Seiende, to on steht: das Seiende
dieser spezifisch griechische, von Aristoteles zur Definition der philosophi
schen Grundwissenschaft benutzte Begriff. Bei diesem revolutionierende
Unternehmen aber fußt sie, so paradox das auch klingt, auf niemand an
derem als auf Kant.

Denn Kant erst hat gegenüber jener inneren Unruhe, die die neu
zeitliche Philosophie durchsetzte, eine klare, aufrichtige Entscheidung ge
troffen, allerdings in den Grenzen der Aufklärungszeit. Kant sonderte
systematisch die Grundlagen der Erkenntnis von den Grundlagen de
Moral. Eine neue Form von philosophischer Systematik trat damit auf
nicht mehr der lineare Gang der klassischen Systeme, sondern ein innere
Fortgang von der Kritik der reinen Vernunft, die in der Aufhebung de
metaphysischen Seinserkenntnis zugunsten der Gesetzeswissenschaft vo
Erscheinungen gipfelt, zur Kritik der praktischen Vernunft, die das meta-
physische Problem durch eine Art von Transposition in die ethische Willens-
stellung der Person hinübernimmt und schließlich eine mögliche Auflösung
der Gegensätze in der pantheistischen Einheitsidee — ein dramatische
Gang in drei Akten, das ewige Drama der menschlichen Vernunft. Diese
dramatische Gang ist freilich eine Konstruktion, aber die in der neuen Form
des systematischen Aufbaues der ganzen Philosophie enthaltene Mehr-
dimensionalität ist eine von den tiefen Einsichten Kants. Sie wird von der
Lebensphilosophie vorwärtsgetragen, seit Fichte jene Umstellung in der
Grundlegung vom Begriff des Seienden zu der Idee des Lebens vollzog.
So kämpft sie gegen die Kantische Scheidung von theoretischer und prak-
tischer Vernunft, von Logos und Ethos an. Diese Scheidung ist ein Pro-
dukt der Erkenntnistheorie, die in der Aufklärung die neuzeitliche Ent-
zweiung von Glauben und Wissen vollendet hat. Und wenn der Fortgang
„von der Metaphysik zur Erkenntnistheorie“ das abschließende Gesetz der
Entwicklung der Philosophie, wie das die herkömmliche Lehre ist, ausmachte,
dann bliebe hier auch kein Ausweg. Aber die ganze erkenntnistheoretische

tellung, die im 18. Jahrhundert die Metaphysik verdrängte, ist nicht die ndgültige Stellung der Philosophie, sondern historisch bedingt, also in hrer Bedeutung begrenzt, und muß überwunden werden und zwar um der dee der Wissenschaft selber willen.

Denn die Erkenntnistheorie arbeitet bei Kant wie bei Hume, also in hren beiden entgegengesetzten Richtungen, mit einem intellektualistisch verlünnten Begriff von Wissenschaft, wonach dieselbe auf die Erkenntnis von Relationen bloßer Erscheinungen eingeschränkt ist. Gegenüber dieser phäomenalistischen Resignation sinkt der Gegensatz, der die Erkenntnistheorie n zwei Lager spaltet, ob sie empiristisch oder rationalistisch vorgeht, zu inem bloßen Schulstreit herab. Durch solche resignierte Entscheidung vird der theoretische Lebensnerv der Wissenschaft, der auf Erkenntnis on Realitäten hingespannt ist, zerschnitten und zugleich ihr Lebenswert ierabgedrückt: sie dient nur noch der Regelung, ist nicht mehr eine Macht ler Gestaltung des Lebens, wie sie das in der griechischen Antike, die die Wissenschaft hervorgebracht hat, und wiederum auch in der produktiven Epoche der Neuzeit bis zum siebzehnten Jahrhundert war. Solange dieser dünne Begriff der Wissenschaft festgehalten wird, ist die Kantische Scheidung von Erkenntnislehre und Ethik unaufhebbar. Denn aus einer Wissenschaft, die auf die Relationen von Erscheinungen beschränkt ist, vermag die Philosophie keine das menschliche Leben tragenden Überzeugungen zu entwickeln. Und so ist jener Dualismus auch von denjenigen gegenwärtigen Denkern, die in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts die Erkenntnistheorie noch einmal zur Herrschaft brachten, in Permanenz erklärt, ja in das Wesen der Philosophie selber hineinverlegt worden, indem man einen sogenannten „Doppelbegriff" der Philosophie aufstellte: Philosophie sei einesteils Wissenschaftslehre, sei es kantisch, sei es positivistisch gefaßt, andernteils sei sie eine freie, auf der genialen Persönlichkeit oder der Gesinnung beruhende Macht der Geistesführung. Es ist klar, daß dies ein Zerreißen der Philosophie bedeutet, das beide Glieder der Disjunktion durch Isolierung verkümmern läßt. Es ist ebenso klar, daß diese vermeintliche Wesensbestimmung von der konstruktiven Art ist, die eine vorübergehende Situation auf einen Begriff reduziert und mit diesem Begriff das Wesen der Sache in der Hand zu haben glaubt. Die Situation in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts war eben die, daß die in die Erkenntnistheorie zurückgeflüchtete wissenschaftliche Philosophie und die freie genialische Lebensdeutung eines Nietzsche, Kierkegaard, Tolstoj, Maeterlinck u. s. f. einander gegenüberstanden. Dem gegenüber ist es das eigentliche Anliegen eines Lebensphilosophen von dem wissenschaftlichen

Range Diltheys, diesen Dualismus produktiv zu überwinden. Und dazu soll die Verbindung der Philosophie mit den Geisteswissenschaften dienen.

Hier schließen sich die beiden von mir entwickelten Motive zusammen. Am einfachsten wird die Sachlage durchsichtig, wenn man wieder von Kant aus blickt. Von Kants Erkenntnistheorie aus gesehen erscheint die Verbindung der Philosophie mit den Geisteswissenschaften, die Aufstellung einer Kritik der historischen Vernunft gegenüber der Kritik der reinen Vernunft zunächst nur als eine gebietsmäßige Erweiterung der Erkenntnistheorie selber. Neben die Erkenntnistheorie der Naturwissenschaften, wie sie Kant im Hinblick auf die klassische Mechanik Newtons ausgebildet hat, tritt die Erkenntnistheorie der Geisteswissenschaft mit Bezug auf das Werk der historischen Schule; es ist eine Erweiterung, die durch die inzwischen erfolgte Veränderung der wissenschaftlichen Lage gefordert war durch die Verselbständigung der historisch-philologischen Wissenschaften, dank ihrer Erhebung über das Niveau der *belles lettres.* Und das war auch der Aspekt um 1870: neben die großen Naturforscherphilosophen, deren klassischer Repräsentant Helmholz war, treten die in der Geisteswissenschaft geschulten Denker: Dilthey kommt dann neben Männer wie Semper, Rud. Haym, Aloys Riegl u. a. zu stehen: überall die Immanenz des philosophischen Geistes in den positiven Wissenschaften in Form der Universalität der Forschung und der prinzipiellen Besinnung mitten im produktiven Tun. Überall auch das Übermächtige des wissenschaftlichen Arbeitszusammenhangs über den Einzelnen, der seine Ziele aufnimmt von der Stelle, an der er steht. Das Bekenntnis Theodor Mommsens: wir alle sind Gesellen, keiner ist Meister; das Wort Hippolyte Taines: le plus vif plaisir d'un esprit qui travaille consiste dans la pensée du travail que les autres feront plus tard.

Aber von Kant aus sieht man doch auch noch anderes und mehr. Die Erkenntnistheorie ist für ihn nicht Selbstzweck. Er stellt dem Schulbegriff der Philosophie, wo sie die Vollkommenheit der menschlichen Erkenntnis zum Zweck hat, ihren „Weltbegriff" gegenüber, wonach sie die Wissenschaft von der Beziehung aller Erkenntnis auf die wesentlichen Zwecke der menschlichen Vernunft ist. Und dieser Weltbegriff der Philosophie rückt ins Zentrum, wenn sie sich als lebengestaltende Macht behaupten will. Aber bei Kant war jene Beziehung konstruktiv hergestellt durch den vorhin berührten Zusammenhang seiner drei Kritiken, in dem Gang von der Theorie zur Praxis und von da zur ästhetischen Zusammenschau, der sich als ein Drama der menschlichen Vernunft darstellte. Indem er die Wissenschaft mit der mathematischen Naturwissenschaft gleichsetzte und diese wiederum auf die Erkenntnis von Erscheinungen be-

·hränkte, begründete er eine negative Entscheidung über die Be-
ehung der Erkenntnis auf die wesentlichen Zwecke der Vernunft, die sich
im im Ethischen konzentrierten. Es ist der bekannte Satz, der das tradi-
onelle Band zwischen Metaphysik und Ethik zerriß, daß er das Wissen auf-
ben wollte, um für den Glauben Platz zu bekommen. Diese negative
ntscheidung, von der die Theologie mit A. Ritschl Nutzen zog, betraf vor
lem das Wissen, das der Mensch von sich selbst besitzt — die geistigen
ealitäten, die über die Bedeutung der menschlichen Existenz entscheiden,
aren prinzipiell der wissenschaftlichen Fragestellung entzogen, da ja
icht Mathematik in ihnen ist; sie wurden einer praktischen Stellung der
erson, der Realisierung durch Gesinnung und Tat überantwortet. Und
a setzt nun die Verbindung der Philosophie mit den Geisteswissenschaften
n, um das, was Kant negativ entschied, positiv zu machen, denn die
eisteswissenschaften machen ja grade jene Realitäten, die der mensch-
chen Existenz einen eigenen Inhalt geben, zum Gegenstand der Forschung,
ollen das Wissen des Menschen von sich selbst, wie es in der Geschichte
arbeitet wird, zur Geltung bringen. Dilthey stellt dies Prinzip einmal auf
nem Notizblatt im großen hin: „Jede Geisteswissenschaft ist entweder
/irklichkeitsdarstellung oder sie besteht aus Abstraktionen, welche nur
eilinhalte des Wirklichen enthalten. Sie gleicht einer Brücke, die über
nen mächtigen Strom führt, einem Schiffe, das über das uns nicht ergründ-
che Meer ... Das Leben ist dieser Strom, dieses Meer, unergründlich usw.
ndem dieses Verhältnis nicht klar eingesehen und benutzt wird, entsteht
ie falsche Abstraktion, welche aus den Abstraktionen konstruieren will,
der der Haß gegen diese, der sich in das Tatsächliche, Technische flüchtet."

Der positive methodische Griff aber, durch den diese Verbindung von
rkenntnis und Leben als Wissenschaft realisierbar wird, führt nun
ieder auf Kant zurück und in den ganzen protestantischen Hintergrund
eines Kritizismus hinein. Gerade Kants Behauptung einer praktischen
tellung der Vernunft, die ihm dazu diente, das sittliche Bewußtsein von
er Seinserkenntnis abzusondern und an den Glauben heranzurücken, wird
ofort wissenschaftlich fruktifizierbar, sobald man die Beschränkung der
rkenntnis aufs Ontische fallen läßt und dem Ontischen das Histo-
ische des geistigen Lebens gegenüberstellt. Jenes bei Kant ethisch-
eligiös gebundene Prinzip der praktischen Vernunft wird dann zur Basis
ner Erfahrungsstellung, die in den Geisteswissenschaften realisierbar ist,
der Auffassung und Analyse des Menschlichen, das nicht ist, sondern
bt, und sein wahres Leben nur als geschichtliches hat.

Denn wenn der Glaube antikatholisch dahin bestimmt wird, daß er
icht die Erkenntnis einer göttlichen Vernunftordnung ist, noch der Erkennt-

nis einer solchen objektiven Vernunft vorangeht, sondern das Wissen a
lebendiges in sich faßt, so läßt sich diese Bestimmung so erweitern, da
sie das lebensnahe Erfassen der geschichtlichen Wirklichkeit in der geiste
wissenschaftlichen Erfahrung im Kern trifft. Die logische Eigenart de
Geisteswissenschaft beruht dann auf dem Ausdruckscharakter ihrer Gegen
stände: darauf, daß diese geistigen Gegenstände, sei es nun eine Religio
oder ein Werk der Kunst, selber von sich aus zu uns sprechen könne
nicht bloß Sinn in sich tragen in gestalthaftem Sein, sondern von ihre
eigenen Sinn wissen und ihn ausdrücken, so daß er vernehmlich wir
dem, der durch die Seinsgestalten hindurch zurückdringt in die Seele de
Lebens, das in ihnen sich gestaltete. Und wir können die Sprache diese
Gegenstände, die alle ihr eigenes Selbst haben, verstehen: denn das geistig
Leben, das sich in diesem Wirken der realen prozedierenden Geschicht
objektiv ausdrückt, ist im Grunde eines Wesens mit den bildenden Mächte
in der Seele des Erkennenden, der in seiner Einzelheit doch in realer Ve
bindung mit dem Gesamtmenschlichen steht, eben weil sein Eigenleben vo
geschichtlicher Natur ist. Daher liegt hier dem Erkennen der Gegenständ
die der wissenschaftlichen Analyse unterworfen werden, ein anderes Ve
halten zugrunde, als es angesichts von Naturobjekten obwaltet. Das E
kennen erwächst hier im Verstehen vom Erlebnis aus, das auf einer innere
Berührung von Seele zu Seele, von Lebensmacht zu Lebensmacht beruh
und deshalb doch nicht, trotz des höchst persönlichen Zugangs zu alle
Geistigen, in der Subjektivität zu verbleiben braucht, sondern sich vo
der Subjektivität zu läutern vermag. Denn jede Analyse eines geistige
Gebildes treibt uns auf „die hohe See der Menschheit" hinaus, weil da
Partikulare nur aus dem Ganzen, als Teil des Ganzen, objektiv verstehba
wird. Die Konsequenz hiervon ist im Weltanschaulichen dies: daß da
Sichfestlegen z. B. einer Religion auf ihre historische Partikularität, wi
es innerhalb der protestantischen Theologie zum Nachteil gegenüber den
Katholizismus um sich griff, prinzipiell aufgehoben wird. Und die Kon
sequenz im Methodischen ist, daß die Hermeneutik an Stelle der Psychologi
in die Grundlegung der Geisteswissenschaft hineinrückt, ja darüber hinau
in den Mittelpunkt der allgemeinen philosophischen Logik fällt.

Denn dies ist nun das Letzte: daß aus der Idee der Lebensphilosophi
die Aufgabe einer Erweiterung der logischen Fundamente entspringt, ein
Aufgabe, die seit Kants Reformation der Wissenschaftslehre und Fichte
und Hegels Fortführung derselben die systematische Philosophie nich
mehr in Ruhe läßt. Es handelt sich hier zunächst darum, für die lebendig
Art von Begriffen, die in den Geisteswissenschaften auf Grund jenes eigen
tümlichen Ausdruckscharakters ihrer unter der Berührung des Wortes er

ternden Gegenstände entspringen, in freier Tat der Sprache dem eigenen
ben des Gegenstandes hingegeben entspringen, Raum zu schaffen in der
gik und zwar sogleich in der altersgrauen Lehre von den sogenannten
ischen „Elementen“, dem Begriff Urteil und Schluß: überall hier, im
teil wie im Begriff, statt der traditionellen Uniformität die Unterschiede
r Struktur aufzuweisen, die die Rolle eines rein diskursiven, das Ge-
inte, Gegenständliche in einzeln satzmäßiger Formulierung von Sach-
rhalten aufhebenden Denkens von allen Seiten her einzuschränken er-
iben. Es handelt sich aber noch um mehr: nämlich die logischen Funda-
nte so breit anzulegen, daß der uns quälende Gegensatz von Natur-
ssenschaft und Geisteswissenschaft, der sich inzwischen, nach Hegels
gik, eben durch die Verselbständigung der Wissenschaften vom mensch-
hen Leben neu in der Logik selbst aufgetan hat, nicht mehr die Wissen-
haftslehre zerreißt.

Als in den Siebzigerjahren des vorigen Jahrhunderts die geisteswissen-
haftliche Bewegung wieder auf deutschem Boden in die Philosophie zu-
ckgeführt wurde, stand sie naturgemäß in schroffem Gegensatz zu den
aturwissenschaften, da sie sich diesen gegenüber, die in der klassischen
echanik ihre Vollendung erreicht zu haben schienen, ihr Eigenrecht erst
kämpfen mußte. Gegenüber der erstgeborenen Physik erst spät zur
issenschaftlichkeit herangereift, ist die Geisteswissenschaft doch diesmal
r älteren Schwester vorangegangen in dem entscheidenden Fortschritt
n der Erkenntnistheorie zur Selbstbesinnung und dem zugehörigen Kampf
gen den Phänomenalismus, den sie eben gar nicht vertragen kann, da
e durch einen Verzicht auf ihren Anteil am Ringen um das Wissens-
irdige nicht bloß das philosophische Niveau aller ursprünglichen, leben-
staltenden Wissenschaft einbüßt, sondern überhaupt nicht mehr als
issenschaft auftreten kann. So ergab sich damals ein ausschließender
egensatz, wie er noch heute geläufig ist, zwischen Naturwissenschaft und
eisteswissenschaft: hier das Eindringen in die ergreifende geschichtliche
irklichkeit des menschlichen Lebens, dessen eigene metaphysische Tiefe
ch in transzendenten Satzungen veräußerlicht und aus dieser Veräußer-
chung immer wieder neu zurückgenommen wird in die unendliche Agilität
s von sich wissenden, fragenden, suchenden, bildenden Geistes; dort die
eschränkung auf cognitio circa rem innnerhalb einer Erscheinungswelt,
ie sie von Kant und dem Positivismus gleichermaßen zum Prinzip erhoben
ar, und dabei doch „unser unbezwingliches Bedürfnis des Realen“ —
daß die ganze Arbeit endet, vielleicht sogar vorgreifend anfängt mit der
ingabe an eine transzendente Glaubenswelt, sei es materialistisch, sei es
ristlich. „Ein leichter Genuß vom Becher der Philosophie führt zum

Atheismus, ein voller Trank führt zurück zur Religion“, sagte gleich an
Anbeginn des Siegeszuges der neuzeitlichen Wissenschaft ihr Herol
Franis Bacon und fügte hinzu: „man muß vom Boote der Wissenschaft in
das Schiff der Kirche steigen.“ Und Herbert Spencer kam am Ende seine
langen Lebensarbeit, die alle Gebiete der Erkenntnis naturwissenschaftlich
durchmessen hatte, zu dem resignierten Schluß, daß der Philosoph für jed
wedes religiöse Credo freien Raum lassen müsse.

Die Geisteswissenschaft wird ihre philosophische Stellung, die sie ja
auch eben erst ergriffen hat, nicht aufgeben, nur den allzuleichten meta
physischen Überschwang zügeln müssen: „Jede Art von Begeisterung fü
menschliches Tun und menschliche Werke ist nur gesund, wenn das Be
wußtsein der Endlichkeit sie begleitet“ (Dilthey). Aber sie braucht nicht
um ihre Realitäts-Mächtigkeit zu behaupten, die Naturwissenschaft zu eine
positivistischen Veranstaltung zu degradieren. Es scheint vielmehr, daß
auch dieser Gegensatz — jedenfalls so wie er seit den Siebzigerjahren hin
sichtlich des Realitätsproblems ins Bewußtsein erhoben wurde — ein bloß
zeitläufiger, also vorübergehender ist und daß auch hier wieder die Ent
wicklung der Wissenschaft selbst, die große Veränderung, in der wir gegen
wärtig begriffen sind, die Überwindung des Gegensatzes ermöglichen wird
als eine Frucht der Umwandlungen in der physikalischen Begriffsbildung
selbst. Dilthey freilich hat an dem phänomenalistischen Grundsatz der
naturwissenschaftlich orientierten Erkenntnistheorie seiner Zeit nicht rütteln
mögen — wie konnte er das auch, da er die klassische Mechanik in Helm-
holtz verkörpert vor Augen hatte! Er half sich mit einem Ausweg: „Für
diese Bühne des Lebens ist die Rückwand der Kulissen einerlei.“ Das ist
doch wenigstens vorsichtig gesagt und wirft dem Entwicklungsgange kein
Ignorabimus entgegen. Er suchte auch im Grunde den Goetheschen Weg
der Wissenschaft, den Menschen genetisch aus den Materialien des ganzen
Naturgebäudes zu erbauen, nur die Lage der Zeit erlaubte ihm nicht, ihn
zu gehen. Er stellte das „Verstehen“ als die geisteswissenschaftliche
Methode des Eindringens in die Wirklichkeit — cognitio rei — der kausal
erklärenden Theorie — cognitio circa rem — unvermittelt gegenüber, ohne
von den Strukturgesetzlichkeiten der heutigen Physik zu wissen: aber auch
seine Methode des Verstehens, das die Gegenstände, die ihr eigenes Selbst
haben, zur Aussprache dieses ihres Wissens von sich selber, des Wissens
des Lebens von sich selber bringt, dieses — mit Fichte zu reden — zwischen
dem Gegenstand und sich selber Herumschweben und Zittern des objekti-
vierenden Geistes, der die geschichtliche Realität aus der phänomenalen
Seinsgestalt löst, bleibt leiblich gebunden — eine „seelisch-leibliche Lebens-
einheit“ ist der Mensch. Bei Goethe heißt es einmal von der Bedeutung des

ıhres der Geburt, der Wert eines Menschen deute auf die Natur und raft der in seiner Geburtsepoche Zeugenden. Für Dilthey ist jene „Bühne es Lebens“, für die die Rückwand der Kulissen einerlei ist, auf der das r sich geht, was erscheint, was in qualitativer Wirklichkeit lebendig, lutvoll, schmerzlich und erhebend da ist und so für uns da ist, daß nichts r uns dahinter ist, doch aufgebaut auf etwas, was von der Natur her sich neinerstreckt in das Leben und in sie zurückdeutet vom Leben aus. „Das enschlich-psychische Ganze ist singulär, wie das Erdganze, welches daslbe bedingt ... Das Geheimnis der Welt, positiv ausgedrückt, ist Indidualität. Diese erstreckt sich auch in die Geschichte.“

Auf keinen Fall darf man sich dabei beruhigen, den Gegensatz von atur- und Geisteswissenschaften durch eine formal-logische Konstruktion s notwendig — scheinbar als denknotwendig begreifbar — herzuleiten: as bedeutet wieder einmal weiter nichts, als die gerade vorliegende wissenhaftliche Lage in Permanenz erklären. Solche Konstruktion gab auf dem oden der Erkenntnistheorie der einfallreiche Windelband in seiner wirkamen Rektoratsrede 1894 über „Geschichte und Naturwissenschaft“; ickert hat dann aus dem dort vorgetragenen Leibniz-Kantischen Einfall ine lehrreiche Darlegung der Gegensätze in der Begriffsbildung entickelt. Da ist der Unterschied der beiden Wissenschaftsgruppen auf en logischen Gegensatz des Allgemeinen und des Besonderen, beziehungseise von Gesetz und Tatsache reduziert und beide Seiten der vermeintchen Alternative, die naturwissenschaftliche Gesetzeserkenntnis sowohl ie das geisteswissenschaftliche Begreifen der Individuation aus einem rein rmal faßbaren, sachlich unbelasteten, bloß diskursiven Gegensatz zweier öglicher Auffassungsrichtungen abgeleitet, so daß die Inhalte, auf die ie eine oder die andere Auffassungsform angewendet wird, an sich bedeungslos bleiben. Gegen diese Konstruktion ist für die Geisteswissenschaften as von Dilthey angegebene Argument: „In der Geschichte ist die lebendige eziehung zwischen dem Reich des Gleichförmigen und des Individuellen. icht das Singuläre für sich, sondern eben diese Beziehung regiert in ihr ... 1 der Verbindung des Generellen mit der Individuation besteht die eigenste latur der systematischen Geisteswissenschaften.“ Auch hier wieder das ioethesche: „Was ist das Allgemeine? — Der besondere Fall. — Was ist as Einzelne? — Millionen Fälle.“ Der Begriff des Typus, den die emiristische und die formalisierende Logik mit dem der Klasse zusammenirft, hat hier seine Stelle, verbunden mit dem Begriff der Struktur und er strukturellen Variabilität. Und für die Naturwissenschaften wird jene onstruktion zusehends durch die Fortschritte der Physik widerlegt, die as als unmöglich Behauptete möglich gemacht haben: reine Faktizitäten,

die nach der traditionellen logischen Theorie nur der Zweck- und Wert-betrachtung zugänglich wären, der Gesetzes-Erklärung zu unterwerfen, also z. B. solche Besonderheiten wie die chemischen Qualitäten der aus-gerechnet zweiundneunzig Elemente oder das Auftreten grade dieser oder jener Elemente auf dem Planeten, auf dem sich die ergreifende Wirklichkeit des menschlichen Lebens abspielt.

Es ist eben immer verkehrt, ist eine sozusagen naive erkenntnis-theoretische Einstellung, einen sachlichen Gegensatz, der sich diskursiv auf eine Alternative zurückbringen läßt, durch eine Grenzsetzung mittels der zwei isolierten Seiten der Alternative entscheiden zu wollen, während es sich darum handelt, den Gegensatz produktiv, d. h. intuitiv zu überwinden. Für diese produktive Art des Fortganges der lebendigen Wissenschaften muß auch in der Wissenschaftslehre Raum sein. So fordert die Lebens-philosophie eine Erweiterung der logischen Fundamente. Und in der Ge-genwart sind auch schon die Denkmittel vorhanden, die gestatten werden, über das bloße Postulat hinauszukommen zur Leistung.

Der Historismus*)

Von Reinhold Lorenz (Wien)

Historismus ist weder mit der Fachwissenschaft noch mit Geschichts-philosophie oder geschichtlicher Bildung gleichbedeutend. Das alles gehört nur irgendwie als Voraussetzung und Folge zu seiner umfassenden Auseinandersetzung mit dem Leben. Wir könnten das Problem ebenso gut umgekehrt von den gesellschaftlichen Schichtungen und Bedürfnissen her aufrollen, um den Historismus als ein Weltanschauungsbild neben anderen dem modernen Menschen möglichen und zugänglichen zu empfinden. Da erhebt sich denn freilich sofort der Widerstreit der Weltanschauungs-elemente und -fragmente, die im Bewußtsein des einzelnen wie ganzer Gruppen durcheinanderstürmen, ein Zwiespalt, der unsre Gegenwart von der verhältnismäßig einfachen mittelalterlichen Geisteslage abhebt. Wo die Kirchen selbst nach Toleranz begehren und der Staat auch dem Anarchisten gesetzlichen Schutz angedeihen läßt, da ist keine offizielle Weltanschauung mehr möglich, da fällt das ganze Gewicht der Ent-

*) Zu diesem Gedächtnisvortrag für Ernst Troeltsch († 1. 2. 1923) vgl. bes. dessen letztes großes Werk: „Der Historismus und seine Probleme" (Tübingen, bei J. C. B. Mohr, 1922).

·heidung auf die einzelne Persönlichkeit. Vergessen wir jedoch darüber icht, daß hierin nur ein gradueller Unterschied der Moderne vorliegt: die ähigkeit, gewisse Weltbilder vornehmlich zu entwickeln, ist für jede Kultur ymbolisch, aber sie treten vielfach gebrochen und vermischt in die Wirk-chkeit. In Hellas war die reine künstlerische Anschauung, in Rom das aatlich-juristische Denken, im Mittelalter die vollkommene Heiligung, in er Neuzeit die Wissenschaftlichkeit oder Wirtschaftlichkeit der Lebens-nsicht auch nicht jedermanns Sache! Im Gegenteil — wenn wir den urchschnitt nehmen, müssen wir uns bei zunehmender Verbreitung eines Idealtyps" immer zugleich mit dessen allmählichem Abschleifen im rauen Fluß der Alltäglichkeit abfinden. Geniale Einseitigkeit führt dem eben neuen Stoff zu, könnte es aber gar nicht in vollem Umfange meistern. em Historismus nun — man denke nur an Spengler! — liegt die Idee ı Grunde, als letzte und reifste aller Weltanschauungen die Absolutheit er andern überhaupt zu brechen, mit Hilfe der „voraussetzungslosen Vissenschaft" ein Gefüge von individuellen Anpassungen, von Spannung nd Lösung des Gegensätzlichen an Stelle des Dogmatischen zu setzen.

Diesen Anspruch und seine Aussichten auf Verwirklichung näher zu ıtwickeln, ist es unumgänglich, sich die einzelnen Weltanschauungskreise nmal — auf die Gefahr hin schematisch zu werden — in äußerster edanklicher Zuspitzung zu vergegenwärtigen:

Idealistische:	Realistische:	Wissenschaftliche:
Schönheit (ästhetisch)	*Gesellschaft* (ökonomisch)	*Natur*(wissenschaft)
Religion (kirchlich)	*Staat* (juristisch-politisch)	*Geschichts*(wissenschaft)

Das erste Gegensatzpaar hat je eine supranaturale Idee zum beherr-chenden Hintergrund, in dem sich die übrige Welt spiegelt. Dem Schön-eitstrunkenen, dem absoluten Künstler ist der Kosmos Gegenstand seiner nbegrenzten Hingabe; er schaut alles von der ästhetischen Seite, b es wirtschaftlich zweckvoll, ob es etwa historisch zutreffend ist, das teht für ihn hintan. Wenn wir Goethe oder Schiller über Natur und eschichte hören, empfinden wir das deutlich: wie sticht ihr Enthusiasmus, ıre Intuition von der spröden Kritik des wissenschaftlichen Denkens ab! Vietzsche hat denn allem Historismus offen den Krieg angesagt um der ukunft einer monumentalen Geschichte willen, die zur Aufzucht seines Übermenschen taugen würde. Seine Saatkörner gehen jetzt in den Werken er George-Schule auf, die für den Nur-Historiker immer etwas Dämoni-ches behalten werden ... Vielleicht heimlicher, kaum geringer ist die Feind-chaft des religiös-kirchlichen Idealismus gegen die Übermacht des listorismus, obwohl die jüdisch-christliche Prophetie und Eschatologie

eine erste Philosophie der Geschichte darstellen, obwohl der Anfang der abendländischen Historie mit der kirchlichen Geschichtsschreibung so ziemlich zusammenfällt, obwohl endlich auch die quellenkritische Methode von den Maurinern ihren Ausgang genommen hat und die Romantik geschichtliches und religiöses Gefühl oft verschwisterte. Aber „Religio“ bleibt unbedingte Bindung an ein überweltliches Reich, vor dem keine rein innerweltliche Beurteilung bestehen darf, während der Historismus als Antipode der „philosophia perennis“ rücksichtslos sich auch an das Heiligste wagt. Der Kirche steht seit je unter allen weltlichen Wissenschaften wohl die Geschichte am nächsten — aber auch diese Gemeinschaft erfordert Unterordnung, Disziplin. Von katholischer Seite wird gern auf Ranke hingewiesen, der in seiner Weltgeschichte es ablehnte, auf die Erscheinung Christi näher einzugehen — das sei der charakteristische Umweg des zwischen Glauben und Wissen unentschlossenen Protestanten. Heute sind wir ja bei dem scharfen Trennungsstrich gegen den „Modernismus“ auf katholischer, bei den „Theologen des Historismus“ wie Harnack und Söderblom auf protestantischer Seite angelangt.

Wie finden sich nun die realistischen Weltansichten mit dem Historismus ab? Das Denken in ökonomischen Kategorien, wie es sich fast triebhaft in der gesellschaftlichen Klassenbildung, im Standesgeist und -egoismus äußert, wie es als eigentümliche Wirtschaftsgesinnung den Bau ganzer Nationen zusammenkittet und die Vorstellungswelt ganzer Epochen verändert, gehört mit zum täglichen Brot für fast jedermann. Seine Ausschließlichkeit zu postulieren war allerdings dem Marxismus vorbehalten, der sich von seinen Begründern an besonders der Geschichte zu bemächtigen suchte. Der Historismus hat darauf mit einem starken Einsatz wirtschaftsgeschichtlicher Untersuchungen geantwortet, die geschichtliche Schule der Nationalökonomie und der Sozialwissenschaften erhob sich gegen Dogma und Utopie, drängte die Vertreter der sogenannten „materialistischen Geschichtsauffassung“ in die Abwehr. Gleichwohl hat die sozialökonomische Denkweise mehr und mehr die größten Massenbewegungen beeinflußt, woran die wissenschaftliche Form des Sozialismus nicht weniger teil hat als die Rationalisierung des wirtschaftlichen Lebens überhaupt.... Das Gegenspiel zur Welt als Arbeitsfeld und Bedarfsbefriedigungsstätte ist die Ansicht aller Dinge und Verhältnisse als rechtlicher Objekte, Handlungen und Beziehungen, die konsequent zum „Naturrecht“ ausgebaut wurde. Obwohl auch dieses in die Rolle einer ancilla theologiae gedrängt war, hat es seine Selbstherrlichkeit gerade in der Auseinandersetzung mit der geistlichen Hierarchie entfaltet, was bald in eine Kampffront gegen alles Überlieferte, nur historisch Berechtigte hinauslief. Dabei wurde

:enbar, daß ein reines Rechtssystem sehr verschieden angewandt werden
:nn: die Menschenrechte und Völkerbundgedanken hängen ebenso gut mit
:turrechtlichen Grundvorstellungen zusammen wie die Ausbildung des nach
ßen und innen souveränen Staates also gerechtfertigt wurde. Doch sowohl
: Idee vom allgemeingültigen Rechte wie die vom Staate als der das
chtssystem vollziehenden absoluten Macht, der selbst Wissenschaft und
rche zu Gebote stünden, forderten den Widerspruch des Historismus
raus. Das geschichtliche Recht im Kampf gegen das natürliche! das
terländische gegen das römische! war sein wirksamer Schlachtruf. Aber
sichtbar der Einbruch des Historismus in der Anerkennung der Rechts-
schichte, in der Ausbreitung eines neuen Nationalgefühls zutage tritt, so
er seinem ganzen Wesen nach durchaus nicht veranlagt, ein neues,
ndendes, umfassendes Rechtssystem hervorzubringen. Wie hat da die
chtung Savignys und J. Grimms ihre Kraft überschätzt! Die in der Auf-
irung gebildete Staatsordnung und Rechtsanschauung ist, mehr formal als
naltlich verändert, doch in wesentlichen Stücken auf uns gekommen — nur
ß sie jetzt mit den individualrechtlichen Elementen förmlich amalgamiert
. Wenn es nicht in den *idealistischen* und *realistischen* Welt-
schauungskreisen liegt, wo ist dann das eigentliche Feld des Historismus
suchen?

Blicken wir noch einmal zurück! Die ästhetische und religiöse Welt-
isicht reichen bis in die dämmernde Tiefe des Bewußtseins und emotional
richtet stoßen sie einmal mit der Banalität der Dinge und Menschen,
s anderemal mit dem rationalen Erkenntnisdrang zusammen. Zwischen
esen idealistischen Anschauungen aber beruht der bald stumme, bald
ute Gegensatz vornehmlich darin, daß die eine von Sinnlichkeit gesättigt
h jenseits von Gut und Böse befindet, während die andere das sinn-
he Material in den Dienst einer überweltlichen Macht drängen möchte.
ie realistischen Anschauungen dagegen beschränken sich von vornherein
f das Leben in der Welt, das sie vollständig zu umfassen und durch-
ingen suchen. Doch dabei bleibt ein ewiger Widerspruch zwischen dem
materiellen Bedürfnissen und Gütern orientierten sozialökonomischen
ewußtsein und dem mit immateriellen, sittlich bewertbaren Vorstellungen
d Überzeugungen verknüpften Rechts- und Staatsdenken bestehen. Alle
e bis jetzt überschauten Weltbilder sind nun — wenn auch mit wechseln-
r, ungleichmäßiger Kraft — an der Bildung eigener *dogmatischer*
issenschaftsgebäude und Philosophien beteiligt und dann von ihnen sogar
gewissem Grade abhängig: *Ästhetik*[1]), *Theologie*, *National-*

[1]) Dazu ist nicht bloß eine entsprechende Historie, sondern, wie Schillers
sthetische Erziehung" oder Goethes „Wanderjahre" beweisen, sogar die Annahme
ier Staatswissenschaft bezw. Sozialtheorie möglich.

ökonomie, Rechts- und Staatsidee bilden solche Reihen. Diese Wissenschaften und Philosophien werden jedesmal aus einer Voraussetzung deduziert, die nicht mit der reinen Erfahrung und praktisch uninteressierten Erkenntnis gleichbedeutend ist — also gerade den Faktoren, welche den Stil der modernen Wissenschaft ausmachen sollen. Die gelehrtesten Vertreter jener sind denn immer noch irgendwie Künstler, Priester, politisch oder organisatorisch Tätige, Legisten und Kameralisten im alten Sinne! Dem setzen nun die wissenschaftlichen Weltanschauungskreise den heroischen Versuch entgegen, ein vom Verstand allein erhelltes, ihm zugängliches und von ihm beherrschtes Weltbild aufzurichten, das alle anderen ihrer Eigenart, ihrer Ursprünglichkeit berauben würde: Naturreligion und Leben-Jesu-Kritik, historisierende Kunst und naturalistische Dichtung sind solche der unbedingten Wissenschaftlichkeit dargebrachte Opfer gewesen! Man brachte sie gern angesichts des alle Vergleiche überbietenden Fortschritts der europäisch-amerikanischen Zivilisation in den letzten Jahrhunderten. Die Einzigartigkeit dieser Erscheinung ist weder mit einem faustischen Enthusiasmus noch mit dem Rationalismus des abendländischen Menschen allein zu erklären — sondern geht mit dem Entstehen nur wissenschaftlich geprägter, anscheinend geschlossener Weltanschauungen, wie sie nirgends sonst zu finden, Hand in Hand. Sie haben uns über unser eigenes Mittelalter am meisten hinausgeführt — die erstmalige Kenntnis der ganzen Weltkugel ist der sinnfällige Ausdruck dafür.

Der gewaltige innere Vorgang, der diese Neuzeit einleitet, ist die „Säkularisierung der Welt“, die aber zunächst als Renaissance vornehmlich dem ästhetischen und staatlich-rechtlichen Kreis ungeahnte Energien zuführte. Immerhin schuf die Entstehung eines akademisch-humanistischen Gelehrtenstandes und der durch die Reformatoren vergrößerte weltlich-bürgerliche Spielraum bedeutsame soziologische Voraussetzungen. Der Durchbruch des neuen Geistes ins Allgemeinbewußtsein aber konnte erst erfolgen, als sein Demiurgos, das jedes Wissen zur Einheit gestaltende Zentrum erkannt war: im siebzehnten Jahrhundert die „Natur“, um die Mitte des achtzehnten die „Geschichte“. Leibniz etwa steht noch unklar zwischen den Polen, Herder führt den Historismus bereits in die Gebiete der Natur erobernd über. Noch vor dem Jahrhundertende hat der westeuropäische Empirismus die äußersten Folgen aus der naturwissenschaftlichen Weltansicht gezogen, Kant sie theoretisch zu limitieren gesucht, während der Historismus die methodische Reife erst ein Menschenalter später in Hegel erreichte. Dieser zeitliche Vorsprung des Naturalismus ist heute noch nicht überwunden; die Anerkennung

ezifisch naturwissenschaftlicher Denkweise als schlechtweg „wissen-
aftlich“, die Herkunft der meisten Fachphilosophen von den Natur-
ssenschaften und noch mehr die herrschende Unklarheit über den Ein-
ıß des Historismus auf den modernen Geist und seine dingliche Kultur,
lbst auf Seiten der Historiker, lassen schwer ein unbefangenes Urteil
ıfkommen.

Die sinnfällige Umgestaltung unseres Daseins durch die genaue
enntnis und Ausnützung der Erdoberfläche, durch die Entdeckungen der
ıysiker, Chemiker und Techniker, durch die Einsicht in die biologischen
ıd rassischen Bedingtheiten, das alles ist eine einzige nie aussetzende
redigt über die Macht der naturwissenschaftlichen Weltansicht. Ob sie
ehr mechanistisch oder mehr evolutionistisch betont ist, wird mit Recht
ır als Variation auf dasselbe Thema empfunden: das aufgeklärte Paris
hm Lamettrie's Maschinenmenschen geradeso als Religionsersatz hin wie
ickels Zeitgenossen den biologischen Monismus. Der Historismus hin-
gen ist die wissenschaftlich begründete Weltanschauung, für die u. a. Cha-
ktere, Überzeugungen, also sittlich bewertbares, Entdeckungen etwa ge-
de nach der geistigen Seite hin das unmittelbar gegebene sind. Dank der
eweglichkeit des Geistigen können aber auch seine praktischen Folgerun-
en ganz verschiedene sein — wie das insbesondere seit dem Durchgang
es Historismus durch die Romantik deutlich wird. Der aufkläre-
sche hatte im Angriff auf die höfisch-politische und die dogmatisch-
ligiöse Geschichtsauffassung seine Kraft erprobt, er öffnete die Augen
ber die zeitliche Bedingtheit alles Geschehenen und
einte für die Gegenwart das Recht ableiten zu dürfen, „sich von dem
eisteserbe der Vergangenheit zu befreien“ (Semler). Die Romantik
doch kehrte das Thema um: sie betonte in ihren zuerst mehr literarischen
roduktionen — man denke nur an Wackenroder und Novalis! — die
infühlung in den Geist der Vergangenheit, deren einzigartige Indivi-
ıalitäten es vor allem zu erfassen gelte; darum wurde nun der Historiker
ım „rückwärtsgewandten Propheten“ (Fr. Schlegel). Die Achsendrehung
es geschichtlichen Bewußtseins vollzog sich derart jäh, daß man das
ahrhundert der ersten modernen Historiker, der Leibniz, Vico und Herder,
s das „philosophische“ abtat — während erst das neunzehnte das
ıistorische“ sei. Daran ist freilich wahr, daß durch die Verschmelzung
er kritisch-rationalen Methode mit dem gefühlsmäßig betonten Indivi-
ıalismus erst die ungeheure Expansionskraft des Historis-
us ganz erklärlich wird, indem er gleichzeitig sogar nach verschiedenen
eiten wirken konnte. Seine Geschichte im letzten Jahrhundert müßte auf
le Wissenschaften und Künste übergreifen, seine bauende und zerstörende

Kraft in der Politik prüfen und — was kaum noch versucht wurde — di
Auflockerung des gesellschaftlichen Gefüges durch die relativistische Zer
setzung alles dogmatisch-bindenden (wobei durchaus nicht bloß an das
Religiöse gedacht werden darf) anschaulich machen. Der Anteil des
Historismus muß übrigens auch dort, wo er an der Entgötterung der Wel
zugleich mit den anderen, den Naturwissenschaften, gearbeitet hat, be
seiner geistigen Beweglichkeit und moralischen Eindringlichkeit mindestens
ebenbürtig angeschlagen werden. Was die fachwissenschaftliche Method
anlangt, dürfte die Aufnahme soziologisch-gesetzlich-kausaler Element
in die Historie durch das Eindringen des Evolutionismus in die Natur
deutung sicher aufgewogen werden. Dürfte doch selbst die Akkumulation
der materiellen Hilfsmittel unserer Kultur sich teilweise mit der durch
unser geschichtliches Selbstbewußtsein bedingten Bewahrung und Prüfung
aller vorhergegangenen Arbeitserfolge erklären. Ist damit aber das letzte
Wort für oder gegen den Historismus gesprochen?

Gleich einem kämpfenden Ringerpaar, eng umklammert, einmal der eine
dann der andere im Vorteil, stehen Natur und Geschichte sei
einem Jahrhundert einander gegenüber. Die Angriffe auf den Historismus
vom sozialökonomischen oder ästhetischen Kreis her wurden bisher elastisch
pariert, gerade daß sie einen oder den andern Zug seiner Physiognomie
veränderten. Die von Josef Strzygowski neuestens als „Krisis der Geistes-
wissenschaften" gefaßte Abwehr der Fachwissenschaften gegen die Ein-
brüche des Weltanschaulichen, besonders des Historismus könnte unser
Problem begrenzen, aber nie aufheben. Die Auseinandersetzung mit der
anderen wissenschaftlichen Weltanschauung jedoch hat ihn recht eigent-
lich sich auf sein Wesen besinnen lassen. So ist die nachhegelische
deutsche Geschichtsphilosophie nicht mehr erobernd, sondern Dämme
gegen den Naturalismus aufrichtend vorgegangen[2]). Windelband und
Rickert haben in Fortführung der Kantischen Transzendentalphilosophie
eine formale Logik, Dilthey eine materiale Synthese der Geistes- d. h. der
historisch-ethischen Wissenschaften in großartigen Aufrissen begonnen.
Als idiographische Kulturwissenschaften wurden sie den nomothetischen
Naturwissenschaften gegenübergestellt; an die letzte Bedeutung jener Welt-
anschauungsformen zu rühren aber war einer Persönlichkeit vorbehalten,
in der sich aller Sinn und Widersinn des Historismus zu tragischer Höhe
aufgegipfelt hat: Ernst Troeltsch, dem vor einem Jahre so jäh
Dahingerafften. Aus der Theologie herkommend ging er leidenschaftlich

[2]) Das ist durchaus nicht auf den wissenschaftlichen Betrieb selbst zu über-
tragen, wie der jüngste erfolgreiche Vorstoß der historischen Methode in die bisher
naturwissenschaftliche Völkerkunde zeigt! (Graebner, W. Schmidt, Koppers.)

em religiösen wie dem geschichtlichen Erlebnis nach, von ihrer Notwendig-
eit wie ihrem Zwiespalt innerlichst ergriffen. Weder die alte materiale
och die neue formale Geschichtsphilosophie wies ihm da einen Ausweg,
em er nur über die kühnen Brücken einer eigenen Metalogik näher kam.
Vie in der Theologie ein Sprung ins Metaphysische notwendig sei, um
ie Weltanschauung zu retten, so sei auch der Historismus letzten Endes
ur unter dem Horizont eines Glaubens an höhere Sterne lebens-
nöglich, wenn anders das Relative erst im Zusammenhang mit dem
bsoluten Sinn und Gestalt erhalte. Lösungen sind freilich nicht mehr
ı bündigen Formeln zu finden, sondern aus der geistigen Arbeit ganzer
enerationen herauszulösen. Die wissenschaftlichen Weltanschauungen
aben der Moderne ungeahnte neue Möglichkeiten eröffnet, aber einseitig
uf die Spitze getrieben führen sie ad absurdum und gefährden die
ultur und Menschengesellschaft, auf der sie beruhen. All diese Welt-
ıschauungstypen sind Glieder einer unendlichen Kette, von der jede Kul-
ır einige wenige vornehmlich ergreifen wird, so unsere den Historismus!
rleben, zusammenleben kann das logisch oft Auseinanderstrebende nur
ie einzelne Persönlichkeit oder was an sozialen Gruppen sie
rsetzen mag... Großartige Leistungen der Historie sind schon aus
olcher Verbindung hervorgegangen — wenn auch nicht im genauesten
istorischen Sinn vollkommen — so etwa Burckhardts „Renaissance"
Ästhetik), Taines „Origines" (Soziologie), Treitschkes „19. Jahrhundert"
Politik)! Sie haben mit großen Kunstwerken den starken persönlichen
ug in Konzeption und Durchführung gemein und mit diesen ein Recht
uf Unsterblichkeit, während die eigentlichsten Leistungen des Historismus
urch den ihm eigenen Fluß der Dinge und der Ansichten oft nur zu
asch überholt wurden... Auch auf immer höhere Kreise und schließlich
anze Nationen angewandt, dürften die Lösungen erst individuell
estaltet werden müssen, wenn auch durchaus nicht im Sinne fauler
Kompromisse. Z. B. reicht alle Wissenschaftlichkeit des Historismus nicht
u einer praktisch bindenden Politik — soll ich seinem skeptischen und
evolutionären, soll ich seinem konservativen Zuge folgen? und wenn dem
etzteren, auf welchen Teil der Vergangenheit soll sich mein erhaltender
Ville beziehen? Ein gewisser Einschlag des Historismus aber, ein Gefühl
nd Wissen vom großen Zuge der Geschichte ist wohl jedem schaffenden
taatsmann unentbehrlich! Von hoher praktischer Bedeutung überhaupt
väre für den modernen Menschen die Einsicht in den überempirischen,
Glauben heischenden Charakter jeder, auch der wissenschaftlichsten Welt-
nschauung. Auf das Verhältnis der vornehmlich vom Historismus
enährten nationalen Idee zum Religiösen, wie sie sich in ihren Extremen

gegenseitig ausschließen und doch so oft miteinander vertrugen, ja einander unentbehrlich waren, fallen da neue Lichter.

Auf die Frage, wie denn diese Einsichten in das Wesen des Historismus die Wissenschaft selbst fördern oder an sie neue Forderungen stellen sollen, möchte ich, wieder an letzte Gedanken von E. Troeltsch anknüpfend, erwidern: Es wäre sehr wohl denkbar, daß eine im engsten Anschluß an die kritische Historie vorgehende Kultursoziologie uns ein System der Kulturwerte klarlege. Hier käme ganz der positive Wert der uns am meisten zugänglichen Weltanschauung mit ihrem umfassenden Blick, der fast unbegrenzt ausgebildeten Vergleichungsfähigkeit zur Geltung. Alles hat seine Geschichte und ist irgendwie von seiner eigenen und der Vergangenheit überhaupt abhängig — aber reichen beispielsweise die Vorbilder der noch gebrauchten Zierformen und Plastik nicht in die Tiefe der Jahrtausende, während die Architektur unseres Wohnraums von ganz anderen Wurzeln abhängig ist, während gegenüber diesen die Geschichte der lebenden Musik gleichsam eine ungeheure Verkürzung aufweist?! Und welches sind die stabilen Koordinaten der wirtschaftlichen und politischen Entwicklung einer Nation und wo ihr anpassungsfähiges, fließendes, eigentlich geschichtliches Leben?! Sind solche Fragestellungen erfolgreich möglich, dann dürfte auf diesen Umwegen der Historismus doch seiner alten Hoffnung, der „Historia magistra vitae", der „Angewandten Geschichte", in einem zukunftsreichen Sinne näherkommen! . . . Kein Problem aber ist dem Historismus eigentümlicher als das Aufwerfen und Wieder-Auflösen der Periodisierungen; da ist wohl der Knotenpunkt seiner rein wissenschaftlichen und der darüber hinausstrebenden weltanschaulichen Züge am deutlichsten gegeben. So ist aus der dürren humanistischen Schablone „Mittelalter" erst durch die leidenschaftliche Arbeit der vom Historismus erfüllten Generationen das Bündel von Vorstellungen geworden, das wir mit jenem wenig zutreffenden Namen unwillkürlich verbinden. Bekämpfung und Verehrung des mittelalterlichen Geistes, Aufklärer und Romantiker trieben zu immer deutlicherer Individualisierung jener Epoche, Errungenschaften, die freilich der Relativismus wieder jeden Augenblick in Frage stellt. Dagegen genügt es nicht, die vertrauteste Kenntnis und Prüfung der Quellen allein zu Hilfe zu rufen, so unablässig unsere wissenschaftliche Einstellung sie erheischt. Denn das unendliche und an sich sinnlose Neben- und Hintereinander der Tatsachen zu ordnen, ist schon eine überempirische Zielsetzung des Historikers, wo es ohne ein Glaubensbekenntnis nicht abgeht, selbst wenn es ungewollt wäre. Mit einer Geschichtschreibung ohne Historismus, wie sie das Mittelalter mit seinen annalistischen oder chronistischen Stoffsammlungen, seinen polemischen Biographien oder religiösen Universal-

ansichten bietet, daran wollen wir uns aber gar nicht mehr genügen lassen. Unser eigentliches Feld sind die fließenden, nie zu erschöpfenden Begriffe des Historismus geworden, so Nationen, Kulturströmungen, Wirtschaftsstufen. Seinem Wesen entsprechend können sie alle nur relativ gültig sein — diese Gültigkeit aber haben sie wirklich, sobald man ihre richtige Dominante gefunden hat. Wenn wir etwa das Mittelalter mit dem Vorherrschen der religiös-kirchlichen Weltanschauung charakterisieren, weil deren idealer Anspruch auf Beherrschung auch der ästhetischen, politischen und ökonomischen Sphäre damals den größten Erfolg hatte, weil der Heilige und die Büßerin als anerkanntes Ideal der Zeit auftreten, so bezeichnen wir damit doch nur den merkwürdigsten, jene Epoche individualisierenden Faktor. Unter diesem hochgespannten Bogen aber flutete das profane Leben unaufhörlich weiter: beides zusammen ergibt erst das volle Bild des Mittelalters samt seinen Spannungen und Gegensätzen, mit denen sich seine Menschen in mannigfaltigster Weise abgefunden haben. Da rühren wir aber an das am häufigsten verkannte Geheimnis der Historie — wie denn die Individualität einer Epoche, einer umfassenden Lebensgemeinschaft und die Individualität der Persönlichkeit ungebrochen nebeneinander bestehen können, nachdem wir den Ausweg zwischen typischen und individualistischen Kulturzeitaltern zu scheiden mehr und mehr fallen gelassen haben.

Die Moderne hebt sich durch nichts entschiedener gegen das Mittelalter ab als durch den erfolgreichen Herrschaftsanspruch der wissenschaftlichen Weltanschauungen. Der Gelehrte übernahm zusehends seit dem 17. Jahrhundert die vom Geistlichen innegehabte Führerrolle in den großen Lebensfragen und jetzt ist dieser Vorgang schon bei den proletarischen Massen angelangt, denen die Kanzel zwar oft nicht unmittelbar durch den Katheder, aber durch davon hergeholte Lesefrüchte und Schlagworte ersetzt wird. Trotz alledem sehen wir die Bäume des Historismus nicht in den Himmel wachsen! Weit gefährlicher als die Konkurrenz des Naturalismus sind ihm auf die Dauer die auch einer wissenschaftlichen Weltansicht gesetzten Grenzen. Einmal kann sie nicht alle geistigen Bedürfnisse restlos erschöpfen, aller Kulturgebiete sich gleichmäßig bemeistern und dann ist beim Durchschnitt der Menschen die Wirkungsmöglichkeit des Weltanschaulichen überhaupt sehr bedingt und beschränkt, obwohl seine — des „Glaubens“ im Goetheschen Sinne — Stärke die Scheitelhöhe jeder Kultur anzeigt. Daher bleiben auch der Moderne erschütternde Krisen und Konflikte nicht erspart, welche einer neuen Barbarei Tür und Tor zu öffnen scheinen — Stürme, in denen mit Recht die grundsätzliche Besinnung in den Vordergrund des wissenschaftlichen Denkens rückt. Da wollen wir, bewußt seiner Grenzen, uns der Urkraft freuen, die auch im Historismus wirkt und die uns alle

tausendfach genährt hat. Für uns als späte Söhne des Abendlandes ist er ein besonders angemessener Weltanschauungstypus — aber die Aufgabe individueller Gestaltung des persönlichen Lebens und Schaffens bleibt daneben in vollem Umfange bestehen. Unter solchem Gesichtswinkel ist der Historismus nicht mehr ein lähmendes Schicksal, eher ein kostbares Erbe, mit dem wir schalten sollen nach Kraft und Gewissen. Das Lebenswerk von Ernst Troeltsch mag uns dabei leuchtendes Wegzeichen sein!

Die Staatsumwälzung in Spanien

Von Paul Herre (Berlin)

Mit dem Staatsstreich vom 13. September vorigen Jahres ist Spanien in den Kreis der Staaten eingetreten, die unter Beseitigung einer unfruchtbaren Parlamentswirtschaft neue Wege zu einer fruchtbaren Zusammenfassung der nationalen Kräfte und zu einer Erhebung der Nation verfolgen. Die nationale Welle, die über die europäischen Völker dahinrauscht, hat auch das spanische Volk erfaßt, und in einer neuen eigenartigen Offenbarung prägt sich diese Entwicklung der Nachkriegszeit aus. Schon um deswillen lohnt es sich, mit den jüngsten Vorgängen in Spanien sich zu beschäftigen und sie in ihren weiteren Zusammenhängen zu würdigen. Aber es kommt hinzu, daß Wirkungen von ihnen ausstrahlen, die weit über die staatlichen Grenzen hinausgreifen und vielleicht sogar für das gedemütigte deutsche Volk bedeutsam werden. Auch unter diesem Gesichtspunkt verdienen die Wandlungen, die sich jenseits der Pyrenäen vollziehen, unsere vollste Aufmerksamkeit.

Trotz des unerhörten Druckes, den die Ententemächte ausübten und dem einzelne Regierungen nachzugeben geneigt waren, ist Spanien während des Weltkriegs neutral geblieben. Die große Mehrheit der ritterlichen Nation brachte dem Daseinskampf der Mittelmächte das tiefste Verständnis entgegen und lehnte es durch den Mund ihres überragenden Staatsmannes Antonio Maura auch ab, „sich an die Trittbretter des Siegeswagens zu klammern“ und aus den Händen der Sieger einen Anteil an der Beute entgegenzunehmen. Aber auch ohne dies flossen dank den hochbezahlten Kriegslieferungen große Reichtümer ins Land und es schien, als ob Spanien fast mehr als die Sieger des Weltkriegs aus dem blutigen Ringen, gerade weil es ihm ferngeblieben war, dauernden wirtschaftlichen Gewinn ziehen und in staatlicher wie volklicher Hinsicht einem wohlverdienten Aufstieg entgegengehen werde.

Indessen die Konjunktur der Kriegszeit schwand dahin und Spanien war außerstande, sie festzuhalten. Infolge des Versagens der staatlichen Maschine gelangten die Kriegsgewinne nicht in den staatlichen Säckel; der Staat blieb arm, während die Großunternehmer reich wurden. Aber auch die Blüte der Privatwirtschaft erwies sich mit der Wandlung der weltwirtschaftlichen Verhältnisse in der Nachkriegszeit als trügerisch, und statt eines verheißungsvollen Aufschwunges griffen schwere wirtschaftliche Krisen und in deren Gefolge

soziale Erschütterungen Platz, die Spanien zum völligen Zusammenbruch zu führen drohten. Denn in diesem Lande, in dem sich ein treibhausartig emporgeschossenes industrielles Leben auf beinahe mittelalterliche Verhältnisse aufpfropfte, ging die soziale Bewegung besonders radikale Bahnen, um so mehr als weder der Staat noch das Unternehmertum ihr Verständnis entgegenbrachte, und die syndikalistische Arbeiterschaft suchte nicht auf verfassungsmäßigem Wege, sondern durch blutigen Terror die Herrschaft zu gewinnen.

Die Hauptschuld an diesem unerträglichen Zustand trug das politische System. Im Sinne der Verfassung vom 30. Juni 1876 ist Spanien eine konstitutionelle Monarchie: Die Gesetzgebung ruht auf dem Zusammenwirken von Krone und Volksvertretung (Cortes), die Exekutive liegt in der Hand des Königs. Die Cortes bestehen aus dem Senat, dessen Mitglieder zur Hälfte auf Grund alter Privilegien oder königlicher Ernennung, zur andern Hälfte auf Grund von Wahlen entsendet werden, und aus dem Unterhaus (Kongreß), dessen Zusammensetzung nach dem gleichen, direkten und geheimen, jedoch auf die über 25 Jahre alten männlichen Spanier beschränkten Wahlrecht erfolgt. Indessen all das stand auf dem Papier. Schon der Artikel 29 des Wahlgesetzes, demzufolge für alle Bezirke, in denen nur ein Kandidat aufgestellt worden ist, dieser als gewählt gilt, und auf Grund dessen noch bei den Neuwahlen im Frühjahr 1923 von 410 Abgesandten nicht weniger als 146 ungewählt in den Kongreß eingetreten sind, kennzeichnet das eigenartige parlamentarische System Spaniens, das wahrem Parlamentarismus Hohn spricht. Ihren eigentlichen Sinn aber erhalten diese Bestimmungen dadurch, daß die Wahlen fast überall unter dem beherrschenden Einfluß eines lokalen Chefs vor sich gingen, der alle politische Gewalt in seiner Hand vereinigte und nach einer Erscheinung der einstigen Kolonialverwaltung in Mittel- und Südamerika den Namen „Kazike" trug, und daß die Mandate zuvor meist unter den Parteien verteilt wurden. Da die jeweilige Regierung dabei das entscheidende Wort sprechen konnte, war der Besitz des königlichen Dekrets zur Auflösung der Cortes als die beinahe sichere Anwartschaft auf eine wesentliche Vermehrung ihrer Sitze für die Parteien von großer Bedeutung, und auch von dieser Tatsache her lauerten zahlreiche Möglichkeiten zu unsachlicher Einwirkung.

In dieses unerfreuliche Bild einer schlecht arbeitenden Verfassungsmaschine fügte sich folgerichtig das Parteileben selbst, dessen innere Unwahrheit echtes staatliches Handeln unmöglich machte. In demselben Maße wie die Politik zum Geschäft wurde, wurden persönliche Interessen und lokale Wünsche neben besonderen Klasseninteressen maßgebend für politische Richtungen und die politischen Ideale traten in den Hintergrund. Demgemäß fixierten sich die Parteianschauungen mehr und mehr zu unlebendigen, schlagwortmäßigen Begriffen und büßten ihren eigentlichen Inhalt ein. Statt dessen trat die Persönlichkeit des Parteiführers beherrschend in den Vordergrund; dieser „Caudillo" allein bestimmte schließlich die Zusammensetzung und Stellungnahme seiner Gefolgschaft. Das galt für die Regierungs- wie die Oppositionsparteien und es war deshalb keineswegs ein Gewinn, daß die Konservativen und Liberalen, die auf Grund des Pardo-Vertrages von 1885 in der Regierung abwechselten, sich seit den letzten Jahren vor dem Weltkrieg in eine Reihe von Gruppen spalteten. Denn wirkte das völlig schematisierte Schaukelsystem unter den bestehenden Verhältnissen bereits in der Richtung des Stillstandes und der Unfruchtbarkeit, so war

es gegenüber der ideenlosen Parteizerrissenheit zumal der Nachkriegsjahre, die fast nur noch persönliche und lokale Ziele kannte, das kleinere Übel, und es ist in diesem unsittlichen System eines flachen Geschäftspolitikertums begründet, wenn die schaffenden Schichten des spanischen Volkes sich vollends den staatlichen Verhältnissen entfremdeten, denen die Mehrheit ohnehin gleichgültig gegenüberstand. Dieser Zustand schloß die Gefahr in sich, daß nicht nur die sachliche staatliche Arbeit vernachlässigt, sondern daß den staatsfeindlichen Kräften zu zerstörender Tätigkeit das Feld überlassen wurde.

In zweifacher Hinsicht trat diese Gefahr drohend in die Erscheinung. Auf der einen Seite lief die von bolschewistischen Ideen vorgetriebene kommunistische Arbeiterschaft gegen den Bestand des Staatswesens Sturm und übte durch rohe Erpressung und blutige Gewalttat den unerträglichen Terror aus, von dem eingangs die Rede war. Insbesondere die industriellen Gebiete am Biscayischen Meer und in Katalonien sahen in ununterbrochener Folge jene Ausschreitungen gegen eine schwache Staatsgewalt, die Spanien an den Rand der Anarchie führten. In den gleichen Provinzen aber entfaltete sich der Geist des Separatismus, das Streben, von diesem Lande unfruchtbarer politischer Mißwirtschaft loszukommen, das zwar in alten geschichtlichen Forderungen wurzelte und in sprachlichen Sonderheiten Unterstützung hatte, das aber aus den unbefriedigenden politischen und sozialen Verhältnissen der Gegenwart seine eigentliche Nahrung zog. Nicht ohne Fühlung mit Kreisen jenseits der Pyrenäen wuchs die separatistische Bewegung in den Nachkriegsjahren zu einer schweren Gefahr für den Bestand des spanischen Gesamtstaates, und wenn auch ein gesunder und berechtigter Regionalismus zunächst das Übergewicht hatte, der bestrebt war, die katalonischen Sonderwünsche nur innerhalb der Schranken des Einheitsstaates zur Anerkennung zu bringen, so lag es angesichts der immer ungünstiger sich gestaltenden Daseinsbedingungen durchaus im Bereiche der Möglichkeit, daß in jenen nördlichen und nordöstlichen Provinzen eines Tages das Signal des Aufruhrs und der Abtrennung gegeben wurde, unter dem Spanien auseinanderbrechen mußte.

Seinen sichtbaren Stempel erhielt dieser Zustand innerer Zersetzung mit der schweren kolonialen Katastrophe, die Spanien im Sommer 1921 auf marokkanischem Boden erlitt. Als das spanische Volk nach dem Verlust seines letzten Kolonialbesitzes an die Vereinigten Staaten (1898) in seinem leidenschaftlichen Nationalgefühl nach neuer Machtgeltung unter den Völkern verlangte, warf es sein Auge auf das afrikanische Gegengestade an der Straße von Gibraltar und in den mit Frankreich abgeschlossenen Verträgen von 1904, 1905 und 1912 gewann es das nordmarokkanische Küstengebiet unter Ausschluß Tangers als Einflußzone. Aber infolge seiner staatlichen und wirtschaftlichen Schwäche gelang es ihm nicht, die großen Schwierigkeiten, die sich der Erschließung und tatsächlichen Inbesitznahme seitens der im Rifgebiet ansässigen kriegerischen Berberstämme entgegenstellten, Herr zu werden, und der erfolglose Kampf endete trotz aller finanziellen Opfer mit einer schweren Niederlage, die Spanien 30.000 Mann an Toten und Verwundeten kostete und es in die für eine europäische Nation demütigende Lage brachte, ein halbes Tausend Gefangener gegen ein hohes Lösegeld von den Eingeborenen loskaufen zu müssen.

An dieser kolonialen Katastrophe von Annual und Monte Arruit kam ein anderer Gegensatz, der zwar für die spanischen Verhältnisse schon seit

hundert Jahren charakteristisch ist, aber nach einer längeren Pause erst während des Weltkriegs wieder in den Vordergrund trat, zur Entladung und leitete die Entwicklung folgerichtig in den Staatsstreich: der Gegensatz zwischen Zivil- und Militärgewalt, zwischen Kammer und Offizierkorps. Die lange Reihe militärischer Staatsumwälzungen hatte in dem „Pronunciamento" von 1874, dem die regierende bourbonische Dynastie ihre Wiedereinsetzung verdankt, zunächst ihren Abschluß gefunden und die Verfassung von 1876 hatte das öffentliche Leben in neue konstitutionelle Bahnen gelenkt, aber der Sondergeist in der Armee lebte fort und fand in dem Versagen der politischen Leitung und in der Korruption des Parteiwesens immer neue Nahrung. Nachdem sich 1917 in den Offiziersvereinigungen (Juntas) für die einzelnen Waffengattungen Standesvertretungen organisiert hatten, die anfangs nur die Aufgabe hatten, den Nepotismus einzelner Generale zurückzuweisen, aber bald auch auf die Politik Einfluß zu nehmen suchten, hatte sich der konstitutionellen Führung im Staate eine nicht verfassungsmäßige Instanz entgegengestellt, die über die gesamte militärische Macht verfügte und mit deren Hilfe die Rolle einer Nebenregierung spielte. Nicht genug, daß die Juntas ihre Anerkennung durchgesetzt hatten: sie hatten nacheinander vier Ministerien zu Falle gebracht, und als schließlich das Verbot über sie verhängt wurde (November 1922), waren sie tatsächlich bestehen geblieben. Es war ein Pyrrhussieg, den Parlament und Regierung mit dieser Auflösung über die militärische Bewegung errungen hatten, denn die Auseinandersetzung über den militärischen Zusammenbruch in Marokko steigerte die Unzufriedenheit des Offizierkorps mit dem bestehenden Zustande allmählich zum Geiste offener Auflehnung. Es warf den Politikern vor, daß die Untersuchung, die dem berechtigten Verlangen der ganzen Nation entsprechend zwecks Bestrafung der Schuldigen eingeleitet wurde, sich auf die Armee beschränkte, und forderte ihre Ausdehnung auf die politischen Kreise, in denen es die eigentlich Verantwortlichen erblickte; doch nahm der Prozeß trotzdem in vollster Einseitigkeit seinen Fortgang. Freilich war es für das Offizierkorps von vornherein nachteilig, daß es im eignen Lager gespalten war. Weniger die Eifersucht zwischen den verschiedenen Waffengattungen als die zwischen Generalstab und Frontheer störte die innere Geschlossenheit, aber in der Ablehnung des Geschäftspolitikertums und seines unfruchtbaren Wirkens bildete die Armee eine Einheitsfront und insgeheim gewann die Überzeugung Boden, daß sie berufen sei, den wankenden Staat wieder auf eine feste Grundlage zu stellen, indem sie selbst das Ruder ergriff. Eine neue Pronunciamento-Stimmung reifte heran.

Noch kam das äußerlich nicht zum Ausdruck. Die Neuwahlen im Frühjahr 1923 nahmen ihren üblichen Verlauf und brachten ein Ergebnis, das keinerlei grundsätzliche Veränderung der unerträglichen Verhältnisse erwarten ließ. Und doch beherrschte das Volk der Hunger nach Ordnung. In jenen Monaten, da die politischen Wellen höher gingen (soweit das bei der spanischen Passivität überhaupt gesagt werden kann), richtete sich der Blick bangender Patrioten neidvoll auf das nahe Italien, wo Mussolini an der Spitze der faszistischen Bewegung das Beispiel gab, wie ein überragender und willensstarker Führer die dem Abgrund zueilende Nation auf die Bahnen der Erneuerung und Wiedererhebung zurückriß und den auseinanderbrechenden Staat neu aufrichtete. Sie erfüllten sich mit der Hoffnung, daß auch dem spanischen Volke ein solcher Retter erstehen würde, der in letzter Stunde diktatorisch eingriff und der Kor-

ruption und Anarchie mit kraftvoller Hand ein Ende bereitete. Selbst eine in liberaler Richtung sich bewegende Zeitung wie „el Sol“ sprach es damals (April 1923) aus: „Man kann zugeben, daß der Diktator eine Notwendigkeit geworden ist. Aber nachdem man die Haltung der liberalen Führer gesehen hat, wird es wohl klar, daß keiner von ihnen die Fähigkeit besitzt, die Diktatur auszuüben. Wir suchen nach einem Diktator, der im Namen der Zivilisation und Gerechtigkeit seinerseits der Diktatur jener beiden Parteien, der konservativen und liberalen, ein Ende macht. Der Schwarzhemden-Diktator müßte die gegenwärtigen politischen Organisationen zerstören und das nationale Leben auf ganz neue Grundlagen stellen.“

Das Programm war aufgerichtet und mancher Politiker mag in jenen Wochen mit dem Gedanken gespielt haben, ein spanischer Mussolini zu werden. Tatsächlich wurden in der Öffentlichkeit mehrmals Persönlichkeiten genannt, denen man diese Rolle zuteilen wollte, aber der ersehnte Führer trat nicht hervor. Zum Sommer hin schien sich der Retter dann freilich gefunden zu haben, aber es kennzeichnet die spanischen Verhältnisse, daß er sich nicht von politischer, sondern von militärischer Seite darbot. Kein anderer als General Francisco Aguilera, der als Vorsitzender des Obersten Gerichtshofes für Heer und Marine die Untersuchung gegen die Schuldigen an der kolonialen Katastrophe leitete und in dieser Stellung eine beinahe staatsgefährliche Macht in seiner Hand vereinigte, schien die Hoffnungen der vorurteilslosen Patrioten erfüllen zu wollen. Aber ein ungeschicktes Verhalten, das ihn sogar in peinliche Ohrfeigenszenen verwickelte, ließ bald erkennen, daß er zwar ein echter Soldat und wahrer Ehrenmann war, jedoch zum Staatsleiter wenig Eignung besaß. Aguileras Kandidatur für den Posten eines spanischen Mussolini verschwand und unter einer neuen Welle anarchistischer Ausschreitungen versank der letzte Rest staatlicher Autorität. Während das Kabinett Garcia Prieto, das seit dem 8. Dezember 1922 auf der Grundlage der liberalen Arbeitsgemeinschaft am Ruder war, von Krise zu Krise taumelte und in schuldvoller Passivität die Dinge gehen ließ wie sie gingen, übte das Sindicato Unico, die Organisation der radikalen Syndikalisten in Katalonien, einen unerträglichen Terror und gleichzeitig erhob auch der Separatismus schroffsten Gepräges sein Haupt. In dumpfer Resignation nahm die Nation diese Vorgänge hin, bis in die Parteikreise hinein mit dem klaren Gefühl, daß es so nicht weitergehe und daß das Land vor dem Chaos der Revolution stehe, aber ohne die Kraft und die Fähigkeit, sich selbst zu helfen und die Mächte der Zersetzung und Auflösung niederzuwerfen.

In dieser Situation völligen Versagens der politischen Führung sprang die Armee in die Bresche. Durch einen Staatsstreich, der in dem Ablauf der spanischen Entwicklung gesehen als ein neues Pronunciamento erscheint, wurde die zivile Gewalt beseitigt. An ihre Stelle trat die Militärdiktatur, die es sich zur Aufgabe machte, ein neues Spanien zu schaffen.

Ihren Ausgang nahm die militärische Erhebung von dem heißen Boden Kataloniens, auf dem Syndikalismus und Separatismus in unheilvollem Zusammenspiel ihr staatsauflösendes Werk verrichteten. Der Entschluß zur Tat freilich ging auf Gespräche zurück, die eine Anzahl Madrider Generale bei ihren täglichen Zusammenkünften hatten, und hatte im März festere Gestalt angenommen. In einem engeren Kreise, dem die Generale Sanjurgo, Saro, Daban, Cavalcanti,

'ederigo und Fernando Berenguer, Anido und Primo de Rivera angehörten, wurde :nde August die Ausführung für den 15. September verabredet und in geheimen 3esprechungen im Pinienwalde von Hendaye wurden noch mehrere Divisions- nd Brigadegenerale gewonnen. Neue Unruhen in Barcelona und Befürchtungen, aß das Ministerium Kenntnis von dem Plane erlangen könnte, führten jedoch u dem Entschluß, schon am 13. September loszuschlagen. Als Generalkapitän on Katalonien fiel Primo de Rivera die Initiative und Leitung des Unternehmens u: der spanische Diktator trat auf die Bühne.

Von den Einzelheiten des Staatsstreichs soll hier nicht die Rede sein. Genug, laß er mit einer Art von Selbstverständlichkeit zum Ziele gelangte. Der Wider- tand hatte einen geradezu operettenhaften Charakter und wurde gleichsam mit iner Handbewegung weggewischt; ein Beweis, daß die Umwälzung das ;eschichtliche Recht auf ihrer Seite hatte. In letzter Stunde wurde die Revolution, ihnlich wie in Italien, durch das Königtum legitimiert. König Alfons, der sich m Augenblick des Umsturzes in San Sebastian aufhielt, wie er selbst erklärte, hne jede Kenntnis von dem in Vorbereitung befindlichen Unternehmen, aber 'ielleicht insgeheim doch in die Pläne eingeweiht, eilte sogleich nach Madrid, ıahm den Rücktritt des Kabinetts Garcia Prieto an und berief noch am 14. Sep- ember Primo de Rivera nach Madrid. Als Präsident eines provisorischen)irektoriums, dem einige Tage später ein neu zusammengesetztes endgültiges olgte, übernahm dieser namens der Armee die Leitung des Staates. Das Direk- orium besteht aus den 14 Brigadegeneralen der Regionen und einem Kontre- ıdmiral, doch üben diese nur beratende Funktionen aus. Allein der Präsident st Minister.

Die Zustimmung des Königs erfolgte nicht nur auf Grund des engen Ver- ıältnisses, das zwischen Dynastie und Heer bestand, sondern unter dem Ein- lruck der günstigen Aufnahme, die die guten Absichten der Generale bei der Mehrheit der Nation fanden. Auch die Parteien zogen aus dieser Tatsache die ıotwendigen Folgerungen. In freundlicher, in zurückhaltender oder auch in ;rundsätzlich ablehnender Stellungnahme: alle fanden sich schließlich mit der ;ewaltsamen Staatsumwälzung ab und eine scharfe Zensur sorgte dafür, daß critische Stimmung nur vorsichtig sich hervorwagte. Die Kammern wurden auf- ;elöst, die Diäten einbehalten, auch die Senatoren kraft eignen Rechtes ab- ;ebaut. Einfache königliche Dekrete, die vom Präsidenten gegengezeichnet wur- len, traten an die Stelle der gesetzgeberischen Tätigkeit der Volksvertretung. Jngehindert konnten die Generale ihr Reformwerk in Angriff nehmen.

Der Staatsstreich vom 13. September ist ein regelrechtes Pronunciamento, ıber die Maßnahmen, mit deren Hilfe der Neubau des Staates aufgeführt wurde, waren vielfach dem faszistischen Verfahren in Italien abgelauscht. So spanisch ler militärische Umsturz auch war, so sehr hat bei der folgenden Reformarbeit Mussolini Pate gestanden, in dem Primo de Rivera nach eigenem Geständnis seinen Lehrmeister erblickt. „Die Luft soll gesäubert werden": das war nach len Worten des Generals Anido das Leitmotiv, nach dem planvoll gehandelt wurde. Demgemäß stand nach dem Vorbilde der italienischen Reform die Gesundung der inneren Verhältnisse Spaniens für die militärischen Erneuerer ınbedingt im Vordergrunde. Nach Erreichung dieses Ziels, so war ihre Rech- ıung, würde die Stärkung der Machtstellung Spaniens unter den Völkern von selbst folgen.

In scharfen, schnell aufeinander folgenden Schlägen wurden die Kräfte der Zersetzung, die Spanien in den Abgrund zu stoßen drohten, zerschmettert. Die Ausschaltung aller zivilen Gewalten und die rücksichtslose Anwendung der kriegsgerichtlichen Mittel beseitigten in kürzester Zeit den syndikalistischen Terror und einschränkende Verordnungen traten den separatistischen Ausschreitungen mit Nachdruck entgegen. Mit der gleichen Härte wandte man sich gegen die Mißwirtschaft in der Staats- und Gemeindeverwaltung. Insbesondere wurde die Korruption in der Beamtenschaft rücksichtslos ausgerottet, wobei selbst vor den Verwandten der neuen Machthaber nicht haltgemacht wurde. Wo es möglich war, wurden finanzielle Ersparnisse gemacht und der ungeheure Apparat der staatlichen und kommunalen Verwaltung erheblich abgebaut. Vor allem wurde der lokale Kazikismus beseitigt, der keine geordneten Verhältnisse hatte aufkommen lassen, und es wurden nach Absetzung sämtlicher Bürgermeister und Ortsvorsteher und Auflösung der kommunalen Vertretungen in politisch unbeeinflußten Wahlen neue Stadt- und Gemeindeverwaltungen eingesetzt, während an die Seite der Zivilverwaltung in den Bezirken und Provinzen eine militärische trat. In dem gleichen Geiste wurden die Geschworenengerichte aufgehoben, die sich schwächlich dem syndikalistischen Terror unterworfen hatten, und es mußte die zivile Rechtsprechung sich für die Zeit seit dem 1. Januar 1918 eine nachträgliche Kontrolle gefallen lassen, die freilich günstig ausfiel. Überall wurde die Staatsautorität wieder entschieden zur Geltung gebracht, wo es nötig war, auch gegenüber starrköpfigen unsozialen Arbeitgebern: in voller Unparteilichkeit sollte das Erneuerungswerk sich vollziehen. All diese tiefgreifenden Veränderungen erfolgten in den ersten Tagen des neuen Regiments und die abschließende Sicherung wurde in den Somatén-Organisationen geschaffen, die, dem faszistischen Militärsystem in Italien nachgebildet, auf einer Erweiterung des katalonischen Selbstschutzes über das ganze Land beruhten und eine Art von Miliz darstellten*). Es vertrug sich damit, daß aus Gründen der Ersparnis danach die Präsenzstärke des stehenden Heeres auf 78.000 Mann herabgesetzt wurde.

Mit diesen tiefgreifenden Maßnahmen war für die Durchführung der weiteren Reformpläne der Weg geebnet. Es sind umfassende Umgestaltungen, mit deren Hilfe das militärische Direktorium ein neues Spanien ins Leben rufen will. An erster Stelle steht die Veränderung der verfassungsrechtlichen Verhältnisse. Der Hauptaufgabe entsprechend, der parlamentarischen Mißwirtschaft auch für die Zukunft den Boden zu rauben, trägt sich die Regierung mit dem Gedanken, die früheren Cortes durch ein Stände- und Berufsparlament zu ersetzen, das sich aus Vertretern der Produktion, des Handels und der Arbeit zusammensetzt. Dagegen dürfte die Behauptung des „Temps" vom 27. Dezember 1923, daß dieser einzigen Kammer nur beratende Kompetenzen zugedacht seien, wodurch Spanien zu einer absoluten Monarchie umgewandelt würde, zu den Versuchen gehören, die Welt gegen das unbequeme neue Regiment einzunehmen. Parallel

---

*) Es sei bemerkt, daß das katalonische Wort Somatén nichts mit „som attens" = „wir sind bereit" zu tun hat, wie der spanische Sprachforscher Monlau annimmt und die deutsche Presse fast durchgängig ihm folgend geschrieben hat, sondern eine Zusammensetzung der Worte „so" und „meten" ist, was dem deutschen Ausdruck „Sturmglocke" im Sinne des letzten Aufgebots entspricht.

; diesen Plänen bewegt sich die Vorbereitung eines neuen Wahlsystems, dessen
}nzelheiten noch nicht bekannt sind, dessen Gesamtcharakter aber durch die
'ndenz zu einer Einschränkung des allgemeinen und gleichen Wahlrechts
:stimmt wird. Im besonderen besteht dabei die Absicht, den lesens- und schreib-
ıkundigen Staatsbürgern das Wahlrecht zu entziehen. Umgekehrt wird geplant,
ı Gemeindeangelegenheiten den Frauen das aktive und passive Wahlrecht zu
:rleihen.

Ebenso einschneidend wie die verfassungsrechtlichen Reformpläne sind die
rojekte zum Umbau des Verwaltungssystems. Klug den nun einmal bestehen-
:n autonomistischen und separatistischen Bestrebungen Rechnung tragend, sucht
ıs Direktorium in dem Bruche mit dem von Frankreich übernommenen straffen
entralismus eine gerechte Lösung. An die Stelle „Groß-Kastiliens" soll ein
:zentralistisches Spanien treten, das ohne Lockerung der staatlichen Einheit die
'ovinzialen Sonderheiten berücksichtigt, und tatsächlich schreitet die von der
:uen Regierung ins Leben gerufene Bewegung in gesunden Bahnen vorwärts.
.ugleich aber schoben die Generale einen Riegel vor die Möglichkeit, diese
'endung zum Dezentralismus in einem staatsgefährlichen Sinne auszunützen.
s wurden nämlich die bestehenden provinzialen Verwaltungsorganisationen
.ıfgehoben, an deren Stelle neue, von den Gouverneuren ernannte Provinzial-
ıte traten, wodurch eine Sicherung gegenüber separatistischen Ausschreitungen
:schaffen war. Es läßt sich nicht leugnen, daß dieses Programm von staats-
ännischem Geiste getragen ist, nicht nur, weil es den geschichtlichen und
ammesmäßigen Eigenheiten des Spaniertums selbst gerecht wird, sondern weil
; das Verhältnis Spaniens zu Portugal aufs günstigste zu beeinflussen vermag.
'enn mehr als das bisherige zentralistische Staatswesen eröffnet das werdende
:zentralistische die Möglichkeit, mit dem iberischen Bruderstaat, zu dem seit
nigen Jahren endlich freundlichere Beziehungen gewonnen sind, eine Gemein-
:haft herzustellen, die im Interesse beider Länder liegt.

Das Reformprogramm erstreckt sich aber auch auf alle übrigen Seiten des
taats- und Volkslebens und man darf annehmen, daß mancherlei in Vor-
ereitung ist, wovon die Öffentlichkeit noch nichts Sicheres weiß. Jedenfalls
at Primo de Rivera in einer seiner Kundgebungen an die Presse eröffnet,
: wolle Industrie und Handel entwickeln, das Verkehrswesen bessern, zwischen
.rbeitgebern und Arbeitnehmern freundlichere Beziehungen schaffen und das
teuersystem vereinfachen. Das hieße auf wirtschafts- und sozialpolitischem
ebiete wirklich fruchtbare Arbeit leisten, die von den parlamentarischen
egierungen mit großer Schuld vernachlässigt worden ist, ohne die aber eine
ufbauende Staatstätigkeit sich nicht verrichten läßt. Dahin gehört auch die
Imgestaltung der beinahe noch mittelalterlichen agrarischen Verhältnisse, in
eren Sinne inzwischen schon ein Ausschuß behufs Einrichtung eines Kredit-
ystems für die Landwirtschaft gebildet worden ist. In der gleichen Richtung
ewegen sich schließlich bedeutungsvolle Erwägungen zugunsten einer Hebung
er Volksbildung, deren bisheriger Tiefstand dem spanischen Kulturleben den
tempel gibt. Man muß es der militärischen Regierung nachrühmen, daß sie
ıit klarem Blick für die politischen und sozialen Notwendigkeiten mutig den
Veg der inneren Erneuerung betreten hat. Sie zeigt sich von dem redlichen
Villen beseelt, ihr Volk einem wirklichen Aufstiege entgegenzuführen und ihm
nter den modernen Kulturnationen einen gleichwertigen Platz zu verschaffen.

Aber können, so wird der aufmerksame Betrachter dieser umfassender Reformpläne fragen, die diktatorischen Generale, die sich der ungeheuren Aufgabe unterzogen haben, das spanische Staats- und Gesellschaftsleben von Grund auf zu reformieren, aus eigener Kraft ihr Werk vollenden? In der Tat liegt hier das Hauptproblem für das geschichtliche Wirken der Militärdiktatur. Als Primo de Rivera das Ruder ergriff, verkündete er wiederholt mit Nachdruck, daß er sein Regiment nur als kurz befristet ansehe, und er sprach damals von drei bis vier Monaten. Als diese Frist abgelaufen war, gab er die anders klingende Erklärung ab (13. Dezember), daß die militärische Regierung so lange aufrecht erhalten werde, als es die Durchführung der Säuberungsaktion erfordere. Wieder einen Monat später gab er der Hoffnung Ausdruck, mit dem Reinigungswerk so weit zu kommen, daß Spanien im Laufe des Jahres 1924 wieder ein Parlament erhalten könne. Nach der wenig günstigen Entwicklung, die die wirtschaftlichen Verhältnisse seitdem genommen haben, darf man Zweifel hegen, ob ihm dies allein gelingt. Nicht als ob die Gefahr bestünde, daß dem diktatorischen Regiment der Generale von politischer Seite ein frühzeitiges Ende bereitet würde. Soviel Unzufriedene das scharfe Durchgreifen der neuen Machthaber auch geschaffen hat, so fehlt auf der einen Seite den entthronten Politikern für einen längeren Zeitraum sicherlich jede Möglichkeit, wieder zur Macht zu gelangen, und auf der andern Seite ist die große Mehrheit der Nation, trotz mancher Enttäuschungen, die freilich mehr durch die übergroßen Erwartungen hervorgerufen worden sind, nach wie vor von der Reinheit und Richtigkeit der Ziele des Direktoriums völlig überzeugt. Es war deshalb eine Handlung aus dem Herzen der spanischen Patrioten, wenn Primo de Rivera eine Eingabe der Führer der liberalen und reformistischen Partei, des Grafen Romanones und Melquiadez Alvarez, die als Präsidenten der beiden nach Hause geschickten Kammern bei dem König auf Grund des Artikels 32 der Verfassung die Wiederberufung der Cortes beantragten, mit sarkastischen Hinweisen auf die Unfähigkeit der Volksvertreter ablehnte und den Vorstoß des alten Geschäftspolitikertums mit der Auflösung der ständigen Kammerkommissionen und mit der Entlassung der beiden Präsidenten beantwortete. Aber in wachsendem Umfange scheint sich die Meinung Bahn zu brechen, daß das militärische Direktorium der Zusammenarbeit mit bewährten Politikern bedürfe, und ein leises Schwanken, das sich bei der Verfolgung des eingeschlagenen Kurses neuerdings geltend macht, gibt diesem Bedenken einigermaßen Recht. Wenn man französischen und englischen Meldungen glauben darf, so hat Primo de Rivera selbst, voll klarer Einsicht in die Grenzen seiner staatlichen Leitung, schon mehrfach den Versuch gemacht, die Mitarbeit angesehener Politiker zu gewinnen, die dem militärischen Staatsstreich nicht ohne Sympathie gegenüberstehen; jedesmal vergeblich. Tatsache ist, daß die Generale noch immer allein ihr Werk verrichten und daß eine, wie es scheint, sehr viel weitergehend geplante Reorganisation der Direktorialregierung sich auf die Einrichtung von fünf Untersekretariaten für die Justiz, den Schatz, den Unterricht, die Ernährung und die Lokalverwaltung beschränkt hat.

In diesem Punkte offenbart sich am deutlichsten der Unterschied, der zwischen Mussolinis Staatsstreich in Italien und dem militärischen Umsturz in Spanien besteht. Dort der aus dem Schoße der Nation emporgewachsene

olitiker, der sich zum Träger des nationalen Willens aufwirft und, selbst einst ozialist, in voller Beherrschung der massenpsychologischen Methoden die ppositionellen Kräfte zerschmettert und als geniale Führerpersönlichkeit das alienische Volk zu einer nationalen Einheit zusammenschweißt. Hier der hohe ffizier aus einer der vornehmsten Familien des Landes, der Freund des Königs, er ohne Beziehung zu den Kämpfen der Parteien, ohne Wissen und Willen ines Volkes das Staatsruder ergreift und, gleichgültig gegen die Stimmung er Massen, den mutigen Entschluß faßt, die spanische Nation sich ihrer selbst ewußt zu machen und sie auf die Bahnen echter und fruchtbarer Arbeit im aats- und Wirtschaftsleben zu zwingen. Von diesem Gegensatz aus läßt es ch wie eine Selbstverständlichkeit greifen, daß die Entwicklung in den beiden ändern durchaus verschiedene Wege gehen muß: es wird die Besonderheit er spanischen sein, die militärische Diktatur in bürgerliche Regierungsverhält- sse hinüberzuleiten, die — dem italienischen Beispiel entsprechend — zwar ktatorischen Charakter bewahren, aber nicht wie bisher von der Armee, son- ern von dem Volke insgesamt getragen sein müssen.

Eine andere bedeutsame Tatsache weist in die gleiche Richtung. Das ilitärische Regiment ist durchaus nicht von der geschlossenen Einheit, die eine iktatur von längerer Dauer erforderlich macht. Ist Primo de Rivera neben einen Mitgeneralen schon nicht die überragende Gestalt, der sich alles willig nterordnet, so ist das militärische Lager überhaupt in sich gespalten. Die ifersüchteleien und Parteiungen, von denen früher die Rede war, sind auch nach em Sturze der Parlamentsherrschaft bestehen geblieben und mehrmals hat der räsident des Direktoriums an die Einsicht des Offizierskorps appellieren müssen, daß allein das Heer die Rettung Spaniens durchführen könne". Den eigent- chen Zankapfel bildete auch in den letzten Monaten die Beendigung des rozesses gegen die Schuldigen an der marokkanischen Katastrophe. Der Imstand, daß auch einige Generale, die sich um die erfolgreiche Durchführung es Staatsstreichs große Verdienste erworben haben, zur Verantwortung gezogen vurden, bereitete den militärischen Machthabern die ernstesten Schwierigkeiten nd bedrohte zeitweilig den Fortbestand ihres Regiments. Nur mit Mühe ist s Primo de Rivera gelungen, die Einheitsfront aufrecht zu erhalten, indem er einen Kameraden immer wieder die große Verantwortung vor Augen hielt, die uf ihnen ruhe, „denn sie alle seien es, die regieren". Es ist als ein großer olitischer Erfolg zu bezeichnen, daß der Prozeß Ende Februar zu einem bschluß gebracht werden konnte, der zu gefährlichen Ausbrüchen keinen Anlaß ot, wenn er sich auch in seinen Freisprüchen wie in seinen Verurteilungen ls ein von außen beeinflußtes Kompromiß erweist.

Es ist betont worden, daß dem Direktorium als Hauptziel die Säuberung er inneren Verhältnisse vor Augen steht, aus der sich die Stärkung der äußeren Iachtstellung Spaniens wie von selbst ergeben muß. Trotzdem schien es, als b die neue Regierung in außenpolitischer Hinsicht eine besonders eifrige ätigkeit entfalten wollte. Zwei Monate nach der Übernahme der Staatsleitung egab sich Primo de Rivera mit dem König nach Rom, aber was diese Reise u einem wichtigen Ereignis gemacht hat, war nicht ein weitgreifender Plan er regierenden Militärs, sondern das Zusammentreffen länger zurückreichender ußenpolitischer Absichten des Königs und früherer Regierungen mit dem durch

den Staatsstreich zum Ausdruck gebrachten Streben nach nationaler Erneuerung. Der Besuch galt zugleich dem Papste wie dem italienischen König. In welchem Umfange diese Verknüpfung die Römische Frage ihrer endgültigen Lösung näher geführt hat, bedarf hier nicht der Erörterung, denn es handelt sich dabei um ein vorwiegend italienisches Problem. Nur insoweit berührt die Angelegenheit auch Spaniens Außenpolitik, als durch die damit dokumentierte Aussöhnung zwischen Vatikan und Quirinal die Voreingenommenheit der gläubigen Katholiken gegen den Räuber des Kirchenstaates beseitigt und der Annäherung an Italien der Weg geebnet wurde. Von großer Bedeutung aber war es dabei, daß König Alfons sich nach dem Verschwinden des österreichischen Kaisers dem Papste wie der gesamten katholischen Welt als der „Katholische König“ darbot, d. h. als der Herrscher, der dem Heiligen Vater und der katholischen Kirche als hoher Schützer und Vorkämpfer besonders nahesteht. Ebenso hatte es einen außenpolitischen Sinn, wenn er als Fürsprecher der ehemaligen spanischen Kolonien auftrat und für diese eine stärkere Vertretung im Kardinalskollegium erbat.

Noch wichtiger war die Verbindung, die zwischen Italien und Spanien zustande kam. Es ist wohl sicher, daß die in Rom getroffenen Vereinbarungen nicht so weit gehen, wie die Öffentlichkeit vielfach angenommen hat, sondern sich mehr auf eine grundsätzliche Verständigung beschränken. In vertraglicher Hinsicht brachten sie nur den Abschluß der längst vorbereiteten wirtschaftlichen Abmachungen, eines Handelsabkommens sowie eines Schiffahrtsvertrages, aber darüber hinaus legten sie den Grund für ein spanisch-italienisches Zusammengehen bei den weiteren Auseinandersetzungen im Mittelmeer. „Ich bin vollkommen davon überzeugt“, so äußerte der König bei Wiederverlassen des italienischen Bodens zum Vertreter der Agenzia Stefani, „und bin der festen Hoffnung, daß die jüngsten Ereignisse den weitesten Widerhall in der gesamten lateinischen Welt finden und in kurzer Zeit greifbare und für Italien und Spanien gedeihliche Ergebnisse haben werden.“

Es kann kein Zweifel darüber bestehen, daß die Spitze dieser neuen Mittelmeer-Gemeinschaft sich in erster Linie gegen Frankreich richtet, dessen vorstoßende Politik das Gleichgewicht in dem Meeresraum zu zerstören droht, der Spaniens und Italiens Lebensraum ist. Mit vollem Grund hat die französische öffentliche Meinung die Verbindung der beiden südeuropäischen Staaten in dieser Richtung aufgefaßt, und es geschah mit durchsichtiger Absicht, wenn sie deren Bedeutung noch geflissentlich übertrieb. Zu deutlich sprach die Vereinigung der spanischen und italienischen Flotte in den Gewässern der Balearen, von denen aus eine überlegene Flottenmacht die lebenswichtige Verbindung Frankreichs mit seinen nordafrikanischen Kolonien zerschneiden kann. Aber es scheint, daß auch England, dem die Beschneidung der französischen Pläne hinsichtlich einer Hegemonie im Mittelmeer an sich willkommen sein kann, an dieser engen Gemeinschaft der beiden eigentlichen Mittelmeermächte Anstoß nimmt, die seine eigene Stellung im Mittelmeer und im besonderen seine Etappenstraße nach Ägypten und Indien bedroht. Die Antwort blieb nicht aus. Hatten die beiden neuen Ententegenossen gehofft, die einer endgültigen Lösung entgegengehende Tangerfrage in einem ihnen günstigen Sinne beeinflussen zu können, so sahen sie sich jedenfalls in dieser Erwartung getäuscht. Nicht nur blieb Italien, entgegen seinem ausdrücklichen, von Spanien befürworteten Antrag, von der Rege-

ng der bedeutsamen Streitfrage ausgeschlossen, sondern die Entscheidung fiel wischen den drei verhandelnden Mächten durchaus ungünstig für Spanien aus, dem unter Zustimmung Englands, das mit der Neutralisierung Tangers sein iteresse genügend gewahrt glaubte, die Souveränität des Scherifen, das ist rankreichs, ausgesprochen wurde, so daß der beherrschende marokkanische afen am Eingang zum Mittelmeer dem spanischen Interessengebiet entzogen lieb, kaum daß es gelang, in der Verwaltung der Stadt und in den Fragen des erkehrs mit dem unter spanischer Oberhoheit stehenden Hinterland sowie in er Rechtsstellung seiner Bewohner die spanischen Interessen zur Anerkennung u bringen.

Was die römischen Vereinbarungen dem Direktorium an Prestigegewinn eschenkt hatten, nahm die Regelung der Tangerfrage ihm wieder weg, und das og um so mehr, als Spaniens bedeutsamstes außenpolitisches Problem, die ıdgültige Ordnung der Verhältnisse in der nordmarokkanischen Einflußsphäre, adurch aufs stärkste berührt wurde. Nur unter schärfster Opposition fanden ch die spanischen Patrioten mit der Niederlage in der Tangerfrage ab und die ürgerliche Presse, die an den alten „historischen Ansprüchen“ mit nationaler eidenschaft festhielt, hallte von den Anklagen wider, daß ein militärisches Regiıent eine solche Demütigung ohne den Versuch zum Widerstand hinnahm. In 'erbindung damit lebte noch einmal der Vorwurf auf, daß die Generalsregierung avon Abstand nahm, die militärische Scharte, die die wilden Berberstämme des ifgebirges der stolzen spanischen Armee zugefügt hatten, auszuwetzen. In npopulärer Zurückweisung der Angriffe im eigenen Lager wie von Seiten der ational empfindenden Kreise ging Primo de Rivera seinen Weg. Freilich doch icht ganz unbeeinflußt, denn seine Grundüberzeugung bezüglich des Verbleibens paniens im Scherifenland ist noch skeptischer als seine nunmehrige Stellungahme erkennen ließ. Bereits im Weltkriege (1917) hatte er es für zweckmäßig rklärt, Marokko aufzugeben, und trotz einer daraufhin erfolgten Strafversetzung atte er Ende November 1921 im Senate dieser Auffassung von neuem Ausdruck egeben, freilich mit der einschränkenden Begründung, daß alle Unternehmungen n Marokko aussichtslos seien, solange Gibraltar sich in englischer Hand befinde, ınd daß die Festlegung einer stärkeren Truppenmacht auf der andern Seite der Aeerenge eine bedenkliche Preisgabe militärischer Kräfte an das Wohlwollen iner fremden Macht bedeute. Gegenüber allen weitgreifenden Aufgaben, für leren Durchführung das spanische Volk in seiner unzulänglichen staatlichen und virtschaftlichen Organisation zu schwach ist, verharrt er auf dem Standpunkt, laß es zunächst darauf ankomme, das Staats- und Wirtschaftsleben neu aufzuauen. „Ein großes Ideal“, so wies er bei einer großen militärischen Veranstalung im Dezember seine unzufriedenen Kameraden zurecht, „ist der Drang, der Spanien beseelt, sich zu reinigen und zu vergrößern, und bis dieser Tag kommt, gilt es, mit besonderer Aufmerksamkeit das Marokkoproblem zu beachten“, und r erklärte die Stunde für nahe, wo der Druck dieser Frage von Spanien geıommen sei.

Diese Verheißung bezog sich auf die damals erfolgte Besserung der miliärischen Lage in Marokko. Eine ergänzende Erklärung des Direktoriums am Jahresschluß jedoch wurde in ihrer zurückhaltenden Tendenz mit Recht in der Öffentlichkeit dahin gedeutet, daß die neue Regierung im Grunde nur die Politik

der vorangegangenen in der Richtung eines schonenden Protektorats fortsetze, das einerseits den Marokkanern große Freiheiten läßt und sie andrerseits mit moralischen und materiellen Mitteln unterstützt. Erst in einem späteren Zeitpunkte soll die Frage beantwortet werden, ob und inwieweit Nordmarokko zu dem wertvollen Kolonialgebiet gebracht werden kann, das die stolze spanische Nation damit besitzen will. Soweit sich das Programm des Direktoriums auf die Außenpolitik erstreckt, hat es nur kulturpolitische Ziele und will es sich vorwiegend nur moralischer Mittel bedienen. Die Herstellung einer iberischen Gemeinschaft durch eine nähere Verbindung Spaniens und Portugals und die Verengerung der Beziehungen der süd- und mittelamerikanischen Staaten mit ihrem einstigen Mutterlande sind auch die vornehmsten Ziele der militärischen Regierung, denn mehr als jedes andere bringt dieses eine Erhöhung der spanischen Nation in der Welt. Vollends ein solches Programm jedoch setzt ein idealistisch bestimmtes Wirken voraus, das langsam seine Früchte reifen läßt.

Unbekümmert um die Gunst oder Mißgunst der öffentlichen Meinung, wenn auch nicht völlig unabhängig von ihr, verrichten Primo und seine Mitgenerale ihr Werk, und man darf es mit Bestimmtheit aussprechen, daß ihre Arbeit nicht vergeblich gewesen ist, selbst wenn sie heute ein vorzeitiges Ende nähme. Wann aber wird die Stunde gekommen sein, so wird man schließlich fragen, da die militärischen Diktatoren es für geboten erachten, das Staatsruder in andere Hände zu legen? Die Antwort ist schwer, indessen manche Anzeichen deuten darauf hin, daß die Entwicklung in der Richtung einer allmählichen Umgestaltung der militärischen Diktatur in eine neue verfassungsmäßige Regierung bereits im Gange ist. Von Beginn der Staatsumwälzung an bestand eine enge Verbindung zwischen den militärischen Machthabern und einer neuen Partei, die im letzten Parlament noch unvertreten war, deren Entfaltung aber zu großen Erwartungen Anlaß gab, der Sozialen Volkspartei. Erst Ende 1922 begründet, hat diese junge politische Gruppe, die von echten Ideen ausgeht und den christlich-sozialen Parteien in andern Ländern an die Seite zu stellen ist, aus grundsätzlichen wie taktischen Gründen sich von den Wahlen im Frühjahr 1923 ferngehalten, aber innerhalb der gemäßigt und betont konservativen Gruppen eine einflußreiche Stellung gewonnen, dank der sie gleichsam als Sauerteig belebend wirksam ist. Ein Vergleich ihres Programms mit den Reformmaßnahmen, die das Direktorium bereits getroffen und für die Zukunft in Aussicht gestellt hat, läßt deutlich erkennen, in welchem Umfange Primo de Rivera und seine Freunde von diesen christlich-sozialen Ideen beeinflußt sind. Die wiederholten Aussprachen, die zwischen ihnen und den Führern der neuen Partei in aller Form stattfinden und die gewiß durch privaten Meinungsaustausch ständig ergänzt werden, erscheinen wie der formlose Beginn einer Arbeitsgemeinschaft, die schrittweise eine festere Gestalt gewinnen wird. Man wird nicht fehlgehen, wenn man annimmt, daß das Direktorium an diese Verbindung Hoffnungen knüpft, die wiederum in dem italienischen Vorbild eine Parallele haben. Entspricht die Somatén-Organisation in Spanien dem faszistischen Militärsystem in Italien, so soll sich der großen faszistischen Partei Mussolinis nachfolgend auch auf spanischem Boden eine Aufbaupartei entwickeln, die dem überalterten, korrumpierten Parteileben der Vorjahre den Todesstoß versetzt. Als der Kern dieses „Tracismus" aber (so lautet der spanische Ausdruck, der sich von traza = Bauplan ableitet), um den

·h, weit über die Nation sich erstreckend, die zukünftige Partei kristallisieren ·ll, ist offensichtlich die soziale Volkspartei gedacht, und es ist damit zu rechnen, ıß ihr in der weiteren Entwicklung eine entscheidende Rolle zufällt.

Daß dieser Prozeß einer Neugestaltung des politischen Lebens in Spanien von ristlich-sozialen Ideen seinen Ausgang nimmt, hat einen tiefen Sinn. Die Rede, t der König Alfons bei seinem Besuch in Rom den Papst begrüßt hat und in der unter dem Beifall seines Volkes die spanische Nation als „das Lieblingsvolk r göttlichen Vorsehung" bezeichnete, „das von dieser zum Soldaten der Reli- on und zum unbeugsamen Verteidiger der katholischen Kirche ausersehen orden ist", offenbart aufs deutlichste, welche beherrschende Rolle der Katholizis- us noch heute in Spanien spielt. Der Kenner wußte das längst. Der Idealismus eses Volkes, dem die revolutionäre Bewegung der „Aufklärung" ferngeblieben t, kann an Echtheit und Tiefe nicht übertroffen werden, aber er ist im Grunde ines Wesens noch ganz mittelalterlich, und es war eine große Gefahr für die ufrechterhaltung des selbständigen und eigenartigen spanischen Geistes, daß äußerlichem Import wesensfremde Ideen über ihn Macht gewannen. So ewiß es ist, daß der altertümliche spanische Charakter eine Modernisierung aucht, um in der neuerstandenen Welt sich behaupten zu können, so wenig weifel kann darüber bestehen, daß eine organische Entwicklung von dem aus- ehen muß, was als natürliche Veranlagung vorhanden und als geschichtliche raft wirksam ist. Zumal der volksfremde Beurteiler, der das spanische Wesen ı verstehen sucht, auch wenn es ihm seltsam erscheint, und der dem Aufstieg s ritterlichen Volkes mit Sympathie gegenübersteht, wird den militärischen eformern Recht geben müssen, daß sie auf diesem und keinem andern Wege ır Ziel verfolgen.

In welcher Gestalt sich die fernere Entwicklung Spaniens vollziehen wird, ıht im Schoße der Zukunft. Daß der Weg, auf den der Staatsstreich vom 3. September 1923 die spanische Nation geführt hat, der rechte ist, muß für en unparteiischen Beurteiler sicher sein. Der schwierigste Teil der Aufgabe, ie es zu lösen gilt, steht jedoch erst bevor. Daß Spanien eine Periode von chicksalhafter Bedeutung durchmacht, dessen muß sich das Volk bewußt sein. uf die Frage nach dem Woher und Wohin muß es schließlich selbst die Ant- ort finden.

Kalifendämmerung

Von Alfred Rappaport (Wien)

Der letzte Osmanensultan Mohammed VI. Wahideddin, ein ziemlich selbst- bewußter und gleich seinem Bruder und zweiten Vorgänger auf seine Vorrechte eifersüchtiger Herrscher, verstand den Zeitgeist nicht und hat vor llem die Bedeutung der kemalistischen Bewegung nicht erkannt. Hierin bestand lie Tragik seines Schicksals und so folgte für ihn Schlag auf Schlag: Absetzung, Flucht auf das englische Kriegsschiff, Verbannung. Ob, wenn er nach dem Muster anderer Herrscher des Ostens und des Westens mit dem Strome

geschwommen wäre, die Katastrophe ausgeblieben wäre, ist zweifelhaft. Denn, wie die seitherige Entwicklung zeigt, ist neben Mustafa Kemal weder für einen Sultan noch auch für einen Kalifen Platz. Für den Verbannten von San Remo mag ein gewisser Trost darin liegen, daß dieselbe Nationalversammlung, die ihn abgesetzt und seinen Neffen zum Kalifen gewählt hatte, nach Jahresfrist auch diesen letzten „Beherrscher der Gläubigen“ entthronte und nach Territet in die Verbannung ziehen ließ.

Auch dem letzten Kalifen sind in der Schweiz die Bedingungen auferlegt worden, die die Eidgenossenschaft, die schon so vielen „verbannten Königen“ ihre Gastfreundschaft gewährt hat, in solchen Fällen zu stellen pflegt. Abdul Medschid dürfte es, selbst wenn er wollte, nicht leicht fallen, diese Bedingungen zu verletzen, die eigentlich mehr auf den Schweizer Aufenthalt auf Grund des Legitimitätsprinzipes an ihren Ansprüchen festhaltender, entthronter Souveräne, als auf einen Kalifen zugeschnitten sind, der ja selbst in der Glanzzeit des Kalifates durch einen Janitscharenaufstand oder eine Palastrevolution ohneweiters hätte abgesetzt werden können, was noch jedesmal durch ein Fetwa (Gutachten) des Scheich-ül-Islam gutgeheißen wurde. Will man aber schon durchaus die Legitimitätsidee anwenden, dann würde sie noch eher auf Wahideddin als auf Abdul Medschid passen, der doch von derselben Nationalversammlung, die seinen Vorgänger stürzte, ein- und nun wieder abgesetzt wurde. Tatsächlich ist keiner von beiden mehr als Kalif anzusehen, da der wichtigste Titel unter jenen, mit denen hanefitische Schriftgelehrte den Kalifatsanspruch der Osmaniden begründet hatten, die Stellung als „mächtigster Herrscher im Islam“ verlorengegangen ist. Es müßte mit ungewöhnlichen Dingen zugehen, wenn Abdul Medschid die ihm von der Berner Bundesregierung untersagte politische oder religiöse Agitation mit mehr als bloß leeren Worten betreiben sollte. Noch viel geringer wird aber jeder Kenner des Orientes die Wahrscheinlichkeit ansetzen, daß sich um den Exkalifen auf dem Boden der christlichen Schweiz ein mohammedanischer Kongreß oder ein islamitisches Konzil versammle.

Der der Haltung der Angoraregierung in der Kalifatsfrage zugrundeliegende Gedanke ist offenbar von allem Anfange an das in der dem Beschlusse auf Abschaffung des osmanischen Kalifates vorangegangenen Rede Mustafa Kemals aufgestellte Prinzip der Trennung von Politik und Religion gewesen, ein Prinzip, das der in den westlichen Demokratien durchgeführten Trennung von Staat und Kirche entspricht. Zuerst versuchte man dies durch die Loslösung des an die Nation übertragenen Sultanates (Saltanat-i-Millie) vom Kalifate. Diese etwas gekünstelte Konstruktion hat sich nicht bewährt. Trotz der zweifellos liberalen und konzilianten Gesinnung Abdul Medschids mußte sein Kalifat notwendigerweise den Keim zu einer Agitation gegen die schon kurz nach der Wahl des neuen Kalifen ausgerufene türkische Republik bilden, eine Agitation, die noch durch die Eifersucht der alten Hauptstadt Konstantinopel auf Angora und die Reminiszenzen ersterer an die glänzende kaiserliche Vergangenheit erhöht ward. Dazu kam das Verhältnis der Türkei zu der sonstigen islamitischen Welt, insbesondere zu den indischen Mohammedanern. Letztere hatten zweifellos durch Geltendmachung ihres Einflusses auf die britische Regierung sich große Verdienste um die Türkei und um das Zustandekommen des für diese günstigen Friedens von Lausanne erworben. Sie brauchten aber

ir ihre panislamitischen Agitationszwecke eine Türkei mit einem Kalifen an er Spitze, die sie den Massen als das ferne mohammedanische Idealreich Dar-ul-Islam) darstellen konnten, und diese Notwendigkeit brachte sie auf en wenig glücklichen Gedanken, von der Angoraregierung zu fordern, sie nöge sich zwecks Erhaltung des äußeren Ansehens des Kalifates und der noralischen Einheit des Islam einer Investitur des Kalifen unterziehen, wie dies nohammedanische Fürsten im Mittelalter getan hatten. Bei dieser Forderung, lie in einem am 24. November v. J. aus London an Ismet Pascha gerichteten Briefe Aga Khans und Ameer Alis begründet und formuliert worden war, cheint nicht genügend bedacht worden zu sein, wie unmöglich die Erfüllung m Rahmen der türkischen Republik war, ferner daß die Türkei nunmehr, nach Abschluß des Lausanner Friedens, nicht mehr so sehr wie vorher auf die Unterstützung durch die Inder angewiesen war. So ist durch diese Forderung ler Gang der Ereignisse eher beschleunigt als verzögert worden, die zur endgültigen Abschaffung des osmanischen Kalifates und zur Verbannung Abdul Medschids und der anderen Osmaniden geführt haben, und die nichttürkischen Moslims wurden schließlich von Mustafa Kemal mit der Erklärung abgefunden, laß die Nationalversammlung von Angora nunmehr auch das Kalifat repräsentiere.

Letzteres ist natürlich ein Standpunkt, der schwerlich auf die Anerkennung der islamischen Welt rechnen kann. Bei allem sonstigen Kollektivismus islamischer Religionsideen, die ja für den Kalifen Wahl oder zumindest Anerkennung durch den allerdings nur stillschweigend zum Ausdruck kommenden *Consensus ecclesiae* (Idschma) verlangen, gehören doch zum Begriffe des Kalifen die Merkmale der Individualität und der Persönlichkeit. Es hat dies auch kürzlich ein angesehener südindischer Mollah einem italienischen Journalisten mit dem charakteristischen Zusatze auseinandergesetzt, daß, wenn Mustafa Kemal sich selbst zum Sultan und Kalifen hätte ausrufen lassen, man ihn in der mohammedanischen Welt ohneweiters als Herrscher des mächtigsten unabhängigen mohammedanischen Staates und sohin als „Beherrscher der Gläubigen" anerkannt hätte (offenbar auf Grund der oben erwähnten hanefitischen Doktrin); eine Körperschaft, wie die Nationalversammlung von Angora, könne man aber nie und nimmer als Kalifen betrachten. Weitere Nachrichten aus Indien besagen, daß man dort, wie übrigens auch in anderen Teilen der islamitischen Welt, sich mit dem Gedanken eines panislamitischen Konzils befasse, anderseits verlautet aber auch, daß die „Khylafatsrichtung" unter den indischen Mohammedanern, das ist jene, die die panislamitische Bewegung unter besonderer Verbindung mit Konstantinopel betrieben hatte und deren äußeres Merkmal die Nennung des Namens des Kalifen von Stambul im Freitagsgebete (Chutbe) war, zugunsten anderer Richtungen im Abflauen begriffen ist, die teils englandfreundlich, teils den Hindus gegenüber versöhnlich sind und im Freitagsgebete den Segen Gottes auf den „König der Zeit" (Melik-ez-Zeman) herabflehen, was vor der Zeit Abdul Hamids in Indien allgemein üblich war und auch auf den König von England bezogen werden kann.

Was die außerindische mohammedanische Welt betrifft, so liegt bereits aus der Kyrenaika eine Zeitungsmeldung vor, wonach dort beim Freitagsgebete der Name des italienischen Königs genannt wird, was offenbar damit zusammenhängt, daß die Abschaffung des osmanischen Kalifates die zu dessen Gunsten

im Friedensvertrage von Ouchy enthaltenen Vorbehalte gegenstandslos macht und man begreiflicherweise dem vorbeugen will, daß sich senussische Einflüsse geltend machen. In Marokko, dessen seit 1544 herrschende Dynastie ihren Stammbaum auf Ali, den Vetter und Eidam Mohammeds, zurückführt (sie heißt wegen dieser Abkunft die der Scherife = „Adligen“) und deshalb die Kalifenwürde, wenngleich ohne besondere Ostentation, für sich in Anspruch nimmt, dürfte der Angorabeschluß mit den auch bisher nicht sehr bedeutenden Spuren türkischen Einflusses gänzlich aufräumen und Frankreich dürfte für dieses und seine anderen nordafrikanischen Territorien, möglicherweise unter Benützung der Rechte des scherifischen Herrschers, nunmehr die vollständige religiöse Selbständigkeit herstellen. Aus Ägypten verlautete kürzlich, die theologische Fakultät El-Azhar habe gegen Angora, aber auch gegen die später zu erwähnenden Ansprüche des Königs Hussein von Hedscha Stellung genommen, und Zaghlul Pascha trage sich mit dem Gedanken, den König Fuad zum Kalifen ausrufen zu lassen. Da die ägyptische Dynastie nicht arabischen, sondern albanischen Ursprunges ist, kann diesem bisher noch nicht durchgeführten Projekte nur die mehrerwähnte hanefitische Doktrin von den Kalifatsansprüchen des mächtigsten unabhängigen Herrschers im Islam zugrundeliegen, wobei allerdings nicht klar ist, wie sich die im Nillande die Mehrheit bildenden Schafiiten dazu stellen. Auf eine Anerkennung eines ägyptischen Kalifen außerhalb seines allerdings auch den Sudan umfassenden Reiches kann wohl ebenso wenig jetzt gerechnet werden, als dies zur Fatimidenzeit der Fall gewesen ist. In Hedschas, Irak und Transjordanien, wo der König Hussein und seine Söhne regieren, hat man den Standpunkt eingenommen, daß durch den Beschluß von Angora die mehrhundertjährige Usurpation des Kalifates durch die Osmanen aufgehört habe und sohin das Kalifat rechtmäßig an den Stamm Koreisch, dem diese Scherife angehören, zurückfalle. Der Besitz der heiligen Stätten wäre ein Argument, das diesen Anspruch vielleicht auch in den Augen nichtarabischer Moslims rechtfertigen könnte, doch steht dem des neu ausgerufenen Kalifen Hussein und seiner Söhne Feisal und Abdallah faktische Abhängigkeit von England entgegen, und insbesondere soll in Indien wenig Neigung bestehen, dieses jüngste Kalifat anzuerkennen. Persien kommt seiner schiitischen Staatsreligion halber für die Kalifatsfrage nicht in Betracht. Unklar ist bisher die Stellungnahme Afghanistans und der Mohammedaner des asiatischen Rußlands zu der neuen Situation, doch ist von dort aus kaum eine Anregung zu einer einigenden Aktion zu gewärtigen, die den Auflösungsprozeß hemmen könnte, den die Abschaffung des osmanischen Kalifates für jene Richtung der panislamitischen Bewegung bedeutet, die Sultan Abdul Hamid II. zum Schöpfer hatte, und jetzt wohl von einer anderen abgelöst werden wird, die die Betätigung der panislamitischen Interessengemeinschaft mit moderneren Mitteln (etwa im Sinne des Selfgovernments der britischen Dominions) anstreben dürfte.

Man darf übrigens hinsichtlich der Einschätzung der Kalifatsidee für den Islam nicht zu weit gehen und ihr vor allem nicht, wie dies vielfach und aus taktischen Gründen auch in dem oben erwähnten Schreiben indischer Mohammedaner an Ismet Pascha geschieht, dieselbe fundamentale Wichtigkeit beimessen, die das Papsttum für den Katholizismus besitzt. „Es gibt kein Priestertum im Islam,“ hat angeblich schon Mohammed gesagt, und daher war auch jene Zeit,

wo es mehrere rivalisierende Kalifen gab oder wo die Abbassiden zu bloßen Figuranten herabgesunken waren, keineswegs eine so arge Zeit des Verfalles für den Islam als etwa in der Geschichte der katholischen Kirche das Avignoner Exil und die folgende Periode der Gegenpäpste. Christentum und Islam sind, trotz der sich gegenüber der heutigen materialistischen Welle ergebenden Interessengemeinschaft aller positiven Religionen, viel zu antipodische Weltanschauungen, als daß sich die Institutionen und geschichtlichen Erfahrungen der einen ohneweiters jenen der anderen gleichstellen ließen. Wenn trotzdem ein Vergleich des Kalifates mit Institutionen der Christenheit versucht werden soll, so wäre, für die Zeit des einheitlichen Kalifates, also jenes der Raschidun (d. s. die vier ersten Kalifen, die sogenannten „Rechtwandelnden"), der Omaijaden und der Abbassiden, und dann wieder der Osmanen, eine gewisse Analogie mit der Idee des mittelalterlichen Kaisertums, wie sie einige erleuchtete Denker, z. B. Dante, sich ausmalten, festzustellen.

An die Wiederherstellung eines universellen Kalifates ist, wie aus obigen Ausführungen hervorgeht, wohl kaum zu denken. Unserer Zeit ist nebst vielen anderen historisch ehrwürdigen Institutionen auch das osmanische Kalifat zum Opfer gefallen. Allerdings war eigentlich schon viel früher, namentlich aber während des Weltkrieges, sein Untergang vor allem dadurch besiegelt, daß sich Sultan Mohammed V. zu der gänzlich erfolglosen Verkündigung des Heiligen Krieges verstanden und so die Kalifatswürde bloßgestellt hat. Man hat eben damals übersehen, daß gegenüber den auf der Seite der Entente kämpfenden Mohammedanern der Heilige Krieg ebenso ein Anachronismus geworden war, als dies mit der Kreuzzugsidee von dem Augenblicke an der Fall gewesen ist, wo sich der allerchristlichste König von Frankreich mit dem Großherrn gegen die Habsburger verbündet hatte.

Politischer Bericht (Österreich)

Das wichtigste Ereignis dieser Berichtsperiode ist der Konflikt zwischen der Regierung und dem Generalkommissär des Völkerbundes. Der Kern der Sache ist folgender.

Das mit der „Provisorischen Delegation des Völkerbundes" vereinbarte Reform- und Sanierungsprogramm enthält einen genauen Plan über die Einnahmen und Ausgaben des Staatsbudgets. Für jeden Monat der Sanierungsperiode — 1. Jänner 1923 bis 31. Dezember 1924 — sind die Einnahmen und Ausgaben monatsweise festgesetzt, und zwar in der Weise, daß am Schlusse der Periode das Budget im Gleichgewicht ist. Dieses Ziel erreicht der Plan durch schrittweise Erhöhung der Einnahmen und Verminderung der Ausgaben.

Nach den bisher veröffentlichten vorläufigen Ertragsziffern — die wohl einige, nicht aber entscheidende Korrekturen erfahren können — ist das Ergebnis des Jahres 1923 ein überraschend günstiges. Nach dem Völkerbundplane sollte 1923 das Defizit höchstens 3,173.562,600.000 Kronen betragen. Es belief sich in Wirklichkeit jedoch bloß auf 1,622.200,000.000 Kronen, d. s. etwas über 112 Millionen Goldkronen, beiläufig die Hälfte des vorgesehenen Defizits. Der

zur Deckung des Defizits für die beiden Sanierungsjahre bestimmte Völkerbundkredit von rund 532 Millionen Goldkronen[1]) wird daher im ersten Jahre nur mit beiläufig einem Fünftel zur Defizitdeckung in Anspruch genommen werden. Da bereits die Monate November und Dezember 1923 Überschüsse (November 44.782,7, Dezember 36.434,2 Millionen Kronen) aufweisen, besteht die Hoffnung, daß das Gleichgewicht im Budget bereits anfangs 1924 — statt, wie der Völkerbundplan vorgesehen hat, Ende 1924 — hergestellt sein wird. Die bisherige Entwicklung bedeutet also einen über die Erwartungen des Völkerbundplanes weit hinausgehenden Erfolg.

Die Meinungsverschiedenheit zwischen Regierung und dem Generalkommissär liegt in folgenden zwei Punkten. In dem ersten handelt es sich um den Weg, auf welchem die Ausgleichung des Budgets erreicht wird. Der zweite betrifft die Verwendung des nach Ablauf der Sanierungsperiode übrigbleibenden unverwendeten Kreditrestes.

Nach den im Sanierungsplane für die einzelnen Monate der Sanierungsperiode aufgestellten Ziffern hätte das Gleichgewicht durch eine 70 prozentige Ersparung und eine 30 prozentige Einnahmenerhöhung erreicht werden sollen. Das Ergebnis ist aber, daß die Ersparungen zirka 8 Prozent und die Einnahmenerhöhungen zirka 92 Prozent betragen. Während der Völkerbundplan die Sanierung vorwiegend durch Ausgabenverminderung erzielen will, erzielt sie die Regierung nahezu ganz durch Einnahmenerhöhung. Man könnte nun glauben, daß es dem Völkerbund eigentlich gleichgültig sein sollte, auf welchem Wege das Ziel erreicht wird, zumal es ohnehin rascher erreicht wird, als vorgesehen war. Nun sind aber die vom Generalkommissär geltend gemachten Bedenken keineswegs von der Hand zu weisen. Abgabeneinnahmen sind immer unsicher; jede Wirtschaftskrise kann ihre Ziffern unerwartet und unvermeidbar herabdrücken. Auf der Ausgabenseite sind unvorhersehbare und unvermeidbare Erhöhungen — wenn nicht irgend eine Naturkatastrophe eintritt — nicht zu erwarten. Es ist kein Zweifel, daß eine durch Verminderung der Ausgabenseite erzielte Sanierung des Budgets auf ungleich festerer Grundlage ruht als eine, die durch Erhöhung der Einnahmen herbeigeführt wird. Es ist daher vollkommen begreiflich, daß es dem Völkerbund und dem Generalkommissär nicht gleichgültig sein kann, auf welchem der beiden Wege das Ziel erreicht wird, denn schließlich ist der Zweck der ganzen Aktion nicht der, am 1. Jänner 1925 der Welt ein ausgeglichenes österreichisches Budget zu zeigen und das Land dann seinem Schicksal zu überlassen, sondern die Existenz Österreichs auf eine gesicherte Grundlage gestellt zu sehen. Daß der bisher eingeschlagene Weg diese Sicherheit nicht bietet, steht für jeden Einsichtigen außer Frage. Anderseits ist aber nicht zu leugnen, daß die rein mechanische Verminderung der Staatsausgaben, wie sie der Völkerbund für jeden Monat vorsieht, undurchführbar ist. Jeder, der die österreichische Verwaltung kennt, wußte von Anfang an, daß die Forderungen des Völkerbundplanes unerfüllbar sind. Der Grund liegt — wie ich bereits in meinem letzten Berichte bemerkt habe — darin, daß wir vom alten Österreich eine Erbschaft übernommen haben, die nicht im Handumdrehen zu liquidieren ist. Die schwerste Last dieser Erbschaft

---

[1]) D. i. der effektive Erlös der 650 Millionen Goldkronen Nominale betragenden Anleihe.

— die Kosten der Staatsangestellten — konnte der Staat nicht einfach von den Schultern werfen, nicht allein aus Menschlichkeitsgründen, sondern vor allem wegen der mit einer solchen radikalen Problemlösung verbundenen inneren Erschütterungen. Daß ein Personalabbau von 150.000 Angestellten in zwei Jahren möglich sei, konnte nur der erwarten, der von einer Staatsverwaltung nur wenig und von unserer Verwaltung gar nichts versteht. Ich kann nicht annehmen, daß die bei den Genfer Protokollen mitwirkenden Persönlichkeiten sich darüber im unklaren waren; wahrscheinlich haben sie in der Zwangslage, in der sich Österreich damals befand, den Forderungen mit dem inneren Vorbehalte zugestimmt, daß sich das weitere später finden werde. Das gleiche gilt von der finanziellen Wirkung des Personalabbaues. Sie kann nur allmählich durch das Schwinden der eine amortisable Staatsschuld darstellenden Ruhegebühren infolge Absterbens der Pensionisten eintreten. Auch das mußte man wissen. Wenn nun der Generalkommissär in seinem vierzehnten Bericht behauptet, daß die Ersparungen durch den Abbau sich nicht sofort verwirklichen, weil die den Pensionisten gewährten Ruhegenüsse dies verhindern; wenn er weiter anführt, daß die Abgebauten derart reichlich entschädigt werden — bis zu 100 Prozent ihres Gehaltes und darüber —, wie es außerhalb Österreichs nirgend der Fall ist, so widerspricht das den Tatsachen. Vor allem beträgt der Ruhegenuß, selbst bei Vollendung der vollen Dienstzeit, nicht „100 Prozent und darüber", sondern gesetzlich höchstens nur 90 Prozent. Für die Höhe des Ruhegenusses, sowohl was seine Wirkung für den Abgebauten betrifft als was sie staatsfinanziell bedeutet, ist aber nicht der Prozentsatz vom Aktivitätsbezug entscheidend. Wenn ein hoher Beamter nach dreißig Dienstjahren 90 Prozent an Ruhegenüssen erhält, diese 90 Prozent aber monatlich 3 Millionen Kronen betragen, d. s. 214 Goldkronen, und, wenn man eine bloß 30prozentige Verminderung der Kaufkraft der Goldkrone berücksichtigt, bloß 150 Friedenskronen, so müßte der Generalkommissär zuerst die Länder nennen, die ihre Angestellten noch schlechter versorgen, bevor seine Behauptung bei uns Glauben findet. Das Geheimnis, warum der Prozentsatz der Ruhegenüsse bei uns besonders hoch ist, liegt darin, daß eben die Aktivitätsbezüge bei uns unter dem Existenzminimum liegen, der Ruhegenuß sich daher von dieser Grenze nicht weit entfernen kann, wenn der volle Ruhegenuß noch eine Versorgung darstellen soll. Man gebe unseren Beamten holländische Bezüge, ich bin sicher, daß sie sich mit einem 50prozentigen Ruhegenuß begnügen werden. Wir erkennen die Unrichtigkeit solcher Behauptungen. Aber die Berichte des Generalkommissärs flattern in die Welt hinaus, die die Tatsachen nicht kennt und sich nach diesen Berichten ihr Urteil über uns bildet. Lange genug ist im Auslande — sogar von maßgebender österreichischer Seite — die Kunde verbreitet worden, daß in Österreich die Beamten den Staat auffressen, und sie hat uns großen Schaden zugefügt. Darum muß mit allem Ernste und mit aller Entschiedenheit der Verbreitung solcher unrichtiger Nachrichten entgegengetreten werden. Bedauerlich ist es nur, daß dies nicht die Regierung selbst getan hat, die an erster Stelle hiezu berufen wäre. Ich will nicht behaupten, daß es sich hier um bewußte Unwahrheit handelt. Aber auch mangelhafte Information entschuldigt nicht. Der Generalkommissär ist über ein Jahr bereits bei uns im Land; er verfügt über alle Mittel der Information. Die Verantwortung, die er

trägt, verlangt es, daß jede Behauptung, bevor sie in die Welt hinausgesprochen wird, peinlich genau auf ihre Richtigkeit geprüft wird.

Zugegeben muß werden, daß auch bei uns schwere Versäumnisse vorliegen. Jeder Kenner der Verwaltung weiß, daß — wie ich bereits in meinem letzten Berichte hervorgehoben habe — eine weitere Personalverminderung nur durch eine grundlegende Verwaltungsreform möglich ist. Hier ist bisher nichts geschehen. Daran tragen aber nicht die Beamten die Schuld, wie der Generalkommissär zu glauben scheint, indem er in seinem Berichte bemerkt, daß eine Vereinfachung des Verwaltungsapparates so lange unmöglich sein werde, „als noch die übermäßige Zahl von Beamten beibehalten wird“, sondern ganz andere Umstände. Die Verwaltungsreform — und auch das habe ich bereits hervorgehoben — ist ein politisches Problem. Die Schwierigkeiten liegen in der Politik, nicht in der Bureaukratie. Wie der Bundeskanzler im Nationalrate mitgeteilt hat, soll mit der Verwaltungsreform nun endlich Ernst gemacht werden. Fünf große Gesetzentwürfe seien fertiggestellt, die in allernächster Zeit dem Parlamente vorgelegt werden sollen. Die bisherigen Erfahrungen rechtfertigen eine gewisse Skepsis; es dürfte noch viel Wasser die verschiedenen österreichischen Flüsse hinabfließen, bis das Werk gelingt. Außerdem täuscht man sich, wenn man glaubt, daß mit einer Verwaltungsreform alles getan wäre. Hand in Hand mit ihr muß eine Reform unseres Gesetzgebungsapparates gehen. Ein Staat von $6^1/_2$ Millionen Einwohnern hat einen Nationalrat mit 165, einen Bundesrat mit 46 und neun Landtage mit durchschnittlich je 40 bis 50 Abgeordneten, die Diäten beziehen. Jeder dieser Vertretungskörper muß, damit er überhaupt funktionieren kann, ein Bureau mit Beamten und Hilfspersonal haben. Das ist ein auf die Dauer unmöglicher Zustand. Ein Nationalrat von 50 bis 60 und Landtage von 12 bis 15 Mitgliedern für Länder, die, mit Ausnahme von Wien, meist nicht größer sind als zwei Wiener Bezirke, würden für ihre Aufgabe nicht allein genügen, sondern sie wahrscheinlich viel besser erfüllen, da Kollegien bekanntlich desto schwerfälliger und unökonomischer arbeiten, je größer sie sind. Auf welche Schwierigkeiten aber eine solche Reform stoßen würde, brauche ich nicht erst zu sagen.

Der zweite Streitpunkt betrifft die Verwendung des nach Ablauf der Sanierungsperiode voraussichtlich unverbrauchten Teiles der Völkerbundanleihe, den die Regierung mit beiläufig $3^1/_4$ Billionen Kronen berechnet. Die Regierung möchte ihn für Investitionszwecke verwenden, während die maßgebenden Persönlichkeiten des Völkerbundes gegen diese Verwendung sind. Die einen sind für die Rückzahlung des Kreditrestes — hiedurch wäre die Anleihe zur Hälfte zurückgezahlt —; die anderen möchten ihn für Reparationszahlungen heranziehen.

Hier taucht eine bisher allzu sehr vernachlässigte Frage auf. Wir haben uns in den Gedanken hineingelebt, daß für uns eine Reparationspflicht nicht mehr besteht. Wer hätte auch vor einem Jahre an die Möglichkeit gedacht, daß wir etwas zahlen könnten. Mitleidsvoll, aber mit dem Behagen des von der Entente gehätschelten Kindes, haben wir auf Deutschland geblickt. Daß die Entente auf Reparationen nicht verzichtet, die Pfandrechte nicht aufgegeben, sondern bloß zurückgestellt hat, erschien uns als bedeutungslose Formalität. Nun zeigt sich das Gespenst auch bei uns. Es droht uns die Gefahr, daß, wenn wir einmal soweit sind, um aus eigener Kraft leben zu können, uns alles, was

wir über das Existenzminimum erwerben, abgenommen wird, daß man uns nur zu dem Zweck auffüttert, um uns dann zu melken. Wenn es tatsächlich dahin kommen sollte, dann wäre der Lohn für alle Sanierungsopfer unseres Volkes seine dauernde Versklavung. Es wäre Pflicht der Regierung, schon jetzt — oder besser gesagt, gerade jetzt — eine klare Antwort von der Entente zu verlangen. Wenn die Entente nicht auf die Reparationen verzichtet oder sie wenigstens mit einer bestimmten, erträglichen Summe festsetzt — gerade die Unbestimmtheit des Ausmaßes der Reparationspflicht bedeutet die furchtbarste Gefahr —, dann wäre es besser, die Sanierung nicht erst zu vollenden. Je länger wir mit der Erörterung dieser Frage warten, je größere Fortschritte die Besserung unserer Lage macht, desto ungünstiger wird unsere Position. Es kann sich noch einmal zeigen, daß die ganz Schlauen, die angesichts des deutschen Währungszusammenbruches triumphierend auf die Sinnlosigkeit des Anschlußgedankens hingewiesen haben, den Lohn für den Verrat am nationalen Gedanken nicht finden. Das Deutsche Reich ist trotz allem immer noch ein politischer Faktor auf der Welt. Die Lösung des Reparationsproblems wird daher nicht ausschließlich von der äußersten Leistungsfähigkeit Deutschlands bestimmt werden. Außerdem hat Deutschland wirtschaftliche Entwicklungsmöglichkeiten, die sich heute gar nicht abschätzen lassen. Alle diese Momente fallen bei uns, wenn wir vereinsamt bleiben, weg. Es kann sehr wohl der Fall eintreten, daß uns, als sogenanntem selbständigen Staat, weit schwerere Reparationsverpflichtungen auferlegt werden, als sie uns als deutschen Bundesstaat getroffen hätten. Einen leisen Vorgeschmack von dem, was uns bevorsteht, gewährt uns die Forderung der Reparationskommission auf den Erlös aus dem Verkauf der staatlichen Montanwerke. Der Bundeskanzler hat in einer Erwiderung einer Interpellation diese Tatsache zwar als „vollständig unbedenklich" erklärt. „Da unser ganzes Staatseigentum unter Reparationspfand liegt, müssen wir auf Grund des Staatsvertrages von Saint Germain bei jeder Substanzveränderung eine formelle Zustimmung der Reparationskommission einholen. Das mußte auch im Falle der Veräußerung eines Teiles unserer Montanbetriebe geschehen." Nun so „vollständig unbedenklich" kommt mir die Sache nicht vor. Daß im Friedensvertrag eine sogenannte Rechtsbasis für die Forderung der Entente gegeben ist, wissen wir. Aber gerade darum handelt es sich nicht, sondern darum, daß die volle Durchführung des Vertrages uns für alle Ewigkeit zu einer Sklavenkolonie erniedrigt. Über die ersten Anzeichen einer derartigen Entwicklung mit einer lässigen Geste hinweg zu gehen, erscheint mir, gelinde gesagt, eine gar zu einfache Erledigung dieses Problems.

Der Konflikt zwischen Regierung und Generalkommissär, der sich schließlich der Macht der Tatsachen nicht verschließen konnte, scheint so ziemlich beigelegt. Nicht erledigt aber ist die Meinungsverschiedenheit zwischen Regierung und Völkerbundrat. Dieser hat in seiner Sitzung vom 12. März dieses Jahres Reformen in der Verwaltung und Minderung der Ausgaben gefordert und erklärt, daß das Sanierungsprogramm „eine feierliche Verpflichtung bildet, deren Durchführung obligatorisch bleibt, solange keine Abänderung unter Zustimmung aller Vertragsteile erfolgt ist", „daß die Kontrolle solange nicht aufgehoben werden könnte, als nicht das dauernde Gleichgewicht im österreichischen Budget hergestellt und die finanzielle Stabilität gesichert ist" und „daß der gesamte Anleiheertrag nur unter Kontrolle des Generalkommissärs mit seiner Genehmi-

gung und zu den von ihm gebilligten Zwecken verwendet werden kann". Das heißt, daß an ein Aufhören der Kontrolle und ein Verfügungsrecht über den Kreditrest nicht zu denken ist, weil die Sanierung, auch wenn sie gelingt, nicht nach dem ursprünglichen Plane erfolgt ist. Da außerdem kein Mensch auf der Welt sagen kann, wann das Gleichgewicht eines Staatsbudgets „dauernd" und wann die Stabilität eines Staates „gesichert" ist, noch weniger aber, wenn er diese Tatsachen behauptet, sie beweisen kann, so bedeutet das, daß es vollkommen im Belieben des Völkerbundrates steht, wann die Kontrolle ein Ende findet. Die Regierung hat nun in einem Schreiben, das der Minister des Äußern nach Genf brachte, das Ersuchen gestellt, über eine Revision des Sanierungsprogrammes zu verhandeln. Der Völkerbundrat hat über dieses Ersuchen einen Beschluß vorläufig nicht gefaßt, sondern die Erörterung der Frage auf seine im Juni dieses Jahres stattfindende Tagung verschoben. Da die Gefahr bestand, daß der Völkerbundrat unser Ersuchen sofort ablehnt, ist die Verschiebung insoferne ein Erfolg, als damit Zeit gewonnen ist, um eine für uns günstigere Stimmung vorzubereiten. Vom Generalkommissär ist die Unterstützung unserer Forderung zu erwarten. In einer offiziellen Kundgebung gibt er zu, „daß es noch mehr als für einen Privathaushalt für den Staatshaushalt unmöglich sei, die Gebarungsziffern für zwei Jahre im voraus festzulegen" und „daß seiner Auffassung nach die im Herbste 1922 vereinbarten Ziffern keine Versteinerung bedeuten könnten". Er tritt auch für die Verwendung des Anleiherestes für Investitionszwecke ein, verhehlt aber nicht, daß er bei seinen Besprechungen im Auslande „nur sehr geringe Neigung" für eine Modifikation der Vereinbarungen gefunden hat. Die Verhandlungen des Völkerbundrates im Juni werden daher für uns von der größten Wichtigkeit sein. Man sieht neuerlich, daß die Sanierung keineswegs so rosig ist, wie man sie uns manchmal glauben machen möchte.

Dazu kommt als wirtschaftlich einschneidendstes Ereignis die Börsenderoute. Wir haben in diesen Wochen Kursstürze erlebt, die an den berüchtigten Krach des Jahres 1873 erinnern. Die Ursache war die Spekulation auf das Sinken des französischen Frankens. Bei der Ausdehnung, die die Spekulation seit der Inflationszeit genommen hat, mußte die Wirkung eine gewaltige sein, als infolge der Stützungsaktion der französischen Regierung der Frank in die Höhe schnellte. Zur Deckung der Frankenverpflichtungen mußten Effekten in einer solchen Menge auf den Markt geworfen werden, daß sie die Kurse vollständig demolierten. Wie hoch die Verluste sind, ist nicht feststellbar. Gerüchte beziffern sie mit Billionen Kronen. Durch die Bildung eines Interventionssyndikates gelang es, einen allgemeinen Zusammenbruch aufzuhalten. Es erhebt sich aber die Frage, ob der Staat dem schrankenlosen Sichausleben der Geldleute auf die Dauer wird tatenlos zusehen können. Hier handelt es sich nicht mehr um private Verluste, die die Allgemeinheit kalt lassen können, sondern um schwere Schädigungen der Gesamtwirtschaft. So wie der Einzelne nicht nach Belieben sein Haus in die Luft sprengen darf, weil die herabfallenden Trümmer des Nachbars Haus zerstören, so ist es ein auf die Dauer unmöglicher Zustand, daß es gewissen Kreisen überlassen bleibt, nicht allein ohne positive Arbeit Reichtümer zu erwerben, sondern in das mit dieser Tätigkeit verbundene Risiko auch die übrige Menschheit einzubeziehen.

In meinem letzten Berichte[2]) habe ich die heftigen Vorwürfe erwähnt, die ungarische Blätter wegen des Sturzes der ungarischen Krone gegen uns gemacht haben. Dieser Groll scheint jedoch nicht allzu tief gegangen zu sein. Das Sinken der ungarischen Krone auf den Stand der österreichischen hat die „Neue Freie Presse“[3]) zu dem Vorschlage angeregt, die ungarische Krone auf dem Kursstande der österreichischen zu stabilisieren. Der Vorschlag wird wohl mit der Einschränkung gemacht, daß damit weder eine valutarische Bindung noch sonst irgend eine Gemeinsamkeit geschaffen sein soll. Es hätte sich nur um eine Währungsgleichheit zu handeln, die „auf getrennten Wegen festzuschmieden“ wäre. Der Vorschlag hat bei ungarischen Blättern und verschiedenen sich äußernden ungarischen Persönlichkeiten Zustimmung gefunden, trotzdem noch vor wenigen Wochen wir diejenigen waren, die Ungarn „ausschließlich aus österreichischen und dynastischen Interessen in den Krieg gezerrt haben“.

Wir können keinen Staat hindern, seine Währung auf dem von ihm beliebten Stande zu stabilisieren, auch wenn dieser Stand zufällig der gleiche ist wie der unsere. Auch Ungarn hat hierin selbstverständlich volle Freiheit. Aber eine Mitwirkung von unserer Seite, sei es auch nur in der leisesten Form, muß entschieden abgelehnt werden. Was soll überhaupt die angeregte Mitwirkung bedeuten? Läßt sich die ungarische Krone zwanglos auf dem Stande der österreichischen stabilisieren, dann braucht Ungarn unsere Mitwirkung überhaupt nicht. Unsere Mitwirkung käme nur dann in Betracht, wenn die Stabilisierung der ungarischen Krone zwanglos nicht durchführbar wäre, wenn sie eine Stütze braucht. Eine solche Mitwirkung bedeutete eine Bindung, deren wirtschaftliche Konsequenzen überhaupt nicht abzusehen sind. Die Sache hat aber auch eine politische Seite. Ich will davon absehen, in welche politische Schwierigkeiten wir durch eine solche Verbindung mit Ungarn geraten können. Wir haben genügende Erfahrungen darüber, was Gemeinsamkeiten mit Ungarn bedeuten, um uns nach dem einstigen Kompagnon zurückzusehnen. Von der größten Wichtigkeit ist die außenpolitische Seite der Frage. Bei dem Verhältnis Ungarns zur Tschechoslovakei, zu Rumänien und Südslavien ist es selbstverständlich, daß schon die harmlosesten Verhandlungen das größte Mißtrauen dieser Staaten erregen würden. Es würden sich daran sofort alle möglichen Kombinationen über angebliche geheime Absichten knüpfen, die zu erregen wir Ungarn zuliebe nicht den geringsten Anlaß haben. Dagegen würden uns alle offiziellen Kundgebungen, daß es sich nur um eine rein wirtschaftliche Frage handle, nichts nützen. Das heutige Ungarn, wo trotz des Entthronungsgesetzes Bürger wegen Beleidigung von „Mitgliedern des königlichen Hauses“ zu Kerkerstrafen verurteilt werden, ist ein außenpolitisch so unsicherer Vertragsgenosse, daß wir auch nur den Schein einer Verbindung vermeiden müssen.

Die Verhandlungen der Regierung mit den Vertretern der Staatsangestellten wegen der Besoldungsreform — unser schwierigstes innerpolitisches Problem — haben begonnen. Nach den Absichten der Regierung soll der ganze Fragenkomplex eine endgültige Regelung finden. Unser Besoldungssystem krankt an zwei Übeln. Das erste ist das vollkommen unzureichende Ausmaß der Bezüge, das zweite die Verquickung der Besoldungshöhe mit bestimmten Dienstposten.

---

[2]) „Österreichische Rundschau“, März 1924, S. 216.

[3]) Morgenblatt vom 9. April 1924.

Das alte Rangsklassensystem mag manche Fehler gehabt haben. Aber es war ein historisch gewordenes eingelebtes System. Statt das Gegebene organisch weiter zu entwickeln und den neuen Bedürfnissen anzupassen, wurde es leichtsinnig zerstört und an seine Stelle ein noch schlechteres System gesetzt. Die Folge war, daß eine immerhin erträgliche Ordnung durch ein vollständiges Chaos abgelöst wurde. Man kennt eben bei uns nur Extreme. Entweder bockbeiniges Festhalten am Veralteten oder kritikloses Zerstören des Vorhandenen. Es wird noch einiger Lehrzeit bedürfen, bis man bei uns einsieht, daß nur organische Weiterbildung der staatlichen Einrichtungen, ebenso weit entfernt von der Verkennung neuer Bedürfnisse wie von künstlicher Konservierung veralteter Formen, eine ruhige staatliche Entwicklung zu sichern vermag.

Die für die Staatsangestellten wichtigste Seite des Problems ist die Frage der Bezugshöhe. Hier wird man vor allem mit der bisher geübten Methode brechen müssen, die Angestellten, je höher sie auf der Stufenleiter emporsteigen, relativ desto schlechter zu bezahlen. Während die untersten Besoldungsgruppen bis zu 100 Prozent der Friedensbezüge erhalten, betragen sie bei einem Sektionschef beiläufig 20 Prozent. Die Folge davon ist eine beispiellose Not gerade der höchsten staatlichen Funktionäre. Wie ihre Lage ist, geht daraus hervor, daß in den Kreisen der akademisch gebildeten Beamtenschaft, die bisher die Anwendung der üblichen Lohnkampfmethoden grundsätzlich abgelehnt hat, die Frage des Streiks ernstlich erörtert wurde. Sie begnügte sich schließlich mit einer Vorsprache beim Bundeskanzler, der ihre Vertreter in Anwesenheit sämtlicher Mitglieder der Regierung empfangen hat. In ergreifenden Worten schilderte der Sprecher der Abordnung — ein Sektionschef! — die Lage. Leider fanden seine Worte beim Kanzler nicht das erwartete Entgegenkommen. Der Kern seiner Antwort war eine in salbungsvolle Worte gekleidete Ablehnung. Damit hat die Regierung einen schweren Fehler begangen, dessen Folgen nicht zu ermessen sind. Man mag an unserer Bureaukratie manches auszusetzen finden. Wer sie aber kennt, weiß, daß sie zum wertvollsten Besitz unseres Staates gehört. Wenn der Übergang in die neue Staatsform sich glimpflich abgespielt hat, so ist das ihr zu verdanken. Sie hat sich durch alle Not Pflichtbewußtsein und Ehrlichkeit in die neue Zeit hinübergerettet. Dieses Kapital sind wir im Begriffe zu verschleudern. Daß dem Bundeskanzler das Verständnis für die Lebensbedürfnisse einer Familie fehlt, mag vielleicht entschuldbar sein. Aber hier handelt es sich nicht mehr um eine Menschlichkeitsfrage, sondern um die Existenzfrage des Staates. Wenn heute die Referenten der Ministerien die Arbeit niederlegen, kann kein Minister weiter, kann kein Gesetz mehr im Parlament beschlossen werden. Auch hohe Staatswürdenträger sind Menschen, die schließlich von der Not zermürbt werden. Es gibt eine Grenze, über die hinaus auch festgefügte Moral der Versuchung nicht mehr standhält. Wird mit der bisherigen Methode nicht gebrochen, so besteht die Gefahr, daß die nächste Generation ausreichende Gehalte überhaupt nicht mehr brauchen wird. Um zu sehen, wohin eine solche Entwicklung führt, genügt ein Blick auf die Beamtenkorruption in den Balkanstaaten, wo vielfach die Bezüge bereits auf das „Nebeneinkommen" abgestimmt sind. Besonders bedauerlich aber ist die Tatsache, daß sich die politischen Parteien um diesen Teil des Beamtenproblems — von einzelnen nichtssagenden Zeitungsartikeln abgesehen — überhaupt nicht kümmern. Der durch-

sichtige Grund ist der, daß die hohe Beamtenschaft als Wähler nicht in Betracht kommt. Wenn die Parteien nicht eingestehen wollen, daß ihnen Parteipolitik alles, Staatspolitik aber nichts ist, dann müssen sie wie ein Mann aufstehen und diesem Zustande ein Ende machen. Wenn sie schon kein Gefühl für die menschliche Seite der Frage haben, dann müßte die Erkenntnis, daß wir im Begriffe sind, unsere Verwaltung und Justiz vollständig zu zerstören, sie zum Handeln zwingen.

Eben als ich im Begriffe war, meinen Bericht zu schließen, kam die Nachricht vom Sturze des Ersparungskommissärs. Ich kenne auf Grund jahrelanger Tätigkeit im Finanzministerium unsere Verwaltung und den Ersparungskommissär. Für mich war der Eintritt dieses Ereignisses nur eine Frage der Zeit. Die Funktion des Ersparungskommissärs ist eine der heikelsten, die man finden kann. Ihn mit einer wirklichen Verfügungsgewalt auszustatten, hindert das Prinzip der Ministerverantwortlichkeit, mit dem es unvereinbar wäre, daß in einem Ressort ohne oder gegen den Willen des Ministers ein dem Parlamente nicht verantwortlicher Funktionär schaltet und waltet. Ohne diese Verfügungsgewalt ist er für jede seiner Maßnahmen auf die Zustimmung des betreffenden Ministers angewiesen. Im Wesen der Tätigkeit des Ersparungskommissärs liegt es, daß sie gelinde gesagt unbequem ist. Widerstände entstehen automatisch an allen Ecken und Enden. Der Minister versteht, wenn er nicht aus dem betreffenden Ressort hervorgegangen ist, von dem technischen Getriebe seines Ministeriums gar nichts. Er erhält die fertigen Sachen, ohne eine Vorstellung davon zu haben, wie sie entstanden sind. Seine Zeit ist — besonders wenn er Politiker ist — derart in Anspruch genommen, daß es für ihn völlig ausgeschlossen ist, sich mit der technischen Seite seines Verwaltungsgebietes zu befassen. Er ist daher auf die Beratung durch seine Umgebung angewiesen. Diese Berater aber sind es gerade, in deren Wirkungskreis der Ersparungskommissär immer wieder eingreifen muß; dabei haben sie noch den Vorteil, daß sie mit dem Minister in viel näherem Kontakte stehen als der Ersparungskommissär. Ein solches Geschäft erfordert neben allen anderen Voraussetzungen ein außergewöhnlich hohes Maß von Klugheit, diplomatischem Geschick und Takt. Dr. Hornik ist eine Persönlichkeit voll jugendlicher Energie, Selbstlosigkeit und Aufopferungsfähigkeit für das Staatsinteresse. Aber die früher erwähnten, scheinbar nebensächlichen, hier aber doch höchst wichtigen Voraussetzungen fehlen ihm. So konnte es nur eine Frage der Zeit sein, bis die durch sein Draufgängertum entstandenen Gegner genügend zahlreich geworden waren, um seinen Sturz herbeizuführen. Abgesehen davon war aber die Institution des Ersparungskommissärs von vornherein falsch konstruiert. Er hätte unbedingt Mitglied des Kabinetts sein müssen. Seine Maßnahmen wären in den Ministerratssitzungen zu besprechen gewesen. Dort wären dann eventuelle Meinungsverschiedenheiten auszutragen gewesen. Einmal beschlossen, wäre hinter ihnen der Beschluß des Ministerrates gestanden, der dem Ersparungskommissär den nötigen Rückhalt gegeben hätte. Außerdem hätte seine Stellung als Minister ihm in der Bureaukratie eine ganz andere Möglichkeit des Auftretens gegeben, als dies bei einem Beamten der Fall ist, der in der Hierarchie lediglich den Rang eines Ministerialrates hatte und dem kompetenten Sektionschef persönlich unterstellt war. Vollkommen verfehlt ist aber die neue Erfindung, die für die Besorgung der Ge-

schäfte des Ersparungskommissärs gemacht wurde, nämlich die Teilung in acht Teile. In jedem Ministerium ist ein Beamter mit dem Ersparungsgeschäft für dieses Ministerium betraut worden. Es wäre viel aufrichtiger gewesen, einfach zu sagen, die Institution des Ersparungskommissärs wird aufgehoben. Durchsetzen werden sich die acht kleinen Horniks, die nach wie vor in ihrem Kreise bleiben und dem Präsidialvorstande und dem betreffenden Sektionschef unterstehen, niemals. Sie werden sich die Erfahrungen des großen Hornik zunutze machen und ihre Tätigkeit so einrichten, daß sie nicht gestürzt werden. Was dabei herauskommen wird, ist freilich eine andere Frage. Überdies ist diese Konstruktion schon technisch unmöglich. Wichtige Ersparungsmaßnahmen durchkreuzen die Ressorts. Das Leben hält sich bedauerlicherweise an keine Ressorteinteilung. Die Zahl der zwischen diesen acht Funktionären möglichen Korrespondenzen ist nur im Wege der Kombinationsrechnung festzustellen. Der Gipfel der Naivität ist aber der Satz in dem den Sturz des Ersparungskommissärs verkündenden offiziellen Communiqué, daß die allgemeine Abbauaktion nunmehr „als beendet anzusehen ist". Als ob die Tätigkeit eines Ersparungskommissärs nur im Abbauen bestünde! Wir sind also soweit, daß es für einen Ersparungskommissär bei uns nichts mehr zu tun gibt. Die Welt hat eine Wandlung durchgemacht, wie sie die Geschichte nicht kennt. Am Stil offizieller Kundgebungen ist sie jedoch spurlos vorübergegangen. Dieses Communiqué versetzt uns in die gute alte Zeit zurück, leider nur in Gedanken. Inzwischen gehen die Dinge zu unserem Schaden weiter ihren Gang. Gott schütze die acht kleinen Horniks und gebe ihnen die Kraft, ihres Amtes zu walten, auf daß die „Wiener Zeitung" bald in der Lage sei, ihre Tätigkeit als beendet zu verkünden.

Klagenfurt, 21. April 1924

Friedrich F. G. Kleinwaechter

Bücherrundschau

Die Parodie im Mittelalter

Im Vergleich mit der wissenschaftlichen Beschäftigung, die den Denkmälern der Nationalsprachen zuteil geworden ist, wurde die mittellateinische Philologie lange stiefmütterlich behandelt. Vom Standpunkt der klassischen Philologie erschien die lateinische Literatur des Mittelalters als ein Verfallsprodukt, vom Standpunkt der Germanistik, Romanistik, Anglistik als ein Hilfsgebiet, auf dem man weiter suchte, wenn die eignen Quellen versagten. Aber genau so, wie sich unter der Führung K. Krumbachers die Erforschung des byzantinischen Mittelgriechisch und der in ihm geschriebenen Literatur als eine eigne Wissenschaft freigemacht hat, so ist auch der mittellateinischen Philologie im letzten Menschenalter immer mehr ein fester Platz eingeräumt worden — und das mit Recht, denn das Latein ist eine sich fortentwickelnde, lebendige Sprache geblieben, auch wenn es nicht mehr die Muttersprache war, und bis zu Dante sind fast alle wichtigen Dokumente des Geistes auf lateinisch niedergeschrieben worden.

Männern wie Paul von Winterfeld, der sich besonders durch seine liebevollen Übertragungen der wichtigsten mittellateinischen Denkmäler bekannt gemacht hat[1]), und Wilhelm Meyer, dessen Forschungen über das „Spiel vom Antichrist", die Beziehungen der Musik zur Sequenzendichtung und über den gesetzmäßigen Rhythmus der Prosa-Satzschlüsse nach allen Seiten Anregungen gebracht haben, gebührt hier das Verdienst, die Bedeutung von mittellateinischer Sprache und Dichtung herausgestellt zu haben. Als dritter muß Ludwig Traube genannt werden, der es verstand, gleichsam noch den einzelnen Buchstaben historisch lebendig zu machen, dem aber der Tod den groß angelegten Versuch, der neuen Wissenschaft ein Gerüst zu bauen, unmöglich machte.

Die Aufgabe, den durch unausgesetztes Veröffentlichen von neuen Funden und kritischen Beiträgen fast unübersehbar gewordenen Stoff zu ordnen, hat seit längerer Zeit M. Manitius in seiner „Geschichte der lateinischen Literatur des Mittelalters" unternommen, deren soeben erschienener zweiter Band aber erst bis in das elfte Jahrhundert reicht. Zweck dieses umfassenden Werkes ist es, zu den einzelnen Autoren, gleich ob Geschichtsschreibern, Dichtern oder Wissenschaftlern, alles zusammenzutragen, was über sie, ihre Werke, ihre literarische Abhängigkeit, ihre Bildung, sowie den historischen Gehalt, die Überlieferung und die Fortwirkung ihrer Schriften zu sagen ist. Dadurch wird diese Arbeit, je weiter sie fortschreitet, zu dem unentbehrlichen Handbuch, das durch neue Auflagen auszubauen und dauernd auf dem laufenden zu halten sein wird.

Neben der Absicht, erschöpfen zu wollen, gibt es die andre Möglichkeit, vorerst Sondergebiete herauszulösen, um einmal an einem einzelnen literarischen Genre die Entwicklung von der klassischen Literatur bis zu denen der Nationalsprachen zu verfolgen und zugleich an ihm das dem Mittelalter Eigenartige zu studieren. Nachdem schon H. Walther dem „Streitgedicht in der lateinischen Literatur des Mittelalters" (1920) eine stoffreiche Monographie gewidmet hat, legt nun Paul Lehmann, der Schüler Traubes und auch sein Nachfolger auf dem Münchener Katheder, ein Buch über „Die Parodie im Mittelalter" vor[2]).

Um diesem Werke gerecht zu werden, muß man sich klargemacht haben, welche Schwierigkeiten dem Verfasser entgegenstanden, der sich nur im einzelnen auf Vorgänger stützen konnte. Schon der von diesen in wechselnder Bedeutung gebrauchte Ausdruck „Parodie" verlangte eine präzise Festlegung. Mit Recht hat Lehmann alle die Fälle beiseite geschoben, wo es sich nur um die einfache Nachahmung eines anderen Werkes handelt; denn wenn man die Absicht, eine komische Wirkung zu erzielen, nicht als Kennzeichen gelten läßt, wird die Parodie in dem abschreibe- und nachahmungsfreudigen Mittelalter zu einem verschwimmenden Begriff. Der Verfasser hat deshalb nur solche Texte herangezogen, die als bekannt vorausgesetzte Schriften, dazu auch Kult-

---

[1]) Bei dieser Gelegenheit sei darauf hingewiesen, daß Friedrich Wolters': Hymnen und Sequenzen (Berlin, G. Bondi) im Jahre 1922 in einer 2. Ausgabe erschienen sind. Die Übertragungen von Wolters, zu denen kürzlich noch ein Band frühchristlicher Hymnen gekommen ist, bedürfen keiner Würdigung mehr. Bei aller Persönlichkeit in der Wortformung schließen sie sich den Originalen erstaunlich eng an. Die Schwierigkeit, aus Sprachen mit ganz anderem Bau, wie Griechisch und Lateinisch, zu übersetzen, hat Wolters großartig gemeistert. Von dem pietätvollen Forscher Winterfeld unterscheidet ihn die sichere Auswahl der bedeutendsten Stücke.

[2]) Drei Masken Verlag, München 1922.

handlungen, Sitten und Personen scheinbar wahrheitsgetreu, aber in komischer Absicht nachahmen. Es entspricht dem Charakter des Mittelalters, wenn die Parodie in erster Reihe auf dem religiösen Gebiet ihre Anleihen machte, weil dies ja einem jeden vertraut war und die Profanierung eine besondere Wirkung ausüben mußte. So sind die Evangelien, die Heiligengeschichten, die Berichte von Reliquienübertragungen, die Messe und Konzilsversammlungen, Grabschriften und Kirchengesänge parodiert worden. Es ist dem Verfasser, der seine Sammeltätigkeit unter den Schriften des frühen Mittelalters begann und sie bis zum Beginn der Reformation fortsetzte, gelungen, von solchen Schriften und Dichtungen eine überraschend große Anzahl zusammenzubringen, zu der alle Völker ihre Beiträge geleistet haben. Diese Stoffülle hat ihn auch veranlaßt, erst einmal vor der Parodie in den Nationalsprachen haltzumachen.

Die Dinge lagen nun nicht so, daß der Verfasser dies Material nur historisch und sachlich zu gruppieren brauchte, um dann den eigenartigen Problemen, die das Wesen der Parodie aufgibt, nachzugehen: es handelt sich ja vielfach um Texte, die jahrhundertelang die Menschen zum Lachen gereizt haben und die deshalb immer wieder abgeschrieben, erweitert und umgearbeitet worden sind. Um einen sichern Boden zu gewinnen, mußte erst einmal nach der ursprünglichen Form gesucht und nach ihrer Entstehungszeit geforscht werden. Das Resultat über die wichtigsten Schriften hat Lehmann in einem besonders dankenswerten Beiheft niedergelegt, das mit dem Buch zusammen herausgegeben worden ist. Der eine Teil der hier veröffentlichten Texte ist überhaupt neu ediert, der andre ist durch Heranziehen der verschiedenen bisherigen Publikationen und neu entdeckten Handschriften auf eine solide Grundlage gestellt, die uns von der Willkür der Abschreiber freimacht.

Ist der Fachmann dem Verfasser für diese bequeme Ausgabe von verstreuten oder noch gar nicht zugänglichen Texten besonders dankbar, so wird dem Leser des Hauptbuches dadurch auch die Lektüre erleichtert, weil Lehmann sich in diesem mit Proben begnügen kann.

Zu der Frage nach dem ästhetischen Wert der behandelten Parodien, die sich zuerst aufdrängen wird, muß man gestehen, daß ein großer Teil von ihnen zu keiner Zeit den Anspruch auf eine künstlerische Würdigung hat erheben können. Aber es gibt doch auch Stücke, bei denen man überzeugt ist, daß ihr Witz einst zugleich mit ihrer Form genossen worden ist, und die noch heute unsere Aufmerksamkeit erwecken können — so etwa eines der frühesten Beispiele, die fingierte Grabschrift auf den trinkfesten Abt von Angers aus frühkarolingischer Zeit, in der es nach Winterfelds Verdeutschung heißt:

Ein Weinfaß selber, legt er nicht mit Bechern
wie andre Menschenkinder schüchtern los;
er ist ein Zecher hoch ob allen Zechern
und schlürft aus Kannen extragroß.

Stirbt er, so werden viele Tränen fließen,
und nie verwindet Angers seinen Schmerz:
kein Zweiter wird so viel hinuntergießen.
Sein Ruhm lebt fort in Stein und Erz!

Aus den späteren Zeugnissen aber, die Lehmann im lateinischen Urtext, in Übersetzung oder referierend mitteilt, hebt sich überragend der „Erzpoet“ aus den Tagen Friedrich Barbarossas heraus, dessen Dichtungen wie die „Beichte“ durch die Übertragungen von Bürger und anderen ja weit bekannt geworden sind. Wie klingt in seinen Versen, in denen eine kirchliche Beichte parodiert wird, die lateinische Sprache mit Rhythmus und Reim, wenn der alte Zecher bekennt:

> Meum est propositum in taberna mori,
> ut sint vina proxima morientis ori.
> Tunc cantabant letius angelorum chori:
> „Sit Deus propitius huic potatori.“

Solche Töne aber sind Ausnahmen, und deshalb sind die Parodien beachtenswerter wegen ihres politischen und kulturgeschichtlichen Inhalts. In mannigfachster Hinsicht wird die Geschichte durch sie lebendig gemacht, da sie uns unmittelbar in die Leidenschaften der Nationen, der Stände und der sozialen Schichten hineinversetzen und dann wieder die kecke Lebenslust und fröhliche, ja selbst frivole Weltbejahung der Trinker, der Liebenden und der fahrenden Gesellen spüren lassen. Den Eindruck, den die Gregor VII. verspottenden Schriften Benzos von Alba von dem Haß der Parteien im Kampf zwischen Kaiser und Papst, dann die gegen Robert Bruce gerichtete „Leidensgeschichte der meineidigen Schotten“ von der Schonungslosigkeit der englischen Sieger oder die aus der Feder eines Deutschen stammende antihussitische Messe von dem religiös-nationalen Gegensatz in den Kämpfen des fünfzehnten Jahrhunderts vermitteln, kann man kaum aus einer andern Quelle so nachdrücklich empfangen. Am reichhaltigsten sind hier die gegen die Geistlichkeit und die Mönche gerichteten Parodien, unter denen die am meisten Beachtung verdienen, die sich den Papst und die Römische Kurie selbst zum Ziel nehmen, weil sie mit immer neuem Witz die Römische Habsucht geißeln. Damit wird ein sehr tiefliegender Zug der mittelalterlichen Kirche an der Oberfläche getroffen. Ihr großartiger, ganz Europa überspannender Verwaltungsbau, der viel straffer und widerstandsfähiger war als der mittelalterliche Staat, erforderte naturgemäß riesige Mittel, deren Aufbringung seit dem elften Jahrhundert von der Kurie planmäßig ausgebaut wurde. Mochte manches schon im einzelnen anstößig sein, so verletzte doch auch im allgemeinen dies Geldwesen das christliche Ideal des Verzichtes auf irdische Güter. Wenn diese für die Kirche der Idee nach nur die Mittel darstellten, um die Welt auf den Himmel vorzubereiten, so kann man bei den Außenstehenden kein Verständnis für diese innere Beziehung von Askese und Weltherrschaft erwarten. Deshalb treten in den Parodien die Schattenseiten dieses Systems mit ganzer Schärfe hervor.

Manchen wird es beim Lesen dieser Texte überraschen, mit welcher Keckheit die religiösen Schriften und Institutionen parodiert und selbst in das Erotische umgebogen worden sind. Man darf sich eben in seiner Vorstellung vom Mittelalter nicht allein von den Kirchen, Altären und Heiligenbildern, die wir noch vor Augen haben, bestimmen lassen und das Mittelalter mit einem romantischen Schimmer verklären. Witz, Spott, Ulk bis zur derben Unanständigkeit, Empörung, Abscheu, Haß bis zur Verunglimpfung der Gegner — die Leidenschaften von Menschen aus Fleisch und Bein dürfen in dem Bilde vom Mittelalter nicht fehlen.

Percy Ernst Schramm (Heidelberg)

Metternich und Hartig

Der erste Triumph, den die junge populare Bewegung des Jahres 1848 erran war der Sturz Metternichs; in ihm sah man die Kraft verkörpert, die se den Tagen der großen Kriege alle Übelstände, gegen die man sich jetzt m elementarer Wucht erhob, verursacht habe, in ihm bekämpfte man auch, vie leicht nicht immer klar bewußt, den einzigen, wie Grillparzer unterstreicht, de der Bewegung entgegenzutreten imstande war. Zwar hat die vornehme Gest mit der der Kavalier des *ancien régime* von der Macht schied, für einen Auge blick auch seinen Gegnern Achtung abgerungen, aber wenige Tage, fast Stunde später hat er, weichend aus dem Lande, das ihm Wirkungsstätte eines Halb jahrhunderts und zweite Heimat geworden, Sicherheit und Ruhe in der Fremd suchen müssen. Er fand sie zunächst in England. Seine politische Missio hielt Metternich nunmehr für beendet; nur mehr der Vergangenheit zu lebe gab er vor, seine Altersbeschäftigung sollte die schon früher begonnen Sichtung und Sammlung der Materialien für das Lebensbild sein, das di spätere Geschichtsschreibung von ihm entwerfen würde. Auf diese Darstellun und, wie er fest überzeugt ist, Rechtfertigung seines Wesens und Wirken vor späteren Generationen seine selbstbiographische Tätigkeit abstellend, unte scheidet er sich von Bismarck, dessen starke politische Vitalität ihn auch sein Aufzeichnungen noch zu einem politischen Testament, zu einem Vermächtni an Söhne und Enkel seines Volkes gestalten ließ. Aber die Fäden, die ihn m seiner politischen Vergangenheit tausendfältig verknüpften und damit auc tausendfältig in die politische Gegenwart leiteten, hat Metternich doch nich abgerissen. Nicht nur, daß er seine Stellung als Nestor des europäische Konservatismus nützte, an seinem Domizil für Österreich zu wirken und dami gleichzeitig seinen Grundsätzen zu dienen — eine Verbindung in seinem Wirken die für ihn kennzeichnend ist —, auch die Ereignisse in Welt und Heimat zoge seine stete Aufmerksamkeit auf sich, nicht bloß, wie er es Wort haben wollte als Zuschauer allein, sondern auch als Ratgeber und Kritiker. Auch er wa wie Bismarck nicht einverstanden mit der Gestaltung, die seine Nachfolger de Dingen gaben; auch bei ihm mengte sich, wenn auch in unendlich schwächeren Maße als jenem, persönliche Empfindung in den politischen Gegensatz. Hie tritt die Differenz der beiden Persönlichkeiten in helles Licht; wie himmelwei steht Metternich entfernt von der Leidenschaftlichkeit des Kampfes, den de Reichsgründer vom Sachsenwalde her gegen den neuen Kurs führte. In di Öffentlichkeit ist er überhaupt nicht gegangen und wo seine Freunde erfahren im vertrauten Brief, was und wen er mißbilligt, geschieht es in größter Zurück haltung und selbst da preist er sich noch glücklich, nicht in einem konstitutioneller Staate gewirkt zu haben, wo er seinen Nachfolgern pflichtgemäß grundsätzliche Opposition machen müßte. Er wertet die Ereignisse gerne allgemein an den Maßstäben, die ihm lange Erfahrung und eine auf Prinzipien eingestellte Gedankenrichtung bieten und seine Briefe werden — so zum Beispiel die an Kübeck, den langjährigen Mitarbeiter, oder an Prokesch, seinen politischen Schüler — fast zu kleinen staatswissenschaftlichen Abhandlungen. Neue

Dokumente der Gedankenwelt des alten Metternich bietet uns nun sein eben erschienener Briefwechsel mit Hartig[1]).

Es ist viel Gemeinsames, das die beiden Männer, deren Gedankenaustausch wir verfolgen, in ihren Antezedentien haben. Beide wurzeln in der Bildungswelt der Aufklärung, beide stehen in der eigentümlichen politischen Gedankenrichtung, die aus jener ihren Ausgang nehmend sich in den Erlebnissen der französischen Revolution gewandelt, die Kirche als Gefährtin des Staates im Kampfe für die soziale und staatliche Ordnung angenommen hat, die wir aber als aufgeklärten Konservatismus jener romantisch und feudal fundierten Richtung, die wir jetzt mit dem konservativen Namen bezeichnen, entgegenstellen möchten; beide Männer sind adeliger Herkunft und beide blicken auf langjährige Tätigkeit in den obersten Regionen des Staates zurück. Und doch gibt es auch tiefgreifenden Unterschied. Metternich hat den Abkömmling des rheinischen Geschlechts, die Unabhängigkeit der *noblesse immuable* nie verleugnet, Hartig die erste Prägung seiner Gedankenrichtung in seiner Herkunft von der *noblesse de robe* empfangen und die Lebensstellung der beiden hat diese typischen Gegensätze schärfer akzentuiert. Metternich ist fast die ganze Zeit seines öffentlichen Lebens Minister gewesen, Erster in den ihm durch die vormärzliche Situation gesteckten Grenzen — nie Beamter, nie Bürokrat; Hartig ist den Weg des Beamten gegangen und wie hoch er stieg, gewisse politische Gedankengänge des österreichischen Beamtentums und ein Gefühl des Zusammenhanges mit diesem sind ihm geblieben. Scharf wendet er sich gegen die ständischen Bewegungen seiner Adelsgenossen vor und nach der Revolution und wenn er gegen die Schranken der Bürokratie nicht blind ist, so verteidigt er sie doch. Auch in den Plänen zur Neugestaltung Österreichs, die er, vom Amte geschieden, faßte, hat er sich den jeweils bestehenden Verfassungszuständen anzupassen gesucht und ist in dieser grundsätzlich gouvernementalen Geistesrichtung auch wechselnden Regierungen zu Diensten gewesen. Diese Einstellung seines Denkens wird nicht erfaßt von Eisenmanns bösem Worte[2]), Hartig sei einer von jenen gewesen, die mit gleicher Begeisterung Metternich, Bach und Schmerling dienten. Persönlich hat er aus den höchsten Schichten der Beamtenschaft herausgeragt. Sachkunde und Sachlichkeit zwar kamen ihm in diesen nicht allein zu, aber es gelang ihm — wie vielleicht neben ihm und dem jüngeren Stadion keinem —, der Regierung, der er diente, wenigstens passive Sympathie der Administrierten zu erwerben, dies auf dem heißen Boden der Lombardei, nicht zuletzt durch feines Erfassen der kulturellen Bedürfnisse der dortigen Bevölkerung. Hinausgeragt über seine Standesgenossen im Amt wie in der Aristokratie hat er auch dadurch, daß er den Mut und die Geschicklichkeit fand, als einziger unter ihnen fast könnte man sagen, publizistisch in dem Geisterkampf in und nach dem Jahre 1848 für seine Ideen einzutreten. Metternich hat öfter gewünscht und angeregt, es möchte die nun einmal bestehende Preßfreiheit auch im konservativen Interesse ausgenützt werden, wie er sie ja auch selbst in der Fremde ausnützte, ein Gedanke, dessen politische Möglichkeiten man ermißt, wenn man erwägt, welchen Einfluß die Gründung der „Kreuzzeitung“ für die

---

[1]) Metternich-Hartig. Ein Briefwechsel aus dem Exil 1848—1851. Herausgegeben und eingeleitet von Fr. Hartig. Wiener Literarische Anstalt, Wien 1923.

[2]) Eisenmann, Le compromis austro-hongrois de 1867, p. 163.

Bildung der konservativen Partei gehabt hat. Hartig hat hier mit seine Publizistik doch etwas Ersatz im Sinne seines Meisters geschaffen, mit seine Schrift „Die Genesis der Revolution“, vom politischen Standpunkt allerding die Lösung einer Aufgabe in Angriff genommen, die auch heute noch für di wissenschaftliche Geschichtsforschung nicht endgültig erledigt ist, nämlic Metternichs Anteil an der Gestaltung der vormärzlichen Verhältnisse schar zu umreißen.

Die Briefe selbst charakterisieren die beiden Männer noch besonders i einer Richtung: Metternich als, wie Hartig es ausdrückt, philosophischen Staats mann, Hartig als solchen Gedankengängen zwar nicht abgeneigt, aber doc realistischer interessiert. Sie gewähren uns Einblick in das Leben Wiens 184 und in den unmittelbar folgenden Zeiten. Wir sehen die Abneigung der vo der Macht gekommenen gegen die neuen Männer, die sich mitunter zu sicherlic ungerechten Urteilen verirrt, so, wenn Hartig den verdienten greisen Wessen berg einen leichtsinnigen Alten nennt[3]) oder Schmerling als Unrat des Ministe riums betitelt, wir beobachten — ein Beitrag zur Revolutionssoziologie — de Umschwung im Denken Wiens über Metternich von der revolutionären Strömun weg zu seinen Gunsten, die Stellungnahme der Hauptstadt zum Abbau de Konstitutionalismus; auch von den höchsten Regionen des damaligen Staats lebens erfahren wir Bedeutsames, so ist es für Franz Josef bezeichnend, wenn er bei Hartigs Versuch, in einer Audienz innere Staatsfragen zu behandeln ablenkt, daß er dem Krieg mit Preußen, der so nahe schien, widerstrebte und schon fällt ein Licht auf spätere, verhängnisvolle Analogien, wenn de greise Radetzky ungern und „mehr mit Resignation als *con animo*“ sich dami abfindet, das ihm vertraute Italien zu verlassen und nach Böhmen für de eventuellen Krieg zu gehen. Wir können dem Nachkommen Hartigs, der un diese Briefe vorlegt, wärmstens danken. Dennoch möchten wir den Wunsc nicht unterdrücken, daß er, falls er uns etwa weiteres aus seinen Schätze mitteilt, sich nach dem Vorgange ähnlicher Publikationen des Adels wissenschaft lichen Beirats bediene; ohne die Ausgabentechnik überschätzen zu wollen, s unterstreichen wir doch, daß die Fassung einer Quelle ihren Wert erhöht.

Paul Müller (Wien)

Notiz

Diesem Hefte ist ein Prospekt des Verlages Ernst Rowohlt, Berlin, beigelegt

---

[3]) Hier irrt der Herausgeber S. 25, Anm. 2. Wessenberg, nicht Doblhoff ist gemeint

DER OBELISK

LITERATURBLATT

Joseph Viktor Widmann

Briefe an Ernst Frank

Mitgeteilt von Alfred Einstein

)ie nachfolgende Auswahl unveröffentlichter Briefe des liebenswerten Schweizer Dichters, die wir mit freundlicher Erlaubnis von Dr. Max Widmann in Burgdorf itteilen, gehört dem ziemlich umfangreichen Briefwechsel an, den Widmann mit dem apellmeister und Komponisten Ernst Frank (1847—1889) geführt hat. Frank, 1872 s 1877 Hofkapellmeister in Mannheim, dann zwei Jahre in Frankfurt a. M., seit 377 bis zu seiner geistigen Umnachtung Hofkapellmeister in Hannover, war Widmann s hingebendster Freund von Hermann Goetz nahegetreten, für den Widmann ja die earbeitung der „Widerspänstigen" übernommen hatte. Ähnliche gemeinsame Opernäne verbanden dann Widmann und Frank noch fester. Eine Anregung Franks, für n Grillparzers „Des Meeres und der Liebe Wellen" als Oper zu bearbeiten, lehnte Vidmann ab: sein Schwiegersohn Ferdinand Vetter übernahm schließlich die Arbeit: 384 ging „Hero" an der Berliner Hofoper, ohne nachhaltigen Erfolg, in Szene. Inwischen aber hatten sich endlich der Dichter und der Musiker zu einer gemeinsamen rbeit wirklich zusammengefunden: zur Umgestaltung von Shakespeares „Sturm" als per. Von dieser Arbeit handeln die folgenden Briefe, die, wie man sehen wird, ein ertvoller Beitrag zur praktischen Dramaturgie der Oper sind. Die Originale sind esitz des Archivs des Drei Masken Verlags München.

Kandersteg, den 25. Juli 1884.

Verehrter Herr und Freund!

Ich darf nun annehmen, daß Sie wieder in's heimische Nestchen zurückekehrt sind von Ihrem stolzen Rundfluge über Alpengipfel und Bayreuther Romantik. Da wird es Ihnen dann lieb sein, zu vernehmen, was Ihr für ins Alle herzerquickender Besuch bei mir speciell ausgerichtet hat. Hier lie Rechenschaft darüber.

Zwei Tage nach Ihrer Abreise trug ich den Gedanken, den „Sturm" u bearbeiten, auf eine einsame mehrtägige Bergwanderung (ohne noch das Buch selbst erhalten zu haben). Mir gefiel besonders Prospero, der schöne Typus des Mannes, der durch Abgeschiedenheit von der Welt Gewalt über Geister erlangt, die nicht im Lärm des Marktes hausen.

Heimgekehrt traf ich das Shakespeare'sche Buch und machte mich
fort an die Arbeit. Drei Akte. Es geht bequem in drei. Dagegen siel
mit Chören bös aus. Natürlich. Auf einer einsamen Insel, wo sol
da Chöre herkommen? Einen unsichtbaren Chor (hinter der Scene) brir
ich an in der letzten Scene des I. Aktes, wo Ariel den Fernando
Miranda und Prospero lockt. Der Chor singt nämlich leise die Schl
zeilen des Gesanges Ariel's mit. Für Ariel's Gesang benützte ich die G
danken des Shakespeare'schen Liedes, bringe sie aber in etwas bess
Verse.

Im zweiten Akt könnte man allerdings einen Männerchor — Schiffer
herausschlagen; aber ist das ein Gewinn? Auf mittleren Bühnen klingt
Männerchor gewöhnlich ganz verflucht.

Im dritten Akt hoffe ich, mit Zuhilfenahme von Geistererscheinung
die ja schon bei Shakespeare vorgesehen sind, etwas Chor an
bringen und jedenfalls die Situation für Ballet-Einlage. Endlich Schl
chor, d. h. Gesang aller auf der Bühne Anwesenden, unterstützt durch d
Gesang der mit dem geretteten Schiff heranfahrenden Matrosen. Übrige
zeigt ja die „Walküre", daß eine Oper ohne größere Chöre ganz g
möglich ist.

Ich hoffe, daß ich den ersten Akt von hier fertig mitnehme nach Be
und daß ich dort in diesen Spätsommer- und Herbstmonaten die beid
andern schreibe, so daß Sie das Libretto auf Anfang Winter bekäme
sagen wir 1. November.

Es schiene mir dann gescheidt, daß Sie in den „Signalen" oder sonst
die Notiz verbreiteten, Sie komponierten an einer Oper „Der Sturm",
der Ihnen J. V. W. den Text geliefert habe, damit wir Andere abschreck
auf dasselbe Thema zu verfallen.

Diesem Briefe lege ich ein Scenarium, freilich nur im dürftigst
Schema, bei; im ersten Akt möchte ich nicht gern von demselben abgehe
für die beiden andern sind mir allfällige Winke willkommen. Daß ic
schließlich zu Änderungen — Einschiebungen u. dgl. — sehr bereit se
werde, versteht sich von selbst. Es kann wohl sein, daß Sie hier und d
mehr Worte verlangen werden. Da mich nämlich bei Bearbeitung ein
Dramas zum Libretto immer die Angst beherrscht, es dürfte letzteres z
lang ausfallen, concentriere ich anfänglich die Scenen fast auf das No
wendigste und vermeide jegliche Rhetorik. Übrigens sagte mir Brahms
gerade so wünsche er sich ein libretto, nämlich: schöne Situatione
in denen der Text nur das Gebälke liefere, um das sich mit reichen Guirland
die Musik winde. Was den Ausdruck betrifft im Einzelnen, so sehe ic

ıf's Charakteristische mehr als auf's lyrisch Weiche. In dieser Beziehung ırften Sie die Vetter'schen Verse geschmeidiger finden.

Wenn schließlich der Text Ihnen nicht gefallen sollte, so weisen Sie n ohne Scheu zurück. Es ist höchst wahrscheinlich, daß ich, um nicht nsonst gearbeitet zu haben, andere Abnehmer fände. Aber lieber gäbe h ihn dem ehemaligen treuen Freunde unseres Herrmann Götz und dem anne, der mich ja direkt zu dieser Unternehmung angeregt hat. Was ıßere Bedingungen sind, so denke ich, Sie werden vielleicht dieselben ollen gelten lassen, die zwischen Ihnen und Vetter bestehen.

Und nun, verehrter Herr und Freund, erfreuen Sie mich bald mit einer ückäußerung, die Sie einfach nach Bern adressieren, wo ich heute über ht Tage eintreffe. Meine l. Frau empfiehlt sich Ihnen bestens und Beide rüßen wir Ihre liebe Frau mit Ihnen durch diese Zeilen.

Herzlichst und Hochachtungsvollst Ihr

J. V. Widmann.

Scenarium.

1. Akt.

1. Prospero, vom Felsen aus den Sturm aufregend. In der Ferne das ımpfende Schiff. Ariel ab und zu Befehle vollbringend. Zuletzt das hiff in (scheinbaren) Flammen und die Mannschaft in die Flut. (Drama-sche Scene.)

2. Miranda zu Prospero, die um Rettung der Unglücklichen fleht. (Mehr rische Scene. Duett.) Eingeflochten mit bloß 6—8 Zeilen Prospero's orgeschichte.

3. Caliban zu den Vorigen. Er hat schon hinter der Scene in seinem elsenkerker sich vernehmen lassen. Nun hat man ihn losgeschlossen. Prospero hickt ihn, Holz zu holen, um ihn fortzuschaffen. (Scene ungefähr im Charakter r Mephisto-scenen in Gounod's Faust.)

4. Fernando, durch Ariel's Glockenspiel, Gesang und Geisterchor zu ospero und Miranda geführt. Diese Scene treu nach Shakespeare, aber mit el lyrischen Momenten zu Duetten und Terzetten. Als Abschluß ächtes Terzett ten Stils.

2. Akt.

1. Alfonso, Sebastian, Antonio, Gonzalo und Hof-errn. Alfonso, große Arie, in der er dem Meere vorwirft, seinen Sohn rschlungen zu haben. Nachher das Einschlummern Aller[1]) und die Verrath-ene (versuchte Ermordung) ganz nach Shakespeare, mit dem Eingreifen riel's.

2. Caliban-Trinculo-Stephano-groteskscene. Dieselbe theilweise

[1]) Alle die großen langen Reden fallen natürlich weg; man gewinnt hier ungeheuer Zeit.

zusammengestellt aus den Shakespeare'schen Motiven im zweiten u
dritten Akt.

(Verwandlung):

3. Prospero und Ariel. Scene, in der besonders Ariel's Befrei
verhandelt wird. Duett. (Kann, wenn die Oper lang werden sollte, ganz w
fallen.)

4. Die schöne Scene, wo Miranda dem Fernando Holz tragen h
Zum Schluß Prospero. (Bei Shakespeare Erste Scene des 3. Akts.)

3. Akt.

1. Prospero, Fernando und Miranda (die Scene, die
Shakespeare den 4. Akt eröffnet). Prospero hat die Liebenden vereinigt. N
sollen sie etwas zu sehen bekommen, das ihnen die Zeit kürzt und sie bewa
vor dem Rausch der Leidenschaft (dieß nach Shakespeare). Hier nun Ari
Dann: Geistererscheinungen (aber doch wohl nicht die Juno-, Cer
Irismythologie des Originals? Ich möchte etwas Anderes, jedenfalls zuerst etw
das Gelegenheit zu Chören[2]) gibt und dann zu Ballet). Nach den Geis
erscheinungen sagt Prospero ungefähr: „Genug mit solchem Geisterspuk! Je
sollt ihr Wirklichkeiten sehn, selbst aber unsichtbar bleiben."

Und nun folgen:

2. Die Scene, wo Caliban, Trinculo und Stephano den Prosp
ermorden möchten und einstweilen seine Kleider durchwühlen, bis Ari
mit schreckenden Erscheinungen sie forthetzt. (Schlußscene des 4. Aktes
Shakespeare.)

Dann

3. Die Könige und Hofherren, wie sie essen wollen, der Tisch vor ihr
aufsteigt und Ariel als Harpye Alles verschwinden läßt. (Bei Shakespea
Schlußscene des 3. Akts.) Diese Scene geht ohne weiteres über in die ers
Scene des 5. Aktes bei Shakespeare, indem Prospero den Erschütterten erschei
sie demüthigt, ihnen Miranda und Fernando zeigt. Versöhnung All

Endlich

4. Fährt mit vollen Segeln das im Sturm bewahrte Schiff in die Buc
Chor vom Meere her. Prospero's Abschied von der Insel. Schluß.

Mürren, d. 17. August 1884.

Verehrter Herr und Freund!

Das werden Sie schon an meinem Stillschweigen gemerkt haben (a
Ihren freundlichen Brief), daß es, seit ich in Bern bin, nicht mehr so läu
mit unserm Opus. Ich habe in diesen Wochen keine Zeile mehr schreib
können und bin nur froh, den ersten Akt fertig heimgebracht zu hab
von Kandersteg. Nun habe ich noch einmal für 8 Tage Reißaus g
nommen und schleppe den bewußten Shakespeare über alle Berge. Ob ab

---

[2]) Die Schnitter- und Nymphen-chöre sind eine artige Erfindung, c
man vielleicht retten sollte.

mit Erfolg — das muß ich vor der Hand bezweifeln. Geht's dann auch in Bern nicht, so nehme ich Anfangs Oktober noch einmal Urlaub und setze mich in ein verlorenes kleines Landstädtchen, wo ich dann vielleicht etwas ausrichte. — Hier herauf ging ich mit Ihrem ehemaligen Freunde und Advokaten Dr. Regensburger aus Karlsruhe. So gibt's überall Beziehungen. Wie steht's bei Ihnen? Wir gratulieren im Voraus zum bevorstehenden (oder gar schon erfolgten?) Familienereignisse. — Unter allen Umständen sehen Sie, daß ich meiner übernommenen Verpflichtung eingedenk bin.

Mit freundschaftlichem Gruße

Ihr Dr. J. V. Widmann.

Das rothe Schweizerhäuschen und das kleine Gartenhaus über der Aare gratulieren mit großer freudiger Theilnahme zu dem lieben Familienereignisse. Mögen auch die nächsten Tage für Mutter und Kind recht gute sein und Alles aufs Beste verlaufen.

Dem unternehmungslustigen Wöchner schicke ich den ersten Akt. Aber es geht mir wie den Hühnern, denen man nicht die gelegten Eier aus dem Nest nehmen darf, sonst legen sie nichts mehr dazu. Also müßte ich Sie schon bitten, daß Sie den Akt in Hannover abschreiben lassen und mir die Copie oder das Original zurückschicken. Das ist auch der Änderungen wegen unumgänglich. Leider habe ich versäumt, hier eine Copie anzufertigen und will jetzt sofort das Mscpt. absenden.

Also Glückauf! in jeder Beziehung! —

Herzlichst Ihr

Dr. J. V. Widmann.

Bern, d. 4. Sept. 1884

Ihr lieber, durch und durch gescheidter Brief hat mir große Freude gemacht. Mit allen Ihren Änderungsvorschlägen bin ich einverstanden. Die [illegible] hat mich über alle Maßen gaudiert. Sie haben auch hierin ganz recht. Nun müssen Sie nur ein bischen Geduld haben. Denn außer meiner großen, auf die Wintermonate immer wachsenden Zeitungs- und Bücherarbeit habe ich das Haus seit drei Wochen und noch auf eine Woche hinaus voll Gäste, sodaß mir ein ruhiger Winkel, wo ich so etwas schreiben könnte, und dazu die nöthige Ungestörtheit, völlig abgeht. Sie könnten ja inzwischen ein bischen den Einleitungssturm und einige feststehende Sachen skizzieren. Jedenfalls mache ich mich in der ersten Minute freien Aufathmens — aber die Minute muß doch eine Perspektive von

einigen ungestörten Stunden haben — an die Änderung und dann auch womöglich gleich an die Fortsetzung.

Mit herzlichem Gruße

Ihr

J. V. Widmann.

Bern, d. 9. Sept. 1884.

Bern, den 19. Sept. 1884.

Lieber Herr und Freund!

Da kommen endlich die kleinen Änderungen, bei denen ich, wie Sie sehen werden, Ihre Verse meistens benützt habe. Gewöhnlich ging's so, daß ich nach einer halben Stunde Nachdenkens über eine kleine Strophe nichts Besseres fand, als präzis den Ausdruck, den Sie hingesetzt hatten. Es ist also an dieser nachträglichen *Reparatur* nicht viel von mir, hie und da nur eine kleine *Variante*. So kann ich Ihnen z. B. das zurückgeben mit einer andern Vignette , wenn Prospero nämlich zu Miranda sagt: „Du schläfst in Vaters Hut.“ Ihr lieber Kleiner hat daneben wohl noch die Dimensionen, in Vaters Hut zu schlafen. Geht's ihm gut? und Ihrer lieben Frau?

Eine einzige Hauptsache, in der ich abweiche, ist die Auffassung des Verhältnisses zwischen Prospero und Caliban. Sie lassen Caliban „mit Ketten beladen“ auftreten. Das möchte ich nicht. Er soll nur durch die geistige Überlegenheit Prospero's (wie's bei Shakespeare ist) gefesselt sein. So kann er auch besser seine Arbeiten verrichten. Ketten würden ihn zu sehr zum Sträfling machen und zum Gegenstand des Mitleides. Er ist der Naturmensch, der Autochthone jener Insel. Ich glaube, der Name sei mit Bewußtsein aus Kan̄ibal (Umstellung der Consonanten) geformt worden. Er ist der Typus des Wilden, der vor dem Träger höherer Cultur knirschend zurückweicht. Das Stück ist ja gerade in der Zeit geschrieben worden, als die Engländer ihre erste Bekanntschaft mit den Patagoniern machten und nachweislich ist in einer damals zuerst in London gedruckten Reisebeschreibung der Name des Patagonischen Götzen Setebos genannt worden, den Caliban „seiner Mutter Gott“ nennt.

Nun möchte ich aber, daß zwar Prospero ihn ganz entschieden beherrschte, jedoch nicht unnöthig beschimpfte (welch letzteres zwar bei Shakespeare geschieht, aber uns Modernen nicht ganz genehm sein kann). Also habe ich die Worte:

„giftiger Sklave, gezeugt vom Teufel selbst Mit deiner bösen Mutter“ weggelassen und dafür dem auftretenden Caliban in einer Art Fluch

gegen Prospero die Gelegenheit gegeben, seinen schönen Stammbaum (Teufel und Hexe) dem Publikum bekannt zu machen. Die späteren rauhen Worte Prospero's gegen Caliban sind keine Inconsequenz, da inzwischen das Attentat auf Miranda (in der jetzt vorgenommenen Änderung) vor sich gegangen.

Es ist sehr richtig, wenn Sie in Ihrem Briefe die „Zauberflöte" nennen. Wir haben wirklich in unserem Stoff etwas Analoges. Caliban ist Monastatos und ein bischen Papageno zusammen und Prospero unstreitig ziemlich Sarastro-mäßig, anderer Analogien garnicht zu gedenken.

Wenn Ihnen noch einzelne Ausdrücke im ersten Akt nicht bequem liegen sollten, so ändern Sie ohne Weiteres von sich aus. Auch geht es ja ganz gut an, daß in der Partitur hie und da ein Wort der Musik zu Liebe anders steht, als es im gedruckten Text stehen wird. Ich will nun nächste Woche an den zweiten Akt gehen, der mir deutlicher vorschwebt, als der dritte. Sobald ich in Bezug auf letzteren bestimmtere Vorschläge zu machen habe, schreibe ich Ihnen darüber.

Und nun, Verzeihung, daß ich auf diese nicht der Rede werthen Varianten, bei denen ich zudem fast durchweg Ihre eigenen Verse adoptiert habe, Sie so lange warten ließ. Aber so geht es bei mir, daß ich zuweilen in drei Wochen auch nicht drei ruhige zusammenhängende freie Stunden finde.

Die kleine Parabel vom Bienchen, die sich nur auf das Verhältnis vom Librettisten zum Dichter des „Sturm" beziehen sollte, ändere ich, wenn erst Alles andere glücklich unter Dach.

Ich hoffe, nichts Wichtiges vergessen zu haben. Die herzlichsten Grüße vom Ober- und vom Unterhaus an Sie und Ihre l. Frau Gemahlin. Auch noch besten Dank für die Rezepte; schon mehrmals kartoffelgenudelt worden!

Ihr treulichst ergebener

J. V. Widmann.

Bern, d. 1. Oktober 1884.

Verehrter und lieber Herr und Freund!

Sie erhalten vielleicht schon einen Tag nach diesen Zeilen den zweiten Akt. Denn er ist so gut als fertig. Was Sie erhalten, können Sie dießmal auch behalten. Ich habe Copie genommen.

Daß ich mit innerer Lust an dem Unternehmen gearbeitet, wird Ihnen, hoffe ich, dieser zweite Akt beweisen. Ich hatte auch für 14 Tage alle andere Arbeit auf die Seite geworfen und wo ich ging und stand, dachte

ich nur an die Oper, schrieb daran selbst auf der Straße, ja im Bett. Kurz
ich war ganz dabei.

Um so mehr vermißte ich, daß ich den Componisten, der dazu so
ein erfahrener Bühnenkenner und überhaupt ein so gescheidter Mann und
vortrefflicher Künstler ist, nicht öfters am Schlaffitchen fassen und über
Dinge, in denen ich schwankend war, befragen konnte.

Einstweilen theile ich Ihnen mit, daß ich in diesem zweiten Akt ein
bischen vom ursprünglichen Entwurf des Scenariums abgegangen bin
Übrigens gemäß Ihrer Anregung in Ihrem Brief vom 28. Juli. Sie schrie-
ben, Ihnen wolle bedenklich erscheinen, wenn im III. Akt Ariel hinter-
einander erst die Consorten Stefano, Trinculo und Caliban, nachher den
König und s[eine] Leute verscheuche. Ganz mit Recht! das wäre nicht
gegangen. Folglich schließt nun diese Scene mit Stefano etc., die bei
Shakespeare den vierten Akt beendigt, unseren zweiten mit einem
gewiß willkommenen effektvollen Tumult.

Dieß die einzige und gewiß von Ihnen approbierte Abweichung vom
Scenarium. Die Folge ist also im II. Akt diese:

1. König Alonso, Sebastian, Antonio. Einschlafen. Versuchte Er-
   mordung. Rettung durch Ariel.

2. Caliban. Dann Trinculo. Dann Stefano (möglichst nach Shake-
   speare, doch viel weniger roh). Zusammengezogen inhaltlich, was
   bei Sh. auf Akt 2 und 3 vertheilt ist. —

Verwandlung.

3. Fernando und Miranda. Prospero im Hintergrund.

4. Die Schlußscene, wo die drei über die Kleider herfallen und ver-
   jagt werden.

Ferner habe ich den Stefano, damit es eine Damen-Rolle gibt, als
Schiffsjungen aufgefaßt. (Mit dem Lied, mit dem er sich einführt, wer-
den Sie, hoffe ich, zufrieden sein.) Damit war dann gegeben, daß er mehr
lustig und leichtsinnig gehalten wurde und daß ihn Caliban zur Ermor-
dung Prosperos nur bewegen kann unter dem Vorgeben, Prospero sei ein
Wütherich, Zauberer und dergl. Alles ernstlich Schreckende, Ungemüth-
liche, habe ich dieser Rolle fern gehalten. Auch Trinculo ist ein gut-
müthiger Schnapsbruder, Caliban der einzige böse Kerl. In der ersten
Szene, wo die „Herren“ mit Alonso auftreten, habe ich versucht, diesen
ein Paar Verse zu geben, um zu einem Halbchor Anlaß zu liefern. Am
Schluß des Aktes giebts noch einen großen Chor, von dem freilich wieder

die Hauptsache leider hinter der Scene muß gesungen werden, ein Chor „vom wilden Jäger“.

Das Lied, welches Antonio singt, um den Sebastian anzuregen zur Ermordung des Königs, habe ich mir so à la Kaspar im „Freischütz“ gedacht, wild, rauh. Viele Mühe hat mir die grotesk komische Scene Stefano-Trinculo-Caliban gemacht. Jedenfalls fehlt es der Oper nicht an Abwechslung der Stimmung. Wie mirs gelungen ist, kann ich nicht beurtheilen.

Mit Wonne dagegen schrieb ich die Liebesszene Miranda-Fernando. Möglichst treu nach dem Original und doch, wie ich glaube, recht lyrisch und im Höhepunkt wirksam. Shakespeare sagt nirgends ausdrücklich wie lange die ganze Handlung dauert. Man kann sich vorstellen, sie habe nur einen Tag gewährt, der Sturm gegen Morgen, dann den ganzen Tag hindurch. Ich möchte aber lieber, daß wir am Schluß des zweiten Aktes Sonnenuntergang hätten. Auch habe ich ein bischen Mondschein für praktisch erachtet. Das Publikum selbst ist frischer, wenn dann der dritte Akt an einem frischen Morgen anhebt. Man kann sich denken, daß unterdessen die fremden Leute auf der Insel so oder anders die Nacht zugebracht haben. Das beabsichtigte Attentat der drei gegen Prospero macht sich auch besser zu Nacht; sie sehen die im Mondschein glitzernden Wämser usw.

Jetzt aber das Wichtigste: der dritte Akt. Da muß ich nun, auch wenn Sie in Berlin sein sollten, mir eine baldige Antwort erbitten.

Ich habe mir also gedacht: Nachdem Prospero die Liebe der jungen Leute sanktioniert hat, führt er ihnen, mit derselben Motivierung wie bei Shakespeare, ein Gaukelspiel seiner Geister auf. Was? Nun etwas, das an einem nicht abgebrauchten mythologischem Motiv darstellt, daß man sich enthalten müsse. Ich schlage vor:

Proserpina, die sich nicht enthalten kann, vom Granatbaum zu essen, und darum im Hades bleiben muß. Es gäbe demnach ein Zwischenspiel. Prospero, Miranda und Fernando sitzen links im Vordergrund auf der Bühne. Aus einem sich zertheilenden Gewölk tritt eine etwas erhöhte Scene hervor und zwar Nacht.

Ceres und ihre Jungfrauen, alle in Trauer, suchen mit Fackeln nach der Verlornen. Vergebens. Inzwischen wird es Tag.

Helios erscheint und verkündet, daß sie nicht auf Erden, da er überall gewesen. Also nur möglich in der Unterwelt. Dieß bestätigt alsobald ein Götterbote von Zeus (Hermes) und theilt mit, wenn Proserpina sich habe enthalten können, in der Unterwelt etwas zu essen von den dort

vorhandenen Früchten, so sei ihr die Rückkehr gestattet. Andern Falles müsse sie dem Hades angehören. Verwandlung. Scene im Hades. Geisterchor. Dann Proserpina. Die Versuchung. Sie ißt vom Granatbaum. Gleich darauf Gesang der drei Parzen, die ihr ihr Schicksal verkünden. Schluß der Phantasmagorie.

Nun ergibt sich aber die Hauptfrage: Geht es an und wünschen Sie, daß diese Vorgänge auf einer zweiten Bühne mit Wort, resp. Gesang ausgestattet seien, oder soll das Alles nur Mimik sein, Ballet? Und wenn Letzteres, vielleicht mit gelegentlichen orientierenden Worten Prosperos? Aber wahrscheinlich wünschen Sie doch, — und ich möchte es auch lieber, — daß dieser ganze kleine mythologische Spuck gesungen werde und daß die balletartigen Evolutionen wie z. B. der Fackeltanz der Begleiterinnen der Ceres nur secundär mitspielen. Darüber muß ich von Ihnen genaue Meinungsäußerung erbitten. Eventuell gäbe es auch andere mythologische Scenen, z. B. etwas aus der Fabel von Amor und Psyche. Aber die Proserpinageschichte wäre seltener. Und vielleicht könnte ich dabei ein Paar wunderbar schöne Stellen aus Goethe benützen (4. Akt vom „Triumph der Empfindsamkeit"), Stellen, die wir dann im Libretto als von Goethe kurzweg bezeichnen würden. Ich habe mich schon oft gewundert, daß noch kein Musiker diesen Proserpinamonolog im 4. Akt des genannten Stückes hervorgeholt hat.

Es wäre nun also der dritte Akt nach diesem Plane so:

1. Prospero und Ariel. Von Ariels naher Freiheit ist die Rede. Prospero denkt nicht ohne Wehmuth an den Abschied von seinen Geistern. Ermahnung, jetzt, zum letzten Male, ganz besonders hilfreich zu sein und alle Kraft aufzubieten.
2. Prospero, Miranda und Fernando. Prospero sanktioniert die Liebe der beiden und leitet über auf das
3. phantastische Spiel von Ceres und Proserpina, das also in drei Abteilungen vorüberzieht.
4. Nun kommen Alonso, Antonio usw., die Scene mit der Mahlzeit, Ariel als Harpye. Gleich darauf, da sie alle in Furcht sind, die Strafrede und Prospero giebt sich zu erkennen, führt ihnen auch Miranda und Fernando vor. Versöhnung.
5. Nun fährt mit vollen Segeln das Schiff ein. Chor der Schiffer. Prospero erinnert sich der Heimat; es giebt doch nichts Besseres als das Vaterland. Dorthin kehren wir alle zurück. Auch Stefano und Trinculo haben sich eingefunden und erhalten Verzeihung.

Caliban bleibt auf der Insel. In dem Augenblick, als die Abgehenden dem Schiff (sich) zugehen, fällt der Vorhang. Vorher noch schönes Abschiedswort Prosperos an die Insel.

Ich habe seither von einem Berner Universitätsprofessor, Dr. Stern, vernommen, daß der englische Dichter Dryden einmal eine Oper aus dem „Sturm“ gemacht hat. Sie soll aber zwischen Tollheit und Sentimentalität im Geschmack des ehemaligen Jahrhunderts bedenklich schwanken. Vielleicht fällt sie Ihnen in die Hände. In Hannover muß man ja altenglische Sachen besonders leicht bekommen.

Ferner weiß ich nun, welcher Deutsche den Sturm unter dem Titel die Geisterinsel komponiert hat. Es ist Zumstel. Den Text schrieb Gotter. Das Opus ist bei Breitkopf & Härtel erschienen 1799. Ich habe mirs angesehen. Für den Text ist nichts zu gewinnen, für die Musik noch weniger. Höchstens den Text betreffend — ist der Schlußchor bei Gotter, ein warmer Appell ans heimathliche Gefühl der Idee nach gut, übrigens selbstverständlich durch die ganze Situation jedem Dichter nahe gelegt.

Ich habe dieser Tage aus Wien von einem gewissen Ferruccio Busoni eine Aufforderung erhalten, ihm einen Operntext zu liefern. Wissen Sie etwas von diesem Manne? Wenn Sie über Wien etwas erfahren können, wer er als Musiker ist, so wäre mir das lieb. Im Ganzen natürlich habe ich nicht Lust, ihm etwas zu liefern und selbstverständlich beschäftige ich mich nicht damit, so lange ich für Sie arbeite. Indessen hat mich doch diese Arbeit eher angenehm angeregt und ich will mich nicht verschwören, daß ich nicht nach Neujahr für einen guten Musiker wieder etwas unternehme.

Ich freue mich sehr auf den dritten Akt, doch ist mir die Pause, die nun entsteht bis nach Eintreffen Ihrer Antwort, ebenfalls erwünscht. Zu lange freilich darf diese Pause nicht werden. Ich bin nur recht warm darin.

Grüßen Sie mir Ihre liebe Frau und lassen Sie bald Gutes von sich hören.

Mit herzlichstem Gruße Ihr

J. V. Widmann.

Vetters sind ein bischen verreist in Ferien.

Bern, den 15. October 1884.

Caro Maëstro und lieber Freund!

Ich habe nicht bald geantwortet, weil ich eine Stelle in Ihrem Briefe

offenbar mißverstanden, bis dann Ihre gestern eintreffende Karte, von Hannover datiert, das Mißverständniß aufhob. Sie hatten geschrieben: „Ich gehe Sonntag und Montag nach Berlin, meine Oper zu spielen.“ Und ich hatte geglaubt, es finde also an diesen Tagen (12. und 13. Oct.) die erste Aufführung der „Hero“ statt. In den hiedurch entstehenden inneren und äußeren Tumult hinein wollte ich nicht schreiben. Wann eigentlich ist der feste Termin der ersten Aufführung der Hero?

Nun zu unserer Sache!

Also die Proserpina sei, wenigstens für diese Oper, hiemit feierlich begraben. Sie haben ganz Recht und was Sie mir als neue Aufgabe an Stelle dieses mythologischen Intermezzos setzen, befriedigt mich sehr. Ich will mir alle Mühe geben, den Abschied von diesen Elementargeistern schön zu machen.

Anders denke ich über die Zusammenziehung der beiden Akte in einen einzigen. Erstlich stößt mich die Unverhältnißmäßigkeit der alsdann sich ergebenden beiden definitiven Akte, der erste sehr kurz, der zweite ungebührlich lang. Sodann thut mir's um die Liebesscene Fernando-Miranda leid, die durchaus mit Abendschein und nachherigem Mondlicht nicht nur äußerlich, sondern auch innerlich empfunden ist. Sie schreiben wohl: „Das Alles kann bleiben,“ aber das kann in diesem Fall eben nicht bleiben. Drittens: In Ihrem Vorschlag, wie der Akt weiter verlaufen müßte, kommen Caliban und seine Spießgesellen gar nicht mehr vor. Mit denen muß es doch auch zu einem Ende kommen. Endlich scheint mir auch innerhalb desselben Aktes die Holz-tragescene Fernando's und seine plötzliche Verlobung durch den Vater Miranda's ein bischen zu nahe zusammengerückt. Sie wollen hauptsächlich nur Einen Akt, weil Ihnen der Schluß des zweiten, wie er jetzt vorliegt, nicht gefällt. Ich weiß nicht, wie es kommt, mir aber ist nicht von fern der Wilde Jäger speziell des „Freischütz“ oder der deutschen Sage überhaupt eingefallen. Ich habe eher noch an den phantastischen Antheil gedacht, den in den „Lustigen Weibern“ das Gefolge des Jägers Herne an der Lösung des Stückes nimmt. Auch ist thatsächlich die Sage vom wilden Jäger über ganz Europa verbreitet. Allenfalls könnte man ja die spezifische Bezeichnung „Der wilde Jäger“ weglassen und die Genossen, wenn sie Jagdlärm hören, einfach fragen lassen: Ist da eine Jagd los? Wer mag da jagen um Mitternacht? Es muß ein böser Geist, der Teufel sein? u. dgl. Der Chor ließe sich ja schon ändern. Und gedeckt vor der Kritik wären wir dann doch hinlänglich durch Shakespeare selbst, der ja die Hunde usw. thatsächlich bringt. „Ein Getöse von Jägern wird gehört“ schreibt er ausdrücklich.

Die Scene, wie sie sich über die Kleider hermachen und wie die Raben „nach der Schnur stehlen," könnte doch recht munter werden. Jedenfalls müssen wir mit diesen drei Kerlen zu einem Ende kommen und da scheint mir immer das Sicherste, den Fußspuren des großen Briten nachzuwandeln.

Dann käme der dritte Akt, welcher ganz den von Ihnen skizzierten Verlauf zu nehmen hätte. (Die Schubert'sche Oper ist gestern Abends angekommen. Ich werde dann, wenn ich an jene Scene der Versöhnung komme, darnach arbeiten.) Eine treffliche Idee ist's, daß Antonio, den wir schlechterdings nicht brauchen können, unterwegs ersoffen ist. Ich hatte einen Augenblick gedacht, da er doch Prospero's Bruder ist und ihm also ähnlich sieht, ihn von Caliban umbringen zu lassen, der ihn für Prospero hält. Doch dürfte das auf der Bühne nicht geschehen, es wäre grausenhaft. Übrigens fragt sich nur noch eines, ob man nicht erzählen sollte (etwa Alonso könnte es erzählen): „Als wir über die rauhen Klippen stiegen etc., stürzte sich plötzlich ein Scheusal, halb Mensch halb Thier auf Antonio usw." Auch Caliban könnte bei dieser Gelegenheit umgekommen sein und wir wären ihn dann allerdings los u. brauchten in diesem Falle die Überfallscene auf Prospero nicht mehr vorzuführen. Aber das Alles fragt sich doch sehr.

Ich arbeite vor Eintreffen Ihrer Antwort nicht weiter. Die Kritik stellt jedesmal meine produktive Fähigkeit ein bischen still. Auch bin ich mit meinem Herzen — rein physiologisch ist's gemeint — in den letzten Wochen garnicht zufrieden, sodaß ich auf gute Stunden, in denen ich arbeiten kann ohne intensiven Schmerz in diesem Muskel[3]), ziemlich lang passen muß. Die Hauptfrage ist jetzt, wie wir uns über die Akt: eintheilung und über die Erledigung des Caliban-Stefano-Trinculo-Kleeblattes verständigen.

Natürlich — zu Ihrer Beruhigung sei es gesagt — werde ich äußersten Falles auch gegen meine Überzeugung die Sache so ausführen, wie Sie's verlangen. Sie sind, — um in der Weise unserer modernen socialistischen Arbeiterversammlungen zu sprechen — der Arbeitgeber, ich bin der Arbeitnehmer, der zu liefern hat, was verlangt wird.

In den kleinen Änderungen, z. B. Beseitigung des Trinculoliedes u. dgl. stimme ich ganz bei.

Darf ich schließlich noch eine — wenn Sie wollen lächerliche kleinliche Außensache in unserm brieflichen Verkehr berühren? Schon zum dritten Male habe ich für Ihre Briefe wegen ungenügender Frankatur Buße zahlen müssen. Dieselbe würde mich nicht im Geringsten reuen, wenn das Geld

[3]) Es scheinen Rheumatismen zu sein, Herzgicht, die bei uns ziemlich häufig vorkommt.

Ihnen zu Gute käme. Aber es fällt nur in den Schlund des Weltpostvereins und Ihre eigene Frankatur wird dabei als nicht geschehen taxiert.

Nichts für ungut. Ich bin ein bischen ein Kleinigkeitskrämer in solchen Sachen! —

Nun, lieber Herr und Freund, lassen Sie bald von sich hören. Meine l. Frau ist der Ansicht, es dürfte auch einmal ein „menschliches“ Wort über Ihre liebe kleine Familie einfließen, die wir herzlich zu grüßen bitten. Vetter ist noch verreist, rückt aber mit Ende dieser Woche in Bern ein.

Herzlichst und erwartungsvoll Ihr

J. V. Widmann.

Bern, den 24. Okt. 1884.

Lieber Herr und Freund!

Ich habe nur auf Ihren Brief gewartet, um die Arbeit da aufzunehmen, wo ich sie liegen ließ.

Was zunächst die Änderungen betrifft, so mache ich die ganz kleinen des ersten Auftritts nach Ihrem Vorschlage, scheide im 2. Auftritt das Trinculolied aus, lasse aber diesen Auftritt im Übrigen bestehen, da Sie erklärt haben, erst wenn Sie an's Komponieren gehen, würden Sie wissen, wie diese Calibangeschichte sich gestalten soll im Detail.

Daß diese drei bêtes noires unserer Oper erst wieder im 3. Akt kommen und dann verblüfft dastehen, ist mir sehr recht. Das Prosperolied zum Schlusse des 2. Aktes schreibe ich vielleicht noch heute.

Und dann der dritte Akt ganz nach Ihrem Vorschlage und Sie dürfen annehmen, daß Sie gegen Ende des nächsten Monats das Libretto schön warm unter Dach haben.

Eins nur weigere ich mich entschieden zu machen, „daß Antonio sich, von Gewissensbissen gequält in's Meer gestürzt habe“. Das thut ein solcher Realist nie. Und wir dürfen doch der Shakespeare'schen Gestalt nicht so ins Gesicht schlagen; dort sagt er ungefähr „Wenn das Gewissen Frostbeulen wäre, so müßte ich weiche Schuhe tragen“ und spottet darüber nach Herzenslust. Es bleibt also nur die Alternative: er beugt sich, wie bei Shakespeare, der stärkeren Gewalt, bittet notgedrungen um Verzeihung, oder, er ist beim Umherirren auf der Insel verunglückt, wie Sie im letzten Brief vorschlugen. Wenden Sie hierüber an mich eine Postkarte.

Noch Eines: die Arielscene, wo Ariel den Anschlag der drei Mordkerle meldet, wollen Sie gleich nach der Verwandlung setzen. Da die Bursche überhaupt im zweiten Akt nicht mehr kommen, wäre das zu früh. Ich glaube,

sie habe ganz wegzufallen. Dafür wirkt dann um so besser die Ariel-Prosperoscene im dritten Aufzug. Auch hierüber erbitte ich mir Ihren Wink.

Warum Sie mir schreiben, ich solle Ihnen Ihre offene und rückhaltlose Art, diese Dinge zu besprechen, verzeihen, ist mir unverständlich, da ich Ihnen gerade für diese Rückhaltlosigkeit größten Dank schulde und überhaupt unser Verhältnis auffasse als das eines einzigen Organismus, der nur zufällig auf zwei Individuen vertheilt ist wie bei den Pflanzen die beiden Geschlechter bald auf zwei getrennten Bäumen, bald auf einem und demselben vorkommen. Richard Wagner war so ein Baum mit männlichen und weiblichen Blüthen beisammen. Außerdem ist mir Ihre gute süddeutsche Art unendlich sympathisch und ich glaube, ich bin ja selber auch immer furchtbar geradeheraus.

Dem Busoni habe ich definitiv abgeschrieben. Es ist eben doch so, daß meine Nervenkraft von meiner angestrengten Rektorenstelle fast völlig aufgebraucht wird. Da konnte ich ja Ihnen gegenüber einmal eine Ausnahme machen und mich wieder in eine solche Arbeit und in die Gefahr der Überanstrengung stürzen. Aber so fortzufahren hielte ich nicht lange aus. Mein Herz tanzt sehr wunderliche Capriolen. Sonst bin ich nicht krank, alles Übel ist bei mir Überreizung der Nerven, das einzige Mittel also Ruhe, Bewahrung vor zu viel Arbeit. Ich bin oft recht zornig über dieß Mißverhältnis von Schaffenslust und von Nervenkraft.

Den intressanten und unterhaltlichen Brief von Jacobi lege ich bei mit bestem Dank. Ungefähr so habe ich mir den Caliban gedacht, höchstens der fischartige Mantel-schwanz scheint mir überflüßig. Doch das sind Sachen der Regie und der Theaterconvention.

An Vetter will ich ausrichten, was ich zu bestellen habe. Besten Dank auch für die guten Nachrichten aus Ihrem lieben engsten Kreise, dem ich alles Gute wünsche.

Mit herzlichem Gruße von uns Allen

Ihr ergebener Freund

J. V. Widmann.

[Postkarte] Nach Hannover gerichtet.

Während des Abschieds Prospero's von den Geistern schicke ich Fernando u. Miranda fort, so daß sie erst kommen, als Prospero nach der Versöhnung sie der erstaunten Versammlung zeigt und sie zu diesem Zwecke ruft. Es wäre ja für die Darsteller peinlich, durch eine oder zwei größere Scenen nur als aktionslose Zuschauer, denen etwas vorgespielt wird, auf der Bühne weilen zu müssen. Nachher — wie sollen sie erscheinen? Ich finde das Schachspiel in diesem Zusammenhang lächerlich. Die jungen

Leutchen, die soeben sich gefunden und zum ersten Male allein sind, dürfen kein Brettspiel ergriffen haben, nach dem man in größter Langeweile langt. Aber das Zelt, dessen Vorhang sich plötzlich trennt u. sie als Gruppe erblicken läßt, wäre vielleicht beizubehalten? Oder sollen sie nur aus Prospero's Behausung hervorkommen? Ich bitte mir darüber Bescheid.

Mit 1000 herzlichen Grüßen Ihr

J. V. W.

Bern, d. 6. Nov. 1884.

Bern den 29. Nov. 1884.
(Sonnabend.)

Lieber Herr und Freund!

So viel an mir lag, ist nun der Wunsch erfüllt, den Sie in diesem Sommer im Gasteinthal aussprachen. Ein von mir verfaßtes Opernbuch wollten Sie haben auf den Zeitpunkt, da Sie von Berlin zurückkehren würden nach der Aufführung der Hero. Ich habe Ihnen versprochen, daß Sie es zu Anfang Dezember bekommen sollten. Und da ist — mit dem dritten Akt — das Ganze. Möge es Ihnen dienen können! Zu Änderungen bin ich willig, (wenn ich dieselben auch erst im Januar vornehmen könnte, da ich jetzt vor der Festzeit mit den literarischen Novitäten zu arg zu fechten habe). Was sonst noch fehlt — die Calibanscene im 2. Akt — liefere ich nach, sobald Sie selbst genau angeben, wie Sie's haben wollen.

Über die erste Hero-aufführung liegt Ehrlich's Referat aus dem „Berliner Tagblatt" vor mir. Wenn es nicht tendenziös entstellt, so hat die Oper einen höchst ehrenvollen, stellenweise enthusiastischen, im Ganzen aber nicht durchschlagenden Erfolg gehabt und es wäre der Grund einer nicht durchgreifenden Wirkung in einer gewissen dramatischen Ungeschicklichkeit des Textbuches, — das ja für seine schönen Verse viel Lob hält, — zu suchen. Ich denke nicht, daß Sie Vetter in dieser Beziehung zu stark verantwortlich machen. Denn das mußten Sie ja bei ihm voraussetzen, — und es gilt auch für mich, — daß uns mit der Bühne so wenig in Beziehung stehenden Schweizern der Takt für das, was auf der Bühne einschlägt, im Ganzen abgeht. Ganz besonders scheinen die Nereidenscenen die Wirkung versagt zu haben.

Das giebt nun mir sehr zu denken in Bezug auf unseren dritten Akt: Scene des Abschieds von den Geistern. Ich habe, wie Sie sehen werden, viel Versschmuck an die Gesänge der vier Gruppen von Elementargeistern gewendet. Nun aber frage ich mich, ob dort nicht bedeutend zu kürzen sei in dem Sinne, daß diese Elfengruppen einfach als Ballet erscheinen und nur

etwa das „Lebewohl“ als Chor stehen bleibt? Ich hätte mir in diesem Falle freilich viel Mühe ersparen können, da gerade diese Strophen nicht ganz leichte Arbeit sind. Und es ist auch ein bischen Schade um sie, wenn sie wegfallen. Nun! Das müssen Sie nun untersuchen und wie Sie entscheiden, darnach solls gehalten werden.

Im Übrigen setze ich auf unseren neuen Text größeres Vertrauen als auf den Text zur Hero. Wir haben zwar kein tragisch spannendes Motiv, dafür wird man uns aber auch nicht vorwerfen, ein solches nicht genügend ausgebeutet zu haben. Das Element unserer Oper ist eine heitere Freude. Sie ist voll Abwechslung, gelegentlich hinlänglich schmeichelnd für Gefühl und Phantasie (Miranda u. F[ernando]), endlich — und das ist eine Hauptsache — in das feste Gefüge der eisernen Dramatik Shakespeares hineingehängt. Das wird, — wie bei der „Widerspänstigen“ — wohl entscheidend sein für den Erfolg. Die Verse sind in der Regel lange nicht so wohlklingend wie die im Vetter Libretto, aber etwas charakteristischer. Und Letzteres ist das Wichtigere. Den Wohllaut bringt die Musik. — Die Versöhnungsscene zwischen Prospero und Alonso würde ich auch ohne das Beispiel aus Schuberts Oper genau so angelegt haben. Ich hatte die Scene theilweise skizziert, bevor mir „Alfonso und Estrella“ zu Gesicht kamen. — Auf besonderem Blatte liegt bei, was ich zu den Änderungen im II. Akt vorläufig zu sagen habe und speciell das „Czarenlied“ des Prospero. Das ist doch gewiß populär.

Am Abend des 26. habe ich Ihrer lebhaft gedacht. Schon am 28. wußte ich, daß Sie zweimal herausgerufen worden. So schnell reportieren heutzutage die Zeitungen, nota bene ohne Telegramm.

Da Sie selbst noch nicht geschrieben haben über den Erfolg der Oper, müssen Sie mir verzeihen, wenn ich einstweilen das Referat des Herrn Ehrlich, — der mir übrigens niemals sonderlich imponiert hat, — als im Ganzen wahrheitsgetreue Auffassung des Eindrucks in Berlin ansehe. Jedenfalls haben Sie in Berlin mehr Erfolg mit der Oper gehabt als einst Grillparzer mit seiner Tragödie. Auch Ihr Werk wird vielleicht erst in Wien die wahre Würdigung finden. Die Berliner sind verdammt kühle Sackermenter!

Lassen Sie mich Ihnen herzlich Glück wünschen zu dem, was Sie erreicht haben, und noch mehr zu dem, was Sie erreichen werden. Einem Brief von Ihnen sehe ich mit Spannung entgegen, begreife aber sehr gut, wenn Sie nicht bald Zeit dazu finden.

Mit den besten Grüßen von Haus zu Haus und mit treuem Handschlag Ihr Freund und Mitarbeiter

J. V. Widmann.

Bern, d. 14. Mai 1885.

Verehrter Herr und Freund!

Ich habe ein Gewissen und das sagt mir, daß die Calibanscenen in unserm Opernbuche noch der Umarbeitung harren, ganz abgesehen von anderen Änderungsvorschlägen, die Sie vielleicht noch zu machen haben. Darum kann ich die briefliche Generalpause, die Sie seit etlichen Monaten haben eintreten lassen und bei der ich wacker mitgewirkt habe, nicht länger fortsetzen.

Dazu kommt noch die Besorgniß, daß Sie vielleicht auf mich persönlich für den August zählen in dem Sinne, alsdann in meiner Nähe zu sein zu gelegentlicher gemeinschaftlicher Arbeit. Da müssen Sie nun wissen, wie mein Sommer eingetheilt ist und daß ich z. B. jetzt im Juni Sie sehr gern in Bern neben mir wüßte, während ich im Juli nur wie das Zebra stellenweise und im August gar nicht anzutreffen bin.

Im August nämlich thue ich eine große Fußwanderung von Bern nach Chamounix und an den Orta-see, einen Alpenspaziergang, auf dem ich mich absoluter Einsamkeit ergebe, einestheils, um ein Mal im Jahr so recht allein zu sein und mich selbst wieder zu finden, anderntheils, um recht viel zu beobachten und niederzuschreiben, indem nämlich bereits ein Verlagsbuchhändler für diese Reise sich angeboten hat, bevor sie noch gemacht geschweige niedergeschrieben ist.

Im Juli ist in Bern das Schützenfest; doch bringe ich mit meiner Familie die zwei ersten Wochen Juli auf Axalp, einem hoch gelegenen Kurhause oberhalb des Gießbaches überm Brienzer See zu; nachher 1—2 Wochen während dem Schützenfest in Bern.

Zu allfälligen Änderungen am Textbuche würde ich, wie gesagt, im Juni am besten Zeit finden.

Sie wissen nun, wie's mit mir steht und sind schon so lieb, mit diesen Angaben als mit feststehenden Daten zu rechnen. Habe ich Ihnen eigentlich geschrieben, daß ich in diesem Winter noch ein anderes Textbuch schrieb. Henschel, auch so wie Sie ein liebenswürdiger unwiderstehlicher Mann, überfiel mich und legte mir das Preislustspiel „Schach dem König" von Hippolyt Schaufert auf den Tisch, ein Stück, das ich schon seit Jahren sehr gut leiden mochte. Anfangs krümmte ich mich gleichwohl wie ein Wurm, da ich die Überarbeit zu meiner Zeitungsschreiberei fürchtete; es griff mich auch tüchtig an, aber ich machte es und er hat den Text fix und fertig seit dem März und ist sehr zufrieden damit. Komische Oper in 3 Akten. Sie sagen es natürlich nicht weiter. Über Ihre „Hero" sprach Henschel sehr warm, schimpfte aber über das elendige Berliner Theater, das also doch ein Circus Hülsen ist.

Nun lassen Sie wieder von sich hören und von Frau und Kind und Ihrer Muse und Ihrem Leben und ob der „Sturm“ schon seine Chromatischen durch das Takelwerk einer Partitur pfeift, oder ob Sie noch zu nichts gekommen sind. Die zwei nächsten Wochen gehören meinerseits noch ausschließlich der Zeitung, dann aber kann ich Ihnen dienen wie Prospero's Geister dem Herrn der Insel.

Mit herzlichem Gruße und dem Wunsche, daß dieser Brief Sie und die lieben Ihrigen in gutem Wohlsein antreffe

Ihr treu ergebener

J. V. Widmann.

Axalp bei Brienz, 10. Juli 1885.

Lieber verehrter Herr und Freund!

Ihre Briefe, die mir aus Berchtesgaden so Erfreuliches über die werdende Oper melden, verdienten eine bessere Erwiederung, als ich sie hier zu geben im Stande bin. Ich kann nun einmal in den Alpen nicht ordentlich schreiben; das Herumkraxeln auf allen Höhen macht mich dumm und federfaul. Und so muß es ja eigentlich sein, wenn die Ferien etwas nützen sollen.

Aber so viel begreife ich doch, daß Ihre Änderungen sehr gut sind und daß ich zu denselben meinen Segen geben muß wie zu dem gescheidten Vorschlag, das Ganze Ein Märchen mit Musik zu nennen. Überhaupt verfügen Sie frei mit dem Libretto, das ja ganz für Sie da ist. Wo etwa einmal die Musik einen Versfuß amputieren sollte, da würde ich vorschlagen, im gedruckten Text den Versfuß stehen zu lassen, in der Partitur aber ihn nach Gutdünken zu entfernen.

Sehr erfreut bin ich, daß es mit der Calibanscene so famos gegangen ist. Es ist ja allerdings mit dem nachträglichen Ändern nicht immer eine leichte Sache, da man zuerst wieder die ursprüngliche Stimmung heraufbeschwören muß. Also desto besser, daß Ihre muthige Muse den Stier bei den Hörnern gepackt hat (verzeihen Sie das alpine Bild!). Das „Geschäftliche“ anlangend, so muß ich Ihnen noch eine Zuschlagstaxe von 50 Centimes in Rechnung setzen für den abermals ungenügend frankierten Brief. Sie denken wohl, Briefe von Frank seien so wie so frankiert. Oder Sie wollen die Schweiz schon zum deutschein Reiche schlagen, wilder Eroberer! Als „Geschäftsmann“ lege ich den postalen Beleg bei.

Vetter hat den Klavierauszug bekommen. Ich selbst habe leider noch nicht Zeit gehabt, darein zu blicken, Ellen aber spielt viel daraus u. hat große Freude daran.

Wenn Sie uns in Bern wirklich einmal überraschen sollten, so werden

Sie mich voraussichtlich nicht mehr im alten traulichen Häuschen finde
das Sie kennen. Dasselbe ist neulich versteigert worden, theurer, als ic
selbst bieten mochte und so werden wir etwa auf October ausziehen. Mi
nicht ganz zum Leide, da mir in diesem engen Hüttchen ein eigentliche
Arbeitszimmer für mich sehr fehlte. Wenn Sie wüßten, unter welchen St
rungen ich das Libretto geschrieben habe! — Nun, lieber Herr und treu
Freund, einen herzlichen Handschlag u. auch an Ihre liebe Frau die beste
Grüße von Ihrem

kaum briefcapabeln

Widmann.

Bern den 28. August 1885.

Mein lieber Herr und verehrter Freund!

Wäre es irgendwie thunlich gewesen, so hätte mir meine liebe Fra
Ihren Brief vom 4. August nachgeschickt auf eine der zahllosen Statione
meiner Fußreise durch Savoyen und Piemont. Aber so sehr wechselte ic
oft plötzlich mein Reiseprogramm und so schlecht sind zum Theil die Ve
bindungen in die hinter dem Montblanc liegenden Thäler, daß sie einma
volle vierzehn Tage lang nicht wußte, wo ich eigentlich stecke und einig
Male habe ich es selbst kaum mehr gewußt.

Vorgestern nun kam ich wegmüde, sonnenverbrannt und sehr empfäng
lich für die Segnungen und die Süßigkeiten des häußlichen Herdes nac
Hause und fand über so manchem Schriftstücke als wichtigstes und liebste
Ihren Brief vor.

Nun sind Sie aber aus aller der Componisten-Arbeit draußen und wiede
ganz dem Capellmeisterberufe hingegeben, so daß es wahrscheinlich vo
keinem Werthe für Sie ist oder Sie sogar nur stören würde, wenn ich übe
Ihre Vorschläge einläßlich werden wollte.

Eines aber wird Sie nicht stören, sondern Sie einstweilen, bis Sie di
Arbeit wirklich wieder aufnehmen, beruhigen, nämlich die Mittheilung, da
ich mit Ihren Änderungen und zwar sowohl mit den von Ihnen bereit
eingeschobenen (oder gestrichenen) Versen wie auch mit den erst noch bean
tragten Änderungen ganz einverstanden bin.

Wäre Hannover nicht so schrecklich weit von Bern abgelegen, so wollt
ich (z. B. auf eine Distanz wie Stuttgart oder München) zu Ihnen reise
und wir würden uns dann ein Paar Tage, nebeneinandersitzend, an di
definitive Feststellung des Textes, besonders des dritten Aktes, machen.

Nun werden Sie wohl so wie so den Winter über nicht viel an de
Oper schaffen können. Wie wäre es also, wenn wir für die nächste Früh

lingszeit, sobald Sie und ich theater- und concertfrei sind (ich als „verdammter Recensent“) wenn wir, sage ich, ein Rendez-vous verabredeten zu solcher gemeinsamer Arbeit? Am liebsten nähme ich dazu eine süddeutsche Stadt wie Stuttgart oder München oder auch Frankfurt a/M., wo wir am Abend ein ordentliches Theater hätten, was mir ein großer Genuß und eine lehrreiche Anregung wäre. Also z. B. so Ende April oder Anfangs Mai 8—10 gemeinschaftliche Tage in einer solchen Stadt und fertig wäre das Opus, gewiß zehnmal besser, als wenn wir durch unsere Correspondenz die Änderungen mühsam feststellen.

Sehr hat es mir Spaß gemacht, daß auch die Kleiderdiebstahlscene zu Gnaden angenommen worden ist. Das und daß sich die Calibanscene brauchbar erwiesen, stellt ein bischen mein Selbstgefühl her und giebt mir das Vertrauen, daß ich wirklich für Librettodichtung einen gewissen Naturinstinkt besitze.

Wie ists denn eigentlich mit der Prosperoarie, der sentimental-populären: „In fernen Jugendtagen, hat auch in dieser Brust“ etc.? fällt sie nun weg? Ich weiß nicht mehr recht, wo sie stehen sollte. Sie schreiben zwar, daß Sie das Lied gemacht haben, aber es ist mir nun nicht klar, ob es noch Raum hat und paßt.

Für einige der Änderungen muß ich Ihnen noch ganz besonders Dank wissen, wie z. B. „Der Nam ist wahr“ statt: „Der Nam ist gut“; es ist wirklich: „Schlottrige Königin ist gut“, wie Sie schreiben. Auch Bewundernswerthe macht sich besser als das schwerfällige Bewunderungswürdigste.

Wenn Ihnen daran liegen sollte, daß ich schon jetzt den 6. Auftritt des III. Aktes nach Ihrer Andeutung umarbeite, so kann das natürlich sofort geschehen; sonst könnten wir's lassen bis zu jenem vorgesehenen Rendez-vous.

Diesen Frühsommer hatte ich einen Besuch von Frau Götz mit Gretchen; sie brachte das liebe feine und äußerst sorgsam erzogene, aber leider immer in größter Gefahr schwebende Kind nach Lausanne in Pension und zwar, um mit Gretchen daselbst zu bleiben, da das arme Treibhauspflänzchen der mütterlichen Pflege nicht entbehren kann. Mir war das Wiedersehen eine große Freude, die mir nur durch die übermäßig peinliche Ängstlichkeit oder zu weit getriebene Bedenklichkeit der guten Frau getrübt wurde. Nachdem ich z. B. Frau Götz und Gretchen so oft eingeladen hatte, bei uns zu wohnen und ihr ein hübsches Zimmer mit Aussicht in's Gärtchen eingerichtet, that sie mir den Schmerz an, im Hôtel zu logieren, mich ihre Ankunft am ersten Tage in Bern überhaupt nicht wissen zu lassen, das Abendessen bei mir auszuschlagen und sonst noch eine Menge kleiner

Umstände zu machen, die es doch unter so nahen Freunden nicht geben soll. Diese Frau ist von großer seelischer Tiefe; sie äußert oft wunderbar richtige und auch ergreifend schöne Gedanken. Aber dabei hat sie ein so krankhaft gewordenes Zartgefühl, daß ich mir neben ihr immer wie ein Metzger vorkam und oft an den Wänden hätte hinauflaufen mögen vor innerer Ungeduld. Über die „Francesca“ kann man mit ihr nicht reden.

Meiner Familie geht es gut und speziell meine liebe Frau läßt Sie und Ihre liebe Hausfrau herzlichst grüßen. Daß wir aus unserem netten Häuschen fort müssen, ist für uns auch eine materielle Schädigung, indem wir in diesem Paradiesnestchen für den Miethzins von 1200 Fr. jährlich wohnten, während ich jetzt nichts Ordentliches unter 1600—1700 Frcs. finde. Ich muß doch eine Wohnung haben, in der das Auge durch den Blick in frisches Grün erquickt wird oder durch eine Aussicht über weite freie Hügel. Daß unser Einem so etwas Bedürfniß ist, begreifen Sie Wohnungsvermiether nicht recht; ebenso mag ich auch mit meinem hübschen Flügel nicht in jede Winkelbude hinein.

Ich beneide Sie um Ihr Einstudieren der Walküre. Hier zu Lande kann ich sowas nur im Klavierauszug mir mühsam reproducieren. Die schöne Schweiz ist eine Kunstwüstenei wenigstens für alle Theaterdinge.

Nun genug geplaudert! Reiben Sie nicht zu rasch den Kraftvorrath auf, den Sie in Berchtesgaden gesammelt haben und freuen Sie sich zwischen Hoihotoho des täglichen Lebens mit Behagen.

Von Herzen Ihr

J. V. Widmann.

Bern, d. 8. März 1886.

Lieber Herr und Freund!

Dieser Tage hat mein Schwiegersohn Vetter von Ihnen einen Brief erhalten, der mir das Gewissen geweckt hat. Zwar habe ich den Brief selbst nicht gelesen aber daraus erfahren, wie fest Sie auf unsere Frühjahrszusammenkunft in Frankfurt zählen. Das Projekt einer solchen ging, wie Sie wissen, von mir aus, doch wäre mir eine mir unbekannte Stadt Süddeutschlands — Stuttgart z. B. — interessanter gewesen als speziell Frankfurt, wo ich Bekannte habe, die ich nicht ignorieren darf, wenn ich dort bin, und die ich doch auch nicht gern aufstöbere.

Mittler Weile aber ist mein Schwager vor mich getreten mit einem mich unendlich anlockenden Projekt. Er schlug mir eine gemeinschaftliche Reise nach Venedig, Padua und in einige toskanische Städte vor. Die Reisekosten wolle er selbst zu ¾ tragen, ¼ wäre mein Antheil.

Nun sollte ich eigentlich in diesem Frühjahr alles Reisen aus ökonomischen Gründen lieber unterlassen; der Winter hat mir große Ausgaben gebracht. Andrerseits bedarf ich doch einiger Erholung, besonders, da der Winter ein so strenger war (oder es noch ist) und ich, den mehrere Katarrhe stark hernahmen, mich wirklich sehnen muß nach Frühlingstagen in mildem Klima. In dieser Beziehung übertrifft natürlich die von meinem Schwager vorgeschlagene Reiseroute Alles, was auch das freundliche Süddeutschland bieten kann. Ich habe ihm nun freilich noch nicht bestimmt zugesagt; aber ich möchte — unter Erwägung aller mitwirkender Umstände — Sie bitten, mich von meinem Versprechen unserer Zusammenkunft in Frankfurt a/M. zu entbinden.

Und dagegen schlage ich Ihnen vor: Wenn Sie ohnehin auf Anfang Juni wieder nach Berchtesgaden gehen, — Sie Glücklicher auf eigenen Grund und Boden! — so machen Sie über den Bodensee her den nicht allzu großen Abstecher zu mir nach Bern. Ich würde, wenn ich alle Daten weiß, es so einrichten, daß ich jedenfalls aus Italien wieder zurückwäre. Dann können Sie in meinem Hause wohnen und da zeigen Sie mir die bisher skizzierten Stellen zum „Sturm“ und sagen mir, was Sie noch anders haben wollen und wir besprechen Alles gründlich, vielleicht auch ruhiger, als wenn wir uns am dritten Ort fänden, wo beide durch die zufälligen Wechseleindrücke einer neuen Umgebung sich gestört fühlen.

Es liegt mir Alles daran, lieber Herr und Freund, daß Sie diese Zeilen nicht als eine Unfreundlichkeit gegen Sie auffassen. Davon kann ja meinerseits gar keine Rede sein. Im Gegentheil geht mir das Herz auf, so oft ich mir Ihre ganze vollsaftige Künstlernatur vergegenwärtige und neben der Künstlernatur das liebenswürdig rein Menschliche, das den intimen Umgang mit Ihnen so schön macht. Und so hoffe ich, daß die von mir vorgeschlagene Abänderung nur die Scene unseres in wenigen Monaten stattfindenden Wiedersehens verlegt. Ich habe einen recht ordentlichen Flügel von Blüthner, auf dem sich's „stürmen“ läßt. Und wenn ich auch am Vormittag 2—3 Stunden in der Zeitung zubringen muß, so bin ich doch für den ganzen übrigen Tag zu Ihren Diensten und sehr begierig, etwas von den Anfängen der Oper zu hören.

Mittler Weile ist auch in Bern dieser traurige Neßler'sche „Trompeter“ gegeben worden. Die erste Aufführung traf zufällig auf einen Abend, da ich nach Musik ordentlich lechzte und mir sagte: Nimm Dich zusammen und finde es schön, wenn es auch nur ein bischen erträglich ist. Aber es ging mit bestem Willen nicht. Die platt gewalzte Gemeinheit von der ersten bis zur letzten Note machte mir meine Zwangsanwesenheit (als Referent für die Oper) zur Qual. Die Oper machte dann hier acht volle Häuser.

Aber dies Letztere darf uns nicht verdrießen und beweißt weder fü
noch gegen den musicalischen Geschmack des Publikums. Diese Ope
steht ganz einfach auf der Popularität der Scheffel'schen Dichtung
Verse wie: „Es wär zu schön gewesen, es hat nicht sollen sein"
hätte ein Botocude komponieren mögen, man würde doch hinlaufen, si
zu hören. Neßler selbst giebt sich über den Werth seiner Musik keine
Illusionen hin. Zu einem tüchtigen Violinspieler, Zajic in Straßburg, de
neulich hier war, sagte Neßler einmal, er wisse, daß er nicht für die Unsterb-
lichkeit schreibe, aber er sei lange genug ein armer Teufel gewesen und
da er nun gemerkt habe, wie man schreiben müsse, um Geld zu verdienen
so tue er es halt in Gottes Namen. („In Teufels Namen" hätte er eigentlich
sagen müssen.) Lassen wir uns durch solche Strohfeuererfolge nicht ver-
stimmen. Und auch nicht durch den imponierenden und im tiefsten Grund
doch spärlichen[4]) Bau der Riesin „Walküre". Sie müssen es ja noch 1000 mal
besser verstehen als ich, daß das ganze Werk eigentlich heillos monoton
ist, aus ganz wenigen endlos wiederholten Motiven aufgerüstet, wobei auch
ganz besonders auf gewisse lange eintönige graue Flächen gerechnet ist
und auf die aus denselben sich ergebende Contrastwirkung, wenn endlich,
nach schwerem Ohrenzwang, eine wirklich schöne Melodie einsetzt. Grazie
vollends ist diesem Werke ganz fremd. Ich sage nichts gegen die Gesamt-
wirkung; in der Vereinigung von Poesie und Musik stellt es sich als ein
einheitliches und stimmungsmächtiges Werk dar. Aber mir scheint, der
in die musicalische Mache tiefer hineinblickende Musiker habe viel weniger
Grund, diese Schöpfung zu bewundern als der Poet und auch Letzterem
müssen doch manche undramatische Stellen als Schwächen erscheinen.

Auf unser Werk zu kommen, so glaube ich nach wie vor, daß der Stoff
eine glückliche Verbindung aufweist von Märchen- und Naturpoesie mit
einfach menschlich schönen Empfindungen. Es muß ein liebenswürdiges
Werk werden und Sie haben für dasselbe gerade das rechte Naturell; heiter,
aber nicht ohne Dämpfung. Ich habe großes Vertrauen in's Gelingen.

Die letzten Monate habe ich wenig Zusammenhängendes arbeiten kön-
nen. Zwei Erzählungen, die ich anfing, mußte ich liegen lassen, weil ich
zu viele Bücher zum Recensieren zugesandt erhielt. Die Zeitungsarbeit zer-
stückelt nicht blos meine Zeit sondern auch meine Kraft auf grausame Weise.

Ihnen scheint es zu gehen wie dem Bergmann, der nun wieder steigt
und bereits das Tageslicht erblickt, das in die Wintergrube fällt. Nun seien
Sie nur nicht gram, daß ich an unserem Abkommen gerüttelt habe und

[4]) Ausgestrichen: „ärmlichen".

machen Sie alles gut mit dem Versprechen Ihres lieben Besuches in Bern auf Ende Mai oder Anfang Juni.

Herzlichst mit vielen Grüßen von Haus zu Haus

Ihr

J. V. Widmann.

Bern, Pfingstsonntag 1886.
— Morgens. —

Verehrter lieber Freund!

Heute ganz besonders bedaure ich es, daß Sie nicht da sind. Um 10 Uhr Morgens langt Hegar aus Zürich an, um 12 Uhr Mittags Brahms aus Thun; mit Vetters zusammen halten wir bei mir pfingstfestliches Gelage und werden hoffentlich bis zum Zungenreden kommen, wenn nicht gar zum Zungenschlag. Wirklich! wie schön, wenn nun auch Sie dabei wären!

Es hat nun nicht sein können; ich begreife alle Ihre Abhaltungen sehr gut und so werfen wir die Vergangenheit wieder einmal hinter uns und „strecken uns nach dem, was vorne liegt", wie der Apostel Paulus sagt. (Sie bemerken die Pfingststimmung des ehemaligen Predicanten!)

Vorne liegt der Sommer.

In dieser Beziehung nun Kund und zu Wissen, daß ich mit meiner Familie den ganzen Monat Juli in Kandersteg bin, in demselben Bergneste also, wo wir vor zwei Jahren auf jenem Abendspaziergang in das einsame Gasternthal den „Sturm" beschworen haben. Im August aber bin ich mit Weib und Kind wieder zu Hause, nur muß ich etwa am 31. August oder in der ersten Septemberwoche mein Stiefschwesterchen nach Straßburg begleiten. Es wird also doch immer gut sein, wenn Sie mir Ihren lieben Besuch, auf den ich fest zähle, eine Woche vorher ankündigen. Ob Sie uns nun in Kandersteg aufsuchen wollen, oder lieber im August in Bern, das bleibt sich für uns ganz gleich; Beides ist uns sehr lieb. Bequemer haben Sie's natürlich in Bern. Brahms bleibt vermuthlich bis in den Spätsommer oder Anfangs Herbst in unserem Land, sodaß Sie ihn jedenfalls sehen.

Inzwischen, wenn Sie mit dem Text zum „Sturm" Anstände haben, so schicken Sie nur Ihre Wünsche; ich bin immerfort bereit, auf dieselben einzugehen. Ich habe nun auch für Hegar ein Opernbuch in Arbeit genommen, ein wirklich prachtvolles Süjet aus Firdusi's altpersischem Nationalepos. Aber es ist eine schwere Arbeit zunächst für mich und wie Hegar diese Riesenaufgabe bewältigen soll, das ist natürlich nicht abzusehen. Der große Ernst, mit dem er so etwas anfaßt, kommt ihm natürlich gut zu statten, auch seine allgemeine bedeutende Bildung, während andererseits die Origi-

nalität der musical. Erfindung nicht in dem Maaße da ist, wie ein so bedeutender und ganz neuartiger Stoff sie verlangt.

Vetters haben mir einen der Klavierauszüge der Hero geschenkt. Ich bin ganz entzückt über die hohe poetische Schönheit Ihrer Musik. Wenn diese Oper bis jetzt noch nicht vollen Erfolg gehabt hat und ihn vielleicht auch nicht bald findet, so ist daran einfach der Mangel an wirklich poetischem Empfinden in unserm Publikum schuld. Man hat es halt mit stumpfsinnigem Volk zu thun. Aber das darf uns nicht hindern, unsere Sache so gut als möglich zu machen und immer neue Flammen auf unseren Altären emporlodern zu lassen.

Lassen Sie bald von sich hören. Sie sind gewiß glücklich in Ihrem eigenen Horste. Nur ist das feuchte trübe Wetter ein bischen langweilig. Doch auch das ficht im eignen Hause weniger an. Grüßen Sie bestens Ihre verehrte Frau und empfangen Sie herzlichen Gruß und Handschlag von Ihrem

J. V. Widmann.

Bern den 3. September 1886.

Lieber Herr und Freund!

Plötzliches starkes Unwohlsein hatte mich am 27. August gezwungen, zu der großen Doktorin, unserer Bergnatur, zu gehen, d. h. einige Tage lang stark zu steigen und mir fast die Seele aus dem Leibe zu schwitzen. Ich war also auf das Faulhorn geklettert und noch auf fünf andere Berge, von denen ich vorgestern gesund zurück kam. Aus dieser unvorhergesehenen Bergfahrt erklären Sie es sich nun, weßhalb ich erst heute auf Ihre Zeilen vom 27. August und auf die Todesanzeige antworte. In letzterer Beziehung versichre ich Sie meines herzlichen Beileides wie auch meine liebe Frau Ihnen dasselbe ausspricht.

Während meiner Bergfahrt hatte meine Frau fortwährend Notiz, wo ich gerade war, und den Auftrag, sobald Sie etwa in Sicht kommen sollten, mich zurückzutelegraphieren. Nun bleibt mir nur die Hoffnung auf den Herbstbesuch. Aber da zähle ich bestimmt auf den angekündigten Abstecher, der mir soviel verheißt. Ich freue mich, daß Sie zu der Oper solches Zutrauen haben; das ist ja das beste Unterpfand des Gelingens wenigstens bei einem so erfahrenem Künstler wie Sie. Brahms, — der gewiß noch bis Oktober hier bleibt (in Thun) — hat das Textbuch zum „Sturm" auch gelesen und einige Male die Frage fallen lassen, ob dasselbe eigentlich wirklich von Ihnen componiert werde, ob es in „festen Händen" sei. Freilich fand er darin auch Stellen, zu denen er dann wieder malitiös die Bemerkung machte:

„Ich freue mich doch, daß es in festen Händen ist.“ Er mißbilligt ganz besonders die Prospero-Arie, die ich auf Ihren Wunsch nachträglich machte. Mit seiner feinen Nase hatte er's sofort heraus, daß das so was sei wie das Czarenlied — (Sie hatten auch mit eben diesem Beispiel diese Arie bestellt) — und nun kommt ihm das für einen Prospero zu gewöhnlich vor. Nun, darüber können wir ja reden und es wird sich zeigen, wie sich namentlich musikalisch der Aktschluß macht. Also kommen, kommen! Ich bin von jetzt an immer zu treffen.

In der sicheren Voraussicht Ihres lieben Besuches, auf den sich außer Vetter's auch Brahms freut[5]), schreibe ich nicht mehr und schließe mit einer beliebten Wendung Theodor Kirchners (in seinen alten Liebesbriefen) „Mündlich leserlicher“.

Herzlich Ihr

J. V. Widmann.

Bern d. 27. Okt. 1886.

Lieber Herr und Freund!

Das einzige Gute in Ihrem Briefe vom 24. ist die Meldung, daß die Oper „Sturm“ fertig ist. Alles Andere[6]), ich gestehe es, macht mir Kummer. Ich halte dieses Zusammentreffen zweier Stürme für ein verteufeltes Mißgeschick. Ja! wenn Ihr Vorsprung ein wesentlich größerer wäre! Und wenn Sie wenigstens schon jetzt die Aufführung auf einer großen Bühne außer Hannover sicher in Aussicht hätten, in naher Aussicht dazu! Hannover, — für Sie ungemein interessant, auch persönlich für Sie wichtig — zählt in den Augen des weiteren deutschen Publicums bei einem von Ihnen komponierten Werke fast nichts. „Dort ist ja der Componist selber Capellmeister!“ Damit ist für die meisten Leute Alles gesagt. Darum wäre es ungeheuer wichtig, daß Sie sofort die Annahme des Werkes für eine andere Bühne durchsetzten, also wohl für München. Derjenige „Sturm“, von dem zuerst die Zeitungen melden, daß er an mehreren Bühnen angenommen ist, hat vorläufig gewonnen. Nachher erst kommt die Taxation des Publikums. Bei dieser wird es sich dann zeigen, welches Werk das bessere ist. Ich bin trotz all dem Freundlichen, was Sie von meinem Text sagen, keineswegs überzeugt, daß nicht ein anderer Poet, vielleicht ein bühnengewandterer, einen besseren Text könnte verfaßt haben und eine fieberhafte Unruhe ist in mir, bis ich den Text kenne, den der Frankfurter Componist zu Grunde gelegt hat. Kann man ihn wohl schon haben? Ich glaube sogar, daß der Text bei dieser Nebenbuhlerschaft das Entscheidende sein wird.

[5]) er sagt oft: Wann kommt endlich Frank?

[6]) Mit Ausnahme Ihres angekündigten Besuches in diesem Winter!

Denn so musicalisch gebildet ist ja die große Masse der Theaterbesucher nicht, daß sie bald zu einem musicalisch sicherem Urtheile über diese beiden Opern gelangen wird. Denken Sie nur: Leute denen Neßlers „Trompeter“ gefällt! Was wollen wir von diesen für ein Schiedsgericht über die Musik verlangen?! Von dem Herrn weiß ich nur, was Brahms so gelegentlich im Gespräch über ihn äußerte (als wir noch nicht wußten, daß er einen „Sturm“ gemacht hat). Brahms schrieb ihm, soweit ich mich noch besinne, eine gewisse tiefsinnige Anlage zu, ungeheuren Fleiß, furchtbar ernstes Streben, dazu allerdings eine unpraktische Anlage, z. B. daß er seine Sachen viel zu weitschichtig aufbaut. Das, daß er nie für's Theater geschrieben hat, ist ein schwacher Trost; Götz debütierte auch sofort mit einem wirksamen Werke. Kurz, Sie sehen, daß mich diese Sache beunruhigt.

Eine große Freude steht aber wenigstens in all dem Elend in Aussicht, daß Sie also mit der Winterreise nach München, die unter diesen Umständen enorm wichtig ist, Bern verbinden wollen. Lassen Sie mich rechtzeitig, lange vorher womöglich, Ihre Ankunft wissen. Meine „Önone“ kommt in Weimar erst nach Neujahr daran wie man mir eben von Weimar schreibt. Drum muß vorgebaut sein, daß ich nicht von Bern abwesend sei, wenn Sie kommen! Möglicherweise könnte Weimar unser Stelldichein abgeben, falls Sie etwa doch nicht im Winter zu dem Abstecher nach Bern Zeit finden.

Wie ist es denn mit Wien für den „Sturm“?

Lassen Sie mich bald und womöglich Gutes hören. Die Aufführung in Hannover wünsche ich natürlich auch sehr, da dieselbe für Sie selbst von unermeßlichem Werthe ist zu Handen der anderen Theater, auf denen das Werk folgen soll. Aber, wie gesagt, schreiben Sie jetzt herum an die Intendanzen, damit Sie möglichst überall erste Hand haben.

Entschuldigen Sie diese stürmische Erregtheit! Aber ich glaube, es ist Grund dazu.

Mit herzlichen Grüßen Ihr Freud' & Leidgefährte

J. V. Widmann.

Anbei zurück die Briefe des kühlen Herrn Desoff.

[Postkarte] Bern, d. 5. Nov. 1886.

Großen Dank, Verehrtester, für Ihre angenehme Postkarte. — Die Zeitungsnotiz, die ich in die „Basler Nachrichten“ gebracht, habe ich ähnlich auch der „Deutschen Zeitung“ in Wien zugeschickt, wo sie sofort erschien; auch in der Neuen fr. Presse hat's gestanden, daß die Oper fertig ist. — Könnte ich wohl die Correkturrevision des Textbuches lesen? Oder hält das zu sehr auf? Nur Acht geben, daß keine komischen Druck-

ehler drin kommen! — Wenn Sie mir wieder schreiben und Zeit haben, so sagen Sie in ein Paar Worten, was Ihnen Wildenbruchs Fürst v. Verona für einen Eindruck gemacht hat. Sehr freue ich mich auf Ihren Besuch doch womöglich lieber in Bern als in Weimar. Wer weiß, ob ich überhaupt nach Weimar abkommen kann. Der Winter ist auch für Redakteure wie für Primadonnen keine Schonzeit.

Herzlichst Ihr

J. V. Widmann.

[Postkarte]

Verehrtester Freund! Ich bin unsagbar erfreut über das Opernbuch. Sonst eher geneigt, meine Sachen herabzusetzen und schlecht zu finden, wenn sie mir gedruckt vorliegen, muß ich dieß mal bekennen: es ist so gut, als ich es irgend machen konnte und an und für sich eine Dichtung, die man mit Vergnügen lesen kann. Etwas zu wortreich. Haben Sie wirklich das Alles in Töne gezwungen? Die Kürzung am Schluß begreife ich so gut! und billige sie daher ganz. So bin ich also sehr glücklich und voll Vertrauen, aber auch voll Sehnsucht, das Werk einmal zu hören. Zunächst von Ihnen am Klavier! — Können Sie mir 12 gedruckte Exemplare von den 100 besseren geben? Und noch Eines: Das so kurze Motto setzen Sie doch lieber auch auf die kleine Ausgabe. Zwar, wie Sie wollen. — Gut war es, daß ich die Correctur noch las; ich habe doch mehr als ein Dutzend verkehrt gesetzte Buchstaben und andere Kleinigkeiten noch ausgesperbert. Sie geht sofort ab, nachdem sie nur 3 Stunden in meinem Hause war. Nun wünsche ich alles Gelingen und hoffe bald auf gute Nachrichten.

Herzlichst Ihr

Ariel, wenn Sie Prospero sind.

Bern, den 12. Nov. 1886.

Bern den 20. November 1886.

Verehrtester Herr und Freund!

Was Sie den elenden Mammon nennen, ist mir ungeheuer a tempo gekommen, da ich dieser Tage die Staatssteuer entrichten muß und auch für ein Paar andere Sachen ein Bischen verlegen war. Also herzlichen Dank dafür. Lebens und Sterbens wegen quittiere ich Ihnen auf besonderem Blatte.

Den Schluß der Oper betreffend, so hatte ich eher Angst, ob nicht der Elfenerscheinungen zu viele seien und diese Handlung, die eigentlich keine ist sondern mehr nur eine Pompentfaltung, zu lange daure. Daß die Stellen vom Auftreten der Herren an nicht wirken sollen, ist mir vorläufig nicht recht begreiflich. Ich bin aber gern dabei, nachzudenken, was man da allen-

falls bessern kann. Vielleicht finden wir's heraus bei Ihrem Besuche, auf den wir uns Alle sehr sehr freuen. Und es ist gut, daß Sie schreiben; nach dem 18ten. Am 14ten muß ich in Zürich sein, wo Hegar zum Andenken an Götz ein Concert ausschließlich mit Götz'scher Musik giebt (Nänie — 2. Akt Francesca u. s. w.) Vom 11—17 ungefähr wohnt die Schauspielerin Jenicke aus Weimar bei mir. Mit ihr zusammentreffen, wäre für Sie zwar ganz lustig, da sie eine sehr nette Person ist; aber es würde uns doch bei so kurzem Besuch zu viel Zeit wegnehmen. Bis zum 18ten ist sie jedenfalls wieder fort, wenigstens so, wie jetzt ihr Gastspiel fixiert ist.

Mit Allem, was Sie über den Druck des größeren und kleineren Textbuches schreiben, bin ich ganz einverstanden (auch mit der Weglassung des Mottos). Und wenn Sie wirklich mir mehr Exemplare schicken können, z. B. 20 statt 12, so weiß ich Ihnen dafür sehr Dank. Ich kann sie doch auch Leuten zeigen, die vielleicht in der Presse von vornherein gute Stimmung für das Werk machen.

Dies in Eile! ich muß ins Rosas Papier-concert (leider als verfluchter Recensent)! sie singt diesen Abend in Bern.

Also seien Sie vielmals herzlichst gegrüßt, empfehlen Sie mich Ihrer lieben Gattin und wenn Sie vor Arbeit manchmal nicht aus noch ein wissen, so erinnern Sie sich, daß

Ihr treuergebener Freund

J. V. Widmann

täglich im Durchschnitt 4 Bücher kritisiert und zwar gewissenhaft.

Für die „Österreichische Rundschau" verantwortlich: Dr. Paul Wittek, Wien, I., Bräunerstraße 4—6
Telephon 61-4-89.
Für den „Obelisk" Julius Schaumberger, München, Karolinenplatz 3
Eigentümer und Verlag: Drei Masken Verlag A.-G., München, Zweigniederlassung: Wien, I., Wallnerstraße 4
Unverlangten Zuschriften und Manuskriptsendungen ist Rückporto beizuschließen
Druck der Buch- und Kunstdruckerei R. Kiesel zu Salzburg

Kant und die Philosophie der Gegenwart

Rede zu Kants zweihundertstem Geburtstag am 22. April 1924

Von Herman Schmalenbach (Göttingen)

Dem „Festredner" pflegt man es nachzusehen, wenn er seinen Gegenstand auch in etwas übersteigerter Tonart feiert. So würde wohl niemand verwundert sein, wenn einer Kants zweihundertsten Geburtstag mit der These begehen wollte, daß noch die gegenwärtige Philosophie durchaus im Banne Kants stehe, daß sie in allem Prinzipiellen noch immer von Kant abhängig, ja, daß sie im großen und ganzen nichts als ein nur hie und da modifizierter Kantianismus sei, wie es ohne Zweifel die Philosophie in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts, zum wenigsten sehr großen Teils, gewesen ist. Kant selbst würde es freilich mißbilligt haben, sich zur vermeintlich höheren Ehre eines Jubilars vom Festrausch umnebeln zu lassen. Und wir können ihn in der Tat am heutigen Tage wohl nicht minder dankerfüllt feiern, wenn wir erkennen, daß jene Behauptung falsch ist.

Sie ist es so sehr, daß die Bestreitung auch sogar der bloßen Möglichkeit einer philosophischen Führerschaft Kants in unsrer Zeit schon lange vor der Inbetrachtnahme irgendwelcher Inhalte einerseits des kantischen, anderseits des für die Gegenwart zu fordernden Philosophierens, bereits bei dessen allgemeiner Art, bei dem Typus des Philosophen, wie ihn einerseits Kant darstellt und er anderseits von uns Heutigen ersehnt wird, einsetzen mag.

Die Gegenwart ist wieder von sehr brennendem „weltanschaulichem" Verlangen erfüllt: von der Suche nach Einem, der unsren wirr gewordenen Geist die Rätsel des Daseins verstehen lehre und uns zugleich zum Lenker werde in den Fährnissen der Zeit. Was wir begehren, ist damit Einer, der seherisch das Dunkel zu durchdringen vermöchte und von da aus unsrem Leben ein Richtmaß stellte. Einer also, dem die Würde des Philosophen im antiken Sinne des Deuters und des Leiters zukäme.

Unsre Sehnsucht ist demnach weit entfernt von dem, was dem neunzehnten Jahrhundert das Ideal der Philosophie gewesen ist: die vor allem andren „wissenschaftliche Philosophie". Diese Richtung auf in weitaus

erster Linie die „Wissenschaftlichkeit" in der Philosophie ist so wenig die unsre, daß wir es dann noch eher als eine Antwort auf unser Bedürfen anzusprechen geneigt sind, wenn etwa einer eine „Schule der Weisheit" oder dergleichen zu gründen unternimmt. Obwohl der Propagandierung derartiger Institutionen gegenüber das Bewußtsein zum wenigsten aller Besseren sich doch gegenwärtig hält, daß zum Wesen aller großen Philosophen doch a u c h — n e b e n jenem Andren und allerdings Ersten, Grundlegenden, das man etwa als die Forderung eigentümlichen „weltanschaulichen Gehaltes" formulieren mag — stets die allerstrengste szientifische Methodik gehört habe. In seltsamer Verbindung und sogar Einheit hat beides zusammen immer das Wesen aller großen Philosophen ausgezeichnet.

Schon von da aus aber kann Kant oder ein ihm Verwandter schwerlich die Erfüllung unsrer philosophischen Sehnsucht sein. Grade Kant ist ja doch wohl vor allem der Repräsentant jenes Typus des nur „wissenschaftlichen Philosophen", von dem das „Leben" kaum etwas zu erwarten hat.

Gewiß gibt es im System der Kantischen Philosophie ja auch das schmale Stück seiner sogenannten praktischen Philosophie, die man von jeher sehr viel mehr als die Kritik der reinen Vernunft für einen Ausdruck „weltanschaulichen Gehaltes" auch in Kant gehalten hat. Aber — was auch im übrigen von Kants Moralphilosophie zu denken sei: es ist doch charakteristisch, daß für allen Kantianismus nicht sie, sondern die „theoretische Philosophie" das Zentrale gewesen ist. Die Kritik der praktischen Vernunft, gar mit dem, was Kant dort in der Form der metaphysischen „Postulate" sich eröffnen läßt, hat man stets als ein vielleicht zwar bei festlichen Gelegenheiten rühmenswürdiges, aber „wissenschaftlich" doch relativ bedeutungsloses und zum Teil ganz sicher nur im Sinne eines lediglich „privaten" Dokumentes des Kantischen Seins zu wertendes Beiwerk angesehen. Mit dem, wodurch Kant gewirkt hat, ist er doch wohl ohne Zweifel nichts als der vor allem „wissenschaftliche Philosoph".

Er ist es umsomehr, als er es nicht nur methodisch, sondern auch in Hinsicht auf seinen Gegenstand ist. Die Kantische Philosophie will nicht nur selbst in erster Linie „wissenschaftlich" sein, sondern sie behauptet auch die Wissenschaft als das alleinige Objekt ihres Philosophierens: wie Mathematik, wie Naturwissenschaft „möglich" seien — das sind die Kantischen Fragen.

Auch darin ist der Kantianismus des neunzehnten Jahrhunderts ihm gefolgt. Ja, es war, um die Mitte des Jahrhunderts, das eigentliche Motiv seiner Entstehung. Als nach etwa 1830 der sogenannte Zusammenbruch der Hegelschen Schule das Signal dafür gab, daß der Geist der Zeit sich

überhaupt, prinzipiell und radikal, von aller Philosophie abzuwenden beschloß, da geschah dies im intellektuellen Bereiche zugunsten der Wissenschaft, der einzelnen Wissenschaften, der „positiven" Wissenschaften, wie man sie nannte. Das von Auguste Comte formulierte Gesetz der drei Stadien, wonach die Menschheit zunächst ein religiöses Zeitalter durchlaufen habe, dann in ein metaphysisches — und der Metaphysik, die das Zentrum der Philosophie gewesen war, konnte die Philosophie überhaupt fast gleichgesetzt werden — Zeitalter eingetreten sei, das nun aber auch hinter uns liege und durch das dritte Zeitalter der positiven Wissenschaften ersetzt werden müsse, sprach die Meinung der ganzen Epoche aus. Wenn man auch dann noch eine „Philosophie" für notwendig hielt, so konnte das nur eine „positivistische" Philosophie sein (im ersten Sinne dieses Wortes, das zugleich noch eine andere, besondere Bedeutung hat): eine auf die Wissenschaften folgende, etwa ihr bloßes Nebeneinander zur Einheit bringende — sei es durch die Erkenntnis des „Systems" der Wissenschaften selber, sei es durch „Zusammenfassung ihrer Resultate" und eventuell noch deren „hypothetische Ergänzung", wo nämlich Lücken blieben oder sie in offenen Fragen endigten —, oder auch eine nicht weniger erst auf die Wissenschaften folgende und insofern „positivistische" Philosophie, die vor allem die Erkenntnisbedeutung der Wissenschaften, ihre „Voraussetzungen" und damit die „Bedingungen ihrer Gültigkeit" untersuchte. Namentlich nach diesem letzten erwuchs um die Mitte des Jahrhunderts dann auch von den Wissenschaften selber aus ein Bedürfnis. Und eben hier war es, wo man sich — Helmholtz ist das bekannteste Beispiel dafür — nun auch wieder der Kantischen Philosophie als eines Vorbildes „positivistischer Philosophie" in jenem Sinne einer „Philosophie der Wissenschaften", vor allem einer „Erkenntnistheorie der Wissenschaften" erinnerte. So entstand der Neukantianismus als mit dem Positivismus identisch: ein im Kielwasser der Wissenschaften und ihnen entlang sich konstituierendes philosophisches Bestreben. Als es dann innerhalb dessen zu einer Differenzierung zwischen dem Positivismus in engerer Bedeutung (der mehr an Locke, Berkeley, Hume anknüpfte) und dem nun erst spezifischen Neukantianismus kam, da blieb doch im weiteren Sinn auch jener neukantisch, wie dieser positivistisch: nur im Anschluß an die Wissenschaften, nach ihnen und mit ihnen als Objekt hatte die Philosophie noch eine ihr eigentümliche Aufgabe.

Auch inhaltlich ist damit der Kantianismus und sein Führer Kant von dem Verlangen der Gegenwart äußerst entfernt. Bei aller Hochschätzung der Wissenschaft sind wir doch von dem Aberglauben an ihre Bedeutung für die Begründung einer „Weltanschauung", für eine Einsicht in den Sinn des Seins und die Leitung des Lebens sehr abgekommen. Was Kant als

Philosoph der Wissenschaft dem neunzehnten Jahrhundert war, kann er unsrer verwandelten Sehnsucht nicht sein.

Jene Beschränkung der Aufgabe der Philosophie auf die Erkenntnistheorie der Wissenschaften sowohl bei Kant wie im neunzehnten Jahrhundert hat nun aber ihre Vorbedingung darin gehabt, daß dasjenige verworfen wurde, worin man sonst in allen großen philosophischen Epochen die Aufgabe der Philosophie sah und worin auch wir Heutigen sie wieder sehen. Diese Aufgabe der Philosophie muß, ihrer Bedeutung und ihrer Würde entsprechend, eine unmittelbare, kann nicht eine nur am Leitseil der Wissenschaften sich begründende sein. Solche unmittelbare Aufgabe hatte die Philosophie stets — die Gegenwendung bei Kant und im neunzehnten Jahrhundert verrät es — als „Metaphysik", worin sich dann zugleich auch die ganze Fülle „weltanschaulichen Gehaltes" und die Strenge szientifischer Methodik vereinigt. Metaphysik ist, wie Aristoteles sie nannte, die „erste Philosophie". Ihr hat sich darum, wie allenthalben an zahllosen Zeichen sehr deutlich ist, auch das Verlangen der Gegenwart wieder zugewandt.

Die wesentlichste negative Absicht der Kritik der reinen Vernunft aber und die Vorbedingung jener Beschränkung der Aufgabe der Philosophie auf die Erkenntnistheorie der Wissenschaften, sowohl bei Kant wie im positivistischen Kantianismus des neunzehnten Jahrhunderts, war die Behauptung von der Unmöglichkeit der Metaphysik.

Tiefer noch klafft damit die Antithese der Gegenwart zu Kant auf, die denn zuletzt auch sogar in der sich am entschiedensten nach Kant benennenden Schule der jüngeren Vergangenheit, der Schule Hermann Cohens zutagegetreten ist: wo Nicolai Hartmanns „Metaphysik der Erkenntnis" (1921) sogar von der Erkenntnistheorie selber aus einen sogar als notwendig behaupteten Weg zur Metaphysik sucht (wie überhaupt die „Transzendenz der Erkenntnis" selber und als solcher, etwa in dem so betitelten Buche von Ed. Landmann, 1923, eine Einsicht der Gegenwart ist).

Nun meint allerdings Kant, die Unmöglichkeit der Metaphysik b e w i e s e n zu haben. Und die Argumente dafür, oder besser d a s Argument — denn es ist nur eines — bleibt auch heute beachtenswert. Immerhin sind die Beweise bei derartigen Stellungnahmen nicht das Primäre. Hinter allen Beweisen steht oder ihnen zugrunde liegt immer etwas, das sich etwa als eine allgemeine Gestimmtheit, eine in diesem Falle also feindselige Fühlensgestimmtheit gegen die Metaphysik bezeichnen läßt.

Wir finden sie im positivistischen Neukantianismus des neunzehnten Jahrhunderts: bei Richard Avenarius ebenso wie bei Hermann Cohen, dem sogar das Wort Metaphysik wie die Namen der Metaphysiker (Aristoteles, Spinoza, nachkantische Spekulation) zu den Symbolen aller Verruchtheit

wurden; und bei Aloys Riehl, der gelegentlich warnte, man dürfe sich nicht von dem hier dann also freilich doch bemerkten „ästhetischen Zauber" der metaphysischen Systeme betören lassen. Das klingt schon an die Meinung Fr. A. Lange's von der Metaphysik als bloßer „Begriffsdichtung" an, die bei ihm allerdings mehr als bloß ästhetische, ja, die sogar religiöse, aber doch immer nur subjektive Bedeutung hat. Dafür sahen Andre in dem, was jener Zeit das Prototyp aller Metaphysik war, den Spekulationen Hegels, nichts als „öde Begriffskonstruktionen".

Zusammengefaßt behauptet alle diese feindselige Fühlensgestimmtheit gegen die Metaphysik einen Mangel an Gediegenheit, an Solidität, an szientifischer Strenge in den metaphysischen Bestrebungen, die der Mensch unternehmen kann: eben deshalb setzte man ihnen das Ideal der „wissenschaftlichen Philosophie" im doppelten Sinn entgegen.

Genau die gleiche allgemeine Fühlensgestimmtheit gegen die Metaphysik drückt sich nun auch bei Kant aus. Schon in seiner Jugend sind auch ihm die vermeintlichen Erkenntnisse der Metaphysik nichts als „Erdichtungen", „Hirngespinste", „bloße Träume" und „Blendwerke", selbst wenn sie sich, wie es später heißt, „mit den Titeln und Bändern der Mathematik auszuschmücken" und so zu „strotzen" pflegen. Der Vernunftkritik gelten sie als „trüglicher Schein", „Täuschungen" und „leere Vernünfteleien", die nur „vorgaukeln", „wonach jeder vergeblich hascht". Die gesamte Metaphysik ist eine „falsche Kunst" und „eitle Weisheit", die „auf nichts als Geschwätzigkeit hinausläuft", deren „Spinneweben zerreißen" und „sich in lauter Dunst auflösen". Immer „schwamm Metaphysik oben auf wie Schaum, doch so, daß, so wie der, den man geschöpft hatte, zerging, sich sogleich ein andrer auf der Oberfläche zeigte, den immer einige begierig aufsammelten, wobei andere, anstatt in der Tiefe die Ursache dieser Erscheinung zu suchen, sich damit weise dünkten, daß sie die vergebliche Mühe der ersteren belachten".

Wie im neunzehnten Jahrhundert aber diese allgemeine Fühlensgestimmtheit gegen die Metaphysik nicht nur die Meinung Einzelner, sondern die des ganzen Zeitalters ist, so drückt sich auch in jenen Charakterisierungen Kants die Denkart seiner Epoche aus. Wie dem neunzehnten Jahrhundert die Spekulation Schellings und Hegels, so ist dem achtzehnten der Leibnizianismus das Prototyp der Metaphysik: Leibniz' System der Monaden jedoch wird auch von Friedrich d. Gr. (in seiner Schrift über die deutsche Literatur) ein „philosophischer Roman" genannt; und Herder spricht von dem „Monaden-Poem" und von seinem Verfasser als dem „Dichter in der Metaphysik".

Die darin liegende Abweisung der Metaphysik, wenigstens als einer „Wissenschaft", könnte man nun, sowohl im neunzehnten wie im achtzehn-

ten Jahrhundert, als eine Art „Reaktion“ auffassen, die sich auf den beide Male vorangegangenen Überschwang metaphysischen Philosophierens hin eingestellt habe. Dieses wäre nämlich dabei, nach zunächst wohl heftigen, aber vergeblichen Anstrengungen, in der Aufstellung seiner Resultate mindestens zu voreilig gewesen, sodaß man die — jetzt übersteigerte — „Reaktion“ dann zugleich als „Resignation“ zu deuten hätte. Als eine Art Mutlosigkeit also, die sich nun nicht anders vor sich selber zu retten gewußt habe, als indem sie die Trauben für sauer erklärte.

Resignation aber, Mutlosigkeit, dürfen uns doch wohl als ein Ausfluß von Schwäche gelten: der Verzicht hat etwas Greisenhaftes, das der Jugend nicht ansteht. Die Jugend *nimmt* die Hindernisse, die sich ihr entgegenstellen.

Begründeter ist damit noch der Widerspruch einer Zeit, die alles von ihrer Jugend hofft, gegen Kant und den Kantischen Verzicht auf Metaphysik!

Eben hier stellen sich nun aber doch auch Bedenken ein. „Resignation“ kommt gewiß erst einem über die früheste Jugend hinausgelangten Alter zu. Aber eine gewisse „Resignation“, ein Bewußtsein von der Begrenztheit alles menschlichen Seins und Erkennens ist doch nicht nur greisenhaft. Oder vielmehr: das „Greise“ ist auch das „Weise“. Das Alter zeichnet „Reife“ aus, während die Jugend, auch die Begeisterung, auch sogar die Tatfreudigkeit und selbst die Tatkraft der Jugend, etwas qualitativ „Leeres“ hat.

Selbst wenn also der Kantische Verzicht auf Metaphysik bloßer Resignation entstammt: darf man diese darum im negativen Sinne nur „greisenhaft“ nennen?

Dazu kommt aber etwas Weiteres: Kant ist zu seinem Verzicht auf Metaphysik nicht etwa leichten Herzens gelangt. Bis tief in sein Mannesalter hinein ist, so früh sich auch schon die Ablehnungen aller metaphysischen „Träume“ finden, sein ganzes philosophisches Streben von metaphysischen Anstrengungen erfüllt gewesen. In den Träumen eines Geistersehers berichtet er: er „habe das Schicksal, in die Metaphysik verliebt zu sein, ob er sich gleich von ihr nur selten einiger Gunstbezeugungen rühmen könne“. Und wie sehr sich hinter diesem Tone des Rokoko, dem der platonische Eros sich in das Verhältnis zu einer spröden Schönen verwandelt zu haben vorgibt, eine höchst ernsthafte Gesinnung verbirgt, zeigt die Vernunftkritik. Auch ihr ist die Metaphysik noch immer „eine der wichtigsten Angelegenheiten der Vernunft“, „eines der wichtigsten Stücke unserer Wißbegierde“, ja, „wegen der vorzüglichen Wichtigkeit ihres Gegenstandes“ — wie man sie seit Alters bezeichnet hatte — die „Königin aller Wissenschaften“, deren „Würde“ „den Wert aller anderen menschlichen Wissenschaft weit unter sich

läßt", „indem sie die Grundlage zu unseren größesten Erwartungen und Aussichten auf die letzten Zwecke, in welchem alle Vernunftbemühungen sich endlich vereinigen müssen, verheißt". „Mathematik, Naturwissenschaft, selbst die empirische Kenntnis des Menschen haben einen hohen Wert als Mittel größtenteils zu zufälligen, am Ende aber doch zu notwendigen und wesentlichen Zwecken der Menschheit, aber alsdann nur durch Vermittlung . . . . der Metaphysik." Auch sogar der „Mathematiker" also, vor dessen Tun doch grade Kant so sehr hohe Ehrfurcht hatte, „gäbe um die Auflösung der philosophischen [d. h. metaphysischen] Fragen gerne seine ganze Wissenschaft dahin; denn diese kann ihm doch in Ansehung der höchsten und angelegensten Zwecke der Menschheit keine Befriedigung verschaffen".

So behauptet die Vernunftkritik ein metaphysisches Bedürfnis als „Naturanlage" des menschlichen Geistes, als „nicht etwa beliebig Erdachtes", „nicht willkürlich oder mutwilliger Weise Angefangenes" und darum auch „nicht Abzuweisendes", was auch immer man unternehme, „um den beschwerlichen Ruf zu übertäuben". „Daß der Geist des Menschen metaphysische Überlegungen einmal gänzlich aufgeben werde, ist ebensowenig zu erwarten, als daß wir, um nicht immer unreine Luft zu schöpfen, das Atemholen ganz und gar einstellen würden."

Und nicht nur notwendig im Sinne von „unvermeidlich" ist als ein „natürlicher Hang" die „nie erlöschende Neigung", die „niemals erlöschende Hoffnung" auf Metaphysik: sie ist auch „unentbehrlich": „Mathematik, Naturwissenschaft, Gesetze, Künste, selbst Moral etc. füllen die Seele noch nicht gänzlich aus; es bleibt immer noch ein Raum in ihr übrig, der für die bloße reine und spekulative Philosophie abgestochen ist und dessen Leere uns zwingt, immer wieder metaphysische Fragen zu tun." Wie die Metaphysik „älter ist als alle übrigen" Wissenschaften, so würde sie auch bleiben, „wenngleich die übrigen insgesamt in dem Schlunde einer alles vertilgenden Barbarei gänzlich verschlungen werden sollten". Sie ist „eine der menschlichen Vernunft unentbehrliche Wissenschaft, von der man wohl jeden hervorgeschossenen Stamm abhauen, die Wurzel aber nicht ausrotten kann".

So hoch dachte Kant von der Metaphysik, die er anderseits dann doch als unmöglich und deren sämtliche Versuche er als bloßes leeres Blendwerk und Schaumgebläse verwirft. Der „Indifferentismus", wie ihn der „Modeton des Zeitalters" mit sich brachte, gilt ihm als „die Mutter des Chaos und der Nacht in Wissenschaften". Wenn also die Ablehnung der Metaphysik auch aus „Resignation" geboren sein sollte, so ist doch die „Resignation" jedenfalls kein leichtherziger oder gar greisenhaft-müder Verzicht, sondern die schließliche Entladung einer mit ungeheurer metaphysischer Leidenschaft angefüllt gewesenen und noch immer, fortdauernd, angefüllten Seele.

Daß die Ablehnung dennoch wirklich aus bloßer Resignation stammt, wird dann freilich auch noch weiter bestätigt — aber nur in einer Weise, die zugleich sogar noch gesteigert die wilde Dynamik des Ursprungs bezeugt.

Man weiß, daß geschichtlich die kritische Philosophie ihre Herkunft aus Kants Beschäftigung mit den Problemen genommen hat, die in der Vernunftkritik als die sogenannte „Antinomie“ erhalten geblieben sind: einem „Gedränge von Gründen und Gegengründen“ für widersprechende und hierbei unentscheidbare metaphysische Sätze, die Kant lange Zeit wirklich in einem „schwankenden Zustande der Ungewißheit“, „einem Chaos der Ungewißheit“ gehalten haben: Kant hat sich wirklich in der „Dunkelheit“ der „Maulwurfsgänge einer vergeblich“, wenn auch „mit guter Zuversicht auf Schätze grabenden Vernunft“ herumgeschlagen, wo ein „trüglicher Schein“, „der unaufhörlich zwackt und äfft“, „uns in die Irre führt“, ja, macht, daß wir uns — „es scheint beinahe belachenswert“ — „beständig auf derselben Stelle herumdrehen, ohne einen Schritt weiter zu kommen“. Ein „Mißverstand der Vernunft mit sich selbst“, eine „Veruneinigung der Vernunft mit sich selbst“ scheint vorzuliegen; die Vernunft scheint „mit sich selbst entzweit“, „mit sich selbst zerrüttet“ zu sein; „Gifte, welche sich in unseren eigenen Säften erzeugen“, lassen uns überall „Fratzen“ entgegengrinsen und zwingen uns, auf ewig diesen „Stein des Sisyphus zu wälzen“.

So wird die Metaphysik — mit einem Bilde, das Kant immer wieder und in der mannigfaltigsten Weise ausführt —, zu einem „Kampfplatz endloser Streitigkeiten“, zu einem „Kampfplatz nimmer beizulegender Fehden“, einer „Bühne des Streits“. Wenn aber dann diesem „inneren Krieg“, dieser „völligen Anarchie“, diesem „anarchischen Unfug einer unbegrenzten Philodoxie“ gegenüber Kants Herz nun in leidenschaftlichem „Friedens“-Verlangen aufbegehrt, nach einem „Richter“ und „Gesetzgeber“, einem „dauerhaft ruhigen Regiment“, „den wohltätigen Einflüssen einer festen Regierung“ ruft, die „Frieden und ruhigen Besitz“, „einen in alle Zukunft niemals mehr anzufechtenden Besitz“ verbürgt, so ist, mag sich das dann auch in völligem Verzicht auf Metaphysik ausdrücken, die darin vielleicht zu sehende „Resignation“ doch eine „Resignation“ besonderer Art.

Gewiß wird man von Resignation sprechen können, wenn von hier aus die „Ansprüche“ der Metaphysik zunächst zu bloßen „Anmaßungen“ der „Arroganz“, des „Eigendünkels“, zu bloßer „Großsprecherei“, „Großtun“, „Sichaufblähen“ werden, da die ganze „Pracht der Vernunftbehauptungen“ — schon früh hat Kant ihrem „Gepränge“ mißtraut — mit ihrem „gravitätischen Gang“ dann weiterhin doch nichts (um das Bild von dem „Kampfplatz“ wieder aufzunehmen) als ein „Kinderspiel“, ein bloßes „Spielgefecht“ ist, wo es lauter „Luftstreiche“ setzt, die Parteien lediglich

„Luftfechter“ sind, „die sich mit ihren Schatten herumbalgen . . . . sie haben gut kämpfen: die Schatten, die sie zerhauen, wachsen wie die Helden in Walhalla in einem Augenblicke wiederum zusammen, um sich aufs neue in unblutigen Kämpfen belustigen zu können“. Der Boden der Metaphysik „trägt keinen Kämpfer in seiner ganzen Rüstung und mit Waffen, die zu fürchten wären“.

Gewiß ist es Resignation, wenn Kant, der als Dreißigjähriger in der Vorrede zur Allgemeinen Naturgeschichte und Theorie des Himmels gesagt hatte: „Ich habe auf eine geringe Vermutung eine gefährliche Reise gewagt und erblicke schon die Vorgebirge neuer Länder“ — in der Vernunftkritik der Metaphysik, wie sie ihm schon früher zu einem „bodenlosen Abgrund“ und einem „finsteren Ozean ohne Ufer und Leuchttürme“ geworden war, nur noch einen „weiten und stürmischen Ozean“ nennt, „wo manche Nebelbank und manches bald wegschmelzende Eis neue Länder lügt und, indem es den auf Entdeckungen herumschwärmenden Seefahrer unaufhörlich mit leeren Hoffnungen täuscht, ihn in Abenteuer verflechtet, von denen er niemals ablassen und sie doch auch niemals zu Ende bringen kann“, sodaß er, „unter den immer trüglichen reizenden Aussichten“ in die metaphysische Welt, „doch am Ende genötigt“ ist, selbst den „letzten Anker einer phantasiereichen Hoffnung wegzunehmen“.

Es ist ohne Zweifel „Resignation“, die aus Kants Verzicht auf Metaphysik spricht, aber eine aus so ungeheurer wilder Gewalt eines leidenschaftlichen Herzens geborene, schwersten Kämpfen abgerungene „Resignation“, daß sie doch schwerlich berechtigen kann, den philosophischen Ausdruck solcher Lebensfülle schon deshalb abzulehnen, weil diesem Verzicht auf „Metaphysik“ „metaphysischer Gehalt“ fehle. Daß die Gegenwart sich der Metaphysik wieder zu- und von Kant also abgewandt habe, soll nicht geleugnet werden; aber fraglich scheint, ob man dies, falls es nichts weiter als Symbol des Verlangens nach „metaphysischem Gehalt“ der Philosophie ist, gutheißen kann.

Darüber hinaus ist aber Kants Verzicht auf Metaphysik doch auch nur zum Teil bloße „Resignation“.

Wir haben diese bisher nur als zugleich eine „Reaktion“ auf metaphysischen Überschwang vorangegangener Zeitalter kennen gelernt. Man findet sie nicht weniger aber als eine auch schon von vornherein vorhandene und da dann nicht nur verzichtende, sondern da sogleich in gewisser Weise feindselige Abneigung — wenn auch vielleicht in dieser Form nicht bei solchen, die überhaupt Philosophen sind: wohl jedoch bei Kaufleuten, Ingenieuren, Offizieren, Staatsmännern usw., also „Praktikern“ aller Art; oder auch bei empirischen Wissenschaftlern (Physikern, Historikern), die konkrete

Einzelaufgaben vor sich haben. Ihnen allen scheinen die metaphysischen Systeme oft etwas seltsam „Irreales“, „Lebensfremdes“ — ein Urteil, das nun ferner aber auch mit dem — beim ersten Anblick als ganz anders geartet anmutenden — Urteil vieler Künstler zusammentrifft, für die Goethes bekannter Spruch paradigmatisch sein mag: „Ein Kerl, der spekuliert, Ist wie ein Tier auf dürrer Heide, Von einem bösen Geist herumgeführt, Und rings umher liegt grüne Weide.“ Den Künstlern scheinen die metaphysischen Systeme nicht sehr viel anders als jenen ersten Gruppen der bunten Fülle des Lebens, also auch in gewisser Weise der „Realität“ zu ermangeln. Ich brauche kaum darauf hinzuweisen, daß diese Charakterisierungen endlich aber auch ganz dieselben sind, wie wir sie bei manchen Philosophen als Vorwurf fehlender „Solidität“, „Gediegenheit“ fanden — nur daß dies da doch erst aus „Reaktion“ und „Resignation“ hervorzugehen pflegt.

Dies letztere führt übrigens (worauf ich bisher noch nicht aufmerksam gemacht habe) in eigentümlicher Verbindung mit den eben genannten Vorwürfen auch zu den scheinbar entgegengesetzten, die wir ebenfalls schon bei Kant kennen lernten: der „Anmaßung‘, „Arroganz“ usw. Scheinbar ist das ein Widerspruch, da einmal der Metaphysik also ein zu grobes, plumpes Benehmen und anderseits eine farblose Blässe und inhaltlose Luftigkeit anbehauptet wird. Ersichtlich können sich aber — auch ausdrucksmäßig etwa in dem Worte „Verstiegenheit“ — beide Vorwürfe vereinigen: jeder Versuch zur Metaphysik sei grobe, plumpe Anmaßung, das Resultat aber leerer Schaum (und sogar ist es nicht einmal nötig, die Einstellung und das Ergebnis zu trennen: von beiden lassen sich beide Charakterisierungen ohne Widersinn aussagen).

Immerhin werden die Praktiker usw. eher den Mangel an „Realität“, „Solidität“ betonen. Obwohl auch bei ihnen manchmal das scheinbar Entgegengesetzte damit verbindbar sein, mancher von ihnen auch aus einer Art von Keuschheit und Scheu von metaphysischem Verlangen abgehalten werden mag, dem nachzugehen ihm dann zugleich als „grobe, plumpe Anmaßung“ und als „irreal“, „unsolid“ vorkommen kann.

Damit aber sind wir in die Nähe eines weiteren menschlichen Typus geraten, dem nun ebenfalls beide Arten von Prädikaten der Metaphysik möglich sind, dem jedoch umgekehrt zu den Abneigungsgründen der „Praktiker“ usw. die Behauptung der „Anmaßung“ im Verhalten des Metaphysikers das Erste sein wird.

Man könnte die Gesinnung der „Praktiker“ usw. möglicherweise (obwohl es da ja auch dann Übergänge gibt) als eine sozusagen nur „empirisch“ gerichtete nehmen. Der jetzt zu besprechende menschliche Typus ist dann ganz anders: ist ein solcher, der sich im höchsten Grade „metaphysisch

verbunden“ fühlt und dennoch gegen alle „Metaphysik“ feindselig gestimmt bleibt: der Typus des religiösen Menschen, für den Luther und Luthers Zorn auf die „Hure Vernunft“ paradigmatisch sein mag. Das, was bei Luther „Glaube“ heißt, stellt hier die Verbindung mit dem „Metaphysischen“ her. Aber dies „Metaphysische“ „erkennen“ zu wollen, scheint solchen Menschen eine schon gradezu „blasphemische“ „Anmaßung“, ein ungeheurer „Frevel“, nämlich eine Verletzung des „Numinosen“ und so jedenfalls „irreligiös“.

Sehr viel tiefer muß es von hier aus schlechthin absurd vorkommen, jede Ablehnung von „Metaphysik“ als auch allen „metaphysischen Gehaltes“ bar zu behaupten und die Kantische Philosophie schon ihrer Anti-Metaphysik-These wegen zu verwerfen.

Freilich: daß diese Anti-Metaphysik-These auch bei Kant — über das Resignative hinaus — auch aus religiöser Lebenshaltung stamme, wird doch schwerlich zu vermuten sein. Grade Kant pflegt doch in religiösen Dingen als einerseits nur „moralistisch“, anderseits nur „aufklärerisch“ zu gelten. Das allerdings dem bedenklich entgegenstehende Wort aus der Vorrede zur zweiten Auflage der Kritik der reinen Vernunft, worin Kant selber auch grade seine Anti-Metaphysik-These damit begründet, er habe „das Wissen aufheben müssen, um zum Glauben Platz zu bekommen“, wird von den meisten Kant-Interpreten stets als ein solches hingestellt, dessen Bedeutung man nicht übersteigern dürfe.

Nun ist es zwar neuerdings modern geworden, Kant mit dem Protestantismus, mit Luther, ja mit Eckhart in Verbindung zu bringen. Daß Kant aber (was auch von diesen besonderen geschichtlichen Relationen des näheren zu halten sei) seinem gesamten Wesen nach zutiefst in religiösem Erleben gründe, daß seine Philosophie hierin ihren eigentlichen Kern und ihre Wurzel habe: das ist eine These, für die man von der Gegenwart zwar einige Empfänglichkeit erwarten, die man aber nichts weniger als etwa schon angenommen meinen darf; ja, die auch, wenn sie dereinst mit aller Strenge eines „Beweises“ vorgelegt wird, noch auf sehr starke Widerstände zu stoßen Aussicht hat.

Ich habe, als vorhin von Kants allgemeinem Verhältnis zur Metaphysik die Rede war, es für richtig gehalten, — über das in einem Vortrag sonst Angängige hinaus —, Kant mit zahlreichen eigenen Worten zu Ihnen sprechen zu lassen. Meine Absicht war: Ihnen so einen Kant sinnfällig vorzustellen, der doch wesentlich anders aussieht, als man ihn meist zu vermuten pflegt: nämlich vor allem nicht als einen bloßen „Denker“, sondern als einen „Menschen“ mit wildem, leidenschaftlichem Herzen, dessen bebender Pulsschlag auch in dem Gliederbau seines „Systems“ für den, der hören kann, vernehmlich klopft. Gerade weil ich das vorhin auch unter Anführung sehr lebendiger

eigener Worte Kants getan habe, darf ich mir jetzt die Freiheit erbitten, die Behauptung von dem religiösen Grunde, aus dem die gesamte Kantische Philosophie erwachsen ist, nur einfach aufzustellen, da der eingehende Nachweis heute und hier ja doch selbstverständlich nicht zu erbringen ist.

Tiefer aber steht damit der „metaphysische Gehalt“ des „antimetaphysischen“ Kant vor uns: aus religiösem Grunde stammt — über alle „Resignation“ hinaus, die nur das zunächst Vorscheinende ist — der Verzicht auf Metaphysik, die auch für Kant vor allem Verletzung des Numinosen wäre; aus religiösem Grunde stammt, im Zusammenhange damit, das Bewußtsein, in allem Irdischen nur auf dem schwankenden Boden einer scheinhaften Welt zu stehen, umschauert von den Geheimnissen höherer Macht, die um uns und in uns wirkt; aus religiösem Grunde stammt schließlich die dennoch und von hier aus sich aufrichtende Einsicht, die uns in allem Irdischen auf nur diese Erde, das dann allein „fruchtbare Bathos der Erfahrung“ verweist: das hat nichts mit dem billigen Optimismus der Leute zu tun, die schon im achtzehnten, mehr noch im neunzehnten Jahrhundert alles „Jenseits“ einfach leugneten und nun frisch-fröhlichen Mutes das „Paradies auf Erden“ zu begründen versprachen. Die „weltanschauliche“ Stimmung der Kantischen Philosophie ist durchweg vom Mysterium des Numinosen umraunt — sollte eine solche aber, und weit mehr als es sogar auch schon von der Reife, Schwere und Fülle bloßer Resignation aus zu sagen war, nicht auch für uns noch verehrungswürdig und vielleicht selbst vorbildlich sein? Faktisch hat die Gegenwart sich von Kant abgewandt; aber: kann man es gutheißen?

Immerhin ist nun hier jedoch auch ein Einwand möglich. Auch Goethe, der doch nicht weniger als Kant das „Geheimnis“ ehrte und von der „Begrenztheit“ alles menschlichen Seins und Tuns tief durchdrungen war, sprach das doch nur etwa in der Weise aus, daß er mahnte, man müsse zufrieden sein, „das Erforschliche erforscht zu haben und das Unerforschliche ruhig zu verehren“. Auch er wußte, wie sehr all unser Wissen nur „Stückwerk“ ist, aber es galt ihm doch wenigstens als „Stückwerk“, als doch nicht völlig abgeschnitten von jedem „metaphysischen“ Wissen, sondern auch schon irgendwie, wenn auch in noch so engen Grenzen, daran teilhabend. Warum ist Kant so radikal? Warum reißt er unser irdisches Wissen von jeder Möglichkeit irgendwelcher metaphysischen Bedeutung so schlechthin los?

Mit der Beantwortung dieser Frage treten wir in einen neuen Abschnitt ein, der nun doch auch wieder die Wendung für das Urteil über das Verhältnis der Gegenwart zu Kant bringt. Und zwar dadurch, daß die jetzige Frage sich nur dann beantworten läßt, wenn wir sie nicht mehr nach dem Vorliegen „weltanschaulichen Gehaltes“ in der Kantischen Philosophie und schließlich deren Verwurzelung in sogar religiösen Gründen überhaupt,

sondern nach der spezifischen Art der Kantischen, der grade Kantischen Weltanschauung stellen.

Wie ich anfangs erwähnte, pflegt man als das Zentrum der Kantischen Weltanschauung, wenn man überhaupt dergleichen bei Kant zu finden hofft, höchstens seine Moralphilosophie anzusehen. Diese behauptet nun als sozusagen das moralische „Urphänomen" das Faktum der „Pflicht", des „Pflichtgebots", des puren, nackten „Du sollst", das zwar faktisch immer ein besonderes, bestimmtes „Du sollst" ist, bei dessen „reiner" Erfassung man aber nach Kant von allem „Inhalt" abzusehen, das man zunächst nur ganz „formal" als „inhaltloses Gesolltsein überhaupt" zu nehmen hat. Man hat — neben andren und auch wesentlich gegründeteren Vorwürfen — in dem „Kategorischen Imperativ" zuweilen nichts als eine Art übler „Schulmeisterei" gesehen: ich kann hier nicht ausführen, daß dieser (manchen Kantianern gegenüber freilich sehr rechtmäßige) Vorwurf an dem Wesen der Kantischen Stellung völlig vorbeitrifft. Umsomehr vorbeitrifft, als in Wahrheit — was ich hier freilich auch nicht ausführen kann — das Zentrum der gesamten Kantischen Philosophie überhaupt nicht seine ethische, sondern religiöse Haltung, und die Ethik nur ganz vordergründig und nur darum oder nur insofern der mittelste Ausdruck der Kantischen Weltanschauung ist, als in ihr der religiöse Gehalt am sinnfälligsten sichtbar wird. (Wenn man — in gewissem Sinn mit Recht — umgekehrt Kants Auffassung der Religion „moralistisch" nennt, so bemerkt man nicht, daß sie dies zwar ist, aber es nur deshalb ist und nur deshalb sein kann, weil zunächst Kants Auffassung der Moral religiösen Charakter hat.)

Das kann ich hier also nicht ausführen. Daß jedoch jene subalterne Deutung der Kantischen Ethik als eines Ausdrucks von „Schulmeisterei" falsch ist, mag man schon aus dem einen sehr merkwürdigen Lehrstück dieser Ethik sehen, wonach das „moralische Urphänomen" des „Du sollst" uns nur darum als solches „Du sollst" erscheint, weil wir als empirische Wesen nicht „reine Vernunftwesen", sondern zugleich in die „Natur" eingebettet, durch „Sinnlichkeit" „beschränkt" sind: wären wir „reine Vernunftwesen", oder vielmehr: soweit wir es sind, insofern wir es sind, — also für unser „eigentliches" „Ich"; für das, was Kant unser „intelligibles Ich" nennt — ist das, was sich uns jetzt als „Du sollst" darstellt, in Wahrheit ein „Ich will".

Damit stoßen wir auf den Kern der spezifisch Kantischen als grade der Kantischen Weltanschauung — ihren Kern auch in der theoretischen Philosophie. Gewiß ist diese nur „Erkenntnistheorie": sie ist nichtsdestoweniger zugleich Ausdruck eines sogar äußerst intensiven „weltanschaulichen Gehaltes".

Kant selbst hat seine theoretische Philosophie auf die Formel der

„Kopernikanischen Drehung“ gebracht: bisher habe man gemeint, im Erkennen müsse sich die Erkennntnis nach den Gegenständen der Erkenntnis richten, während sich in Wahrheit auch da die Dinge nach uns zu richten hätten.

Für alle Erkenntnis liegen in uns gewisse „Formen der Erkenntnis“ bereit, die einem an sich sehr indifferenten, gleichgültigen, bedeutungslosen „Material“ (das freilich hinzukommen muß) übergeworfen werden.

Kant begreift überhaupt alles „Erkennen“ als eine Art „Formen“, eine Art Bilden, Gestalten, bei dem es nur sehr wenig auf den zu formenden Stoff, sehr viel dagegen auf die Prinzipien des Formens ankommt.

Auch sogar die Spezifikation des ja stets besonderen, bestimmten Erkennens ist zum weitaus größten Teil auf Rechnung der eben auch schon immer spezifischen „Formen der Erkenntnis“ zu setzen.

So faßt Kant seine Lehre in dem berühmten Satze zusammen — der in den mannigfaltigsten Formulierungen die Kritik der reinen Vernunft und die Prolegomena durchzieht —: daß „der Geist der Natur ihre Gesetze vorschreibe“, daß wir dem bloßen Material seine gesamte Struktur diktieren und so die „Dinge“ als eigentliche „Dinge“ erst „erschaffen“, „erzeugen“. Auch, was man „Erfahrung“ nennt, ist kein „Gegebenes“, von uns nur „Hingenommenes“, sondern ein jeweils von uns „Erschaffenes“, „Erzeugtes“.

Eine ungeheure Suprematie des „Ich“ über die „Welt“ ist es, was sich hier „weltanschaulich“ bezeugt. Ein Sichemporrecken des Geistes in uns, der sich nun nicht mehr als „Knecht aller Dinge“, sondern als „freier Herr aller Dinge“, ja, ihren Schöpfer, ihren Erzeuger weiß.

Hier erst rühren wir auch an den tiefsten Grund der Kantischen Verwerfung der Metaphysik. Aristoteles hat diese — die „erste Philosophie“ — als die Erkenntnis des „Seienden als solchen und des ihm an sich Zugrundeliegenden“ bestimmt. Sie hat also zu begreifen, was „ist“, hat demnach das „Seiende als Seiendes“ schon vorauszusetzen und es dann nur echt und schlicht zu „erkennen“. Eben hiergegen lehnt Kant sich auf: wie er in der Ethik nicht an sich seiende „Werte“, Wertverhältnisse, Wertzusammenhänge als etwas „Daseiendes“ kennt, in das wir nur hinein- und dem wir gegenübergestellt sind, sondern als das „moralische Urphänomen“ das inhaltlose „Du sollst“ ansieht, das in Wahrheit ein „Ich will“ ist und alle „Inhalte“ des Sollens (alles jeweils Gesollte) erst hervorbringt, aus der puren „Form“ des Gesolltseins erst produziert, erzeugt, schafft, so soll in der theoretischen Philosophie alles Erkennen ein Zeugen, Schaffen, alle „Inhalte“, d. h. „Gegenstände“ erst Hervorbringen sein.

Damit ist der spezifische weltanschauliche Charakter der Kantischen Philosophie wenigstens in seinem Zentrum einigermaßen begriffen, wie er nun

auch im Kantianismus mehr oder minder stets lebendig gewesen ist: sowohl dem älteren, der unmittelbar an Kant anschloß und vor allem in Schiller und Fichte seine höchsten Gipfel hat, wie auch dem jüngeren seit der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts. Es ist der spezifische weltanschauliche Gehalt der Kantischen Philosophie, der sich etwa bei Schiller bezeugt, wenn er an Wilhelm von Humboldt schreibt: „Im Grunde sind wir doch alle Idealisten und würden uns schämen, anzuerkennen, daß wir uns nach den Dingen richten sollen, anstatt daß die Dinge sich nach uns richten sollen".

Freilich, wenn man genauer zusieht, so ist doch zwischen dieser Lebensstimmung Schillers und der sehr verwandten Fichtes, wie erst recht dann der alles späteren Kantianismus und derjenigen Kants selber auch ein Unterschied.

Eigentlich muß man es doch als das Dokument einer ungeheuren Hybris des menschlichen Geistes bezeichnen, wenn auch sogar sein „Erkennen" als ein „Schaffen" aller Dinge gedeutet werden soll. Eine Hybris, die schwer zusammengeht mit dem doch anderseits so deutlichen Bewußtsein von der Begrenztheit alles unsren Erkennens, sowohl, soweit diese nur aus Resignation, wie gesteigert, soweit sie aus religiöser Demut stammt.

In der Tat darf man das Bewußtsein des Zeugertums nicht zu dünn, zu leicht, zu sehr „gradeswegs" nehmen, wie es freilich für allen späteren Kantianismus, selbst auch schon den Schillers und Fichtes, charakteristisch ist.

Eine gewisse Eingeschränktheit hat das „Zeugertum" schon darin, daß neben der „Spontaneität" der Erkenntnis-„Formen" auch noch ein „rezeptiv" empfangener, von außen „gegebener" „Stoff" notwendig sein soll (und daß dann sogar die Art, wie wir diese „Materie" aufnehmen — nämlich als in Raum und Zeit ausgebreitet, was Kant als trügerisch gilt — den Grund dafür abgibt, weshalb die mit ihrer Hilfe von unsrem Geiste aufgebaute Welt eine nur phänomenale, zwar regelmäßig geordnete, aber doch immer nur scheinhafte ist). Diese Lehre von der „Affektion" durch „Dinge an sich" führt gedanklich zu Schwierigkeiten, die denn auch in beinahe allem Kantianismus zur Aufgabe dieser Theorie geführt haben. Was Kant veranlaßt hat, daran festzuhalten — obwohl sich auch bei Kant selbst manches findet, das in andre Wege weist —, dürfte nicht nur, wie man gewöhnlich meint, in der geschichtlichen Herkunft Kants, sondern vor allem in seiner Scheu vor eben dem Hybriden eines ganz uneingeschränkten Zeugertums liegen, die ihn dann ja auch Fichtes Transzendentalismus als etwas beinahe Gespenstisches ablehnen ließ.

Wichtiger aber ist noch etwas andres, das in *seiner ganzen Fülle* freilich von allem Kantianismus, oder jedenfalls dem jüngeren, noch gar nicht erkannt ist: jenes scheinbar Hybride würde der Kantischen Philo-

sophie mit Recht nachgesagt werden können, wenn jenes absolute Schöpfertum für den empirischen Menschen in Anspruch genommen würde. Die eigentlich tätigen Kräfte des Erkennens sollen aber nicht dem empirischen Ich, sondern einem Etwas zugesprochen werden, das hinter allem empirischen Ich, geheimnisvoll *in* ihm, weil zunächst weiter zurück, in empirisch also „Unbewußtem", „Unterbewußtem", „Vorbewußtem" und sogar prinzipiell niemals ins Bewußtsein zu fallen Fähigem wirkt.

Damit erst rühren wir an den eigentlich letzten „metaphysischen Gehalt" der Kantischen Philosophie: das Bewußtsein der Souveränität des über die Welt erhabenen Ich, das aber dennoch, soweit wir es kennen, nur *in* dieser Welt, auf ihrem schwankenden Grunde steht, und das doch zugleich der Schöpfer dieser Welt ist, nur daß dies da nichts uns Bekanntes, sondern geheimnisvolle Kräfte und Mächte in uns oder besser noch „hinter uns" — nicht mehr „vor" uns, in der „Welt", sondern „hinter uns" — sind. Das Bewußtsein, auf scheinhaftem Grunde zu stehen, jedoch mit dem Wissen, daß nur das Ich, die geheimnisvollen Tiefen des Ich, diesen Grund erst erzeugen; gesetzmäßig, nach wunderbaren und doch zugleich wieder uns selber rätselhaften Gesetzen erzeugen. Wobei in dieser schöpferisch zeugenden Tätigkeit nur *Eines* ist, das uns die Gewißheit eines, auch da geheimnisvollen, rätselhaften, doch sicheren metaphysischen „Sinnes" gibt. *Ein* Punkt, durch den wir — nicht mehr mit dem Universum, das bedeutungslos ist, jedoch mit Kräften und Mächten „hinter uns" verbunden sind.

Man kann diesen „metaphysischen Gehalt" der Kantischen Philosophie vielleicht — mit einem freilich zu derartigen Zwecken etwas viel- und also wohl auch abgebrauchten, indes grade für Kant sehr signifikativen Bilde — durch die Lebensstimmung des Dürerschen Ritters illustrieren, der zwischen Tod und Teufel reitet: zusammengerafft, zusammengestrafft nimmt er durch Spuk und Dämonen seinen Weg, Schauer des Untergangs flüstern und murmeln um ihn, doch einsam ragt in der Dämmerung alles irdischen Daseins der feste und genaue Wille dieses zugleich trotzigen und vertrauenden Reiters. So war Kant: von gefährlichem Wetterleuchten umzuckt, doch trotzig und zugleich vertrauend — trotzig gegen die Welt, vertrauend auf die Kräfte und Mächte, die ihn selber trugen —, seinen Weg durch das Dunkel suchend und findend. —

Bis zu dieser Tiefe habe ich geglaubt zunächst in den weltanschaulichen Gehalt der Kantischen Philosophie eindringen zu müssen, bevor ich mir nun unser eigentliches Thema, die Frage nach dem Verhältnis der Gegenwart zu diesem Kant, genauer stellen konnte. Das Urteil darüber darf nicht, wie man es gewöhnlich tut, nur den äußeren Aufbau des philosophischen Systems Kants, sondern muß vor allem dessen weltanschauliche Hintergründe ansehen.

Bevor ich die Frage jedoch an die erst wahrhaft „Gegenwart“ zu nen-
ende Epoche stelle, empfiehlt es sich vielleicht, den Kantianismus des neun-
ehnten Jahrhunderts kurz daraufhin zu betrachten, inwieweit er auch „welt-
nschaulich“ „Kantianismus“ gewesen sein mag.

Da habe ich ja nun schon gesagt, daß dies von dem älteren Kantianis-
nus, der in Schiller und Fichte gipfelte, im wesentlichen bejaht werden müsse,
venn auch der „weltanschauliche Gehalt“ dort — selbst dort! — im Vergleich
nit der Reife, Schwere und Fülle Kants doch dünner und leichter sei. Erst
echt wird man dies von dem späteren Kantianismus zu sagen haben. Mit
olcher Einschränkung aber ist in der Tat auch Fr. A. Langes „Standpunkt
les Ideals“, ist deutlicher der Kantianismus Cohens und Natorps oder der
Vindelbands und Rickerts auch „weltanschaulich“ „Kantianismus“. Cohens
lurchweg, auch in der Logik, ethisch gesinnter „Idealismus“, der einerseits
lie „ursprüngliche Erzeugung“ aller Erkenntnis und anderseits die „unend-
iche Aufgabe“ aller Erkenntnis betont und so durchaus ein Ethos der Tat,
les Wirkens, des Schaffens verkündet, ist eben mit seinem „weltanschau-
ichen Gehalt“ einige Zeit hindurch so suggestiv für die philosophische
ugend gewesen. Wie ebenso auch ein beträchtlicher Teil der Wirkung
Rickerts darin liegt, daß er auch sogar das Logische auf Wert, Soll, Imperativ
tellt, die „Wahrheit“ als „Wert“ behauptet, sodaß „ein Urteil nicht dehalb
gefällt werden soll, weil es wahr ist, sondern wahr heißt, weil es gefällt
verden soll“.

Freilich: von der Undurchsichtigkeit und Scheinhaftigkeit der Welt wie
uch sogar des Ich, von den Muspilli-Schauern, dem schwärzlichen Dunkel
ım uns und in uns, mit nur einzelnen kleinen Lichtlein darin, auch sogar
vorher schon von den Spannungen in Kants mit explosiver Dynamik gela-
lenen Seele, der leidenschaftlich sprengenden Gewalt, der gegenüber es dann
loch das wilde Herz mit heiliger Strenge festzuhalten gilt: davon ist in
lem Kantianismus nicht viel mehr übriggeblieben.

Immerhin ist, ebenso wie Kant selber, so auch selbst der spätere Kantia-
nismus nicht als eine bloß „wissenschaftliche Philosophie“ abzutun. Wie
leicht und dünn auch immer — die Teilnahmslosigkeit aller nicht grade
achmäßig interessierten Teile der Nation und damit des eigentlichen gei-
stigen Lebens ist freilich kein Zufall —, hat doch auch der neuere Kantianis-
mus einem „weltanschaulichen Gehalt“ philosophischen Ausdruck gegeben.
Und sogar einem solchen, der in der Tat auch die weltanschauliche Stimmung
des Zeitalters war: eines durchaus und in allen Bezirken der Erde, ökono-
misch, politisch, sozial und vor allem technisch, auf Tat, Wirken, Schaffen
eingestellten Jahrhunderts, in dem zugleich auch nur Wenige ein Bewußtsein
der Fragwürdigkeit dieses ausschließlich irdischen Tatwillens hatten.

Aber wir? Aber unsre Zeit?

Von dem weltanschaulichen Charakter der eigenen Epoche Rechenschaf zu geben, ist sehr schwer und vielleicht sogar unmöglich. Dennoch müssen wir es wenigstens kurz versuchen.

Sehr anders geworden ist diese Epoche als die zweite Hälfte des neunzehnten Jahrhundert war. Sie scheint, wenn ich so sagen darf: „weltanschaulich gesteigert" — womit sie vielleicht auch dem eigentlichen Wesen Kants noch näher käme.

Unsre Jugend ist wieder voll von religiösem, von metaphysischem Verlangen: von den Schaudern der Zweifelhaftigkeit und Zweideutigkeit des irdischen Daseins, dem das Ewige verhangen ist und sich doch auch in eben den Schaudern ahnend eröffnet. Eine neue Ekstatik ist aufgebrochen: politisch-sozial (auf der äußersten Rechten wie auf der äußersten Linken); oder künstlerisch, etwa in dem, was man „Expressionismus" nennt. Das Bewußtsein ist wieder wach, daß in unser Leben allenthalben das Transzendente hereinragt, ja daß unser ganzes Leben davon getragen ist.

Und vielleicht ist diesem Bewußtsein dann auch das weitere gesellt, daß in allem Tumult des äußeren Daseins, in all den Wirrsalen und Fährnissen, die uns umgeben, das einzig Sichere doch das eigene Ich und zwar wiederum nicht das zutageliegende Ich, sondern die rätselhaften Tiefen des Ich, geheimnisvolle Kräfte und Mächte hinter ihm sind. Ja daß sie nicht nur das einzig Feste, auch in der eigenen Explosivität einzig Gehaltene, sondern auch sogar das Zeugerische, selbst den Tumult des äußeren Daseins erst Hervorbringende sind.

In dem politisch-sozialen Ethos der heutigen Jugend (auf der äußersten Rechten wie auf der äußersten Linken) scheint solches Bewußtsein erst produzierenden Schöpfertums in der Tat lebendig zu sein; ihre — auf der äußersten Rechten wie auf der äußersten Linken — „revolutionäre" Stimmung könnte man wohl als eine solche des absoluten Neubeginns, Neuanfangs deuten müssen.

Der „Expressionismus" ferner interpretiert zuweilen schon seinen Namen dahin, daß der Künstler sein Inneres und zwar die wesenhaft transzendenten Untergründe seines eigenen Innern „auszudrücken" habe, was dann, der Art dieses Innern als eines Zeugerischen, Schöpferischen entsprechend, nur als die Entladung leidenschaftlich wilder Dynamik zutagetreten kann.

Vielleicht berührt sich also der „metaphysische Subjektivismus" unserer Jugend mit dem, was doch wohl auch die letzte Essenz der freilich verborgenen Kantischen Weltanschauung ist. Umsomehr, als endlich auch diejenigen, die — obwohl ihrerseits schon dem neunzehnten Jahrhundert entstammend — der heutigen Jugend vor allem als ihre geistigen Führer

gelten, in einer allerdings von der Kantischen doch anscheinend sehr abweichenden Weise, auch Vertreter jenes „metaphysischen Subjektivismus“ sind: Nietzsche — Dostojewski — Kierkegaard.

Drei untereinander sehr verschiedene Geister und noch verschiedener auch von Kant, auch wohl von der letzten Essenz Kants, und doch irgendwie zusammengehörig und auch mit der letzten Essenz Kants irgendwie zusammengehörig:

Nietzsches Stellung ausschließlich auf den Menschen, den zeugerisch schaffenden Willen des Menschen, der allein durch das Dunkel seinen Weg weiß, ihn „weiß“, weil er ihn „will“ —

Dostojewskis Gleichgültigkeit gegen alles „Sein“, seine Teilnahme nur an dem menschlichen Herzen, den verborgenen Tiefen des menschlichen Herzens, das auch bei ihm dann sogar zu so etwas wie erst dem Schöpfer des uns umgebenden Seins wird —

Kierkegaards Lehre vom „Entschluß“ und „Sprung“, durch den wir uns von allen objektiven Zusammenhängen der Welt zunächst emanzipieren, um sie dann sogar zeugerisch aus uns selbst zu produzieren —:

in gewisser Weise sind sie alle verwandt und sind in einem freilich heimlichen, versteckten Sinn auch mit der eigentlichen Essenz der Kantischen Weltanschauung verwandt.

Man wird hiergegen nicht einwenden dürfen, daß das produktive Zentrum bei Nietzsche, Dostojewski, Kierkegaard doch „irrational“ ist, während es bei Kant durchaus das Gepräge der Ratio habe. In Wahrheit ist auch bei Kant der letzte Grund dieser Ratio schlechthin irrational oder besser transrational, wie ebenso bei jenen Andren.

Bedeutsam dagegen ist eine andre Differenz, die freilich auch von jenem Hinweis auf Kants angebliche „Rationalität“ gegenüber der „Irrationalität“ jener Andren eigentlich gemeint sein dürfte: das Kantische Ethos ist ein solches des Sichfesthaltens, sein Herz in strengen Banden Haltens; das jener Andren ist ein solches des Sichverschenkens, Sichverschwendens — wenn auch selbst da die Haltung Nietzsches und Kierkegaards doch noch die „Würde“ festhält: erst der Russe auch sogar diese vom Blühen und Brennen der eigenen Seele verzehrt werden läßt.

Was aber jedenfalls jene drei Führer der gegenwärtigen geistigen Jugend mit der innersten Essenz auch schon der Kantischen Weltanschauung zusammenbringt, ist das, was ich soeben den extremen „metaphysischen Subjektivismus“ nannte.

Dennoch fühle ich auch Widerstände, das eigentlich beseelende metaphysische Ethos Kants oder auch nur dessen letzte Essenz so auch für die Weltanschauung der Gegenwart in Anspruch zu nehmen.

Was davor warnt, ist vielleicht am deutlichsten in der Philo sophie der Gegenwart sichtbar zu machen.

Die Philosophie der Gegenwart in ihrem Verhältnis zu Kant sollt ja das eigentliche Thema dieses Vortrags sein. Ich habe bisher jedoch ers wenig davon gesprochen — ich konnte es nicht, da zunächst die Aufgab in ihrer vollen („weltanschaulichen") Tiefe zu stellen und dazu vorers der „weltanschauliche Gehalt" der Kantischen Philosophie zu eruieren wa Ich würde sinngemäß nun also die weitere Aufgabe haben, auch die Philo sophie der Gegenwart, besser: die Philosophien der Gegenwart, noch besser die philosophischen Ansätze der Gegenwart auf ihren „weltanschaulichen Gehalt" hin zu befragen und sie dann zu der Kantischen in die entsprechend Vergleichung zu bringen. Ein langwieriges Unternehmen, für das hier ersichtlich kein Platz mehr ist!

Auch in der hier gebotenen Kürze aber läßt sich doch vielleicht einiges über die auch weltanschauliche Art der gegenwärtigen Philosophie sagen.

Wohin wir in der Philosophie der Gegenwart auch sehen: alle, di deren eigentliches Bild repräsentieren: Husserl — Meinong — Scheler — oder auch Rehmke — Driesch — bis zu den Jüngeren: Nicolai Hartmann — Hans Pichler — Hans Freyer — auch Oswald Spengler nicht zu ver gessen: sie alle sind durchweg Vertreter eines „Objektivismus": objektive Zusammenhänge konstituieren die „Welt"; in objektiven Zusammenhängen stehen wir selber; sind, auch als Erkennende, in sie hineingeboren.

Nicht mehr wissen wir uns, wie Kant, zunächst der Welt gegenüber und dann sie erzeugend; sondern wir wissen uns in ihr, finden uns in ihr vor: sowohl lebend wie handelnd wie erkennend.

Die Schauder, daß all unser Wissen stets nur Stückwerk ist, brauchen deshalb nicht geringer zu sein; nur sind sie zugleich voll Vertrauen, und zwar „sehendem" Vertrauen. Unsre Art ist nicht wie die Kants auf der einen Seite ein „sehender" „Trotz": ein Sichfesthaltenmüssen, Sichaufrecht-erhaltenmüssen; und auf der andren Seite ein nur „blindes" Vertrauen: nämlich ein solches, das sich nicht auf die objektiven Seins- und Sinn-zusammenhänge, sondern auf das Ich, die geheimnisvollen Tiefen des Ich („hinter" uns, nicht mehr „vor" uns: in der „Welt", im „Objektiven") richtet.

Durch unsern „Objektivismus" sind wir weltanschaulich zutiefst von Kant unterschieden.

Freilich wird man es für problematisch halten müssen, ob und in-wieweit die Philosophie der Gegenwart und ihre Weltanschauung für die Gegenwart überhaupt und deren Weltanschauung symptomatisch sei. Hegel hat gemeint: „wenn die Philosophie ihr Grau in Grau male, sei eine

Gestalt des Lebens alt geworden"; „die Eule der Minerva beginne erst mit der einbrechenden Dämmerung ihren Flug".

Nun scheint mir zwar, daß sich in der jüngeren Vergangenheit keine „Gestalt des Lebens" finden lasse, die so recht „objektivistisch" gewesen wäre. Anderseits habe ich aber selbst vorhin manche Belege für den grade auch heutigen „metaphysischen Subjektivismus" vorgebracht.

Oder sollte diese Charakterisierung doch vielleich irrig gewesen sein?

Ohne Zweifel gibt es in dem Künstlertum heutiger Jugend manches, was nur wie Entladung subjektiver Dynamik wirkt. Ohne Zweifel offenbaren uns aber Andre einen grade und durchaus wieder „objektiven", zwar nun in verwandelter Weise gesehenen, umgelagerten, aber in seinen eigenen Verhältnissen ruhenden und sich regenden geistigen Kosmos. Das politisch-soziale Ideal der gleichen Jugend — auf der äußersten Rechten wie auf der äußersten Linken in ideologisch vielbemerkter Verwandtschaft — ist als „Räte"-Gedanke wie als „Stände"- und „Volks"-Gedanke „organizistisch", wenn auch beide Parteien das Ideal nur durch „revolutionären" Neubeginn erreichen zu können meinen. Und das religiöse Verlangen der Gegenwart bekundet ebenfalls und allenthalben eine vom bloßen „Erlebnis" wieder radikal abgewandte „objektivistisch" gerichtete Haltung.

Ich will mit diesen kurzen Bemerkungen nicht die schwierige Frage nach dem spezifischen Charakter der weltanschaulichen Sehnsüchte der Gegenwart entscheiden. Wenn aber die hier immerhin angedeutete Vermutung von dem „Objektivismus" dieser wieder auf die „Welt" (geistige Welt, geistigen Gehalt der Welt) eingestellten Weltanschauung der Gegenwart richtig ist, so hat sie sich eben damit von der tiefsten Essenz Kants und alles Kantianismus prinzipiell entfernt. —

Indes: diese Darlegungen fordern nun doch noch einen ganz anders gearteten Schluß.

Man kann die Gegenwart in mancher Hinsicht als eine Wiederaufnahme dessen bezeichnen, was der eigentliche Geist des Zeitalters Goethes von etwa 1770 bis etwa 1830 gewesen ist. Dieses hatte gegen den Geist der „älteren Neuzeit", wie sie seit der Renaissance, vorzüglich im siebzehnten Jahrhundert ausgebildet und im achtzehnten dann nach allen Seiten hin auseinandergelegt worden war, zum ersten Mal in harter Gegensätzlichkeit gestanden. Das neunzehnte Jahrhundert nach etwa 1830 nahm dann zunächst jenen Geist der „älteren Neuzeit" wieder auf, wie sich nun aber die Gegenwart von neuem mit den Tendenzen des „Zeitalters Goethes" füllt.

Dies Zeitalter Goethes ist nun auch eine große philosophische Epoche gewesen, dessen zentralste Repräsentanten Schelling und Hegel sind. Das

neunzehnte Jahrhundert hat grade sie mit sogar der äußersten Leidenschaft als seine Gegner gesehen. Die Gegenwart sucht grade an sie wieder anzuknüpfen.

Auch Schelling und Hegel aber sind (wie Goethe) zu Kants, Fichtes, Schillers „Subjektivismus" in extremster Opposition: sehen und künden „objektive" Seins- und Sinnzusammenhänge, in die wir als Glieder hineingestellt sind (Glieder eines Leibes, der um uns ist; nicht Stimme von Mächten, die hinter und durch uns wirken).

Aber Schelling und Hegel haben die Entwicklung ihrer philosophischen Systematik an Kant und Fichte angeschlossen. Das geht nicht — wie die damals zeitgenössische Geschichtschreibung annahm und es auch neuerdings hie und da wieder vertreten zu werden beginnt (so kürzlich von Richard Kroner, der einen sogar notwendigen Entwicklungsgang von Kant und Fichte zu Schelling und Hegel behauptet, in der Ausführung aber dann selbst diesem Prinzip widerstreiten muß) — die eigentliche philosophische Essenz, das weltanschauliche Wesen an, worin die „Romantik" vielmehr an Herder und den jungen Goethe anschloß: in ihnen war der „objektive Idealismus" schon sichtbar geworden, ohne dort jedoch schon zu auch spezifisch philosophischer Ausdrucksmöglichkeit gelangen zu können. Eben dies, aber freilich nur dies, leistete dagegen die Anknüpfung an Kant und Fichte.

Das muß allerdings merkwürdig scheinen, da in den weltanschaulichen Gründen hinter beiden Gruppen die radikalste Antithetik steht. Wie es dennoch zu dieser Verbindung kam, die also nirgends das Wesen, sondern nur die philosophische „Sprache" angeht, ist in der Kürze kaum darzustellen. Das Wichtigste liegt in Folgendem.

Kants extremer Sukjektivismus hatte zwar mit einem Gegenüber von Subjekt und Objekt angefangen, dann aber dieses Gegenüber durchaus in das Subjekt hineingezogen, alles Objektive erst aus ihm hervorgehen lassen.

Auch der Objektivismus Schellings und Hegels kennt den Dualismus nicht, nur daß er die Subjekte in die objektiven Zusammenhänge hineinstellt. Aber er kann das nur, weil er diese objektiven Zusammenhänge in gewisser Weise „subjekt*haft*" denkt: sie zwar nicht, wie Kant, „subjektiviert", sondern durchaus als „objektiv" daseiend beläßt, sie dort jedoch „nach Art der Subjekte", nämlich als im geistigen (nicht nur dem — indes damit verbundenen — vitalen, biologischen) Sinn „lebendig", als „von innen her lebend" begreift, wie es eben zunächst die Subjekte tun; sodaß die eigentlichen Subjekte da, wo sie aus objektiven Gründen sinnvoll sind, als gleichsam bloße Modifikationen des subjekthaft lebendigen Objektiven aus diesem heraus- und hervortreten können.

Zu diesem — „subjekthaften" — „Objektivismus" oder vielmehr zu seinem philosophischen Ausdruck hat Kants Subjektivismus den Weg gezeigt. Der Sache nach war einerseits bei Herder und dem jungen Goethe, in dem Begriff des „Organischen" und mehr noch in dem Begriff des unbewußt wirkenden „Geistes" der Natur und der Geschichte die Anschauung schon da. Und anderseits ist nicht von Kant und dem Kantianismus (Fichte) aus die Wendung von deren Subjektivismus zum subjekthaften Objektivismus vollzogen worden, sondern erst durch Schelling, der primär von Herder und dem jungen Goethe herkam, erst sekundär sich in die Kantisch-Fichtesche Bewegung einstellte.

Auch der neue Objektivismus der Gegenwart nun scheint mir — wenn ich die Intentionen unsrer Jugend (religiös, künstlerisch, politisch-sozial und auch philosophisch) richtig verstehe — ein „subjekthafter", „subjekthaft lebendiger" Objektivismus werden zu sollen. Auch die Bedeutung Nietzsches, Dostojewskis, Kierkegaards für die Gegenwart liegt wohl darin, daß sie, die ihrerseits allerdings „Subjektivisten" sind, doch nicht um dieses Subjektivismus als solchen willen unsrer vielmehr wieder objektivistisch gerichteten Einstellung wichtig sein, wohl jedoch, daß sie unsrem Objektivismus helfen können, gleich der Weltanschauung des Zeitalters Goethes subjekthaft lebendiger Objektivismus zu werden.

Eben dazu oder wenigstens zur philosophischen Ausdrückbarkeit dessen hat damals Kant geholfen — diese Hilfe aber wird, wie man vermuten muß, er uns auch heute wieder leisten können und wohl auch müssen.

Damit wäre die letzte Antwort auf die Frage gefunden, die unser Thema uns stellt: unser weltanschauliches Gesamtverlangen geht im Unterschiede von dem des neunzehnten Jahrhunderts in prinzipiell andrer Richtung, als es das eigentliche Wesen des Kantischen tat, ja diesem gradezu entgegen. Aber um dem weltanschaulichen Gesamtverlangen philosophischen Ausdruck zu geben, wird uns ebenso, wie dem Zeitalter Goethes — nicht nur eine sehr genaue kritische Auseinandersetzung mit Kant, sondern auch eine positive Hereinnahme der durch ihn nicht nur für seinen „Subjektivismus", sondern auch, trotz des prinzipiellen weltanschaulichen Gegensatzes, für unsern eben doch „subjekthaft" zu begreifenden „Objektivismus" eröffneten Bahnen oft notwendig sein.

Ich darf freilich nicht völlig verschweigen, daß die Anknüpfung, zwar nicht des weltanschaulichen Wesens, wohl jedoch der philosophischen Ausdrucksmöglichkeit dessen im Zeitalter Goethes an Kant auch ihre Gefahren mit sich gebracht und schmerzliche Schiefheiten zur Folge gehabt hat: die Herkunft von Kant und Fichte hat Schelling und Hegel zwar ihre philosophische „Sprache" gegeben, eine Sprache indes, die eigentlich zur

Ausdrückbarkeit des jetzt wahrhaft Gemeinten nicht geschaffen und dazu auch sogar nicht ganz zulänglich war; nur daß ohne wenigstens diese Sprache die dunkler und verworrner schon bei Herder und dem jungen Goethe lebendige Weltanschauung überhaupt keine rechte Möglichkeit gehabt hätte, ihre tiefsten Gedanken in philosophischen Formen zu sagen.

Dafür müssen wir jedoch in einem Letzten nun Kants Bedeutung für die Gegenwart umso höher anschlagen.

Ich habe anfangs gegen deren Behauptung zunächst davon gesprochen, daß unsre philosophische Sehnsucht doch von dem Ideal des neunzehnten Jahrhunderts, der vor allem andren „wissenschaftlichen Philosophie", die dem „Leben" keine Frucht bringe, sehr weit ab sei; daß unser Verlangen wieder auf einen seherischen Versteher und Deuter und einen richtweisenden Führer, wieder also auf einen „Philosophen" im antiken Sinne des Wortes gehe; und daß dann schon darum Kant als der doch wohl typische Repräsentant jener vor allem und nur „wissenschaftlichen Philosophie" schwerlich für uns noch Geltung haben könne. Inzwischen haben wir gesehen, daß in Wahrheit auch Kant in sogar der ersten Hinsicht „weltanschaulicher Philosoph", wenngleich von einer andren Richtung als wohl der unsrigen ist.

Aber Kant hat diesen seinen weltanschaulichen Gehalt mit der allerhärtesten Strenge szientifischer Methodik zu philosophischem Ausdruck, hat ihn nur darum zu wirklich echtem philosophischem Ausdruck gebracht. Auch die Gegenwart ist sich in ihren Besten wieder bewußt, daß nur in der Einheit szientifischer Methode mit weltanschaulichem Gehalt philosophisches Wesen bestehen könne — wie auch ich mit der Betonung des weltanschaulichen Gehaltes keineswegs bekunden wollte, daß die Philosophie darum nicht „Wissenschaft" oder, besser, sehr genaue und strenge objektive Erkenntnis sei, dies nicht ebenfalls sein müsse und könne. (Wenn es auch noch zu den wichtigsten systematischen Aufgaben der Philosophie der Gegenwart gehört, diese Möglichkeit der Verbindung jener beiden — einander anscheinend in mancher Hinsicht widerstreitenden — Bedingungen begreiflich zu machen.)

Für dieses Ideal der Einheit aber von weltanschaulichem Gehalt mit szientifisch methodischer Art — grade für dieses Ideal, das also den „Typus des Philosophen" angeht, wird (umgekehrt zu unsrer anfänglichen Vermutung) Kant unser bewunderungs- und verehrungswürdiges Vorbild sein dürfen: er, der strenge Erkenntnishaltung mit Leben nährendem Sehertum verband.

Die Wunder des heiligen Bernhard*)

Von Wolfram von den Steinen (Wien)

I. Voraussetzungen.

Daß Bernhard zahlreiche Wunder gewirkt habe, erfahren wir nicht nur aus späteren Legenden, wie sie das Bild jedes Heiligen umranken. Schon die mitlebenden Geschichtschreiber bezeugen uns in zahlreichen Erwähnungen, daß er als Wundermann galt, und selbst sein ungezügeltster Gegner Berengarius Scholasticus nennt ihn, wenn auch höhnend, „du Mann Gottes, der du Wunder vollbracht hast". Über dies Allgemeine hinaus bilden dann die Wunder den wesentlichen Gegenstand der authentischen Lebensbeschreibung Bernhards, vor allem des ersten, zweiten, vierten und sechsten Buches. Diese Bücher stammen von verschiedenen, aber durchweg dem Heiligen sehr nahe stehenden Autoren, die am liebsten aus eigner Anschauung, sonst nach genauen Berichten von Augenzeugen darstellen. Das erste Buch ist noch zu Bernhards Lebzeiten geschrieben, das sechste, der sogenannte Liber miraculorum, gibt sich als genaue, nicht einmal besonders stilisierte Zusammenstellung von Protokollen, die während der Rheinreise von 1146 beinah täglich von den Begleitern über die geschehenen Wunder, meist Heilungen, aufgenommen wurden. Nach allen äußeren Merkmalen liegt hier also ein gradezu einzigartiges Material für den Geschichtsforscher vor.

Demgegenüber gibt es zunächst zwei Einstellungen. Die eine, orthodox-katholische, findet es in quellenmäßiger Exaktheit bewiesen, daß damals Gott hunderte von Malen und oft auf handgreiflichste Art die Naturgesetze stillgelegt habe. Die andre, wissenschaftlich-rationalistische, verwirft was im Experiment oder (bei geistigeren Wundern) im bürgerlichen Leben unfaßbar ist. Diese wurde vor etwa einem Menschenalter noch ergänzt durch Verdächtigung der Quellen oder Zeugen (Annahme von Fälschungen, Interesse, Befangenheit u. dgl.), die das Unmögliche berichten — heute neigt man eher zur psychologischen Ergänzung, indem man den Wunderwahn aus der allgemeinen Geisteseinstellung jener Zeit sich notwendig ergeben läßt.

Die Problematik dieser Grundeinstellungen kann hier nicht untersucht

*) Aus einem noch unveröffentlichten Werk über den Geist der christlichen Mittezeit, das sich um die Gestalt des heiligen Bernhard von Clairvaux (1090—1153) gruppieren wird.

werden. Allgemein sei immerhin bemerkt, was dabei stets vorausgesetzt wird: daß Realität und Geist, erfahren und transzendieren, Gesetz und Wunder praktisch, aber auch spekulativ, trennbar seien. Da wir diese Voraussetzung nennen können, dürfen wir zur Frage stellen, ob sie gradezu notwendig ist, ob sie zum Verständnis der alten Wunder die entsprechenden Maßstäbe liefert. Und im besondern sei immerhin unterstrichen, welcher Art sich ein Wunder des 12. Jahrhunderts von einem heutigen — etwa in Lourdes — historisch meßbar scheidet. Die alten Wunder wurden selbst, ja grade von den Einsichtigsten für greifbare Wirkungen Gottes gehalten, die heutigen erscheinen selbst der Masse der Halbgebildeten als Suggestion oder Schwindel, während die Einsichtigeren ihre Kenntnis der Naturgesetze nicht einmal an ihnen vertiefen, geschweige ihrethalb für bankrott erklären. Die alten Wunder wurden zu einem wesentlichen Teil von den hervorragendsten, weitestblickenden Menschen jener Jahrhunderte getan, die modernen fast durchweg von Bildern, Gebeinen, Denkstätten guter, aber für die heutige Weltgeschichte belangloser Menschen. Die alte Kirche glaubte an Wunder, weil sie mit ihren Augen welche sah, die moderne Kirche „glaubt" noch an Wunder, obwohl sie mit den vermutungsweise gleichen Augen keine sieht, obwohl ihr völlig bewußt ist, daß die Wunder bis nah ans Verschwinden abgenommen haben.

Man kann sagen: die Wunder der verschiedenen Zeiten spielen auf verschiedenem Niveau, der Wunderbegriff steht in der mittelalterlichen Seelenordnung auf einem andern Punkt als in der heutigen. Erklärt ist damit nichts; es ist nur die kleinere Frage der Wunder auf die größere des Unterschieds der Zeiten und Seelen bezogen, und wer sich damit begnügt, hat nur gleichgültigen Relativismus an Stelle des kritikfrohen Rationalismus gesetzt. Vielleicht aber kann man die Geschmeidigkeit des einen Systems mit der Festigkeit des andern verbinden und so zunächst untersuchen, wieviel wir uns (ohne Rücksicht auf heutige Zufälligkeiten und Gewohnheiten) von Bernhards Wundern unmittelbar deuten können, dann auch überblicken, was sich eigentlich im Lauf der Jahrhunderte verwandelt hat.

II. Geistige Wunder.

Das christliche Latein hat ein Wort, in welchem die Begriffe Wunder und Tugend — getragen von dem Oberbegriffe der Kraft — zusammenfallen: Virtus. Zwar hat das Wort für die Wunderanschauungen des Hochmittelalters, soweit ich sehe, keine sehr hervortretende Bedeutung. Immerhin findet man in den Lebensbeschreibungen der großen Heiligen ziemlich regelmäßig, daß als Zeugnis ihrer Heiligkeit die tollsten Wunder neben den schlichten

Äußerungen ihres Ingeniums stehen. Dabei verbinden das eine mit dem andren alle erdenklichen Zwischenstufen, so daß es für den modernen Geist nicht ohne weiteres entschieden ist, wo er in dieser Einheit die Trennungslinie zwischen natürlich und außernatürlich, glaubhaft und unglaublich ziehen solle.

Wie sehr die Vermischung dessen, was uns einfach, und dessen, was uns absurd erscheint, grade dem Bernhard selber entspricht, zeigt seine Lebensbeschreibung des heiligen Malachias, zumal sie den erzählten Ereignissen beständig die Auslegung beifügt. Da erscheint eine geradezu souveräne Gleichgültigkeit gegen jede kausale Erklärung, auch wo sie auf der Hand zu liegen scheint — gleich als wäre ihm das Wunder eine einfachere Erklärung, ein natürlicheres Gesetz. Wir bedauern, uns auf ein ziemlich beliebiges Beispiel beschränken zu müssen. Das sechste Kapitel (n. 14) erzählt, wie dem Malachias beim Hausbau ein Mann achtlos in den Weg trat, als er eben sein Beil auf ein Holz niedersausen ließ. Der Mann wurde auf den Rücken getroffen, stürzte, und in Vermutung eines großen Unglücks läuft alles zusammen. Da zeigt sich, daß sein Gewand von oben bis unten zerrissen ist, der Mann selbst aber nur einen leichten Hautritz davongetragen hat. Man kann sich die Szene alle Tage vorstellen, die Beteiligten würden sie auch heut als eine Art Wunder empfinden, der Geschichtschreiber würde sie, wenn überhaupt, als glücklichen Zufall erwähnen. Für Bernhard aber ist es genau so, als wäre der befürchtete tödliche Schlag wirklich geschehen, und der Mann sofort geheilt worden: „Es stand der Mann unversehrt, den das Beil niedergestreckt hatte, während alle Umstehenden schauten und staunten. Und daher ermuntert, ließen sie sich von nun ab zur Arbeit bereiter finden. Mit diesem nun begannen die Zeichen des Malachias.“

Für uns ist das ein Stilisieren des Wirklichen, für Bernhard wäre unsere Sehart Verflauung des Wirklichen. Jedenfalls, wer so wie er sieht hat gar nicht nötig Wunder zu erfinden; er findet sie ohnehin auf Schritt und Tritt, und es wäre der Mühe wert, dieser seiner Kunst in der ganzen Lebensbeschreibung nachzugehen. Nebenher sei erwähnt, daß der Neukatholizismus genau wie die atheistische Naturwissenschaft die angeführte Geschichte nur dann als echtes Wunder anerkennen könnte, wenn exakte Beobachtung festgestellt hätte, daß der Mann tatsächlich von einem tödlichen Beilhieb, nicht vom Schrecken niedergestreckt wurde.

In Bernhards eignen Lebensgeschichten wird uns dieser Blick, der das berechenbare Gesetz aufhebend das Wunder zum sublimsten Gesetze macht, dort am leichtesten begreiflich, wo das Wunder als ursprüngliche Virtus,

als höhere Kraft erscheint. So lesen wir im ersten Buch (c. 11 n. 51), wie Bernhard einem Mönch wegen geheimer Vergehen das Abendmahl zeitweilig verboten hat; wie der Mönch zu einem Fest, wo alle kommunizieren, es dennoch nimmt, damit sein Vergehen nicht offenbar werde; wie der Heilige, die Hostien darreichend, ihn nicht abweisen mag, aber Gott bittet, „diese große Anmaßung irgendwie in Ordnung zu bringen"; wie der Mönch nicht imstande ist die Eucharistie zu schlucken, und sie wider seinen Vorsatz im Munde behält, um hernach Bernhard zu Füßen zu fallen und nach erhaltener Lösung sie ohne Schwierigkeit aufzunehmen. Das zweite Kapitel des vierten Buchs erzählt verschiedene visionäre Profetien, die auch der Skeptiker von heute zwar nicht erklären, aber ohne weiteres glauben kann. Das folgende Kapitel berichtet als wunderbar, wie er die Bekehrung eines Ritters voraussagt, der sich mit ganz besonderm Eigensinn gegen das Mönchtum sträubt. Ein anderes (c. V 1 n. 4) erzählt, wie bei einer von ihm geleiteten Friedensverhandlung eine Partei plötzlich davonreitet, um dann doch wiederzukehren; auch deren Umkehr weiß der Heilige voraus. Wir würden sagen: grad an der Heftigkeit des Widerstandes erkennt er, daß sein Wille in den Herzen zu wirken beginnt — und würden damit für das Wunder der Profetie das Wunder der Menschenkenntnis vorschieben.

Wie hoch Bernhard das geistige Wunder einschätzte ersieht man daraus, daß er die Gewinnung Konrads III. für den Kreuzzug als das miraculum miraculorum bezeichnete. Wir nennen für diese Gattung noch eine Geschichte, die uns zwar erst in den nachträglichen Aufzeichnungen des siebenten Buches der Vita vorliegt, aber alle innern Merkmale der vollen Echtheit trägt (c. 6); sei es erlaubt, sie wörtlich zu übersetzen. „Ein Mönch dieses heiligen Vaters war durch Dämonentrug und durch Einfalt seines eigenen Sinns zu solcher Herzensarmut gelangt, daß er sagte, Brot und wasservermischter Wein, wie sie auf dem Altar dargestellt werden, könnten ihre Substanz keinesfalls in wahren Leib und Blut unsres Herrn Jesus Christ verwandeln; daher er die lebenbringenden Sakramente, als welche ihm nichts nützen würden, zu nehmen verschmähte. Da die Brüder schließlich bemerkten, daß er an den Sakramenten des Altars nicht teilnehme, wird er heimlich von seinen Senioren aufgesucht. Befragt, leugnet er die Sache nicht: er sagt, den Sakramenten schenke er keinesfalls Glauben. Da er sich ihren Lehren und Mahnungen nicht fügte und auch den herbeigezogenen Zeugnissen der heiligen Schrift nicht glaubte, wurde das Ereignis vor den ehrwürdigen Abt gebracht. Und als er, gerufen, erschien und der heilige Abt nach der ihm verliehenen Weisheit seinen Unglauben widerlegte, antwortete er: ‚Ich werde durch keine Behauptungen zu dem Glauben geführt werden

können, daß Brot und Wein, die auf dem Altar dargestellt werden, wahrer Leib und Blut Christi seien; und deshalb weiß ich, ich werde in die Hölle fahren.‘ Da der Mann Gottes das hörte — wie er ja immer in Bedrängnissen wunderbare Geistesgewalt zu zeigen pflegte — sagte er: ‚Was? Mein Mönch wird in die Hölle fahren? Nimmermehr. Wenn du den Glauben nicht hast, so gebiete ich dir bei der Macht des Gehorsams: geh hin, kommuniziere mit meinem Glauben‘.“ Der Mönch ging, wenn auch ohne zu begreifen, und dieweil er kommunizierte, schwand sein Zweifel ein für alle Mal.

So heilt Bernhard durch über-strömende Macht, und doch in Weisheit und Liebe.

Von diesen Geschichten nun, die auch kein Heutiger, wenn er sie sich nur vergegenwärtigen kann, für unwahrscheinlich halten wird, gehen wir zu solchen über, die ein wenig in die Richtung weisen, wo in der Seele die uns minder wahrscheinlichen geistigen Wunder, insbesondre die Profezeiungen, ihre Wurzel haben. Wilhelm von Saint Thierry berichtet im 13. Kapitel seines ersten Buches der Vita über ein Gespräch, das er mit Bernhards ältestem Bruder Guido geführt. Guido erwies sich nämlich sehr skeptisch gegenüber verschiedenen ungewöhnlichen Zeichen, deretwegen Wilhelm ihn als zuverlässigen Urteiler befragte, fügte aber zuletzt hinzu: „Was ich nicht weiß, sage ich euch nicht. Aber eins weiß ich und habe es erfahren, daß sich ihm vieles im Gebet enthüllt.“ Und nun erzählt er, er habe sich einmal mit Bernhard über die einzelnen Mönche eines jüngst errichteten Tochterklosters unterhalten, da habe Bernhard plötzlich geseufzt und ihn geheißen: „Geh, bete für sie; und was dir Gott über sie zeige, das melde mir.“ Er, Guido, habe sich zunächst erschrocken geweigert, da er die Gnade solchen profetischen Gebets nicht besitze. Dann habe er sich doch bewegen lassen und für jeden Einzelnen jener Mönche gebetet, und habe bei jedem Einzelnen ein frohes Vertrauen empfunden, daß sein Gebet sich erfülle: bloß bei zweien „schwankte das Gebet, wurde die Andacht unsicher, versagte das Zutrauen“. Als er das Bernhard meldete, habe der von diesen Zweien profezeit [zweifellos Schlimmes profezeit] was dann eintraf.

Was hier vorgegangen ist, ist wohl nicht allzuschwer zu verstehen. Betend versenkt sich Guido in Gott, gewinnt er seine deutlichste Vorstellung des rechten Verhältnisses von Gott und Mensch, das heißt, der rechten Frömmigkeit des guten Mönches. Indem er nun die ihm bekannten Mönche dieser Vorstellung einbezieht, empfindet er bei jedem etwas von Harmonie, außer bei zweien. Für Bernhard ist das gewiß nicht anders, nur viel klarer: er weiß sich aus seinem Blick für das Menschliche das zögernde

Gefühl auch zu deuten, das den Guido nur verwirrt. Heute wird man sich vielleicht wundern, daß Guido grade diese Geschichte für höhere Kräfte in Bernhard zeugen läßt, da Bernhard ihm doch selber den Weg weist, wie man solche Kräfte in sich entwickelt. Aber den Mitlebenden lag am wirklichen Phänomen, das durch einen allgemeinen Begriff von seinen Ursachen nicht gemindert erschien. Eben daß Guido mit Bernhards Mitteln kaum zu ahnen, nichts zu profezeien vermochte, zeugt von Bernhards virtus.

Wir erfahren also so viel, daß Bernhards profetische Fern- und Zukunftsblicke in sehr sachlicher Übung wurzelten, und so wenig sie damit erklärt sind, immerhin wird damit manches faßlicher, was unter uns, denen die Übung durchaus fehlt, keinen Zusammenhang haben würde. Sehr viele Geschichten erzählen nämlich, wie Bernhard sagen konnte, was andre, meist Jünger seines Klosters, fern von ihm getan hatten, oder was sie einmal tun würden. Wie er sich geschult hatte, auch die fast unmerklichen Reaktionen seines Empfindens mit der Vernunft aufzufassen und auszulegen, bezeugt eine Erzählung im vierten Buch (c. 3 n. 13). Bei einer Friedensverhandlung reitet der Vertreter der einen Partei plötzlich in vollem Zorne weg, so daß alle mit weiterem Kriege rechnen — nur Bernhard profezeit nahen Frieden. Warum? „Indem er sich nämlich einer Vision entsann, die er auf dem Wege zu dieser Verhandlung gesehen hatte — er würde bei der Lesung des Evangeliums den heiligen Bischof Malachias um seinen Segen bitten — vertraute er, der Friede werde ohne Zweifel zustande kommen.“

Merkwürdiger also als die Profezeiung ist die Begründung. Denn gesetzt auch, der Segen des Malachias habe für Bernhard mit diesem Kriege irgendwie zusammengehangen, für den Erzähler Gaufrid und seine mutmaßlichen Leser (in erster Linie die künftigen Mönche von Clairvaux) ist kein solcher Zusammenhang anzunehmen, und trotzdem findet sich keine nähere Erklärung. Man braucht aber gar nicht zu setzen, daß Malachias mit diesem Kriege zu tun hatte: Bernhard hat, vorerst ohne weitere Bedeutung, eine glückliche Vision gehabt, sie kommt ihm ins Gedächtnis, da alle verzweifeln, und da findet er als ihre Bedeutung den guten Ausgang. Die Vision steht an Stelle des sokratischen Daimonion und ist so zart, daß nur ein Bernhard sie auch begreift. Ich traue mir nicht zu, damit diese ganze Geschichte jedem wahrscheinlich gemacht zu haben, das ist auch nicht mein Ziel: wenn nur gezeigt ist, daß hier auf Grund sorgfältigster Schulung Seelentöne vernommen werden, die man heute in solcher Feinheit notwendig überhört, doch auf gröberen Stufen auch kennt, für die die Ohren des einen allezeit stumpfer sein werden als die des andern, und über deren Zuverlässigkeit hier kein Urteil erforderlich scheint.

Es wären noch andre Seiten der geistigen Wunder zu untersuchen, doch werden sie sich bei Betrachtung der eigentlichen, der sichtbaren miracula leichter erschließen, von denen sie ja ohnehin nur ziemlich ungefähr zu scheiden sind.

III. Sinnliche Wunder.

Die sinnlichen Wunder, die von Bernhard berichtet werden, sind ganz überwiegend Heilungen, besonders von recht greifbar Kranken: Lahmen, Blinden, Tauben, Besessenen usw. Leicht ließen sich eine Anzahl Geschichten aussondern, die nach heutigen Begriffen natürlich zu erklären wären; bei sehr vielen ist der ärztliche Befund so ungenau bezeichnet, daß die Frage der Wahrscheinlichkeit beliebig entschieden werden kann; unzählige aber sind, wenn man die Tatsachen als photographisch wiedergegeben voraussetzt, gegen jede denkbare Erfahrung. Auch hier ist es uns der Mühe wert, einige Bindeglieder aufzudecken.

Nach der christlichen Lehre ist jedes Wunder ein unmittelbarer Eingriff Gottes, denn einzig Gott vermag echte Wunder zu wirken. Nach der neuzeitlichen Auffassung dieser Lehre (vor allem der katholischen, da den Protestanten das Wunder keine so brennende Frage ist) würde bei jeder einzelnen Tat Bernhards, die über den Naturlauf hinausginge, Gott gleichsam vom Himmel heruntergegriffen und den vorhandenen Kräften eine neue, höhere hinzugefügt haben, mit der keinesfalls zu rechnen war, die mit den Voraussetzungen dieses Augenblicks nichts zu tun hat, die also in jedem weiteren, unter den gleichen Voraussetzungen stehenden Fall nur einwirken wird, wenn es dem unerforschlichen Urheber der höheren Kraft beliebt. Scheinbar entgegengesetzt ist die Auffassung der modernen Wissenschaft dort, wo sie eins der berichteten Wunder als möglich hinnehmen kann: sie sieht es als die folgerechte Wirkung einer in Bernhards starker Natur begründeten Kraft, die zwar auch nicht gleichmäßig zu erscheinen braucht, weil alles Ärztliche, zumal aber Suggestivheilungen, entscheidend von unwiederholbaren Nebenumständen abhängig bleibt, die aber durchaus unter die Voraussetzungen dieses Augenblicks einzurechnen ist. Beide Auffassungen entsprechen dem Phänomen, das die Bernhardvita mannigfach darstellt, nur zum Teil. Allerdings ist es für Bernhard wie seine Jünger einzig Gott, der die Wunder wirkt; es kommt vor, daß Bernhard selbstvollbrachte Heilungen als außer ihm stehende Gottestat ehrfürchtig bestaunt. Aber wenn er hierin gut katholisch scheint (wiewohl auch der ganz unchristliche, aber sonst verständige Arzt oft genug empfindet, wie wenig seine Erfolge an ihm selber hängen), so ist es doch nicht durch-

aus eine Gewalt vom Himmel, sondern ebensowohl eine Gewalt in ihm, welche die Wunder schafft. Viele in seiner Zeit, ja in seinem Kreis, haben dann und wann durch die Macht ihres Gebetes erreicht, daß Unerhoffliches geschah, ohne damit zu eigentlichen Wundertätern zu werden. Bernhard dagegen erschien ganz offenbar als der Träger einer Heilkraft, die gewiß für göttlich galt, aber in seinem Leibe wohnte, leibhaft von seinen Gliedern, ja von allem was an ihm war, ausstrahlte, und im Gebet oder andern sakramtentalen Verbindungen mit dem scheinbar Überirdischen sich bis zur Wirkung verdichtete. Katholisch müßte man etwa sagen, daß das Übernatürliche in seine Natur eingegangen war.

Fast alle Heilungen Bernhards geschehen durch körperliche Berührung. Gewiß ist es bedeutsam, daß sein mißtrauischer Bruder Guido es bei einem der ersten Wunder als Anmaßung bezeichnet, „daß er sich herbeigelassen habe, den Menschen zu berühren“. Daß später dergleichen nicht mehr eingewandt wurde, wird vielleicht weniger Bernhards Erfolgen als der ruhigen, dem Evangelium folgenden Selbstgewißheit seines Handelns zuzuschreiben sein. Da werden denn die Augen des Blinden mit Speichel beschmiert, seine Lider mit den Fingern aufgesperrt, Ohren und Zunge des Taubstummen angerührt, verkrüppelte Glieder bestrichen, gereckt, grade gestellt, ‚wie weicher Ton geformt‘, der Lahme wird auf die Füße gestellt. Öfter, zumal bei Lähmungen und Geisteskrankheiten, kommt es zu Worten von erhabener Strenge: „Ich gebiete es dir im Namen Gottes und seiner Kraft, geh und sei gesund nun von dieser Stunde.“ Gelegentlich faßt er auch recht kräftig an, etwa um eine Gliederkrümmung auszurecken. Sehr interessant ist die Heilung eines fast an allen Gliedern gelähmten Mönches, deren Darstellung durch Gaufrid von Auxerre uns in zwei Fassungen vorliegt. In der früheren besucht ihn Bernhard wiederholte Male und legt ihm die Hände auf, und jedesmal tritt eine Besserung ein, bis er zuletzt ganz geheilt ist. Die überarbeitete Fassung ergänzt dies — wahrscheinlich stilisierend, aber durchaus im Sinne der sonstigen Heilmethoden: Bernhard habe durch seine Berührung erst die eine Hand beweglich gemacht, das nächste Mal die andere, ein weiteres Mal habe er ihm durch Zudecken mit seinem Mantel auch den Körper geheilt.

Bernhard bringt alle Kräfte in Bewegung, geistige wie körperliche, die gröberen wie die feineren. Er kann da als Magier oder Pfuscher erscheinen, aber er wird sehr wohl gewußt haben was er wirkte. Er sendet einem spanischen Bischof gegen Kopfschmerz seine Wollkappe. Er gürtet einen Wassersüchtigen mit seinem Zingulum. Er gibt einem Mönch, der (wohl durch Nervenschock) die Gewalt über die Sprache verloren hat, gesegnetes Wasser mit Wein zu trinken. Ein anderer Mönch empfängt einen Brief

von Bernhard, als er grade im Fieber liegt; er hängt sich den Brief ob remedium salutis um den Hals und wird gesund. Das sind vernünftige — sagen wir ruhig heilige — Anwendungen des uralten Sympathiezaubers, im letzten Fall nicht einmal durch Bernhard selbst. Man kann an der Zuverlässigkeit der Methode zweifeln, die wird auch nicht behauptet; gezählt werden natürlich und mit Recht nur die Fälle des Erfolgs. Es gibt noch stärkere Geschichten. Wilhelm von Saint Thierry erzählt (Vita I 10 n. 49) die Heilung eines Mannes, der angeblich durch Zauberkünste seiner ehebrecherischen Frau wiederholt in schwere Nervenlähmungen verfällt: Bernhard läßt ihn zum Altar tragen, hält den Kelch über sein Haupt und befiehlt dem Dämon, diesen Christen nicht mehr zu versehren; und in der Folge „gab den elenden Mann nach so vielen Qualen der vollkommene Glaube der vollkommenen Gesundheit zurück". Ein andermal heilt er eine seit mehreren Jahren wahnsinnige Frau gleichfalls in der Kirche, indem er das ganze Volk für sie beten läßt und unter furchtbar-großartigen Beschwörungsworten die Hostie über ihr Haupt hält. Man kann auch hier Bernhards Handeln als ärztlich auslegen, insofern es klar auf seinen Zweck hinwirkt: doch beruht es auf nichts Lernbarem und Nachahmlichen, sondern auf der Kraft seines Willens, gehoben durch Mittel, die der Wissenschaft von heute nicht zur Verfügung stehen. Was soll man gar erst sagen, wenn Bernhard eine vom Teufel zu sinnloser Mannsgier verführte Frau, der all ihre freiwillig übernommenen geistlichen Bußen nicht geholfen haben, dadurch heilt, daß er ihr zunächst seinen Stock — als Waffe gegen den Dämon — mit ins Bett gibt, dann aber in der Kirche allem Volk befiehlt, Kerzen anzuzünden, und den Dämon feierlich aus dieser Frau und allen Frauen exkommuniziert; worauf sie das Abendmahl nimmt und befriedet ist! Man lacht heute vielleicht über solchen „Aberglauben", aber man vergißt zu gern — die Krankheit jener Frau besteht immerfort und man kann sie heute so wenig heilen, daß man sich schon am liebsten entschlösse, sie trotz all ihrer Leiden und gefährlichen Komplikationen aus der Liste der Krankheiten zu streichen. Und selbst die Auslegung als Aberglaube, das heißt als unchristlich, hat ihr Unzulängliches. Bernhard glaubte zweifellos, aus dem echten Christentum heraus zu handeln — wer ist heute so viel tiefer ins Christentum eingedrungen, daß er ihn eines besseren belehren könnte? Wer heute meint, daß reines Christentum so grob Sinnliches, uralt Heidnisches, nicht aufsaugen könne, der wolle seinem Urteil mit dem christlichen Wort eine Grenze setzen: in meines Vaters Hause sind viele Wohnungen.

Allerdings kann es bei solcher Haltung Bernhards nicht wundern, wenn wir auch Geschichten von ihm lesen, denen bei gleicher Handgreiflichkeit

seines Einwirkens nicht der gleiche menschliche Sinn mitgegeben scheint. So erzählt Wilhelm von Saint Thierry — und wie man sichs auch zurechtlege, ein Kern muß wahr sein — beim Besuch eines Tochterklosters hätten Mücken durch ihr Gesumme und ihren improbus discursus alle unerträglich belästigt, bis der Heilige sagte: Excommunico eas; und am folgenden Morgen hätten sie in solchen Haufen tot auf dem Boden gelegen, daß man sie schaufelweis aus der Kirche warf und die Verfluchung der Mücken von Foigny zum Sprichwort wurde. Wichtiger sind uns jene Fälle, wo sich die magisch-göttliche Banngewalt an Menschen erprobt. Hier wäre etwa an eine Erzählung zu erinnern, wie Bernhard verheißt, die von ihm geweihten Brote würden die katholischen Kranken heilen, die irrgläubigen nicht (Vita III 6), oder auch an eine merkwürdige Geschichte wieder aus dem ersten Buche der Vita, wo Bernhard durch einen Trunk, zu dem er seinen Segen gesprochen, einen christlichen Zaubertrunk also, eine Anzahl weltlustiger Ritter für seinen Orden gewinnt. Das Tatsächliche dieser Erzählungen ist vom Heute aus schwer zu erfassen und wir dürfen uns wohl mit dem Hinweis begnügen, daß es in derselben Richtung liegt wie bei den vorher gebrachten ganz einfachen Beispielen; ob das, was darüber hinausgeht, von uns so gesehen werden würde wie es Bernhards Jünger gesehen haben, bleibe unerörtert.

Alle überlieferte Geschichte ist von einem Doppelten bestimmt: von dem Ereignis selbst, das geschieht, und von den Menschen, die es sehen, sehend ihrem Geiste anverwandeln, anverwandelt es beschreiben. Der Heutige, dem das Auge der Kamera treuer dünkt als das eigne, steht dem wunderfreudigen Christen der alten Zeit unmeßbar fern, darum wird er in den bernhardischen Wundergeschichten Tatsache und Zutat zu unterscheiden suchen und geneigt sein, eher zu viel als zu wenig als Zutat zu deuten. Darüber hinaus wollten wir auf einige Phänomene hinweisen, die ein wenig zwischen Tatsache und anverwandelndem Geist verbinden und bei aller Fremdheit, ja Unerklärlichkeit, als zeitbefangener Schein schwerlich abgetan sind. Bernhards Virtutes, so zeigt sich, gehen keineswegs so an aller menschlich faßbaren Natur vorbei wie jene Reliquienwunder, die dem Neukatholizismus allein noch übrig geblieben sind und von denen her die Neuzeit überhaupt das Wunder als absurd heiligt oder verhöhnt.

Der staatliche Neuaufbau der Türkei

Von Gustav Herlt (Wien)

Am 22. April ist die Große Nationalversammlung von Angora in die Ferien gegangen und am 23. wurde der türkische Nationalfeiertag mit großem Glanz begangen. Die Türkischnationalen hatten auch Grund dazu, denn das von ihnen angestrebte Ziel eines vollständigen Neuaufbaues des türkischen Staates haben sie erreicht. Schwer genug war die Arbeit, aber ihr fester Wille besiegte jeden Widerstand. Wie ihre Soldaten die griechische Armee aus dem Lande trieben, so trotzten ihre Diplomaten der Entente den größten Teil ihrer Forderungen ab. Der den Türken von der Entente zugedachte Friedensvertrag von Sèvres zerstob in nichts, die Türkischnationalen hatten durch ihren zähen Widerstand der siegestrunknen Entente die erste empfindliche Niederlage beigebracht. Allerdings, der Verlust der arabisch sprechenden Länder war nicht abzuwenden, aber der geplante selbständige armenische Staat blieb auf dem Papier und das schon verloren geglaubte Ostthrazien gewannen sie zurück.

Die Grundlagen für den staatlichen Neubau der Türkei wurden im Friedensvertrag von Lausanne gelegt. Die Vorrechte der Fremden wurden, bis auf kümmerliche Reste, aufgehoben, die schon stark verkümmerte, auf dem Recht der Eroberung beruhende Milletverfassung der Religionsgenossenschaften ganz beseitigt, die ethnographischen Bevölkerungsverhältnisse vereinfacht. Die Türkei sollte ein Vollstaat werden, wo alle Angehörigen die gleichen Rechte und Pflichten haben.

Die Nationalisten begnügten sich aber nicht damit, die Türkei neu aufzubauen, das türkische Volk sollte auch die Herrschaft fest in den Händen haben. Dieses Ziel schien ihnen nur erreichbar, wenn der theokratische Einschlag aus dem türkischen Staatswesen verschwinde. Die Türkei sollte eine Republik werden, wo alle Macht beim Volke liegt. Zu diesem Zweck hoben sie das Sultanat auf und ließen nur vorläufig das Kalifat bestehen. Die altehrwürdige Hohe Pforte und das Scheich-ül-Islamat waren schon vorher beseitigt worden. Aber das schien den neuen Machthabern noch nicht genug, es blieb noch zu viel vom alten Staat. Und so kam es zu den Beschlüssen vom 2. März 1924, die den staatlichen Neuaufbau der Türkei abschlossen.

An diesem für die türkische Geschichte ewig denkwürdigen Tag wurde die Abschaffung des Kalifats, die Ausweisung der Mitglieder der Dynastie Osman, die Übertragung der Verwaltung der Güter der Toten Hand an den Staat und die Vereinheitlichung des Gerichts- und Unterrichtswesens beschlossen.

Mit der Loslösung des Sultanats vom Kalifat war die Kalifatsfrage für die junge türkische Republik noch nicht endgültig gelöst worden, sondern sie bildete weiter in Angora den Gegenstand heftiger Kämpfe innerhalb der Türkischen Volkspartei. Die ganz Radikalen verlangten die gänzliche Aufhebung des Kalifates und die Ausweisung aller Mitglieder der ehemaligen kaiserlichen Familie, weil sie fürchteten, der Kalif könnte seine geistliche Macht dazu mißbrauchen, auch die politische Macht im Staat wieder an sich zu reißen, denn sie wußten ganz

gut, daß das Sultanat noch viele Anhänger im Volk hatte. So lang ein Mitglied der Familie Osman Kalif ist, ja so lang überhaupt diese Familie im Land ist, hielten sie die Republik nicht für gesichert. Die Gemäßigteren hätten sich mit der Verlegung des Sitzes des Kalifats von Konstantinopel weg nach einer innerkleinasiatischen Stadt begnügt, z. B. nach Konia. Sie führten für ihre Meinung dieselben Gründe ins Feld, die die türkischen Nationalisten bewogen, den Sitz der Regierung nach Angora zu verlegen und diese endgültig zur Hauptstadt der neuen Türkei zu machen. Von Konstantinopel aus fürchteten sie eine Bedrohung der Republik. So lang der Kalif dort residierte, hatten die Gegner der Nationalisten, die besonders zahlreich in Konstantinopel sind, in ihm einen starken Rückhalt, und der Kalif hatte in ihnen ergebene Anhänger, die ihn auch, wenn er sie gerufen hätte, in seinen politischen Bestrebungen unterstützt hätten. Darum sei es besser, das Kalifat werde von Konstantinopel weg verlegt.

Nur eine kleine Minderheit war für die Aufrechterhaltung des Kalifats in Konstantinopel. Nach langen Kämpfen setzten die Radikalen ihre Forderungen durch und am 2. März wurde die Beseitigung des Kalifats und die Ausweisung der Mitglieder der Familie Osman beschlossen. Dafür stimmten, wenn auch schweren Herzens, auch die Gemäßigten. Um das Kalifat zu retten — sie sahen voraus, daß die Beseitigung des Kalifats politische Nachteile für die Türkei haben müßte — bat eine Gruppe von Abgeordneten Mustafa Kemal Pascha, er möge selbst das Kalifat übernehmen, was dieser aber ablehnte.

Die Abstimmung vom 2. März löste ganz unerwartet eine Ministerkrise aus. Die gemäßigten Mitglieder, die gegen ihre Überzeugung hatten stimmen müssen, nahmen ihre Rache an den Scharfmachern. Die ganze Volkspartei schien in zwei Parteien gespalten. Der Gegensatz zwischen diesen beiden Lagern offenbarte sich zuerst bei der Neuwahl des Parteivorstandes, indem alle von der Regierung unterstützten Bewerber in der Minderheit blieben und in den Vorstand, mit Ausnahme Ismet Paschas, nur Mitglieder des gemäßigten Lagers gewählt wurden. Um die Beschlüsse des 2. März durchzuführen, erachtete es Ismet Pascha als notwendig, die Posten der Kommissäre für Justiz und Schulwesen mit jüngeren, tatkräftigen Männern zu besetzen. Aber das aufgefrischte Ministerium fand durchaus nicht den Beifall der gesamten Partei, und einige 80 Mitglieder gaben ihrer Unzufriedenheit mit Ismet Pascha ungescheut Ausdruck.

Eine zweite Gelegenheit, an den Radikalen Rache für die Abstimmung vom 2. März zu nehmen, bot den Gemäßigten die Abänderung der Verfassung. Beim Art. 25 stießen die feindlichen Gruppen hart aufeinander. Wer soll das Recht haben, die Nationalversammlung aufzulösen? Das war die am meisten und am heftigsten umstrittene Frage in Angora nach den Abstimmungen vom 2. März. Die Radikalen verlangten, daß der Präsident der Republik dieses Recht haben sollte, aber die Gemäßigten, und die waren diesmal in der Mehrheit, wollten ihm dieses Recht nicht zugestehen. Ihre Redner sagten ja alles Liebe und Schöne von Mustafa Kemal Pascha, aber das Recht, die Nationalversammlung aufzulösen, könnten sie ihm trotzdem nicht zugestehen. Das sei ein Eingriff in die Souveränität der Großen Nationalversammlung, diese könne sich nur selbst auflösen. Und so wurde es auch beschlossen. Die Fassung des Art. 25, wie sie ihm der Ausschuß gegeben hatte, wurde bei Anwesenheit von 195 Abgeordneten mit 127 Stimmen abgelehnt. Bis auf zwei hatten die anderen Abgeordneten den Sitzungssaal ver-

lassen. Ismet Pascha hatte eine zweite Niederlage erlitten, herbeigeführt von den Mitgliedern seiner eigenen Partei. In der Großen Nationalversammlung von Angora gibt es keine eigentliche Oppositionspartei; doch wird die Opposition von Mitgliedern der Regierungspartei besorgt.

Die Beschlüsse vom 2. März wurden mit großer Raschheit und Entschiedenheit durchgeführt. Dem Kalifen Abdul Medschid wurden vom Augenblick der amtlichen Mitteilung, daß er abgesetzt sei, nur fünf Stunden Zeit gelassen, die Vorbereitungen für seine Abreise zu treffen. Auch die anderen Mitglieder der Familie Osman mußten in kürzester Frist das Land verlassen. Was sie an persönlichem Eigentum besaßen, blieb ihnen, und sie konnten es mitnehmen oder verkaufen. Die von ihnen bewohnten Paläste fielen, insofern als sie nicht ihr Sondereigentum waren, an den Staat zurück. Die Prinzen und Prinzessinnen mußten über Hals und Kopf alles, was sie nicht mitnehmen konnten, verkaufen, so v. a. ihre Hauseinrichtungen, Pferde, Wagen usw. Mancher Konstantinopeler Händler hat da um billig Geld kostbare Sachen erworben. Die Ausweisung der kaiserlichen Prinzen und Prinzessinnen war so von einer nicht unbedeutenden Vermögensverschiebung begleitet. Von der Regierung erhielten die abreisenden Prinzen und Prinzessinnen einen bestimmten Beitrag als Reisekostenzuschuß.

Die an den Staat zurückgefallenen Paläste machen der Regierung von Angora viel Kopfzerbrechen, denn sie weiß nicht recht, was sie damit anfangen soll. Es sind dies die Paläste von Dolmabagtsche, Jildis-Kiosk, Bejlerbej; Kalender, Altes Serail, Süße Wasser (Kiathane), Flamur und Tschiragan. Der Palast von Dolmabagtsche am Bosporus, die Residenz des letzten Kalifen, wird in seinem gegenwärtigen Zustande erhalten und soll dem Präsidenten der Republik, wenn er nach Konstantinopel kommt, als Absteigequartier dienen. Auch ein zweiter Palast, entweder Bejlerbej oder das Alte Serail, sollen in ihrem gegenwärtigen Zustand erhalten, die anderen aber nutzbringend verwertet werden. Man will in ihnen Schulen, Kanzleien, Sammlungen usw. unterbringen. Es wurde auch der Vorschlag gemacht, sie zu verkaufen und mit dem Erlös die türkische Staatsschuld zurückzuzahlen, damit die Ottomanische Staatsschuldenverwaltung keinen Daseinsgrund mehr hätte und aufgehoben werden müßte. Aber für diese Paläste dürften sich kaum Käufer finden, denn sie sind für fürstliche Haushalte berechnet, und solche gibt es in der demokratischen Türkei keine mehr; Ausländer, mit Ausnahme von Ägyptern, dürften auch keine große Lust haben, einen solchen Palast zu erwerben.

Mit der Beseitigung des Kalifats wurde der theokratischen Verfassung des alten türkischen Staates die Grundlage entzogen, alles was darauf aufgebaut war, mußte jetzt ganz von selbst zusammenstürzen. Das gilt zunächst von der geistlichen (Scheriats) Gerichtsbarkeit. Schon nach dem Krimkrieg hatte die Türkei angefangen, sich in dieser Hinsicht zu europäisieren, und es wurden nach europäischem Muster auch weltliche Gerichte eingeführt. Doch blieb der geistlichen Gerichtsbarkeit noch immer ein weites Feld, denn für alle Familiensachen beispielsweise war sie zuständig. Nun sollen die geistlichen Gerichte ganz verschwinden und ihre Agenden an die weltlichen Gerichte übergehen. Die Vereinheitlichung des Gerichtswesens wurde benutzt, das gesamte türkische Gerichtswesen einer gründlichen Reform zu unterziehen. Das neue Gerichtsgesetz ist bereits am 1. Mai in Kraft getreten. Alle Rechtssachen kommen zuerst vor die Gerichte erster Instanz (unsere Bezirksgerichte), die den Titel mahakim-i aslije führen. Eine

Schwierigkeit für die neue Gerichtsverfassung ist insofern entstanden, als das Gesetz über den Zivilstand noch nicht erledigt ist, so daß die Gerichte nicht wissen, wie sie in den ihnen neuen Zivilstandssachen zu verfahren haben. Türkische Juristen beklagen diesen Mangel sehr, denn wenn man die geistlichen Gerichte aufhebe, müsse man sie doch durch etwas Gleichwertiges ersetzen. Man hilft sich damit, daß jedem Gericht ein Kadi (geistlicher Richter) als Rat für die Erledigung der Familiensachen nach den Vorschriften des Scheriats beigegeben wird. Die Appell-Gerichtshöfe sind sämtlich aufgehoben worden. Zuerst wollte man nur ihre Zahl vermindern, schließlich entschied man sich aber für die Auflassung dieser ganzen Gerichtsgattung. Und damit wurde auch das Recht der Berufung abgeschafft. Das beschleunigt allerdings die Rechtsprechung, entzieht den Parteien aber auch jede Möglichkeit, ein ungerechtes oder irriges Urteil abzuändern. Die Erfahrung hat gezeigt, daß die von den Gerichten erster Instanz erflossenen Urteile, wenn sie von Einzelrichtern gefällt worden waren, bei der Berufung zu drei bis vier Fünfteln von den Appellgerichten verworfen wurden, wenn sie aber von einem Richterkollegium gefällt worden waren, nur zu zwei Fünfteln. Gerichte erster Instanz mit einem Einzelrichter waren in Kleinasien während des Unabhängigkeitskrieges eingesetzt worden, sie haben sich aber nicht bewährt. Das neue Gesetz besetzt die Richterbank mit drei Richtern: einem Präsidenten und zwei Beisitzern. In Kleinasien wurden 54 Gerichte erster Instanz aufgelassen, weil sie nicht genug zu tun hatten, nur jedes Kaza soll ein Gericht erster Instanz haben.

Die Friedensrichter wurden beibehalten. Für die Kriminalsachen werden 94 Strafgerichte eingesetzt. Der Kassationshof wurde beibehalten und an seinen alten Funktionen nichts geändert. Er entscheidet in letzter Instanz, wenn Formfehler vorliegen. Die Verhandlungen vor ihm finden aber nicht mehr mündlich statt, sondern ausschließlich schriftlich. Die Rechtsanwälte müssen nach dem neuen Gerichtsgesetz wenigstens fünf Jahre als Richter tätig gewesen sein. Die türkischen Juristen beklagen es, daß dieses Gesetz in aller Eile gemacht worden sei und daß man vorher nicht die Ansicht der juristischen Kreise eingeholt habe. Sehr besorgt ist man, wie sich die Aufhebung der Appellgerichte bewähren wird. Kein Land habe noch eine solche Maßregel gewagt; die Beschleunigung der Rechtsprechung sei eine Errungenschaft, die für ein Volk, wo die Zeit noch keinen Wert hat und das an langsame Rechtssprechung seit Jahrhunderten gewöhnt ist, nicht übermäßig viel bedeutet. Allen Rechtsanwälten, die gegen die türkische Regierung plädiert haben, wurde die Fortsetzung ihrer Praxis verboten. Das trifft insbesondere die armenischen und griechischen Rechtsanwälte.

Die Güter der Toten Hand (Wakf) wurden vom Staat übernommen, der aus ihrem Erträgnis die Moscheen, Gebetshäuser usw. unterhält und die kirchlichen Würdenträger besoldet. Damit verschwindet auch die Wakfverwaltung, nach dem Scheich-ül-Islamat die zweite rein theokratische Behörde in der Türkei. Ursprünglich war sie in den Händen eines Staatsministers von großem Einfluß; als in der neuen Türkei der Ministertitel abgeschafft wurde, kam an ihre Spitze ein Kommissär. Die Güter der Toten Hand sind immer schon schlecht verwaltet worden; die Jungtürken bemühten sich zwar um eine Besserung, ohne aber viel zu erreichen. Wenn die staatliche Verwaltung aus den Gütern der Toten Hand größere Erträge herauswirtschaftet, wird das nur der türkischen Volkswirtschaft und dem kirchlichen Leben zu gute kommen.

Die Vereinheitlichung des Schulwesens räumt gleichfalls mit theokratischen Einrichtungen auf. Der geistliche Nachwuchs der Mohammedaner wurde bisher in Medressen herangebildet, die aber jetzt aufgehoben sind; für die angehenden Hodschas wurde an der Universität eine theologische Fakultät eingerichtet. Die Wakfschulen, deren Zahl nicht groß war, wurden gleichfalls aufgehoben. Aus allen Schulen mußten die religiösen Symbole entfernt werden und alle haben die Freitagsruhe einzuhalten. Dieses Gebot richtet sich vor allem gegen die christlichen Schulen. Die französischen Ordensschulen, die sich diesem Gebot nicht fügen und das Kreuz aus den Schulzimmern nicht entfernen wollten, wurden geschlossen. Da es jetzt in der Türkei, seitdem die Milletverfassung und die Kapitulationen aufgehoben und Griechen und Armenier zum größten Teil ausgemerzt sind, nur türkische Staatsbürger gibt, die alle die gleichen Rechte und Pflichten haben, sollten nach den Ideen der Nationalisten auch alle in die gleiche Schule gehen, nämlich in die staatlichen. Jüdische, griechische, ausländische Schulen seien also gar nicht notwendig. Den Ausländern wird auch nur das Recht der unteren und mittleren Schulerziehung belassen, nicht aber das Recht der höheren Fachbildung. So mußten das American College seine Medizinschule und eine französische Anstalt ihre Ingenieurschule auflassen.

Eine Neuerung für die Türkei ist auch die Einführung der Freitagsruhe. In dieser Hinsicht haben sich die türkischen Nationalisten päpstlicher als der Papst gezeigt, denn der Islam kennt keine Freitagsruhe, und die hohe Geistlichkeit hat sich auch gegen deren gesetzliche Einführung gesträubt. Weitere Neuerungen betreffen die Freiheit für jeden Staatsangehörigen, seine Kopfbedeckung nach seinem Belieben zu wählen, nur der Turban wird der höheren Geistlichkeit vorbehalten. Jeder kann also jetzt aufsetzen, was ihm beliebt, mit der Tyrannei des Fes und des Kalpaks ist es zu Ende.

In den Schlußsitzungen der Großen Nationalversammlung wurden die Beratungen über die neue Verfassung zu Ende geführt. Wie bereits erwähnt, war Artikel 45 (Kompetenz zur Auflösung der Nationalversammlung) der am meisten umstrittene. Wie lang die neue Verfassung den Wünschen der gegenwärtigen Machthaber entsprechen wird, bleibt abzuwarten. Während man in allen anderen Staaten an die Verfassung äußerst selten rührt, muß sich die türkische fortwährend Abänderungen gefallen lassen.

Neben der politischen Gesetzgebung fand die Große Nationalversammlung auch für eine umfassende wirtschaftliche noch Zeit. Obwohl auf diesem Gebiet eine große Menge von Gesetzen geschaffen wurde, läßt sich doch nicht verkennen, daß die türkischen Nationalisten in wirtschaftlichen Dingen eine wenig glückliche Hand hatten. Sie wollten sicherlich nur das Wohl des Landes, aber ihr überhitzter Nationalismus, der schon an Fremdenfeinlichkeit grenzt, und ihr Mangel an wirtschaftlichen Kenntnissen und Erfahrungen ließ sie manchen Fehlgriff begehen. Der Grundzug der türkischen Wirtschaftspolitik ist der Wiederaufbau des Landes bei Fernhaltung jeder politischen Beeinflussung des türkischen Wirtschaftslebens durch das Ausland. Den Türken ist die Mithilfe ausländischen Kapitals und ausländischer Intelligenz beim Wiederaufbau des Landes willkommen, doch darf sich daraus keine politische Einmischung des Auslandes ergeben. Von diesem Gesichtspunkt aus haben die Nationalisten die Schaffung fremder Einflußgebiete in Kleinasien bekämpft und schließlich vereitelt, sie wollen an allen ausländischen Unter-

nehmungen beteiligt sein, verlangen deren vollständige Unterordnung unter die türkischen Gerichte und Behörden, den Gebrauch der türkischen Sprache mit den staatlichen Ämtern und dem Publikum, und die Beschäftigung von Türken mit Ausnahme bei besonders qualifizierter Arbeit. Vor dem Krieg war es allgemein Brauch, daß die ausländischen Unternehmer und Kapitalisten ihre Verträge mit der türkischen Regierung unter Mithilfe ihrer Botschaft abschlossen. Das hat jetzt aufgehört; wollte ein Ausländer zu diesem Mittel greifen, würde sein Geschäft mit der Regierung unfehlbar scheitern.

Um Ostanatolien mit einem Netz von Eisenbahnen zu versehen, hatte die Regierung dem Amerikaner Chester eine groß angelegte Konzession verliehen, die aber Anfang November 1923 als null und nichtig erklärt wurde, da der Konzessionär nicht am ausbedungenen Tage mit den Arbeiten begonnen hatte. Dem Konzessionär war es nicht gelungen, die für den Bau dieser Eisenbahnen notwendigen Kapitalien aufzubringen, ja er konnte nicht einmal rechtzeitig eine Lieferung von landwirtschaftlichen Maschinen ausführen. Die Türken waren über das Versagen Chesters sehr verstimmt, weil sie die größten Hoffnungen auf die Mitarbeit der Vereinigten Staaten für den wirtschaftlichen Wiederaufbau der Türkei gesetzt hatten. Sie hatten es sogar auf eine Vergewaltigung erworbener französischer Rechte ankommen lassen, indem sie in die Chestersche Konzession auch die Linie Samsun-Siwas aufnahmen, wofür die Franzosen schon 1914 die Konzession erhalten hatten. Damit trotz der Kraftloserklärung der Chesterschen Konzession Ostanatolien Eisenbahnen bekomme, baut die türkische Regierung die Linien Angora-Siwas und Samsun-Siwas in eigener Regie. Die Arbeiten schreiten rüstig vorwärts.

Die türkischen Nationalisten wollen auch eine andere Eisenbahnpolitik betreiben als die früheren Regierungen. Mit Ausnahme der Bagdadbahn von Konia ab und der Orientalischen Eisenbahn in Ostthrazien sind die türkischen Bahnen Privatbahnen. Die beiden genannten Linien gehören aber dem Staat, doch hat er den Betrieb an Privatgesellschaften verpachtet. Den meisten Privatbahnen gewährleistet die Regierung eine bestimmte Kilometer-Einnahme, zu welchem Zweck sie bestimmte Staatseinkünfte verpfändet hat, die von der Ottomanischen Staatsschuldenverwaltung verwaltet werden. Die Verpfändung von Staatseinkünften zu Gunsten ausländischer Gesellschaften ist natürlich nicht nach dem Geschmack der Nationalisten, weshalb sie eine andere Eisenbahnpolitik einschlagen wollen. Diese zielt auf die Verstaatlichung der Privatbahnen hin. Mit der Anatolischen Eisenbahn soll der Anfang gemacht werden, es wurde auch schon ein Beschluß auf Rückkauf dieser Bahn gefaßt, aber seine Verwirklichung begegnet großen Schwierigkeiten, so daß man ernstlich bezweifeln kann, ob den Nationalisten die Verstaatlichung der Privatbahnen gelingen werde. Nach den Ideen der Radikalen in der Türkischen Volkspartei soll nicht nur der Bahnkörper zurückgekauft, sondern auch der Betrieb in eigener Regie des Staates geführt werden. Es ist dies ein unglücklicher Gedanke. Können schon die gegenwärtigen Gesellschaften ohne Staatszuschuß nicht bestehen, so würde die im Eisenbahnbetrieb gänzlich unerfahrene Regierung erst recht kein Erträgnis aus den Bahnen herauswirtschaften. Arbeiten ja jetzt auch die europäischen Staatsbahnverwaltungen mit großem Verlust.

In Ausführung des Friedensvertrags ist am 1. Jänner 1924 die Küstenschiff-

fahrt in den türkischen Gewässern an die türkische Flagge übergegangen, nur je drei englische, französische und italienische Rhedereien können sie bis auf weiteres noch betreiben. Die türkischen Rheder und Schiffahrtsgesellschaften machen jetzt große Anstrengungen, kleinere Schiffe für die Küstenschiffahrt zu erwerben, denn gegenwärtig haben sie hiefür noch zu wenig Schiffsraum. Auch der innere Hafendienst in den türkischen Häfen ist an die Türken übergegangen, ganz ohne die Mitwirkung von Ausländern (als Lotsen, Bergungsgesellschaften usw.) können sie diesen Dienst nicht bewältigen. Für den Konstantinopler Hafen soll hiefür eine eigene Gesellschaft gegründet werden.

Der Versuch, die Türkei nach amerikanischem Vorbild trocken zu legen, ist vollkommen gescheitert. Nach langem Zuwarten trat am 7. Oktober 1923 das Alkoholverbot in Kraft, im März 1924 mußte es als undurchführbar wieder außer Kraft gesetzt werden. Die durch das Alkoholverbot in ihrer wirtschaftlichen Existenz bedrohten Weinbauer, Mastikbrenner und Bierbrauer lagen der Regierung so lang in den Ohren und drohten ihr soviel mit Abfall, daß sie das Alkoholverbot wieder aufheben mußte. Sie wird jetzt ein Alkoholmonopol einführen. Ob ihr das gelingen wird, ist fraglich. Es ist das eine eben so schwere Aufgabe wie die Verstaatlichung der Eisenbahnen, die in Angriff zu nehmen eigentlich gar keine zwingende Notwendigkeit besteht.

Mit dem Wiederaufbau der zerstörten Gebiete in Kleinasien geht es nicht vorwärts, es ist bisher noch recht wenig geschehen. Es ist auch eine sehr schwere Frage. Es mangelt an Geld, da sich die Feuerversicherungsgesellschaften mit Berufung auf die Kriegsklausel weigern, die Schadensummen auszubezahlen. Sehr vernünftigerweise wurde der Wiederaufbau der zerstörten Gebiete mit der Ansiedlung der ausgetauschten Mohammedaner in Kleinasien verkoppelt und hiefür ein eigenes Volkskommissariat in Angora eingerichtet. Es sind schon viele Tausend griechische Mohammedaner nach Kleinasien übergeführt und an verschiedenen Gegenden angesiedelt worden, so zwar, daß sie womöglich ihre frühere Beschäftigung weiter ausüben können. So wurden die Türken von Kreta, die den Ölbau pflegen, im Gebiet von Aiwaly angesiedelt, dem Mittelpunkt des türkischen Ölbaues, die Tabakbauer von Mazedonien in der Umgebung von Samsun, die „Körndl“-Bauern von Thessalien in Thrazien usw. Da die westkleinasiatischen Griechen nach dem Rückzug der griechischen Armee zum größten Teil geflüchtet sind, macht ihr Austausch weiter keine Schwierigkeiten. Am 1. Mai ist mit dem Abtransport der Konstantinopler Griechen begonnen worden, die nicht nach Konstantinopel zuständig sind, und im Verlauf des Sommers werden auch die pontischen Griechen, die sich noch in ihrer alten Heimat befinden, abtransportiert.

Bisher sind der Türkei aus dem Bevölkerungsaustausch noch keine Vorteile erwachsen, insbesondere die Ausschaltung des Griechentums ist im türkischen Wirtschaftsleben empfindlich zu spüren. Es fehlen die griechischen Großhändler in den Städten und die vielen griechischen Kleinhändler in der Provinz, sowie die zahlreichen kleinen griechischen Dampfer und Segler, die alle Küstenorte besuchten. Die geflohenen Griechen aus Westkleinasien haben die Kunst der Teppichknüpferei in ihre neue Heimat mitgenommen und machen von dort aus Smyrna scharfen Wettbewerb. Die Griechen und Armenier waren das treibende Element in der türkischen Volkswirtschaft.

Die Staatsumwälzung in Spanien (Nachtrag)

Von Paul Herre (Berlin)

Wenn es auch die Meinung der zahlreichen Gegner des Militärdirektoriums innerhalb und außerhalb Spaniens ist, daß unter dem Regiment Primos de Rivera wenig Bemerkenswertes geleistet werde, so ist doch in der Zeit zwischen der Fertigstellung meines Aufsatzes (Anfang März) und seinem Erscheinen im Maiheft dieser Zeitschrift die Entwicklung in Spanien ein solches Stück vorgerückt, daß sich der Berichterstatter verpflichtet fühlt, darüber einige ergänzende Mitteilungen zu machen. Vollends die Vorgänge der letzten Monate bestärken in dem Urteil, daß das Direktorium auf dem rechten Wege ist: die Arbeiten zugunsten einer Besserung der innerstaatlichen Verhältnisse haben bedeutende Fortschritte gemacht, die Bemühungen in der Richtung einer systematischen Vorbereitung eines neuen verfassungsmäßigen Zustandes lassen nunmehr ein planvolles Vorgehen erkennen und nur in der besonders schwierigen Marokkofrage sind keine beträchtlichen Veränderungen eingetreten. Im Ganzen bewegen sich die Dinge, mit bestem Wollen im nationalen Interesse ins Rollen gebracht, folgerichtig weiter und das umfassende Aufbauwerk tritt in immer festeren Formen entgegen.

Nach wie vor steht die innere Reform im Vordergrunde alles Tuns und Lassens, ja letzten Endes soll es auf sie beschränkt sein. Auf dem Gebiete der Verwaltung bedeutet eine neue Gemeindeordnung, die auf den Entwürfen früherer Regierungen, namentlich Maura's, sich aufbaut und durch das Dekret vom 9. März 1924 in Kraft gesetzt worden ist, eine wesentliche Errungenschaft. Indem sie auf der einen Seite den Grundsatz der Autonomie ausspricht und auf der anderen für die Durchführung der Selbstverwaltung allgemein bindende Wege weist, schenkt sie endlich auch dem munizipalen Leben Spaniens die Möglichkeit einer gesunden, von eigener Verantwortung getragenen Entfaltung, wie sie uns Deutschen seit hundert Jahren geläufig ist, und durch die Einführung eines weitgehenden Wahlrechtes, das auch den selbständigen Frauen zusteht, erzieht sie weitere Kreise des Volkes zu politischer Beschäftigung Im gleichen Sinne schafft ein neues Militärdekret den Rahmen eines modernen Volksheeres. Dem Vorgehen der übrigen Völker folgend, setzt es die Dienstzeit von drei auf zwei Jahre herab, stellt das System der Freiwilligen auf, denen die Reserveoffiziere entnommen werden, und fesselt bei mancherlei Erleichterungen den Einzelnen, auch wenn er im Auslande lebt, an die Fahne. Und nach der kulturellen Seite hin greift ein Dekret zur Reform des Unterrichtswesens tief in die geistige Kultur der Nation. Denn nicht nur wird die unbedingte Durchführung des seit 1854 auf dem Papiere bestehenden Schulzwanges angeordnet, sondern es werden zahlreiche Bestimmungen getroffen, die eine baldige Hebung des Bildungsniveaus gewährleisten sollen. Dahin gehört die Errichtung zahlreicher Elementarschulen, die Erhöhung der völlig unzulänglichen Gehälter der Lehrer und die Umgestaltung des Unterrichtes selbst.

Es ist begreiflich, daß die Männer, die den Entschluß zu solchen tief-

greifenden Maßnahmen gefaßt haben, es als eine ebenso wichtige Aufgabe ansehen, für die konsequente Weiterverfolgung der eingeschlagenen Bahnen Sorge zu tragen, da sonst alle Reformarbeit unfruchtbar bleibt. Nach wie vor erblicken sie in den Trägern der alten Parlaments- und Parteimißwirtschaft die gefährlichsten Feinde ihres Aufbauwerkes und sie sind auf Mittel und Wege bedacht, einen neuen verfassungsmäßigen Zustand vorzubereiten, der die Rückkehr zu dem korrupten System der Vorjahre ausschließt. Zwar hat Primo de Rivera sich bereit gefunden, in den (zehn) Bezirken, wo die weitere Aufrechterhaltung des militärischen Ausnahmezustandes überflüssig erschien, die Militärgouverneure durch Zivilbeamte zu ersetzen und damit den Abbau der reinen Militärdiktatur in die Wege zu leiten, aber um so entschiedener hat er seiner Abneigung Ausdruck gegeben, den verhetzten und verachteten Parteien die Zügel der Regierung wieder auszuhändigen. Anderseits haben sich die sozialistischen und liberalen Parteigruppen um eine Befestigung ihrer Organisation bemüht und insbesondere hat der Zusammenschluß der Sozialdemokratie mit dem Allgemeinen Arbeiterverband die Tür für mancherlei Störungen geöffnet. Mit einer scharfen Abwehrmaßnahme hat Primo de Rivera jedoch die ruhige Fortführung seiner Arbeiten gesichert: ein königliches Dekret hat den Parteien alle Agitation verboten, und ein Gesuch der Liberalen, trotzdem politische Kundgebungen veranstalten zu dürfen, hat er mit der lapidaren Erklärung zurückgewiesen: „Die Frage der politischen Parteien in Spanien liegt noch in weiter Ferne; es gibt nur eine Partei, das ist das Direktorium."

Diese scharfe Ablehnung der alten Parteien steht in engem Zusammenhang mit der Wegbereitung für die neue, die nach dem Vorbilde der faszistischen Partei in Italien das Fundament der verfassungsmäßigen Neubildung in der Zukunft sein soll. Über ihre ideellen Voraussetzungen und parteipolitischen Grundlagen habe ich gesprochen. Als Uniones patrioticas (Vaterländische Vereinigungen) ist die planvoll vorbereitete und vom Direktorium in aller Form geförderte Organisation seit Mitte April in zahlreichen Bezirksverbänden ins Leben getreten und in dem Consejo nacional de Union patriotica (Nationalrat der Vaterländischen Vereinigungen) wird sie demnächst ihre parteimäßige Zusammenfassung erhalten. Die Zivilgouverneure und Regierungsdelegierten sind angewiesen worden, „die Partei, die unter dem amtlichen Apparat und den Normen der öffentlichen Gewalt entsteht", ebenso nach Kräften zu unterstützen, wie den alten unheilvollen Parteigruppen mit allen zu Gebote stehenden Mitteln entgegenzutreten. „Natürlich", so sagt das Rundschreiben vom 25. April, „ist es ausgeschlossen, daß die Diktatur ewig bestehen bleibe... Der inhaltvollste und wichtigste Teil ihrer Aufgabe beginnt jetzt: Die Vorbereitung des Organs, das sie ersetzen und ihr nachfolgen soll und der im Keime in der Vereinigung, die sich Union patriotica nennt, zu bestehen scheint." Zu diesen Sätzen ist das Programm der einstweiligen Weiterführung der Militärdiktatur und ihrer allmählichen Überleitung in eine wohlvorbereitete, von neuem vaterländischen Geiste erfüllte verfassungsmäßige Regierung unmißdeutig entwickelt. Eine Orientierungsreise durch die östlichen Provinzen hat den Präsidenten in der Auffassung bestärkt, daß es den Wünschen weiter, dem Parteischematismus nicht unterworfener Kreise entspricht, wenn er mit seinen Freunden die Leitung des Staates zunächst in der Hand behält, und er ist im Interesse der Nation bereit, die Konsequenzen zu ziehen.

Nur in den marokkanischen Verhältnissen hat sich, wie gesagt, seit Ende Februar nichts verändert, aber auch auf diesem Gebiete scheint sich mancherlei Bedeutsames vorzubereiten. Daß vollends hier größte Vor- und Umsicht geboten ist, darüber dürfte sich niemand klarer sein als Primo de Rivera. Marokko ist die einzige Stelle, von der aus sein Regiment wirklich gefährdet ist, aber gerade deswegen ist nicht anzunehmen, daß das früher gekennzeichnete Programm nüchterner Zurückhaltung und weiser Beschränkung voreilig aufgegeben wird. Mag der von den Generälen verfolgte Kurs unter dem inneren und äußeren Druck zeitweilig einem gewissen Schwanken ausgesetzt sein: in der Gesamtrichtung scheinen sie das Steuer fest in der Hand zu haben, und man behält den Eindruck, daß die spanische Nation unter ihrer von reinen Absichten getragenen Führung dem erstrebten Aufstieg entgegengeht.

Bücherrundschau

Sozialismus und deutsche Sozialdemokratie

Die politische Landkarte legt sich nach rätselvollen geschichtlichen Gesetzen über Gebirge und Täler, Flüsse und Meere der Erde. Selbst auf Bodenmassen, die die Natur für geschlossene Staatengebilde vorbestimmt zu haben scheint, decken sich die geographischen und die politischen Grenzen fast niemals. Bald greift der Ehrgeiz über die natürlichen Linien hinaus, bald lassen mächtige historische Schläge Einbeulungen zurück. Auch die Besiedelung durch Menschen gemeinsamer Abstammung und Sprache bestimmt nicht den politischen Oberbau. Nations- und Staatsgrenze fallen nur selten zusammen. Die großen europäischen Nationen sind erst Schöpfungen der Staatenpolitik. Eines dieser Völker — unglücklicherweise das deutsche — ist durch die Staatengeschichte nicht geeint, sondern zerrissen worden. Die jüngsten Bildungen der launenhaften europäischen Historie, unter dem Feldruf der nationalen Selbstbestimmung entstanden, sind ethnisch scheckig, sie sind Machtorganisationen, um eine Nation durch Verstümmelung anderer zu erhöhen. Boden und Volk sind, so lange es Geschichte gibt, nur das naturgegebene Rohmaterial für die staatsbildenden Kräfte. Diese selbst sind geistiger Art. Ranke lehrte, die Macht, jene stets obenauf nachweisbare Staatenschöpferin, als geistiges Wesen begreifen, das die Kombinationen seines Verstandes und Willens in die Wirklichkeit umzusetzen strebt. Ausgangsfeld der Macht ist immer ein Stück der Erdoberfläche. Ihr Ziel ist Regierung über Territorium, Erhaltung und Ausdehnung von Gebietsherrschaft. Verwächst mit dem Boden eine in Sprache und Lebensgefühl gleiche Bewohnerschaft, wird das Land Heimat eines Volkes, um so besser für die Festigkeit der Grenzen. Aber wesentlich für die Territorialmacht ist dieses Beieinander nicht. Land kann auch ohne Rücksicht auf einheitliche Besiedelung durch einen sinnreichen Machtapparat allein zum Staatsgebiet zusammengeschweißt sein. Aber wie schwer der Erdgehalt die Macht an das eingehegte Territorium bindet, wie stark ihr Drang nach Absonderung und Materialisierung sein mag, da sie eine

Form menschlichen Geistes ist, bleibt sie der Einwirkung aller universellen, über die Grenzen fliegenden Ideen ausgesetzt. Überterritoriale Kräfte ergreifen auch Besitz von den Köpfen der Territorialbeherrscher, ob diese Fürsten und ihre Werkzeuge oder regierende Klassen und Stände seien. Die überterritorialen Energien können rein spiritueller Art sein, z. B. religiöse Wellen; sie können sozialwirtschaftliche Entwicklungen mit ihrem Gefolge von politischen Ideen sein. Daher das historische Bild: Die konkrete Staatenwelt eines Zeitalters ist jeweils das Ergebnis mehrerer sich kreuzender Formungstendenzen, des Dranges nach territorialer Kristallisierung und der grenzenauslöschenden universalen, d. i. überstaatlich-sozialen Gedanken und Kräfte. Und wenn Gebietsmachtverschiebungen durchgreifender Art auftraten, so tut man gut, nach den überterritorialen Gewalten auszuschauen, die in die scheinbar erstarrte Territorialwelt neue Bewegung gebracht haben.

Das gegenwärtige Geschlecht ist in eine solche Staatendämmerung hineingeraten. Der große Krieg warf die den Altvordern vertraute europäische Gestaltung in Trümmer. Die Mitte des Erdteils mit ihrem Nationengewirr war durch Jahrhunderte von der habsburgischen Gebietsmacht in Form gehalten worden und zu einer wirtschaftsgeographischen Einheit verwachsen. Jetzt ist wieder Problem, was seit den Schlachten bei Mohacs und am Weißen Berge gelöst war. An der Rheinbarre zwischen Westen und Mitte ist ein Grenzgestaltung gelockert, die, vom Elsaß abgesehen, seit 1815 dauernd schien. Am Rande von Mitte und Osten ist eine Ordnung durcheinandergeworfen, an der im achtzehnten Jahrhundert von dem großen Peter, von Katharina II. und Friedrich II. gebaut worden war. Danzig, Memel, die baltischen Randstaaten, das unorganische Polen — man hat das Bild von lockeren Eisschollen, die jeder elementaren Pressung preisgegeben sind. Der vordere Orient, der von Byzanz an für das neue Europa von jeher schicksalbildend war, hat die Struktur eingebüßt, die ihm vor Jahrhunderten das Reich der türkischen Sultane gegeben hatte. Territoriale Grenzfragen sind allerseits in Fluß und da die Krämpfe den ganzen abendländischen Körper durchschüttern, ist eine jener historischen Wenden erschienen, da die Bildung von Gebietsmacht an ihrem Platze ersichtlich durch universale Wogen entscheidend mitbestimmt werden muß. Man blickt nach den Kräften aus, die das im Kriegssturm zerzauste Europa geformt haben. Die Macht des Glaubens, das Ringen der Bekenntnisse, das die abendländische Konfiguration zu einem starken Teil geschaffen hat, ist seit zweiundeinhalb Jahrhunderten in Starre. Wohl ist nicht völlig undenkbar, daß die tiefste Seelenkraft, die in der Menschheit wirkt, wieder einmal die Gewalt politischer Gestaltung gewinnen kann, zumal in einem geschichtlichen Augenblick wie diesem, da die staatliche Oberfläche frisch aufgebrochen ist. Regsamkeit der Kirchen ist da. Der Katholizismus tritt deutlicher als vor 1914 mit seinen Plänen nach Aufrichtung einer christlich-kirchlichen Einheit auf. Fühler strecken sich vom Anglikanismus zum orientalischen Christentum. Die protestantischen Konfessionen suchen Berührung. Der Islam brodelt. Aber vorläufig verhält sich die Psyche der im historischen Vordergrund strebenden Menschheit gegen die religiösen Antriebe noch exzentrisch. Näher und kräftiger ist jener Bereich von politischen Ideen, der mit dem Kapitalismus kam und mit seiner Tendenz, die Wirtschaften der Nationen und Kontinente einander anzugleichen. Aus diesem

breit ausladenden, wirtschaftlich-sozialen Energiefelde ist der noch vielfach schillernde Gedanke der Demokratie aufgeschossen. Regierung durch das Volk und für das Volk — so wenig durchgegoren dieser politische Gefühlskomplex noch immer ist, er hat seit dem Erlahmen der fürstlichen Gewalt, seines Widerparts, nicht bloß bestehende Gebietsstaaten innerlich umgewandelt, sondern erwies sich seit dem Zurücktreten der Religionen als der stärkste Staatenbaumeister. Der amerikanische Kontinent erhielt durch ihn seine Länderwelt. Die Vereinigten Staaten von Nordamerika, die mittel- und südamerikanischen Republiken entstanden aus demokratischen Befreiungsbewegungen. In Europa haben diese auf der Apenninischen Halbinsel die von dem habsburgisch-französischen Machtkampfe übriggebliebenen Gestaltungen zertrümmert. Neben der Demokratie ist die gleichfalls noch ungeklärte Idee eines Friedensbundes der Völker ein Erzeugnis der kapitalistischen Gesellschaft. Der Völkerbund der Pariser Verträge von 1919 ist einer der Anläufe, jene Idee praktisch-politisch zu verwirklichen. Daß dieser Gedanke, der schon in den Haager Konferenzen wetterleuchtete, nicht mehr flüchtiger Geist und Theorie ist, sondern sich zu elementarer politischer Willensbildung zusammenballt, weist die jüngste Entwicklung. Die angelsächsische Welt und die ihr zuneigenden Völker erheben die Idee zu einem Grundsatz politischen Handelns, weil dies ihnen der einzig erkennbare Weg scheint, der Fülle der wunden Staatenfragen im Nachkriegseuropa ohne den Ausbruch alpenländischer Selbstzerfleischung Herr zu werden. Die französisch geführte Staatengruppe mißtraut der Unterordnung von Gebietsmacht unter universale Richtgebote. Hier ist das Schauspiel zu sehen, wie an einem historischen Schnittpunkte überterritoriale Energien — diesmal der im Kapitalismus lebendige Drang nach weltwirtschaftlicher Weite — mit der Lockung, territoriale Alleinmacht aufzubauen, im Kampfe liegen.

Noch eine aus dem Kapitalismus geborene übernationale Idee meldet ihren Beruf an, die Staatenwelt umzugestalten: der Sozialismus. Nach ihm ist der Kapitalismus nicht die taugliche sozialwirtschaftliche Unterlage für eine menschheitliche Friedensordnung, vielmehr stellen nur die arbeitenden Klassen innerhalb der Einzelländer den Kern einer überstaatlichen Kultureinheit dar. Erst der Sozialismus sei der Boden für wahre Demokratie und Völkerbund. Vor dem europäischen Krieg war die sozialistische Bewegung in die Breite gegangen. Sie hatte aber keinen Ansatz zu umwälzenden Taten gezeigt. Es gab noch kein aus dem Sozialismus quellendes 1776 der Neuen oder 1789 der Alten Welt. Aber die Erschütterung der Staatenordnung durch den Krieg der bürgerlichen Welt von 1914 bis 1918 gab der sozialistischen Idee historische Gelegenheit. Eine große Episode, der russische Bolschewismus, ist aus sozialistischem Wollen hervorgegangen. Der Sowjetstaat ist keine staatliche Neuschöpfung. Er ist die Fortsetzung des zaristischen Staates, wie etwa das bürgerliche Frankreich die Fortsetzung des bourbonischen. Aber vielleicht stellt der russische Bolschewismus bis zu einem gewissen Grade doch das erste Beispiel staatsbaumeisterlicher Fähigkeiten des Sozialismus dar, sofern er den vielerorten geweissagten Zerfall Rußlands in ein Nebeneinander von Nationalitätenstaaten verhindert hat. Das rote Moskau hat die staatsbildende Leistung der weißen Zaren wiederholt. Auf deutschem Boden, der geistigen Heimat des russischen Kommunismus, hat die sozialistische Idee ihre Kraft nur an der inneren Umformung erweisen können.

Ohne den Druck der Arbeitermassen wäre die Monarchie nicht abgebrochen worden. Die zweite, aufbauende Hälfte der Aufgabe, die Wiedergewinnung internationalen Ranges und einer eigenbetonten europäischen Politik der deutschen Demokratie, ist noch nicht begonnen. Hier harrt des Sozialismus die Probe. Deutschland wird nur eines der Kraftfelder sozialistischer Staatskunst sein, wenn auch ein besonders gezeichnetes darum, weil dort die alten politischen Kräfte gründlich zerstört sind. Wie wird die mächtige sozialistische Idee, die zweifellos ein natürliches Erzeugnis der sozialwirtschaftlichen Bildungskräfte im Abendland ist, politische Geschichte machen? Wird eine Staatenwelt aus sozialistischem Geist entstehen, wie das Mittelalter die seine aus christlich-ständischen Gedanken aufgehen ließ, wie der dynastisch-militärische Absolutismus seine internationalen Formungen hatte, wie der bürgerlich-demokratische Kapitalismus in die Staatenstruktur dieses letzten Jahrhunderts sich einprägte? Welche Erwartungen für die Neuordnung Europas nach der Staatenkatastrophe von 1918 können an den Sozialismus geknüpft werden? Da sind territoriale, mit dem Machtwillen von Nationen verbundene Sonderkräfte, dort wirkt überterritorial und übernational die ökonomisch-gesellschaftliche Kraft des Kapitalismus und seiner demokratisch-pazifistischen Tendenzen. Sie ringen miteinander. Welche neue Energie bringt der Sozialismus an dieses Problem, den Widerstreit zwischen Gebietsstaat und Universalismus entweder durchzufechten oder auszugleichen? Wird er dem Drang der Territorialbesonderung weichen, wird er dem überstaatlichen Drang des Weltwirtschaftsgeistes das Übergewicht verschaffen? Vor 1914 war der Sozialismus, wenn er auch zur Internationale strebte, in allen Staaten eine innere Angelegenheit. Anhänger und Kritiker bemühten sich um die Verteidigung beziehungsweise Anzweiflung seiner wirtschaftlichen Lehre. Nun ist auch seine Kraft, Staaten zu bilden und ihre Verhältnisse zu ordnen, Gegenstand der Wißbegierde. Der Sozialismus ist eine Gesellschaftstheorie und eine gesellschaftliche Bewegung. Die Frage steht: Welche staatlich-politischen Kräfte birgt diese soziale Erscheinung? Sind sie originärer Art? Oder sind sie im Kern die gleichen wie die politisch-demokratischen Gedanken, die schon mit der kapitalistisch-bürgerlichen Gesellschaft kamen und vom Bürgertum her staatenformend sich auswirken? Wer diese Fragen stellt, wer den Sozialismus in der neuen Phase seiner geschichtlichen Erprobung mit politisch-historischem Auge untersucht, hilft der Zeit in ihre schweren Rätsel eindringen.

Auf eine Arbeit, die von diesem Forschungsziele ihren wissenschaftlichen Rang und auch ihren praktisch-politischen Wert erhält, auf die Studie „Staat und Marxismus“ von Professor Friedrich Lenz-Gießen ist im Novemberheft der „Österreichischen Rundschau“ von 1923 aufmerksam gemacht worden. Der Gelehrte hat nun der kritischen Arbeit einen zweiten Teil folgen lassen: „Die deutsche Sozialdemokratie“ (J. G. Cotta, Stuttgart und Berlin). Die deutsche Sozialdemokratie hat ihr Parteileben auf die Marx'sche Gesellschaftslehre gestellt. Wie die Partei sich gegenüber der Formung des deutschen Schicksals innerhalb der europäischen Völkerwelt bewährt hat, das gibt, an dem zeitgenössischen geschichtlichen Beispiele, ein Bild von der Tauglichkeit des Marxismus, dem problemerfüllten europäischen Staatenhaufen den Weg zu kultursicherem Gemeinschaftssein zu weisen.

Schon in „Staat und Marxismus“ war als ein Hauptstück der Marx'schen

Gedankenmasse der ideelle und historische Zusammenhang mit dem politischen Weltbild der bürgerlichen Demokratie nachgewiesen worden. Dieser Faden leitet nun im zweiten Teile der Arbeit durch die Einzelgeschichte der sozialdemokratischen Partei Deutschlands, von ihrem Entstehen bis zu ihrer Erprobung als führende staatliche Kraft in der Nachkriegszeit. Von der bürgerlichen Demokratie übernahm die Sozialdemokratie die völkervereinende, völkerbeglückende Friedensidee, ein Kind aus dem Mutterhause der westeuropäischen Aufklärung. Sie übernahm aber auch den Willensentschluß der bürgerlichen Demokratie, die europäische Verbrüderung durch Revolution und Krieg gegen die Mächte der Heiligen Allianz zu erzwingen. Das revolutionäre Frankreich im Westen als Verbündeter gegen den russischen Zarismus, das Haupt und die Stütze der europäischen Reaktion! Jene Doppelläufigkeit, Frieden und Krieg, von Lenz sinnreich auf den Gegensatz optimistischen und pessimistischen Temperaments in der rationalistisch-aufklärerischen Ideologie zurückgeführt, macht die sozialdemokratische Politik zwiespältig. Marx neigte mit seinem persönlichen Ungestüm zum revolutionär-militärischen Konzept. Er sah zeitlebens die europäische Politik und die Aufgabe des deutschen Sozialismus im Bilde des vom Westen gegen Osten vorgetragenen Revolutionskrieges. In der deutschen Sozialdemokratie flossen beide Gedankenströme, der evolutionär-pazifistische und der revolutionär-kriegerische, nebeneinander her, begleitet von der Idee parlamentarischer Demokratie dort, vom Ideal der Diktatur des revolutionären Proletariats hier. Der revolutionäre Kampf der europäischen und deutschen Demokratie gegen die monarchischen Gewalten der Mitte und des Ostens scheiterte 1848. 1870 vollendete die Niederlage, als Bismarck die preußisch-deutsche Kaisermacht nach einem Krieg gegen Frankreich aufrichtete. In der europäischen und deutschen Konstellation nach 1870 gewann innerhalb der deutschen Sozialdemokratie das pazifistisch-demokratische Gedankenbild das Übergewicht. Während diese innere Wandlung vor sich ging, verschoben sich die internationalen Bedingungen, die der Kriegsgedanke der ehemaligen europäischen Demokratie zum Ausgang genommen hatte. Die demokratischen Westmächte verbanden sich mit dem reaktionären Zarismus. Als 1914 der Krieg ausbrach und die deutsche Sozialdemokratie entgegen ihren pazifistischen Ideen zur Teilnahme genötigt war, tat sie dies unter der alten antirussischen Parole von Marx-Engels. Aber in diesem Befreiungskrieg gegen Rußland waren das demokratische Frankreich und England nicht Verbündete, sondern Gegner der deutschen Demokratie. Der Krieg endete mit der Niederwerfung des Zarismus. Deutschland wurde Republik. Die Heilige Allianz von 1815 war geschlagen. War aber die historische Prophezeiung von Marx und Engels eingetroffen? Das Heil war nicht von Westen gekommen, die Staatenkonstellation im entscheidenden Kampfe war eine andere. Das europäische Ergebnis war denn auch nicht das der Theorie, weder der evolutionären pazifistischen Demokratie, die in der sozialistischen Partei Deutschlands vorherrschte, noch der revolutionären militärischen Diktatur, die in der originalen Idee von Karl Marx lag. Die demokratisch-revolutionären Kräfte des Westens waren nicht die Befreier der unterdrückten Massen in der Mitte und im Osten. Sie nahmen diese auch nicht als Brüder auf. Vielmehr war gerade der Westen der Hort der antirevolutionären Kräfte der kapitalistischen Gesellschaft. Die proletarische Diktatur, die Vollendung der Marx'schen Revolution, war in Ruß-

land aufgerichtet. Dort wurde denn auch das internationale Konzept der europäischen Demokratie, wie es Karl Marx übernommen hatte, von einem „Neomarxismus“ umgearbeitet. Nun sollten die revolutionären Kräfte der unterdrückten Massen und unterdrückten Völker sich — in Umkehrung der europäischen Historie — von Osten gegen Westen wenden. Die Weltrevolution gegen den imperialistischen Kapitalismus hatte nicht die Ostmächte, sondern die Westmächte als Angriffsziel. Die politische Ideenwelt des Westens hatte sich — nach dem älteren sozialistisch-demokratischen Verstande — nicht geändert. Sie war parlamentarisch-demokratisch und evolutionär im Innern und international dem Völkerbund ergeben. Der Osten war demgegenüber der Feind des Friedens; denn seine Absichten waren nur durch blutige Revolutionen und Kriege zu erreichen. Seine Form war nicht Demokratie, sondern Despotie einer Partei. Wenn die russischen Sowjetleute sich auch als Marxisten bekennen, die Marx’sche Idee von der Entwicklung Europas war das nicht. Schon gar nicht war es Geist der deutschen Sozialdemokratie. Deutlich trat das an den Unabhängigen hervor, die gegenüber der sozial-patriotischen Mehrheit als die unentwegte Antikriegspartei aufgekommen waren. Die Unabhängigen waren die konsequenten marxistischen Internationalen, aber sie waren ebenso konsequent westlich-pazifistisch. Beide Gruppen, Unabhängige und Mehrheitler, einigten sich dann im Gegensatze gegen den russischen Bolschewismus. Diese Einstellung spiegelt die eigenartige historische Lage der deutschen Sozialdemokratie wider. Sie kann den angeblichen Marxismus der Sowjetleute nicht annehmen. Denn dieser ist seinem politischen Wesen nach, wenn man ihn des ökonomisch-sozialen Kostüms entkleidet, nichts anderes als das alte russische Staatsprinzip, das zur Erhaltung und zur Erweiterung seiner Macht eine Idee propagatorisch ausnützt. Früher war es die Befreiung der Rechtgläubigen, jetzt ist es die Befreiung der Unterdrückten. Aber mit dem Umschlag Rußlands aus dem Zarismus in den Kommunismus ist der natürlichen Weiterentwicklung des marxistisch-revolutionären Gedankens der Weg abgeschnitten. Er bedingte ein reaktionäres Rußland als Gegenspieler der westlichen Revolution. Die Möglichkeit, daß Rußland einem „reaktionären“ Westen als revolutionäre Kraft gegenüberstehen werde, lag niemals am Ende seiner Gedankenkette. Politisch war der Ideenbau von Karl Marx eben nicht das, als was er auftrat, eine aus allgemeinen Gesetzen der gesellschaftlichen Entwicklung abgeleitete Lehre, vielmehr war er von den besonderen historisch-staatlichen Bedingungen seiner Entstehung abhängig. Die Marx’sche Idee war der Entwurf eines den herrschenden politischen Gewalten seines Landes opponierenden Deutschen aus dem Vormärz, der die jener Zeit eingeborene Auffassung übernahm, daß die französische Revolution und ihre über die Grenze getragenen Kriege das Muster der demokratischen Befreiung darbieten. Dieser Deutsche rechnete nicht mit einer Umwandlung Europas, die aus Frankreich einen im Vergleich zum kapitalistischen Fortgang stillestehenden konservativen Bauern- und Kleinbürgerstaat machen würde. Er verschloß sich auch der historischen Tatsache, daß der vorbildliche Kapitalistenstaat, nämlich England, sich nicht revolutionär, sondern friedlich-parlamentarisch fortentwickelte und eben darum immer wieder seine Politik auf den optimistischen Pazifismus hin ausrichten kann. Weder der originale Marxismus, der verklungene Geschichte ist, noch der russische Neomarxismus, der nationale Politik ist, können hinfort einer

Sozialdemokratie in Deutschland, die in führender Rolle das national-deutsche Schicksal mitbestimmen soll, als verläßliche Theorie internationaler Politik nützlich sein. Es ist Pietät, aber nicht mehr Leben, wenn sie sich marxistisch nennt. Diese Erkenntnis erhärtet in einer fesselnden ideengeschichtlichen Darstellung mit geradezu erschöpfender Geschlossenheit das Buch von Friedrich Lenz.

Eine gebrochene Entwicklung vom Entstehen an, eine ratlose Unkraft im geschichtlichen Augenblick, da es galt für die deutsche Nation selbstherrlich gestaltend in die europäische Staatenwelt einzugreifen, war das Schicksal der an Marx'schen Ideen sich emporrankenden deutschen Sozialdemokratie. Die letzte Wurzel für diese Tragik findet Friedrich Lenz darin, daß der Sozialdemokratie die außenpolitischen Probleme des deutschen Staates nur Bestandteil ihrer inneren Politik waren. Sie widersprach, mit Marx und der vorökonomischen Demokratie, der deutschen Staatswirklichkeit der Bismarck'schen Reichsgründung und den geschichtlichen Vorgängen, die zur Aufrichtung des neudeutschen Kaisertums führten. Diese gewordene deutsche Staatshistorie war ein Obsiegen der autoritären über die demokratische Staatsidee. Sie war mit Rußland gegen Frankreich gegangen, statt nach dem demokratischen Wollen mit Frankreich gegen Rußland. Vor 1870 war die Sozialdemokratie nicht stark genug, diesen geschichtlichen Weg zu ändern. Sie kam dann im Kaiserreich durch ein halbes Jahrhundert, obwohl sie Millionen an sich zog, nicht zur Ausbildung und Betätigung einer wirkungsvollen Außenpolitik. Sie brachte, als der November 1918 sie zur Führerin der Nation machte, kein anerzogenes internationales Programm einer demokratischen deutschen Republik mit. Das Verhängnis, national-staatliches Schicksal unter das innerpolitische Verlangen zu stellen, ist eine Schwäche nicht des Sozialismus, sondern der deutschen Sozialdemokratie. Die englische, die französische — und zuletzt die russische Demokratie — haben immer eine selbstsichere Außenpolitik gehabt, der die innere als Hilfe dient. Der Mangel rührte schon von Karl Marx her. Er hatte die sozialökonomischen Bestandteile des proletarischen Befreiungsgedankens, die er in den Westländern vorfand, mit den innerpolitischen Erwartungen der deutschen Demokratie vermengt. Weder der französische noch der englische Sozialismus verknüpften in ähnlicher Art den sozialen Aufstieg der heimatlichen Massen mit einer bestimmten interstaatlichen Gruppierung. In den Ländern des älteren Kapitalismus und der alten Bürgerlichkeit des Staatslebens hielten sich auch die Denker und Kämpfer der Arbeiterschaft lediglich an die sozialökonomischen Bedingungen des proletarischen Aufstrebens. Die gesellschaftlichen Kräfte, die innerhalb der kapitalistischen Wirtschaft den Arbeiter hemmen oder emportreiben, lassen sich gewiß durch Staatsgrenzen nicht einzwängen. Der Kapitalismus empfängt und erzeugt interstaatliche Anstöße und so auch mit ihm die seinem Schoße entstiegene proletarische Bewegung. Aber die Wechselwirkungen zwischen kapitalistischer Wirtschaft und damit auch des Sozialismus als Produktes des kapitalistischen Wachsens auf der einen Seite und der sonderstaatlichen Politik auf der anderen Seite fluten in breiter Allseitigkeit, ungebunden durch örtlich-zeitliche Begrenztheiten. Sie spotten jeder Zielsetzung, die von einer konkreten historischen Phase her urteilt. Die deutschen Arbeitermassen haben den innerstaatlichen Rang, der ihnen endlich die gleiche politische Betätigung ermöglicht wie ihren französischen und englischen Berufsgenossen, durch ganz andere außen-

politische Vorgänge erhalten, als Marx und die deutsche Sozialdemokratie berechnet hatten. Mit der europäischen Konstellation der Nachkriegszeit ist die deutsche Sozialdemokratie auch aller Schlüsse und Illusionen ledig, die sie bis zum Krieg mit sich herumgeschleppt hat. Indem ihnen neu erhellende Bücher, wie die zwei Bände politischer Ideengeschichte von Friedrich Lenz, die Vergangenheit aufklären, helfen sie den deutschen Arbeiterschichten und ihren Führern zu einem neuen Durchdenken der Zusammenhänge zwischen den interterritorial-sozialen und den territorial-staatlichen Kräften, die miteinander Geschichte wirken.

Sigmund Rubinstein (Wien)

Neue Literatur zur deutschen Revolution 1848/49

Es hat den Anschein, als hätte erst der Zusammenbruch der Mittelmächte den Deutschen die ganze Wichtigkeit ihrer nationalen Revolution, des „tollen Jahres", vor Augen geführt. Das ungeheure Ringen nach der endgültigen staatlichen Lebensform, das seit dem frühen Mittelalter Hauptinhalt unseres nationalgeschichtlichen Geschehens gebildet hat, setzt seit 1918 mit neuer Intensität ein in den Kämpfen für und gegen die Weimarer Verfassung, für und gegen den Anschluß Österreichs. Einheit und Freiheit des deutschen Volkes, bis vor kurzem abgebraucht klingende Schlagworte altliberaler Gefühlspolitik, gewinnen wieder ihre Realität im Zeitalter von Deutschlands tiefster Erniedrigung, werden zum Inhalt alles politischen Denkens in der Gegenwart. Kein Wunder also, daß wir wieder voll Interesse und Forschungslust uns in das Studium jener Tage vertiefen, in der diese Worte eine Welle hoffnungsfreudigen Idealismus bei den Besten ihrer Zeit erweckten.

Haben nun diese Besten ihrer Zeit, haben diese Männer der Paulskirche sich ihrer Aufgabe gewachsen gezeigt und so „gelebt für alle Zeiten"? Spott und Bewunderung, Verachtung und Lobpreisung ward der ersten deutschen Nationalversammlung gleichwie ihrer geistigen Vorläuferin, der *Constituante* von 1789, zuteil. Auch hier hat uns erst die Not der letzten Vergangenheit Verständnis für ihr Vorgehen gelehrt. In einem Aufsatz der „Historischen Blätter" hat Heinrich von Srbik überzeugend dargelegt, daß Großdeutsche und Kleindeutsche unter den bestehenden Kräfteverhältnissen nicht anders handeln konnten, als sie eben handelten, und jetzt macht der Historiker der Heidelberger Universität, Willy Andreas, dessen Essay über Richelieu uns schon seine Befähigung, politische Kernprobleme in ihrer Bedeutung zu erfassen, geoffenbart hat, den Versuch, uns zu zeigen, in welcher Weise die Schicksale der deutschen Staatenwelt auf die Entwicklung des großdeutschen Gedankens gewirkt haben*).

Der Wunsch des Autors, seine Arbeit möge nicht nur der Wissenschaft, sondern auch dem Leben der Nation Früchte tragen, kann nicht freudig genug begrüßt werden, waren doch gerade die zu tiefst glücklichen Zeiten unserer geistigen Entwicklung jene, in denen die Wissenschaft allein Trägerin und

*) Willy Andreas, Die Wandlungen des großdeutschen Gedankens. Deutsche Verlagsanstalt Stuttgart, Berlin und Leipzig 1924.

Führerin unseres Lebensdranges war. Und dennoch, es ist zu fürchten, daß dieser nicht ganz in Erfüllung gehen wird. Das Wort Berryers, man müsse unterscheiden zwischen dem wahren und dem diplomatischen Frankreich, hat auch auf Deutschland Bezug. Die Wünsche der deutschen Regierungen, mochten sie noch so „liberal“ sein, d. h. sich für Wirtschaftsfreiheit und Teilnahme der Oberschicht zumindest an der gesetzgebenden Gewalt einsetzen, waren der Volksstimmung fast immer diametral entgegengesetzt — und der Autor dieser neuen Schrift ist nur zu oft bereit, sie zu identifizieren —, ja, wenn selbst die führenden Staatsmänner zu Reformen im nationalen Interesse bereit gewesen wären, die Dynastien wollten nie, die ganze Revolution hindurch, etwas davon wissen, trotz „Preußen geht nunmehr in Deutschland auf“ des Stimmungsmenschen Friedrich Wilhelms IV. Nicht das deutschösterreichische Volk wollte, wie Andreas wiederholt behauptet, den Eintritt des ganzen habsburgischen Staates in das neue Deutschland, sondern einzig und allein die Novemberregierung der wieder reaktivierten Habsburgermonarchie. Die „Totalisten“, die diese Wünsche der Regierung parlamentarisch vertraten, gehorchten hier dem Drucke von oben, sie selbst waren ja in den Sommermonaten 1848 mit der Einbeziehung der österreichischen Gebiete des deutschen Bundes zufrieden gewesen. Freilich bargen auch diese starke Minoritäten Nichtdeutscher, aber wenn wir bedenken, welch ungeheure Bedeutung in dieser Zeit noch historischer Zusammenhang besaß, so werden wir diese Forderung nicht allzuhoch gespannt finden. Gingen die an Mazzini und der Lehre vom Selbstbestimmungsrecht gehärteten Ansichten der Radikalen sogar soweit, daß sie zum Zerschlagen des Völkerstaates und dem Anschlusse seiner deutschen Bevölkerung an die neu zu schaffende großdeutsche Republik aufriefen. Um so schlagender deckt Andreas jene Seiten des Problems auf, in denen es um Macht und Staat geht; mit Recht hebt er hervor, daß das Bündnis von 1879 „mehr eine Sache der Staaten als der Nation“ gewesen sei. Dagegen können wir ihm in seiner scharfen Verurteilung der Haltung der Deutschliberalen in der Okkupationsfrage nicht recht folgen. Zweifellos, Expansionswille gehört zu den Attributen des lebendigen Staatsorganismus; aber gerade in diesen Jahren fand Österreich keinen rechten Inhalt in sich selbst. Seine alte Aufgabe, Vormauer des Deutschtums gegen Osten zu sein, war ihm entschwunden seit 1866 und dem Ausgleiche von 1867, seine neue, „übernationaler Staat als frei gewollte und frei geschlossene Vereinigung und Vereinbarung gleichberechtigter mündiger Völker“**), sollte nie ganz erfaßt werden. Zum Gliede eines Völkerbundes freier Nationen oder zur Germania irredenta konnte der Weg der Deutschen in Österreich ausmünden; daß sie sich für keinen der beiden trotz alles „guten Österreichertums“ hüben und des „Heil Hohenzollern“ drüben entschieden, ward ihnen zum Verderben. Von der nationalen Revolution schreckten sie lebensnotwendige Wirtschaftsinteressen, der drohende Verlust zollpolitisch gesicherter Absatzmärkte und wertvoller Rekrutierungsgebiete billiger und hochwertiger Arbeitskräfte ab, die Dezentralisation des Staatsgebietes verbot ihrem Nationalgefühle der Verzicht auf kulturell wertvolle deutsche Minoritäten sonst geschlossen slawischer Gebiete. Diesen eigenartigen „defensiven“ Nationalismus hat Andreas in seiner Gänze erfaßt.

Peter Kuranda (Wien)

**) Josef Redlich, Das österreichische Reichs- und Staatsproblem, I. Bd., S. IX.

DER OBELISK

LITERATURBLATT

Egon Simundt

Demaskiert

Er lebte im Gefangenenlager. Er hieß Kiraly. Das heißt König auf deutsch. Er war Ungar, mit dem hochgespannten Selbstgefühl und Ehrgeiz, der der ganzen Nation eigen.

Er war ein stiller, verschlossener Mensch, mit einem freundlichen, stillen Lächeln, das um den Mund melancholisch verglitt.

Es war im dritten Jahre der Gefangenschaft. Kiraly lebte für sich mit zwei Freunden, die er mit fast weiblich inniger Zuneigung liebte. Ihnen allein öffnete er in heimlichen Stunden voll zartem Vertrauen seine einsame Seelenwelt. Der eine war ein junger, pedantischer Jurist, Dr. Körtösch, trocken und verschlossen. Ihre Stille band sie zusammen, zu einem frauenhaft zärtlichen Bund, wie es Kiralys weichem Herzen entsprach, während er bei Körtösch einem krankhaft sexuellen Triebe entsprang.

Der andere war ein fester, ausgereifter Mann, mit der Seele des beobachtenden, fühlenden, schaffenden Künstlers, ein ungarischer Maler.

Kiraly fühlte sich hingezogen zu seiner männlich starken Persönlichkeit, zu ihm, der das Leben kannte, der jetzt, wie von starker Hand gemeißelt, ein Fertiger, dastand.

Der Maler sah in dem Innern des Jünglings die noch losen, tastenden Ranken seiner Seele, die an seiner Kraft Halt und Nahrung suchten. Und als Voller gab er sie ihm. —

Kiraly war ehrgeizig. Er führte ein in sich abgeschlossenes, warmes Gefühlsleben. Aber das allein genügte ihm nicht. Er fühlte sich anders wie seine Umgebung, vor der er sich abweisend zurückzog. Er wollte sich aus ihr herausheben mit etwas, das ihm ein Recht gab auf dieses Gefühl in ihm. Er wollte ein großer Schriftsteller werden. Ein großer Mann seines Landes, dessen Namen noch lange in Ungarn in heiligem Schauern klingen sollte, wie der Name großer Künstler. —

Jugendtraum armer, junger, glühender Herzen so tausendfach, der die harte Erde die Erfüllung versagt so tausendfach, sie höhnend, herabstoßend: Das ist nicht für dich, wach auf, dir fehlt die Kraft! —

Kiraly schrieb Gedichte und Novellen. Seine Gedichte waren zart, fein, zuweilen sinnig, immer mit einer leise klagenden Melancholie. Kleine Filigranlyrik, oft hübsch, aber nichts Ganzes, Starkes, Eigenartiges. Die Jugendlyrik eines fein veranlagten, empfindenden, jungen Menschen, der in dem harten, gewaltsamen Dasein um seine Individualität ringt. In seinen Novellen fanden sich manche hübsche, lyrische Stimmungen. Es waren extravagante Themen mit Übermenschen in ihnen, aber die Durchführung der Idee und die feste, abgerundete, psychologische Erfassung der Menschen war mißlungen. Er empfand das unklar selbst, fühlte sich unbefriedigt und litt, hoffte, aber im stillen doch auf Anerkennung.

Er hatte noch Niemandem seine Novellen vorgelesen, auch dem Juristen nicht. Doch jetzt hatte er den Mann gefunden, von dem er sich leiten lassen wollte, auf dessen seelische und geistige Kraft er hoffte, der ihn verstehen würde.

Er war allmählich in ein engeres Verhältnis zu ihm getreten. Sie hatten sich gefunden durch die instinktive Sympathie, die aus den Augen der Menschen scheint, die sich finden müssen.

Der Maler erzählte dem jungen Zukunftsschwangern von seinem Jugendleben, von seinem Kampf, von Hoffen und Verzweifeln, von Fallen und Wiederaufstehen, von endlichem Sichselbstfinden und vom Erfolg.

Und der Junge hörte zu. Sein Blut brauste, er fühlte eine nie gekannte Kraft und Spannung, ein Vorgefühl von neuem, herrlichem Schaffen und Überwinden. Dieses starke Leben des Mannes, dies Gefühl des Vollwesens, das die Härte des Lebens kräftigt, in das es hineinpaßt, aus dem es mit allen Sinnen und allen Kräften, womit es begabt ist, seine Existenz sich schafft, dieses Leben gab Kiraly ein hochpotenziertes Kraftgefühl, auf das er gehofft hatte, dessen Fehlen bisher das Wehgefühl in seiner Seele war.

Aber seine Jugendeitelkeit, wollte, lechzte, schmachtete nach Anerkennung. Eines Abends spät, als die vielen andern um sie schliefen, las er jenem mit leiser Stimme vor.

Er hatte geendet, doch der Maler schwieg lange, und in Kiraly wuchs eine dumpfe, unsichere, bange Schwere. Er drängte ihn endlich: „Finden Sie es sehr schlecht?“ —

Der andere blickte auf und sagte: „Mir ging so vieles durch den Kopf, als ich über Ihr jugendliches Schaffen nachdachte, daß ich lange mit mir kämpfte, was ich Ihnen sagen sollte.“

„Ach, so hat es Ihnen nicht gefallen?“

„Lieber junger Freund, Sie sind von Beruf Kaufmann, wie Sie mir erzählt haben, Sie werden Geld verdienen, ein hübsches, liebes Mädchen heiraten, ein glückliches Leben führen. Sie haben dabei vortreffliche Anlagen, sodaß Sie ein gutes Buch nicht nur verstehen, sondern auch mitleben können; ich meine, Sie können sich durch die Kunst, durch Ihre feine Empfindung, Ihr Leben genußreicher und voller machen. Wenn Sie älter werden, mehr Selbstkritik besitzen, wenn das Leben Sie zwingt, der zu sein, der Sie nach allem sein sollen und werden müssen, werden Sie mir vielleicht in dem Recht geben, was ich Ihnen jetzt sagen will. Es mag Ihnen heute etwas hart und roh erscheinen, ich habe Ihnen erst nicht sagen wollen, was ich wirklich denke, aber Sie sind noch jung, und ich habe gefunden, es sei richtiger, wenn es noch Zeit ist, mit harter Hand etwas zu streichen, etwas zu weisen, was den Lauf Ihres Lebens in ungemäße Bahnen sich verirren läßt. Ja, Sie empfinden wohl feiner und zarter als die meisten Menschen, aber es fehlt Ihnen die eigentliche Kraft des Schaffenden, der voll und stark mit der eigenartigen Sicherheit des Talents hineingreift ins Leben, die Menschen hinstellt, hier sind sie, so sind sie. Sie dürfen eigenartig sein, schwach oder stark, verschroben, sensibel oder übermächtig. Der Schaffende darf uns eine andere Welt, seine Welt öffnen, die nur er empfindet und sieht, aber die muß klar und sicher, ein individuelles Ganzes, vor uns, in uns leben, wenn wir in sie hineinschauen. Sie werden sagen, Sie sind noch jung, es fehlt Ihnen die Erfahrung, Sie haben noch nicht die eigene Technik des Fertigen. Natürlich zugegeben, Sie würden auch später Besseres schaffen, das mehr abgerundet sein würde, Sie würden sich eine gewisse Geschicklichkeit erwerben, aber würde Ihnen das genügen? Solche Schriftsteller gibt es zu Tausenden, unsere Tagesliteratur wird von ihnen bestritten. Sie machen ganz hübsche Sachen, haben eine gewisse, psychologische Geschicklichkeit, kennen die Welt, aber es ist doch banal, es ist nichts anderes als das Empfinden und Verstehen des guten Durchschnitts in geschickten Worten, in mehr oder weniger guten Bildern gegeben. Aber das, was den Wert des wirklichen Kunstwerkes ausmacht, fehlt ihnen, die einzigartige, ganze, intuitive Macht des Erfassens, das ihm eine besondere Beleuchtung gibt, als hätte ein kleiner Gott die Welt noch einmal erschaffen, aus seiner individuellen Persönlichkeit heraus, die doch ganz objektiv hinter seinem Werke steht, in dem es nichts Wichtiges oder Unwichtiges, nicht gut und böse gibt. Jene sehen die Welt tiefer, Ihnen hat sie sich mehr erschlossen als allen andern. Und das, ich muß Ihnen weh tun, mein lieber junger Freund, das fehlt Ihnen auch, das läßt sich nicht

lernen. Das sind jene, von der Natur so selten gestaltete Wesen, die sich selbst nur deshalb erschaffen glauben, um die Welt ringsum in sich hineinzufressen, wie ein deutscher Philosoph sich ausdrückt, um sie durch ihr immer sich bewegendes Hirn wieder hinauszulassen. Bei Ihnen verschwimmt alles. Sie stellen uns Menschen dar mit gewaltigem Wollen, die aber kein Recht haben, so zu sein, weil sie losgelöst ohne jeden Zusammenhang mit der Welt sind, in der Sie sie uns zeigen, sie sind trotz ihrer Stärke und Übermächtigkeit wie hohle, tönerne Kolosse, haben keine innere Kraft, weil Sie ihnen keine Nahrung zugeführt haben aus der Erde, auf der sie stehen. Ich weiß nicht, ob Sie mich ganz verstanden haben? Ich will von Ihnen nicht verlangen, schreiben Sie nicht mehr, aber ich will Sie warnen, Sich auf diese Art des Produzierens zu werfen, um Ihr ganzes Leben darauf aufzubauen, Sie müßten elend werden.“ —

Kiraly saß stumm, den Kopf in die eine Hand gesenkt, die die Augen bedeckte. In ihm war es wie eine tote, bleierne Dumpfheit. Er war entsetzt, schmerzdurchwühlt, wie mit einer Keule niedergedumpft, ohnmächtig. Das hatte er nicht erwartet, dies Furchtbare, dieses Zusammenbrechen seiner Erwartungen, seines höchstgespannten Hoffnungsgefühls. Hatte es nicht erwartet, daß es ihm gerade von diesem zerstört, völlig zerstört werden würde. —

Er war ein herabgeschossener Adler, ein erblindeter Spiegel, seine Seele flatterte matt wie eine erschreckte Fledermaus in einem engen, dunkeln Zimmer, von einer Wand zur andern, wußte keinen Ausweg. —

Er hatte ja selbst gefühlt, das, was er bisher geschaffen hatte, das war noch nicht das Große, das war noch unvollkommen, nicht so geworden wie er gewollt und gehofft. Ja er wußte selbst, es hatten ihn die Kräfte verlassen; das, was er erst so groß gefühlt hatte, war matt und künstlich, hohl geendet. —

Aber so schlimm, so schlimm! War es wirklich so schlimm, wie jener sagte? Er war keiner von den Starkbegabten, kaum ein mittelmäßiges Talent? —

Er mochte es sich nicht gestehen, daß er selbst oft ähnlich empfunden hatte, daß er seiner selbst nie sicher war und schon ein Gleiches gedacht hatte in müden Stunden, in denen er all seine Qual enden wollte, im Verzichten auf Größe, Ruhm und Ausnahmestellung. —

„Lieber Kiraly, ich habe Ihnen sehr weh getan,“ tönte die Stimme des Malers in sein zerstörtes, jammerndes, wehes Innere, es riß an seinen Nerven. „Aber Sie verwinden das. Sie werden ein guter Kritiker sein können, das voll genießen, was Sie ja auch empfinden.“

In ihm stieg ein bittrer Trotz, eine Abwehr auf gegen diesen starken, harten Menschen, der ihm so roh aus seiner Seele den glänzenden Diamanten gerissen, der ihm auf seinem Jugendwege vorausgeglänzt hatte, er empfand ihn nicht als unechten Diamanten. Er wollte sich wehren, aber er war zu müde, er war kraftlos, matt fiel seine Hand herab, ein unendlich wehes Lächeln zerschnitt auf einen Augenblick sein Gesicht. Seine Augen geisterten sekundenlang in die des Malers hinüber, wandten sich stumpf und scheu zur Seite. —

Es war Nacht und tiefe Nachtstille in der langen, dunklen Holzbaracke. Nur leise, kleine Atemgeräusche zischten und summten aus den engen, schiffskabinenähnlichen Verschlägen der andern ungehört an den Ohren der Beiden vorüber.

Beide schwiegen. Ihre Lampe stand auf dem rohen Holztisch vor ihnen und leuchtete, ein milder, gelbwarmer Fleck im Dunkel. Noch einmal tönte des Malers gedämpfte Stimme hart in die Stille.

„Ich habe so viele junge Künstler gekannt, Ihnen ähnliche Menschen und habe sie an ihrem Künstlertum zugrunde gehen sehen. — Viele fühlen sich berufen, aber wenige dürfen erfüllen. Seien Sie Mensch, ein ganzer Mensch, unbekümmert um das, was Sie in den Augen der andern erhöhen sollte. Denken Sie nicht an die andern, an den Eindruck, den Sie auf die Masse ausüben wollen. Wollen Sie Sich nicht hervorheben, jedes derartige Wollen ist das falsche Motiv für ein solches Schaffen. Seien Sie immer Sie selbst, ruhig, selbstverständlich, nicht krampfhaft, und Sie werden ein Vollmensch bleiben, der sich immer über die zerfahrenen, umhergerissenen Zufallsmenschen herausheben wird.“ —

Kiraly erhob sich mit bleichem, schmerzstarrem Lächeln. In seinem Gesicht war die Seele tot, in den unbeweglichen Augen war der Glanz verblichen. Er nahm die paar Seiten seines Manuskripts zusammen mit zitternden, willenlosen Händen.

„Mein lieber junger Freund, verzeihn Sie mir, ich habe gewußt, daß ich Ihnen weh tun mußte, aber ich habe nicht geglaubt, daß ich Sie so tief, so schmerzlich verwunden würde. Mein Urteil ist ja nur subjektiv, ich kann mich ja irren, ich wollte Ihnen etwas Gutes tun, weil ich an mich selber dachte, da ich Ihre Zukunft im Auge hatte. Nehmen Sie es nicht so schwer, Sie sollen und werden natürlich tun, was Ihnen inneres Bedürfnis ist, ich wollte Sie nur warnen vor einem Wege, in dem ich eine Gefahr für Sie zu sehen glaube, die ich als Künstler besser kenne als jeder andere.“

„Nein, nein, ich — — lassen Sie nur jetzt — — ich selbst — ach.“

Kiraly wurde plötzlich geschüttelt von einem ruckartigen, innern Schluchzen, das wider seinen Willen plötzlich aus seiner Brust herausbrach; er konnte es nicht niederkämpfen.

Der Maler war aufgestanden, legte sanft den Arm um die Schultern des Jünglings und drückte ihn ganz zart an seine breite Brust. „Mein lieber, armer Junge, vergessen Sie mein hartes, rücksichtsloses Urteil. Ich habe ja übertrieben, absichtlich übertrieben, weil ich Ihnen das Leben zeigen wollte, wie es um Sie herum ist.“ —

„Ach lassen Sie mich.“ — Kiraly machte sich heftig los und stürzte in seine Kabine.

In Nachdenken blieb der Maler allein, in wehen, unlustigen Gefühlen, in Gedanken voll Zweifel, Mitleid, Spott und Jammer. —

Kiraly mied seinen neuen Freund, er schloß sich wieder enger an den Juristen an, der eine gewisse, zärtliche Eifersucht in der letzten Zeit gezeigt hatte. Kiraly ließ sich ganz gern die übertriebenen Liebesbezeugungen des andern gefallen, der es liebte, ihn zu streicheln, freundliche Worte wie ein Liebhaber ihm zuzuflüstern.

In ihm war alles so weh, so wund, seine Seele war aufgerissen wie ein nacktes Ackerfeld, in das man die schon reifende Saat hineingepflügt hatte. — Jetzt tat ihm wohl, einen Menschen zu haben, der ihn liebte. War es auch mit einer unheimlichen, glitzernden Liebe. Aber er war so leer, so schwach, daß er sich diesem starken Gefühl des andern hingab, mit geschlossenen Augen sich treiben ließ; gedankenlos, unbewußt. —

Sich ausfüllen lassen, sich selbst vergessen, ganz verlieren, ganz hingeben an den andern, der ihn da in eine bleiche, krankhafte, verwirrende, schreckliche, aber ganz andere Welt einführte als die, an deren Härte er sich blutig gerissen hatte.

Der Maler empfand und litt mit dem jugendlich weichen, noch ungestählten Empfinden des Jünglings. Er war ja auch jung gewesen, hatte so schwer gekämpft, gezweifelt. Er machte sich Vorwürfe, zu hart gewesen zu sein. — Er wollte ihm helfen. — Er liebte diesen zarten, feinen, innig empfindenden Menschen. Und ganz tief in den dunklen Gründen seines Bewußtseins fühlte er unausgesprochen, uneingestanden noch etwas anderes, vor dem er selbst entsetzt zurückschreckte, das er vor sich selbst völlig verleugnete. Er dachte auch an die roten, schimmernden Lippen des nervösen Mundes, die Züge des Jünglings erschienen ihm frauenhaft und — — „Zum Teufel!“ fuhr es halblaut aus seinem Munde, er warf die Hand mit einer endgültigen, ärgerlichen Bewegung zur Seite. Nein, er hatte ein reines,

tiefes Interesse wie der starke, der fertige Mann es für den schwer und krampfhaft ringenden jungen Menschen hat. —

Die roten, schimmernden Lippen küßte der andere.

Der Maler versuchte Kiraly zurückzugewinnen. Er ging zu ihm in seine Koje, wo Körtösch ihn mit brummigem, steifen Gesicht, mit eifersüchtigen Augen ansah und steinern schwieg. Er suchte ihm Mut zu machen, er wiederholte immer, daß er übertrieben habe, daß er ihm absichtlich den Weg hätte erschweren wollen, damit er, Kiraly, dadurch aufgestachelt, Besseres schaffen würde. —

Aber Kiraly blieb stumm in sich zurückgezogen, fühlte Abscheu und Scham; er fürchtete jetzt die Überlegenheit dieses Mannes, seinen klaren, forschenden Blick, vor dem er heute etwas verschleiern und verstecken mußte. —

Er empfand sich häufig wie ein leeres, angesprungenes Glasgefäß, leer, hohl, mit Luft gefüllt, das einmal schön gewesen, einen hellen, klingenden Ton gehabt hatte, aber das an einen Felsen angeschlagen und zersprungen war.

Dann wieder schien es ihm, als stünde er ohne Bewußtsein seiner selbst in nachtdunkler, ganz lichtloser Nacht. Um ihn ragten Felsen auf, steil aufwärts nach oben sich verlierend in das Dunkel. Da plötzlich zucken in den engen, rissigen Felsentrichter Flammen hinein, aus dem Boden, von den Wänden blenden jäh hervorblitzende blaue, grüne, gelbe Flammenströme. Er ist geblendet, wie betäubt. Auf einmal steht vor seinen geschlossenen Augen, stiert ihn das schreckliche, riesenhaft vergrößerte, wie versteinte Antlitz seines Freundes an. — Körtösch. — Die starren, riesigen Augen sind furchtbar, sie leuchten wie zwei blaue, magnetische Lichter, unbewegt, unentwegt, in ihn hinein. Er ist wehrlos, so matt, er fühlt sich selber nicht, und das Gesicht, es wächst ins Ungemessene, Unerhörte, Unerträgliche. Die Riesenaugen saugen sich in ihn hinein, saugen ihn in sich hinein, es verschmilzt, verflammt alles in einer schrecklichen, widerstandslosen Ohnmacht. —

Er fühlte sich unglücklich, angeekelt, überflüssig, war überdrüssig dieses Lebens. Was sollte er tun, wohin sich wenden? Er war ja zerstört, zerrissen, ja sogar vergiftet. — Was gab es noch für ihn, was sollte er noch empfinden, was denken? — Sollte er noch einmal versuchen sich loszulösen, sich freizumachen, sich auszuströmen in klingenden Worten und bunten Bildern? — Vorlesen würde er sicher Niemandem mehr. — Aber für sich. —

Nach langem Zaudern, fast wider Willen, versuchte er es doch zuletzt.

Aber Verstand und Gefühl, die waren wie welke Blumen, sie waren verblüht, verglüht. — Ja er war leer, so leer. — Weshalb, was war vorgegangen in ihm? — Plötzlich warf er voll Wut und Ekel den Federhalter hin, zerriß die wenigen Worte, die ihn wie hohle, tanzende Gerippe anstarrten. Er sprang auf, eine schreckliche Wut würgte in ihm auf diesen zärtlichen Freund, der sein Gefühl, sein junges Ich vergiftete, und auf den andern, der seine bessere, glänzendere Welt zerschmettert hatte.

Ach, eine kalte, greisenhafte Wut. Er widerstand dem Juristen nicht, der ihn sich mit seinem zähen, gleichmäßig stillen, aber starken Willen untertan machte. —

Der Maler war verzweifelt. Mit dem spürenden Blick des beobachtenden Künstlers hatte er Kiralys neues, schreckliches Geheimnis durchschaut. Er sah untätig zu, wie hier eine zerbrochene Jugend geschändet, zermartert, entwurzelt, das schwere Kreuz des Lebens schleppte, das tausend Stärkeren zu schwer gewesen. —

So quälten sich die Menschen durch ihr Elend lange Monate. —

Da kam die Hilfe, die Hoffnung, wie ein Schiff mit vollen Segeln jählings dahergerauscht für jene Armen, die auf ihrer steinigen Insel am Verschmachten waren.

Im Gefangenenlager gründete man das ungarische Theater. Man brauchte Frauendarsteller für die weiblichen Rollen. Kiraly war jung und schön, er hatte eine helle, klingende Stimme, so warb man um ihn für die Rollen der liebenden Mädchen und Frauen.

Er wollte nicht, ein ungewisses, ängstliches, schamhaftes und schuldiges Gefühl wollte ihn zurückhalten. —

Aber dann gab er nach. Sein Freund Körtösch drängte ihn forwährend, er versprach sich einen neuen, eigenartigen Reiz, Kiraly in Mädchenkleidern die Liebende auf der Bühne darstellen zu sehen. Auch Kiraly selbst hoffte auf ein neues Werden, einen neuen Antrieb, etwas das ihn ausfüllen würde, ihn wieder an das Leben fesseln sollte. —

Er gefiel, hatte Erfolg, man bewunderte ihn allgemein, mit welcher Natürlichkeit, mit welcher „Weiblichkeit" er spiele. Man rief ihn nur noch mit dem Namen der Mädchen, die er auf der Bühne den eingesperrten Männern vortäuschte. Anfangs gefiel ihm alles. Er wurde munter, ausgelassen, ließ sich gehen, ging witzig und gefällig auf die Witze der andern ein.

Der Maler war glücklich. Er war ebenfalls als Darsteller älterer Männerrollen in das Theater eingetreten und näherte sich jetzt Kiraly von

Neuem, ohne je wieder von jenem Abend und dem literarischen Talent Kiralys zu sprechen.

Er spielte meistens den Vater des Mädchens. So gewannen beide die Annäherung auf diesem Wege, indem sie die Rolle von Vater und Kind auch ins Leben übertrugen.

Für Kiraly war eine Zeitlang das Dasein wieder bunt und bewegt. Seine Seele sog sich voll mit dem rotfarbigen, schimmernden Leben, das er abends auf der Bühne erlebte. Neue Säfte gaben neue Farbe, neues Blühen. —

Er war Schauspieler, oder Schauspielerin, mit allen Fasern seiner empfindenden, empfindsamen Persönlichkeit. Er gab sich umsomehr an dies zweite, neue Sein, als er das eigene verloren hatte. —

Aber es war ein Schattenleben, genährt wie die armen Schatten, die Gespenster der Unterwelt, die Odysseus erst mit dem Blute eines Opfertieres tränken mußte, um sie zum Leben zu erwecken. Und so gab auch Kiraly ihnen Blut zu trinken, den Schatten, den Gespenstern der Dichter, die er auf der Bühne zum sprechenden Leben erweckte. Aber er gab sein eigenes Blut, er mußte sich selbst opfern für diese papierenen Vampyre. —

Er spielte sich ganz. Hinreißend, wild, glutvoll, die Zuschauenden auf sich bannend mit ihren heißen Augen. Es fiel ihm leicht, sein weicher Charakter paßte sich so ganz an, lebte sich in das fremde Empfinden so ganz hinein, daß alle vergaßen, daß etwas Unnatürliches da vor sich ging. —

Auch den Maler hatte er in seinem Bann, mehr als Beide es wußten. Jetzt war er der Stärkere. Kiraly erschien jenem verführerisch schön, anbetungswürdig, begehrenswert. Aus der dunklen Tiefe seines Bewußtseins stieg mit neuer Macht jenes flimmernde, unheimliche Gefühl, das er damals so heftig von sich geworfen hatte. Er wollte es sich nicht eingestehen. Aber es war da, immer wieder glomm es auf, es schlich sich wie verstohlen herbei, immer näher, immer wachsend. Es war da. —

Er schämte sich seiner selbst, er hielt sich im Zaum. Er zeigte dem Jüngling mit keinem Worte, mit keiner Geste, mit keinem Blick, wie er glaubte, was in ihm brannte und ihn selbst mit Schrecken füllte.

Kiraly lebte in einem Rausch, in einem Taumel. Der Erfolg tat ihm wohl. Es war der laue Frühlingswind, daß er glaubte neue, junge Knospen aufbrechen zu fühlen. —

Es war nur Rausch, nur Taumel, ein Alpenglühen seiner Seele, angestrahlt von dem fremden Leben jener Phantasiegeschöpfe, die er sich und den andern vortäuschte.

Körtösch war verzückt. Wenn sie nachts gemeinsam in ihre Baracke gingen, waren beide noch berauscht von der Bühne. Schein und Sein vermischten sich bei ihnen. —

„Illonka, Illoschka, komm mal her zu mir, mein Schätzchen! Illa, welcher Liebhaber kommt denn heut Nacht zu dir?“ So ging es fort und fort. Man hatte Kiraly, den jungen Mann, den zukünftigen großen Mann, völlig vergessen und verloren hinter dem Schattenleben der feurigen Illonka, der Glanzrolle Kiralys.

Der Rausch verflog. Dieser schreckliche, entnervende, krankhafte, erniedrigende Rausch verdampfte, verflog. Aus seiner ungeschminkten Larve schaute wieder Kiraly mit eigenen, erkennenden, entsetzten Augen heraus. —

Er sah. — Er sah diese Männer um sich, sah sie, wie sie ihn sahen, oder nicht mehr sahen. Er erkannte vor Entsetzen, Scham und Ekel schaudernd, daß er für sie ein Spielzeug ihrer Phantasie, einer beschmutzten, geilen Phantasie war. Er war ein Weib, ein Frauenzimmer, das sie erregte, das ihre Sinne aufwühlte, ihnen die Zeit verspielte. —

Er verfluchte Körtösch, er hätte ihn morden können. Zu spät — zu spät. —

Er stürzte zusammen. Er war verloren. — Grau, elend, pestig, ein unergründlicher Abgrund, aus dem sich nebelhafte, doch stahlharte eiserne Finger emporreckten, ihm Hirn und Herz zerpreßten, ihn langsam, dann schneller, immer schneller hinabzögen, hinunterrissen, so war es ihm. —

„Was tun, was!? —

Mein Gott!“ — Er lag in seiner Kabine und ächzte. —

Körtösch näherte sich ihm mit jenem seltsamen Blick, den flimmenden heißen Augen, mit denen ihn jetzt alle anschauten. Er stieß ihn wild, wie wahnsinnig von sich. Der fuhr entsetzt zurück. Das Gesicht eines Wahnsinnigen blickte ihn an, aus den Augen leuchtete der Haß wie ein reißender Wolf, er wurde bleich wie sein Freund.

„Was ist dir?“ stieß er hervor.

„Geh! geh fort!“ Kiraly wies ihn mit der Hand hinaus. —

Nach Stunden beruhigte er sich. Sein Gehirn begann fieberhaft zu arbeiten. Es wälzten sich Bilder und Gedanken tanzend, springend, höhnend, lachend, weinend, wirbelnd durcheinander.

Endlich schlief er ein. —

Als er aufwachte, war es kurz vor dem Beginn des Theaters. Er schaute umher; dann erinnerte er sich an Alles. Er fiel noch einmal auf kurze Zeit in ein Delirium des wahnsinnigen Ekels und Entsetzens. Doch

dann wurde er ruhig, ganz ruhig. Sein Gehirn arbeitete klar, wunderbar klar, sodaß er sich über sich selbst wunderte.

Er mußte handeln. Es mußte etwas geschehen. —Er wollte nicht mehr ins Theater gehen, nicht mehr spielen. —

„Ach Blödsinn! Ich bin ja geschändet, ich bin eine Dirne für sie. Ha, die Halunken! Was tun, mein Gott, mein Gott, was tun?

Ha! So, ja. Ja, ja das werde ich tun!

Jawohl, noch einmal spielen, die Bestien in wilde Raserei versetzen und dann, ja dann.“ — Er schauderte, vergrub den Kopf in das Kissen. —

„Körtösch hat Morphium in seinem Kasten. Jetzt ein wenig und dann — — — mein Gott!“ Er warf sich wieder hin und weinte. —

Dann stand er auf, nahm aus dem Nachttische Körtösch's einige Pulver, trank ein Glas Wasser. Dann ging er ins Theater.

Er spielte wahnsinnig, wild, schamlos. Er tobte auf der Bühne, seine Augen glänzten in einem unnatürlichen Feuer.

Die Männer rasten unter ihm. Es war noch nicht genug. Noch toller. Das war wie ein Paroxysmus der sexuellen, bacchantischen Leidenschaft, sie brüllten, sie waren selbst wie toll.

Sie wollten wissen, wie er das gemacht, was denn mit ihm geschen sei?

Er lächelte, ein eigenartiges, trauriges, wissendes Lächeln und sagte ruhig, er hätte Morphium genommen.

Er schaute in ihre Augen, in Augen, die ihn verzehrten.

„Die Augen des Körtösch! Sie alle haben die Augen des Körtösch!“

Er mußte sich vor Ekel schütteln.

Jener, die alle hier, sie hatten ihn erniedrigt, gemein, furchtbar erniedrigt. Sie wußten um seine Schande, sie alle hatten ihn geschändet, er war ihre — —.

Fort, fort, nur fort! —

Der Maler trat zu ihm. „Liebe kleine Illonka, mein Kind, laß dich küssen, hast göttlich gespielt!“ Kiraly schaut ihm in die Augen und weicht entsetzt zurück.

„Auch er! Auch er! — Wieder er, auf den ich als den Einzigen gehofft!“ Er möchte davonlaufen, sofort, doch hält ihn etwas zu bleiben. —

„Was ist Ihnen?“ „Aber nichts, ich bin müde.“ „Ja, das will ich glauben, kleine Illonka, aber jetzt mußt du mir noch einen Kuß geben, ehe ich dich gehen lasse.“ Er küßt ihn heiß auf den Mund. Kiraly reißt sich los, stürzt davon in seine Baracke.

Es ist noch dunkel, nur ein Mensch befindet sich in der Baracke, der die Aufsicht hat. Kiraly ist noch in seinem Leinenkleid und geschminkt.

Er wirft sich auf sein Bett. Ein wildes, krampfartiges Schluchzen durchschüttert ihn. Aber nicht lange.

Er ist wieder ruhig, ganz ruhig, eine abgeklärte Ruhe kommt über ihn. Sein Willen ist stark, merkwürdig stark. Er geht wieder zum Nachttisch, nimmt Morphium ein. Einige Pulver legt er noch auf seinen Tisch neben dem Bett.

Körtösch kommt mit den andern. Kiraly hat sich niedergelegt und zugedeckt. Man bestürmt ihn wieder. Er ist sehr müde, er will Ruhe. Sie gehen, nur Körtösch bleibt.

„Ja, was war denn mit dir heute los? Was ist denn plötzlich in dich gefahren?“

„Laß mich in Ruh’, sprich nicht mit mir!“

Es ist Nacht, dunkel; Kiraly wacht auf. Er besinnt sich und denkt, er denkt so vieles. An sein Leben, wie es gewesen ist, an seine Eltern, was dann gekommen ist, nun das Letzte, Bittere. Er ist ruhig, ihm ist schmerzlich weh, er fühlt sich als hintersterbende, verblühte, verwelkende Blume. Ihm ist so weh, er hat Mitleid mit sich selbst, aber er ist gefaßt, sein Willen ist stark, ist auf das Letzte gespannt. —

Blitzartig der Gedanke: „Weiterleben“. —

Der furchtbarste Ekel zwingt seine Hand hinüber zum Tisch, er findet das Gift, er nimmt es und die zitternde Hand führt noch einmal das Glas zum Munde. —

„Gottseidank.“ —

Körtösch hört ihn. Er wacht, er kann nicht schlafen. „Was machst du?“

„Laß mich in Ruh’.“

Leise und langsam, langsam gleitet er hinab, gleitet er tiefer und tiefer hinab, schwindet, versinkt, entgleitet er der Welt, gleitet hinab in das Reich der Schatten, der Toten, denen er sein Herzblut, sein strömendes, lebendes Blut zu trinken gegeben. —

Es kommt der Morgen. Das fahle Licht, es quillt aus allen Ecken, geweckt durch den ersten Schein, der durch das enge Fenster geistert. Es hebt sich leise, leise, ohne Laut, ohne Seufzen, ohne Raunen, und bleibt auf einem bleichen, totenbleichen Antlitz haften, bleich und fahl, wie er selbst, der Morgenschein. —

Dann kommt die Sonne, der Vormittag, das Leben. Die Sonne ist satt und froh, ihre Farben sind voll und stark, sie leuchten und bringen Leben, sie streicheln mit warmen, rosigen Fingern über das bleiche Totengesicht. Sie scheuen sich nicht vor Toten. Das bleiche Totengesicht schimmert wie rosiger, sonnendurchglühter Marmor. —

Vormittag. — Das Leben erwacht, es pulst gleich schnell und stark, überholt den armen, bleichen Gesell, der in der letzten Nacht der Erde zurückgegeben hat sein schweres, überschweres Leid. —

„Kiraly ist tot! Wißt ihr schon? Kiraly ist tot, er hat sich vergiftet!" „Ja, warum denn? Gestern hat er noch so glänzend gespielt." „Ja, wer weiß?" —

Körtösch ist stumm, zerschlagen, versteint. —

Der Maler steht an dem Totenbett des jungen Kiraly.

„Armes, zerquältes, gemartertes, schwaches, junges Herz, du mußtest stillestehn? — Und ich, bin ich nicht mit schuld? — Es ist zu spät. — Du feines, zartes, verirrtes Wesen, wenn ich wirklich eine Schuld habe, so kennst du sie nicht. — Nein, Natur hat dich zurückgenommen in ihre, für uns endlich immer offnen, starken Arme. —

Das ist die große Heilung für uns Schwache."

Karl Viëtor

Neue Lyrik

Wenn ein Meister vom Range Rilkes lange Jahre geschwiegen hat — er, dessen reiche Fruchtbarkeit nicht zuletzt die innere Quelle bezeugte — und nun als fast Fünfzigjähriger wieder mit zwei Gedichtbänden hervortritt, so darf das neue Werk schon um seiner Bedeutung als Station der Entwicklung eines großen Dichters willen höchste Aufmerksamkeit fordern. Hier ist das Phänomen noch ein ganz besonderes: Rilke zeigt sich mit neuem Antlitz, ja, eine gewandelte Gestalt fast tritt aus diesen Versen hervor, die erneute Auseinandersetzung verlangt. Wenn wir Rilke kannten als Meister einer Dichtung, die der Mund der sprachelosen Dinge und der Phänomene ist; die in das fremde Wesen einströmt und aus ihrem ungekannten Innern spricht; deren gesteigerter Sinn für das bis dahin objektiv-Starre, für das Wesenlose und Unbedeutende, das Seltene, Seltsame und Verkannte — deren geschwisterliches Verstehen alles außer uns Seienden ihren

höchsten und charakteristischsten Reiz ausmachte, so paßt das neue Werk nicht mehr so ganz und leicht in dies vertraute Bild. Die äußere Gestalt schon ist ungewohnt: es sind Gedichtzyklen, sind Reihen von Gedichten, die um einen Erlebniskern kreisen und sich zusammenfinden wie Einzelstimmen zu einem gemeinsamen Klangwerk. Das eine Buch zeigt Gedichte von weit ausladender Gebärde, mannigfaltig im Vers und rednerisch bewegt, ohne die glättende, feste Bindung von Reimen. Zehn Gedichte faßt der Zyklus dieser „Duineser Elegien“[1]). Düster und schroff setzt das erste Gedicht ein, verhaltene Klage, gefaßten Schrei versichernd, wie es der Elegie zukommt. Ein Schicksal, ein Bild erschütternder Gesichte scheint den Dichter überwältigt zu haben. Ach! Bleiben ist nirgends und die Toten künden vom Verhängnis des Lebendigen. Aber ist das nicht eine zu grobe Scheidung von uns, dieses Denken in Kategorien von Sein und Nichtsein? Durch beide Bereiche geht eine ewige Strömung und am Ende sind die Toten die Größeren.

> „Schließlich brauchen sie uns nicht mehr, die Früheentrückten,
> man entwöhnt sich des Irdischen sanft, wie man den Brüsten
> milde der Mutter entwächst. Aber wir, die so große
> Geheimnisse brauchen, denen aus Trauer so oft
> seliger Fortschritt entspringt —: könnten wir sein ohne sie?“

Das ist etwa das Thema der Elegien, die vom Tode, von den Toten reden und ihrem Bezug zu den Lebendigen. Totenklage, aus der nach der Sage einst die Musik hervordrang, wird gedeutet als unsere sehnsüchtige Geste nach dem Totenreich hin. Die Gestalt des Todes hat den Dichter der zärtlichen Weltliebe, den zarten Empfinder des Wesens der Dinge im farbigen Abglanz, angerührt. Der Schleier scheint ihm gerissen und drohend tat sich der tiefe Blick in die andere, dunkle Sphäre auf. Blut und Tod, der „unendliche Aufruhr“ der Nacht, seine Schrecken trieben ihn aus den sanften Gefilden des reinen Gefühls vom Lebendigen heraus. Was bis dahin isoliert gesehen, erlebt wurde und als ein nur sich selbst Verpflichtetes, nicht aber vor dem düstern Hintergrund und über dem Abgrund des Vergangenen und Gewesenen, das stellt sich nun dar als in schicksalhaftem Rhythmus verflochten. Tod und Leben gehen allenthalben ineinander über, in jedem Erlebnis schwingt das Vergangene, Gewesene fruchtbar mit.

> „Siehe, wir lieben nicht, wie die Blumen, aus einem
> einzigen Jahr; uns steigt, wo wir lieben,
> unvordenklicher Saft in die Arme. O Mädchen,

[1]) Im Insel-Verlag zu Leipzig, 1923.

dies: daß wir liebten i n uns, nicht Eines, ein künftiges, sondern
das zahllos Brauende; nicht ein einzelnes Kind,
sondern die Väter, die wie Trümmer Gebirgs
uns im Grunde beruhn; sondern das trockene Flußbett
einstiger Mütter —; sondern die ganze
lautlose Landschaft unter dem wolkigen oder
reinen Verhängnis —: d i e s kam dir, Mädchen, zuvor."

Im Erlebnis der Liebe steigt die Vorzeit aufgewühlt mit empor. Drohend, und der Dichter rät dem Mädchen, des Jünglings Blut sänftigend zu verhalten. Aber dieser Strom, der Tod und Leben verbindet, er fließt nicht mehr ungestört durch beide Bezirke. Das Gefühl der Verbundenheit hat nicht einmal unter Lebenden mehr Stärke genug, und „Feindschaft ist uns das Nächste".

Aus dem Dunkel des Schoßes kommen die Helden, Mütter sind Ursprung reißender Ströme. Todessehnsucht ergreift die Heroen und sie steigen zurück in die Nacht, die doch nur die andere Hälfte des Tages ist. Und aus ihr kommen wieder neue. Auch die Toten, die Versunkenen suchen noch die Erde, der Strom des Lebens zieht neue Schöpfung immer wieder aus dem Boden hervor, den die Gebeine düngen. Denn: „Hiersein ist herrlich", auch die Ärmsten, die entehrten Mädchen selbst wissen es.

„. . . Denn eine Stunde war jeder, vielleicht nicht
ganz eine Stunde, ein mit den Maßen der Zeit kaum
Meßliches zwischen zwei Weilen, da sie ein Dasein
hatte. Alles. Die Adern voll Dasein."

Aber dieses Gefühl erfüllten Daseins, es kommt nicht vom sichtbar Errungenen, Besessenen, nicht vom Ding. Nur innen, in uns ist Welt und Besitz; das allein heißt Leben und dieses Leben ist immerwährende Verwandlung. Freilich: Leben bedeutet dem Menschen etwas anderes, als der Kreatur. Die sieht ohne Brechung „das Offene". Nur uns sind die Augen vom Außen weggedreht und harmvoll. Uns steht der Tod vor den Augen und das macht uns gehemmt; die Kreatur aber sieht vor sich, wenn man so sagen darf, Gott und „hat seinen Untergang stets hinter sich".

„Wir haben nie, nicht einen einzigen Tag,
den reinen Raum vor uns, in den die Blumen
unendlich aufgehn. Immer ist es Welt
und niemals Nirgends ohne Nicht:
das Reine, Unüberwachte, das man atmet und
unendlich w e i ß und nicht begehrt."

So ähnlich sah es Hölderlin auch, bei dem es freilich schlichter und stärker lautet:

> „Denn freier atmen Vögel des Walds, wenn schon
> Des Menschen Brust sich herrlicher hebt, und der
> Die dunkle Zukunft sieht, er muß auch
> Sehen den Tod und allein ihn fürchten.“

Selig die Kreatur, die dem Bezirke des Naturreiches, des Reiches vom reinen, erfüllten Sein sich nicht entrang. Wir aber sind immer bewußt, überall Zuschauer und also außerhalb Stehende, ruhelos Beginnende, Bewegte. Indem wir leben, *sind* wir nie, nehmen immer Abschied. Einmal nur sind wir da, und nie wieder. Und doch hat dieser Augenblick auch Ewigkeit.

> „. . . Aber dieses
> *einmal* gewesen zu sein, wenn auch nur *einmal*:
> irdisch gewesen zu sein, scheint nicht widerrufbar.“

Was aber ist dann, bei so vergänglich-dauerhaftem Sein der Sinn dieser Existenz? Sind wir auf Erden, im Leben, um den Dingen *sagend* ihr Wesen erst zu geben? Sie nennend sie zu deuten? „*Hier* ist des *Säglichen* Zeit, *hier* seine Heimat. Sprich und bekenn.“ Ja, die Dinge zu sagen; zu zeigen mit Worten, wie glücklich ein Ding sein kann, und wie wir es nennend besitzen — dies Nennen beschwört das unnennbare Wesen der Dinge. Wenn wir sie so *rühmen*, retten wir sie, die Vergänglichen, der Dauer. So wird die Erde unsichtbar in uns geschaffen — bei solcher Erkenntnis findet der Dichter hymnische Worte von einer Prägung, die an Hölderlin erinnert, wie dieser ganze Gedanke vom Wiederschaffen der Dinge durch das Sagen:

> „Erde, du liebe, ich will. O glaub, es bedürfte
> nicht deiner Frühlinge mehr, mich dir zu gewinnen, einer,
> ach, ein einziger ist schon dem Blute zu viel.
> Namenlos bin ich zu dir entschlossen, von weit her.
> Immer warst du im Recht, und dein heiliger Einfall
> ist der vertrauliche Tod.“

So ist der Tod, der drohend und schrecklich, ohne Trost am Anfang dieser Gedichtreihe stand, nun als immanenter Teil des Lebens selbst begriffen. Aber darum gilt es, den Tod sich nicht auszulöschen, nicht zu vergessen und zu leben, als gäbe es kein Ende dieses Seins. Auch hier mündet der Zyklus in

seinen Anfang wieder ein: die Klage ist die Pflicht des Herzens unter den Lebenden an die verbundenen, aber unsichtbaren Toten.

> „. . . Wir waren,
> sagt sie, ein großes Geschlecht, einmal, wir Klagen. Die Väter
> trieben den Bergbau dort in dem großen Gebirg; bei Menschen
> findest du manchmal ein Stück geschliffenes Urleid
> oder, aus altem Vulkan, schlackig versteinerten Zorn.
> Ja, das stammte von dort. Einst waren wir reich."

In den Berg des Urleids steigt der Tote und sein Abschied ist wie der Regen, der im Frühjahr auf dunkles Erdreich fällt. Menschliche Klage aber geleitet ihn bis an die Schwelle des lautlosen Abgrunds.

So etwa wäre die Meinung dieses Elegienzyklus zu fassen. Er redet oft schwer und dunkel, mit einer Dunkelheit, die nicht immer notwendig zu sein scheint aus dem Zwang, das Unsagbare zu sagen. Diese Gedichte wollen von den letzten Dingen sprechen; nicht von der Welt der Erscheinungen nur und dem Bezug der Individuen auf das menschlich-gebundene Leben. Sondern vom Sinn des Lebens überhaupt, der dem Dichter vom Tode her problematisch geworden scheint und vom Tode aus gedeutet wird. Tod und Leben, begriffen als Teile eines Gesamtrhythmus — die Toten in jedem Sein wirkend und die Gemeinschaft durch die Lebenden gehütet in der Klage, so deutet der Dichter. Eine Reihe von Erlebnissen sind in den einzelnen Elegien Ausgangspunkte für solche Erkenntnisse. Aber der durchgehende Bezug ist nicht leicht zu fassen. Jeder Blick in die wesenhaften Untergründe löst bei dem Dichter Erinnerungen aus und lockt zu ausmalendem Verweilen. Rilkes große Gabe, im ungeahnten, entlegenen Vergleich zu glänzen und kleine Ausschnitte der Welt tief auszudeuten — diese Gabe zeigt sich auch hier wieder. Aber nun nicht so glücklich, wie im einzelnen, begrenzten, ganz gefüllten Gedicht. Diese weitausholenden Elegien verlangen große, getragene Linie und kontinuierliche Führung des Gedankens. Wie großartig ist gerade das in Hölderlins Elegie „Menons Klagen um Diotima" z. B. gekonnt. Rilke dagegen bedenkt den Einfall gern mit mancherlei Randverzierungen und Glossen, nach allen Seiten verliert sich, einmal erschüttert, das aufgewühlte Gefühl und viel entlegener Bezug stellt sich ein, der dem Leser nur schwer deutlich wird. So tritt aus diesen Elegien eine Gesamthaltung, die Färbung des Pathos und die Gefühlslage weit deutlicher hervor, als der Gedanke im einzelnen und die den Zyklus tragende Idee. Reine Stimmungsdichtung aber ist hier doch offenbar nicht gewollt. Der Eindruck, als werde Rilke durch die Aufgabe ideenhafter Dichtung mehr gehemmt als gesteigert, ver-

stärkt sich noch angesichts mancher Partien, wo der Gedanke, der nicht poetische Gestalt annehmen und symbolhaft deutlich werden will, als abstrakte Reflexion ungemildert hervortritt:

> „Wir kennen den Kontur
> des Fühlens nicht, nur was ihn formt von außen."

Oder:

> „Und plötzlich in diesem mühsamen Nirgends, plötzlich
> die unsängliche Stelle, wo sich das reine Zuwenig
> unbegreiflich verwandelt —, umspringt
> in jenes leere Zuviel."

Die schönen, oft erschütternden Einzelheiten der Gedichte freilich lassen einen die Schwäche der Gesamtgestaltung immer wieder vergessen.

Der zweite Gedichtband, „Die Sonette an Orpheus"[2]) enthält einen Zyklus, der dem der Elegien sehr nahe steht. Dem Andenken einer Freundin gilt er, ist Totenklage von der Art, wie sie die Elegien preisen. Der Name des göttlichen Sängers ist Symbol des Liedes, das dem Dichter immer wieder aus der bewegten Schöpfung hervorbricht. Mit scheuem Schweigen horchen die Tiere selbst, wie die Sage meldet, und sind andächtig. Der Dichter erlebt, wie diese ewige Melodie des Orpheus die Welt in Schlaf gebannt hat und wie diese Ruhe doch zugleich ein Wachsen und Werden war. Und doch soll der Tod in dieser Welt sein? Orpheus' Gesang ist nicht Wunsch oder Wille, sondern reines Sein; und so ist wahres Singen. Die Zärtlichen und Seligen werden aufgerufen zum Leiden. Denn Orpheus verweilt nicht, ist nicht Besitz der Welt. Wie die Rose nur ihre Zeit über blüht, muß der Göttliche schwinden, der sich nicht zwingen und nicht fassen läßt. Sein Reich ist nicht nur auf dieser Welt, er gehört beiden Sphären an; die Toten hegt er und mischt ihre Erscheinung — das innere Bild — unter das Sichtbare. „Ein zum Rühmen Bestellter", hütet er die Gemeinschaft von Tod und Leben.

> „Er ist einer der bleibenden Boten,
> der noch weit in die Türen der Toten
> Schalen mit rühmlichen Früchten hält."

So muß Klage sein: nicht bloßer Schrei des Schmerzes, sondern ein Rühmen zugleich. Aber nur, wer den Tod wirklich schaute, darf rühmen

---

[2]) Im Insel-Verlag zu Leipzig, 1923.

und er nur kann wahrhaft singen. So handelnd, hält der Dichter Leben und Tod zugleich, wie in römischen Sarkophagen nun das lebendige Wasser des Brunnens schimmernd fließt. Und in dem schönsten Sonette dieses Buches besingt Rilke den Geist, der Mensch und Natur, Sein und Wesen verbindet, dessen Spannung uns, auch wenn wir es nicht wissen, einbezieht in den Rhythmus des All, die „Musik der Kräfte".

„Heil dem Geist, der uns verbinden mag;
denn wir leben wahrhaft in Figuren.
Und mit kleinen Schritten gehn die Uhren
neben unserm eigentlichen Tag.

Ohne unsern wahren Platz zu kennen,
handeln wir aus wirklichem Bezug.
Die Antennen fühlen die Antennen,
und die leere Ferne trug . . .

Reine Spannung. O Musik der Kräfte!
Ist nicht durch die läßlichen Geschäfte
jede Störung von dir abgelenkt?

Selbst wenn sich der Bauer sorgt und handelt,
wo die Saat im Sommer sich verwandelt,
reicht er niemals hin. Die Erde s c h e n k t."

Im Genuß der Frucht selbst ist die Erfahrung von der Doppeldeutigkeit des Seins, von Tod und Leben. Frucht ist ein Geschenk der Erde, in die man die Toten bettet. Geben sie gern dem Leben diese Kraft aus ihrem Mark? Auf jede Frage nach solchen letzten Dingen gibt Wort und Wissen keine ganze Antwort. Drohend steht der Widerspruch des Lebens vor uns, wo alles ineinander unfrei verkettet ist. Und wir, die Zeitgenossen, erfahren, wie die neue, dröhnende Welt der Maschinen heranwächst. Im prägnanten Rhythmus der Goetheschen Pandora heißt es:

„Sieh, die Maschine:
wie sie sich wälzt und rächt
und uns entstellt und schwächt.

Hat sie aus uns auch Kraft,
sie, ohne Leidenschaft,
treibe und diene."

So ist diesem Neuen unserer Zeit der Platz im Ganzen angewiesen. Orpheus' Lied allein ist das Bleibende im Fluß des Gestaltwandels, sein Inhalt

das Einzige, in sich fruchtbar ruhende All. Solchem Ohr singt die Erde selber im Frühling. Nicht Eile ist das Wesentliche, sondern das Ruhende; nicht losgelöster Besitz ist gut, sondern das Einmalige, Eigenwillige muß auch einmünden in das Sein. Denn nur das dem Ganzen verbundene Herz bleibt. Der Sinn des Alls wird aber nicht mit Leben allein ausgefüllt. Von den Blumen können wir lernen, was demütige Hingabe an den Doppelsinn heißt, der den Tod mit in sich schließt. Zu solchem, wesenhafteren Leben führen andere Gedichte, die sich polemisch gegen die Zeit wenden, welche Milde mit gesteigertem Leben, Kraft mit Mechanik verwechselt. Das Töten selbst wird als zum Ganzen gehörig gerechtfertigt.

> „Fern von dem Schauenden sei jeglicher Hauch des Bedauerns,
> nicht nur vom Jäger allein, der, was sich zeitig erweist,
> wachsam und handelnd vollzieht.
> Töten ist eine Gestalt unseres wandernden Trauerns . . .
> Rein ist im heitern Geist,
> was an uns selber geschieht.“

Da Wandlung und Fließen allein Leben ist, gilt es, Quelle zu sein, nicht starres Gestein. Immer ein Aufbrechender sein, noch ehe man gerufen wird. Und doch soll dies zugleich ein bloßes Sein bedeuten, wie das der Blumen! An ihnen kann man sehen, was gelassenes Reifen ist, unbeeinflußt von eigener Willkür. Im Tanze sah der Dichter ähnliche Offenbarung; selbst in der Geste des Bettlers, der seine Hand geöffnet hält, ist diese Stetigkeit. Die Tragik der Entfremdung und Trennung kann nur durch den Entschluß überwunden werden „zu sein“, d. h. in das Allgemeine einzugehen, wo es keine Entbehrung geben kann, weil es kein Außerhalb gibt. Diese „Ruhe in Gott“ nun ist keine Passivität. Was wir begehren, besitzen wir am meisten und die Ruhe der Rastlosigkeit, der ewigen Anstrengung allein meint der Dichter. An solcher Existenz in wesenhafter Gemeinschaft nimmt auch der Tote noch teil, denn alles Sein ist nur Verwandlung des einen Geistes.

> „Und wenn dich das Irdische vergaß,
> zu der stillen Erde sag: Ich rinne.
> Zu dem raschen Wasser sprich: Ich bin.“

Nicht so offenkundig, aber doch unverkennbar steht auch hinter diesem Sonetten-Zyklus das Erlebnis des Todes: Die Tote, deren Andenken er gewidmet ist, wird als Tänzerin immer wieder darin besungen. Und wie in den Elegien mündet diese Auseinandersetzung des Dichters mit dem Phänomen

des Todes, das ihn erschreckte, in eine Weltansicht aus, die auch dieses scheinbare Vergehen noch als andere Gestalt des sich wandelnden Lebens begreift. Nicht, daß alles Lebendige so eitel und darum das irdische Sein nur Vorstufe zu einem höheren, überirdischen sei, ist des Dichters Meinung. Er hat den verbindenden Strom der Kräfte und schöpferischen Spontaneitäten geschaut, der sich durch beide Reiche ergießt und in einem ewigen Wandel der Gestalten ihr Gesetz erfüllt. Und die Reaktion des Herzens auf solche Wesensschau soll Klage, aber rühmende Klage sein, die den Abgeschiedenen im Leben auch in seinem persönlichen Sein, nicht nur als namenlos wirkenden Kraftteil bewahrt. Mystizierende Vergötterung des „élan vital" ist der religiöse Kern solcher Einstellung zur Welt, charakteristisch formuliert in Paradoxien. Das so geschaute All ist gut und vielleicht sogar die beste aller Welten. An ihr wird, wie im Pantheismus, das Göttliche erlebt, ihre sinnlichen Erscheinungen offenbaren den Geist des Weltalls demjenigen Auge, das w e s e n t l i c h zu sehen versteht. Diese Sonette verkünden die Lehre vom wesentlichen Schauen und Sein im Sinne einer Naturmystik. Die Welt ist nicht verloren und braucht keine Erlösung. Gut und Böse fallen zusammen mit wesenhaftem oder unwesenhaftem Sein. Dieses reine Sein, von dem die Gedichte immer wieder sprechen, ist aber nicht verstanden als Quietismus. Sondern in ihm ist das pflanzenhafte Reifen und Wachsen, die Unruhe des ewigen, spontanen Aufbruchs, ist Opferbereitschaft und demütiges Verlangen. Und Liebe zu dieser Art von Leben gilt als höchste Liebe Gottes.

Die Dunkelheit der Elegien liegt auch in diesem Zyklus, der ein ganzes Weltbild durchmißt, indem er sich an einem großen Erlebnis des Dichters entfaltet, über manchen Partien. Ja, zweimal muß Rilke erläuternde Anmerkungen machen, damit man versteht, was gemeint sei. Aber die Gestaltung der Erkenntnisse im Symbol von Vorgängen und Naturformen wird im einzelnen Gedicht von knappem Ausmaß viel deutlicher. Die straffen Umrisse des Sonetts und seine immanente Gliederung heben die Neigung zu auflösenden Abschweifungen in Vergleich und entlegene Beziehungen wieder auf. In diesem Zyklus, der als Ganzes starke Wirkung tut, stehen geschlossene Einzelgedichte von einer Kunst, die zur Virtuosität der „Neuen Gedichte" die Leidenschaft und Kraft einer durch Schicksale erschütterten Seele hinzubringen. Mit diesen Sonetten mag vielleicht eine neue Periode des Lyrikers Rilke beginnen.

*

In einem schönen und stattlichen Band legt Stefan Zweig seine „Gesammelten Gedichte“ vor[3]). Sie bringen eine Auslese seines lyrischen Werkes aus über zwanzig Jahren. Man sieht nun deutlich, wie der junge Zweig schon dies Wissen um sich selbst hatte, das eine eigentliche Problematik des eigenen Ich ausschließt. Das hat ihn zum Maler von lyrischen Bildern, zum Künder von Ahnungen und Schauern gemacht, die die erfaßten Dinge und die mit Erlebnissen gesegneten Stunden in ihm wachrufen. Seine Dichtung hat von Anfang an etwas Referierendes und Reproduzierendes, und er selbst deutet sich als früherwachten Träumer, der wissend in eine Welt blickt, die ein von ihm getrenntes Außen ist. Er kennt nicht dies Erlebnis des mystischen Innewohnens und der religiösen Gemeinschaft wie Rilke.

„Doch diesen Glanz verlangt es mich zu halten,
Zu fassen das, was kaum Erlebnis war,
Der Ferne Gruß, der Frauen mattes Haar,
Den lieben Schritt enteilender Gestalten,

Und solche Bilder, ehe sie verschatten,
In heißen Worten formend zu erneuern,
Daß sie, geläutert von den späten Feuern,
Ein Glühen geben, das sie einst nicht hatten.“

Seine Verse haben als hohen Reiz die Zartheit eines höchstkultivierten Menschen, der die diskreten Mittel des Wortgehaltes und -klanges wohl zu brauchen weiß. Die sanfte Trauer einer leise bewegten Seele, die gedämpften Farben wohlbegrenzter Bilder gelingen ihm vor allem. So ist es wenigstens in den Jugendgedichten, von denen hier eine Auswahl aus den vor 17 Jahren erschienenen „Frühen Kränzen“ steht.

„Früh flügelt schon der dunkle Falter Ahnung
Über die Gärten meiner Jugendzeit.“

Stefan Zweig besitzt auch die den Modernen so eigentümliche Fähigkeit des Eingehens in die fremden Dinge und Wesen. Der Dichter spricht aus ihrem Innern gleichsam, das er so gut kennt, wie sein eigenes und genauer, als das Fremde selbst sich kennt. Er ist das Bewußtsein der bewußtlosen Dinge, Erscheinungen und Wesen. An einem Gedicht, wie dem sehr schönen auf ein Mädchen vor dem Bildnis einer Bacchantin wird diese Begabung besonders deutlich. Bei solchem höchsten Bewußtsein ist das Wort in der vollen Gewalt des Dichters, ja ist so beherrscht, daß es mit

[3]) Im Insel-Verlag zu Leipzig, 1924.

gefährlicher Gefälligkeit sich auch da einstellt, wo die nachfühlende Ahnung einmal ausläßt.

Robustheit darf man von solchem Dichter nicht erwarten. Er scheut den rohen Klang des chaotisch-kräftigen Lebens und das grelle Licht der Leidenschaft.

„Meine Seele klingt vor Lachen,
Doch sie wagt sich kaum zu rühren,
Denn sie fürchtet, ein Erwachen
Könnte ihren Traum entführen."

Still, leise, lind und wunschlos: solche Worte stehen hier in Liebesgedichten. Schön sind Eindrücke der Fremde wiedergegeben in Reisegedichten (Nächte am Comersee). Manchmal, wie in dem Gedicht auf den Belfried, merkt man deutlich, daß Rilke ein Vorbild dieser Kunst ist. Die Schwäche dieser Art ist das bloße Erzählen, Berichten von Empfindungen, die durch äußere Bilder ausgelöst wurden. Wo Symbol und Gestalt gefordert wäre, steht ein Zwitterding von Referat und Schilderung.

Unter den jüngeren Gedichten klingt manches neu. Am interessantesten die ernsten Töne: das Erlebnis des Krieges hat auch dies vornehm-isolierte Gemüt aufgewühlt. Von Wut, Empörung oder Verzweiflung klingt da freilich nichts, sondern der stärkste Ton ist erregte Anklage eines Menschen, der der entfesselten Zeit das kulturelle Gewissen entgegenhält. Man halte etwa Zweigs Kriegsgedicht ‚Polyphem' neben den empörten Ausbruch Werfels, dem aber doch das Pathos der Menschlichkeit in „Der Krüppel" verpflichtet ist. Die Gabe der deutenden Erzählung zeigt sich aufs schönste in neuartigen Balladen, die dramatisch-gegliederte Schicksale moderner Heroen erzählen; so vor allem in dem Gedicht auf einen Flieger und der Gestalt des Verführers, wo die Reinlichkeit des sittlichen Gefühls und die Lösung der dichterischen Aufgabe auf gleicher Höhe stehen.

Zweigs Gedichte halten immer die schöne Mitte eines sicheren Geschmacks. Ihnen fehlt ein mitreißendes Feuer und das Aufwühlende ekstatischer Rede. Aber sie haben die qualitätvolle Rundung und das Gelingen eines Werks, das sich im reinlichen Umkreis eines kultivierten, in sich abgeschlossenen Daseins bewegt. Als Leistung eines halben Lebens darf sich diese auswählende Sammlung neben den lyrischen Meistern der Epoche behaupten.

Alexander Roda Roda

Lebenskrise*)

(Aus Roda Rodas Autobiographie)

Jener Graf Csáky, dem Mi und Olga den Hut zerschossen hatten, war gar kein so harmloser Herr gewesen ... Oh, beileibe! Einen gerisseneren Schwindler wird man nicht leicht finden:

Mit Vorbedacht hatte er sich den Namen Csáky beigelegt. Denn dieser Grafen gibt es wie Sand am Strande — mehr als im Norden der Bülow und Below. Ein Hochstapler, der sich für einen Csáky ausgibt, kann sich dreist einem echten Csáky vorstellen, ohne entlarvt zu werden.

Die östreichschen und ungarischen Adeligen ungefähr gleichen Ranges duzen einander vom ersten Händedruck an: sie sind eine große Familie. Weiß man auch, wie selbstverständlich das Du zwischen Graf und Grafen ist: wer Csáky und Jastremski so vertraulich reden hörte, mußte auch den letzten Zweifel lassen.

Doch Zweifel tauchten ja nicht auf. Erst als der Gauner sich von seiner Eitelkeit in den Sattel locken ließ, sagte mein Vater:

„So schlecht hab ich einen Grafen noch niemals reiten gesehen."

Denn Edelleute haben, es ist merkwürdig, einen natürlichen guten Sitz.

Und Mi sprach:

„Er kutscht auch zum Erbarmen."

Doch da war es schon zu spät, das Geschäft vereinbart: Csáky und ein ebenso dunkler Baron Horn hatten sich als ‚Direktoren' einer belgischen Gesellschaft auf dem Waldgut Pakratz festgesetzt. Mit Jastremski aber war ein Vertrag geschlossen, der unsern Gutsherrn so gut wie enteignete: in Orahowitza gebot ein gewisser Lehmann über die Forste und bald auch die Distrikte.

Lehmann war durchaus ehrlich, verstand auch was vom Fach; ein hochgewachsener, knochiger Pommer in weißem Haar, der sich zu unserm Ergötzen ‚Herr Leutnant' nennen ließ; in Ungarn redet man niemand als Reservecharge an — so alte Herren am wenigsten.

Auch von Csáky und Horn läßt sich Schlimmes nicht behaupten; sie wirtschafteten auf Pakratz, als wären sie geborne Landleute. Erst als Csáky

*) „Roda Rodas Roman" erscheint demnächst im Drei Masken Verlag München.

durch einen Unfall umkam, mußte Horn flüchten: denn nun kümmerte sich die Familie — vielleicht, weil sie den Verstorbenen zu beerben hoffte — um Abkunft und Papiere, und der Schwindel kam auf.

Lehmann herrschte also in Orahowitza. Anfangs kriegten wir nichts von ihm zu spüren — er bekümmerte sich nur um Holzschlag und Gatter. Neue Beamte trafen aus Preußen ein: ein Förster, ein Sägeleiter — waren garnicht so, wie man von den Preußen immer sagt ... sondern ganz umgängliche, heitre junge Menschen. Alles, was uns auf Alagina Pußta störte: daß Leutnant Lehmann von Vatern hie und da soundsoviel Gespanne beanspruchte zum Fortschaffen der Stämme aus dem Wald.

„Er ist frech," rief Vater. „Was kümmern mich seine Stämme"?

Lehmann aber wurde noch weit frecher. Vater beschwerte sich beim Grafen.

„Ja, mein Lieber, da kannst halt nix machen, der Preuß hats schriftlich."

Mit dem Förster und dem Sägeleiter schloß ich bald Freundschaft. Sie kamen zu uns genudelt, und ich wieder ritt zu ihnen.

Einmal klagten sie mir, sie hätten keine Weiblichkeit, weil sie die Sprache des Landes nicht verstehen — und ich antwortete:

„Warum wenden Sie sich nicht einfach an den Polizisten?"

Sie schauten verwundert und glaubten, ich hielte sie zum besten. Bei ihnen daheim, sagten sie, hätte die Polizei wesentlich andre Pflichten ...

Ich wieder dachte mir: in diesem Preußen muß nicht angenehm wohnen sein.

Geleitete die beiden in das nächste Dorf und dolmetschte dem Polizisten ihr Verlangen.

Er war hocherfreut über den ehrenden Auftrag und meinte nur: ob es gleich sein müßte oder ob die Herrschaften einige Stunden warten könnten? Etwa bis Abend? Es sei nämlich der Tag des griechischen Ortsheiligen, und das treffe sich ja soweit ganz fein — nur würden die Mädel vorher gern tanzen wollen.

Wir schickten unsern Kutscher vor das Dorf und hießen ihn mit dem Wagen warten — unterdessen gingen wir in die Schenke.

Eine Rauferei mußte vorhergegangen sein; die serbischen Paare tanzten verärgert auf dem Hof, inmitten der Stube aber stand ein großer Schleifstein, und madjarische Knechte und Hirten wetzten daran ein ellenlanges Messer.

„Was treibt ihr da?" fragte ich.

„Oh, nichts", entgegneten sie. „Das Messer ist nur nicht scharf genug."

„Und was wollt ihr damit?“

„Den Juden schlachten.“ — Den Wirt.

Der Wirt — es war jener Herr Adler, der mir damals in Oharowitza drei Gulden geborgt hatte, als mich ein ruppiger Fuhrmann von der Bahn nach Hause fuhr. — Wie wenn ihn all das nicht das geringste anging, lief Adler geschäftig auf und nieder, trug ‚einen Schoppen Wein‘, jawohl! zu den Madjaren hin — ‚Mein Herz, einen Schnaps?‘ zu den Serben auf den Hof — buckelte zwischendurch vor uns: ‚Die Herren befehlen?‘ — kurz, er nahm vom Schleifstein und dem Vorhaben der Burschen keine Kenntnis.

Als ich den Deutschen klarmachte, worum es sich handelte, bedauerte der Förster sehr, keine Waffe als den Nickfänger zu tragen, und der Sägeleiter zählte:

„Neun gegen vier.“

Unter den vier verstand er uns und Adler.

Die Bursche waren fertig und sagten:

„So, jetzt geht es an.“

„Später!“ gebot Adler. „Seht ihr nicht, daß Herrschaften hier sind?“

Und fuhr fort, Getränke zu kredenzen.

Da winkte uns der Polizist, wir sollten mit ihm, alles sei bereit. Doch wir mochten Adlern nicht in Gefahr lassen.

„Gehen Sie nur, meine Herren! .... (Noch eine Flasche Roten, mein Liebling? Sofort!) ... Gehen Sie ruhig! Ich habe das Schenkgeschäft vor fünfundvierzig .. (Einen Schoppen Schillerwein? Geduld, Goldjunge!) ... vor fünfundvierzig Jahren von meinem Vater übernommen, und er ist ... (Zahlen? Jawohl!) ... er ist siebzig Jahre alt dabei geworden.“

— — — Eine Nichte Lehmanns war aus Deutschland gekommen, um, wie sie sagte, dies halbwilde Land anzusehen. Ein kräftiges Fräulein, nicht mehr ganz jung, mit männlichen Sehnen und Zügen.

Graf Jastremski war kinderloser Witwer, Lehmann Junggeselle — seine Nichte fühlte sich berufen, so etwas wie repräsentative Weiblichkeit zu spielen.

Einmal hörte sie vom Pfarrer, es stehe ‚in der ungarischen Zeitung‘ etwas über den Grafen.

Was es denn wäre? fragte sie.

Nun, meinte der Pfarrer und trat von einem Fuß auf den andern — im ganzen genommen ist es ein Lob ... eine Art Verherrlichung des hochgräflichen Edelsinns ...

„Hach!“ jauchzte Fräulein Lehmann, „det wolln ma nu aber feierlich vorlesen.“

Und es geschah. Die Beamten des Grafen wurden geladen mit ihren Frauen — hinten stand angereiht die Dienerschaft.

Die Zeitung schrieb: wie freigebig Jastremski die Künste fördere, indem er eine arme, begabte Schülerin im Gesang ausbilden lasse auf seine Kosten . . .

Nämlich Gärtners Tonja . . .

Fräulein Lehmann gab in ein paar hübschen Worten der Erwartung Ausdruck: dies schöne Beispiel sollte auch ‚uns Niedrigstehende aneifern, Jutes zu tun‘.

Der Graf nahm Tonja sofort aus der Hauptstadt weg und reiste mit ihr ins Seebad.

Dort geschah etwas Merkwürdiges:

Man legte ihm das Fremdenbuch vor, damit er sich eintrage.

‚Graf und Gräfin Jastremski‘ wollte er nicht schreiben. Einen bürgerlichen Namen? Erst recht nicht.

Er meldete sich und Tonja als ‚Baron und Baronin Bechtolsheim‘.

Das Hotel brannte ab, ohne daß jemand weiter Schaden nahm an Leib und Leben. Unter den Geretteten: Baron und Baronin Bechtolsheim.

Der Korpskommandant in Agram erhielt zahllose Glückwunschdepeschen, und ungefähr ganz Europa hegte Verdacht: er, der Ballei des Deutschen Ritterordens, hätte sich in schöner Gesellschaft eine Eskapade an die Nordsee geleistet.

— — — Eines Sonntags kam Leutnant Lehmann auf die Pußta zu Vater und sagte:

„Jeben Se mr mal det Viehrejister!“

Er sagte es kurz zwischen den Zähnen.

Vater holte das Register — er hatte es mit unendlicher Geduld angelegt — Kanzleiarbeit war seine ganze Liebe: da streckten sich, dicht wie ein Haarsieb, sauber ausgerichtet Strich bei Strich die Linien und Doppellinien — kalligraphisch runde Aufschriften darüber.

Lehmann prüfte, durchblätterte, knüllte die schönen Bogen und sprach: „Nu zeigen Se mr den Milchausweis!“

„Milch, Herr Leutnant??“ rief Vater. „Das Vieh ist doch auf der Weide.“

„So. Und wo bleibt die Milch?“

„Nun . . . die Rinderhirten werden ja hie und da wohl melken — für ihren Bedarf . . . Im allgemeinen saugen die Kälber die Milch.“

„Hören Se“ — Lehmann fletschte die gelben Zähne — „det is doch keene Ordnung: det Vieh det janze Jahr uff der Weide — woher hat da der Acker seinen Dünger?“

Lehmann hatte ja recht. Doch im ganzen Land hielt man es nicht anders — und um es anders zu machen, hätte man müssen Stallungen, Futterböden, Keller und Molkereien bauen, Alpenvieh, Maschinen und Meier einstellen — doch vor allem: mußte man Absatz für Milch, Butter und Käse haben; dazu eine Eisenbahn. Dies freie, weiße ungarische Rind taugte nun einmal nur als Zugtier, dazu aber vortrefflich, denn es schritt fast so flink wie das Pferd.

Nicht einmal das wollte Lehmann wahrhaben:

„Vier Ochsen — bei Leutemangel und tiefen Wegen, im Winter sechs vor eenem Karren — is doch keene Ökonomie."

— — — Lehmann begann die Wirtschaft zu reformieren, Feldbestellung und Fruchtfolge.

Schmollend trug es mein Vater. Seine Gewalt war geknebelt — da verlor er auch die Sicherheit und bald alle Lust am Schaffen. Immer verwirrter, scheuer zog er sich vom Feld zurück — in seine Kanzlei — dahin folgte ihm wenigstens Lehmann nicht — und erbittert, mit sich und den Menschen zerfallen, linierte er seine Tabellen.

Mutter, die immer schon den innern Dienst im Hof versehen hatte — im Stall, auf der Kammer, beim Dreschen und Rebeln — sie verdoppelte ihren Fleiß, vierfältig besorgt, Lehmanns Anordnungen durchzuführen, den Preußen nicht merken zu lassen, wie Vater versagte... Denn was sollte aus uns allen werden, wenn...?

Sie, die uns alle unaufhörlich zwang, uns auf die Fußspitzen zu recken — die uns mit einer unsichtbaren Peitsche antrieb zu steter Arbeit — die keine Freude kannte, nur Streben und Entsagen — beharrlich, gereizt mahnte sie den Vater:

„Was sperrst du dich in die Kanzlei? führst Buch über die Kuhschwänze?"

Vater wollte nicht hinaus. Oder konnte er nicht mehr? Er war stumpf geworden in einem preußischen Jahr, müde, träg...

„Und alt," bemerkte Lehmann eines Tages...

Das Wort war gefallen. Vater wurde es nicht mehr los.

Zum nächsten Jahresviertel bekam er die Kündigung.

Es war eine Folge winziger, empfindlicher Tragödien: wie da Stund um Stunde die Macht stückweis aus meines Vaters greisen Händen in andre neue Hände glitt — wie Knechte aufmuckten, den Gruß versagten und kleiner Undank zu kleiner Rache gerann.

— — — Graf Jastremski benahm sich so vornehm wie nur möglich: er

beließ seinem alten Poldi alle Gebührnisse an Getreide, Holz und Schweinen und erhöhte ihm für Lebenszeit ausgiebig das Gehalt.

Mutter packte die Möbel und ließ sie nach der Stadt verfrachten.

Im letzten Wagen fuhren wir: vernichtet.

Als wir an der Station ausstiegen, wandte sich Vater noch einmal nach seinen Pferden um, halste sie, küßte sie und vergoß Tränen wie ein Kind.

Nur den kleinen Rappen Jani nahmen wir mit ins Exil.

— — — Zwei Jahre später hatten die Preußen völlig abgewirtschaftet.

Die Eltern — wohin sollten sie? — siedelten nach dem Bezirksstädtchen über — ‚bis sich etwas besseres fände'.

So geriet ich nach Naschitze. Das Städtchen liegt auf dem Abhang der Berge und mochte etwa zweitausend Einwohner zählen. Schloß und Park gehörten dem Grafen Ladislaw Pejatschewitsch, ehemaligem Banus — Vizekönig — und in der Umgebung besaß er 48.000 Joch Wald und Felder — das sind 170.000 Morgen oder dreihundert Quadratkilometer. Als wär es der Macht noch nicht genug, war des Grafen Sohn Obergespan des Komitats, etwa: Regierungspräsident.

Gräflich waren auch die ansehnlichen Häuser von Naschitze: Gasthof, Kasino, Schule — und alles irgend Bewohnbare rund um den Hauptplatz. Der Graf hatte also Lieferungen zu vergeben, die Stellen im Staatsdienst, Fürsprache und Wohlfahrt — sein waren die Regalien, Zinsen, Zwingen und Pöne — ingleichen die Obrigkeit und Gerechtigkeit.

In einem der herrschaftlichen Gebäude mieteten sich meine Eltern ein. Ich wohnte am Ortsende in zwei elenden Zimmerchen: ‚um ungestört für die Staatsprüfung zu studieren', die ich ja im Herbst wiederholen werde.

Vater hatte sich immer als Deutscher, als Fremder in Slawonien gefühlt, das Kroatische niemals vollends erlernt, und Politik war ihm Hekuba. Sollt er je Farbe bekennen, so hielt er stillschweigend zu Franz Josef.

Insoweit hatten wir es ganz gut getroffen; der Graf hier war ein Mann der amtlich gutgeheißenen Richtung, das heißt: — Anhänger der Ungarn — oder wie man das damals nannte: ein Madjarone — und gegen den Grafen konnt und wollte niemand an. Eine ganz kleine völkische Partei der Jungen ballte die Fäuste in der Tasche.

Der Tümpel lag also glatt; Windstille. Der Lappalien und Quisquilien im Froschbereich gab es dennoch übergenug.

Ein halbes Jahr bin ich in Naschitze geblieben. Die Zeit genügte, mich in die örtlichen Intrigen zu verspinnen. Der Vorgang wurde dadurch beschleunigt, daß Bruder Julius Apotheker in Naschitze war, dort verheiratet

und verschwägert — man fragte mich nicht — ich mußte alle Freundschaften und Gegnerschaften fertig mitübernehmen.

Ich war ein Gefäß, erfüllt von dunkelm Ekel gegen das Bürgertum; in Wien war Galle in meine Seele getropft bis zum Überfließen. Diese Verachtung liebte ich zur Schau zu tragen; ein Rauhreiter, der ich mich wähnte, ging ich in zerschlissener Lederjoppe, in Lederhosen und Stulpenstiefeln. Abstoßend wie mein Äußeres sollten auch Rede und Benehmen wirken; und es gelang mir vollauf.

Bruder Julius wieder, der Herr Apotheker, unterstrich seine Ehrenstellung durch ausgesuchte Eleganz. Die Schwestern waren herangewachsen: neunzehn und siebzehn; sie wollten Anschluß an die Gesellschaft, wollten blenden.

So blieb ich ... alleine? verlassen? — Bewahre: ich hatte doch Rolf, meinen Hund, und Jani, den Rappen. Längst fanden die Schwestern es unter ihrer Damenwürde, ein Pony umherzukutschieren. Vater wollte Ruhe. Jani blieb bei mir.

Ich in meiner scheußlichen Bude am Ortsende duldete nichts um mich als Tisch, Bett, Bücher, Waffen; den Hund. Im Stall, im Hof lief frei der Rappe umher, und oft genug, wenn ich ihn eine Stunde vergaß, besuchte er mich in der Stube. Die Stube war verwanzt. Zeigte sich ein Blutsauger an der Wand, schoß ich vor Wut mit der Pistole darnach.

Eine einzige Liebe umfaßte uns drei: mich, das Pferd, den Hund. Zeitig am Morgen ließ ich mich von Rolf wecken, lief nach dem Stall und schüttete Jani sein Frühstück auf. Kroch ins Bett zurück und schlief — bis mir Rolf, der kluge, Strümpf und Schuhe auf das Bett legte: „Herr! Mich hungert." — Da ging ich mit Rolf zu Muttern essen.

Nachmittag pfiff ich Jani aus dem Stall. Anfangs pflegte ich ihn noch zu zäunen, um stehend auf dem Sattel aus dem Ort zu jagen.

Im Freien badeten wir: ich, Jani, Rolf. Ich zündete ein Feuerchen an gegen die Mücken, saß daran und las oder schrieb — Jani durfte weiden, lose an den Vorderbeinen gefesselt.

Bald begann mich Janis und Rolfs Gehaben mehr zu interessieren als die Bücher; ich ließ sie daheim. Nun spielte ich nurmehr mit den Tieren. Gegen Abend rückten wir alle ein: Jani an seine Krippe, ich und Rolf zu Mutters Fleischtöpfen. Und ein Tag war um.

— — — Die Firma Franz Nubers Witwe hatte einen Wald bei Naschitze gekauft und ließ da allerlei landwirtschaftliche Geräte schnitzen: Schaufeln,

Mistgabeln, Melkeimer. Der älteste Sohn des Hauses Nuber beaufsichtigte den Betrieb.

Caius war zwanzig Jahre alt wie ich — mit seinen Studien in die Sackgasse geraten wie ich — ein strohblonder hübscher Kerl. Wir reichten uns als Kameraden die Hände: er angeblich Kaufmann, in Wahrheit Archäolog; ich Jurist und Dichter. Beide aber: Bohémiens.

Caius hatte einen Gig und zwei Pferde. Mit meinem Jani gab das ein prachtvolles Tandemgespann: der gescheite, vertraute Jani lief als Spitzenpferd, dahinter der braune Brutus, in der Gabel Pompejus, der Fuchswallach. In diesem Aufzug — mit drei Pferden hintereinander vor dem zweirädrigen Wagen — querten wir das Land. In einem Dorf bei Slatina rotteten sich die Leute zusammen und griffen uns mit Sensen an; sie schrien: unser frevelhafter Übermut trage Schuld an der Dürre. — Doch auch an amüsanten Abenteuern fehlte es nicht: in Slatina selbst, wo wir übernachten mußten, gerieten wir zur Witwe des Räubers Juri, und sie brachte uns zwei reizende Mädchen zu.

Caius beschloß, ein naturgemäßes Leben zu führen, in Bauerntracht zu gehen und nur Pflanzen zu essen.

„Meiner Treu," lachte ich, „wenn du in Bauerntracht gehst, reite ich um zwölf bei Nacht über den Friedhof." — Denn ich glaubte ihm den Vorsatz einfach nicht.

Wer kommt tags darauf in Leinenhemd und Leinenhosen daher? Mein Caius.

Und schon ist im Städtchen das Gerücht verbreitet, ich wär die letzte Nacht über den Friedhof geritten. Eine alte Frau will mich gesehen haben: fasernackt, auf einem Schimmel.

Zuerst lachte ich. Dann — ein Kerl von der völkischen Partei hatte mich angezeigt — bekam ich eine Vorladung zum Bezirksgericht. Ich war außer mir vor Empörung und . . . blieb der Verhandlung fern. Da erging ein Versäumungsurteil: zehn Gulden Geldstrafe. Ich zahlte sie nicht.

Bruder Apotheker schämte sich meiner; die Schwestern blickten hochmütig auf mich nieder, die Eltern zürnten dem verlornen Sohn, der nicht studieren wollte. Vater rückte mir hie und da auf die Bude, um zu sehen, wie ich es triebe. Für solche Fälle hatte ich stets das Römische Recht auf dem Tisch bereitliegen: sowie ich jemand kommen hörte, deckte ich das Lehrbuch über die Handschriften der Gedichte und studierte dem Vater ein Viertelstündchen vor: Pandekten, Institutionen, Konstitutionen, Digesten, Plebiszite und Responsen.

Er kam einmal schon des Morgens um acht und scheuchte mich schmählich aus den Federn. Ha — von nun an schlief ich bei Caius. Meiner Aufwärterin aber trug ich auf, dem Vater zu sagen, wenn er wiederkäme: der junge Herr sei l—ä—n—g—s—t aufgestanden und studiere im Park. Vater nahm es befriedigt zur Kenntnis.

Mutter suchte mich um jeden Preis zu zivilisieren. Sie bemächtigte sich heimlich meiner braunen Lederjoppe und schnitt ein Loch darein. Ich ließ es mit einem blauen Lappen flicken.

— — — Daß ich die Prüfung im Herbst nicht würde ablegen können, wurde mir täglich inniger bewußt. Ich wollte nun garnicht mehr.

Was dann? Darüber zerbrach ich mir vergebens den Kopf. Leben — toben — nur drei Monat noch — schien mir das beste.

Die Bürger versteckten ängstlich ihre Töchter, verrammelten vor mir die Türen.

Gereizt suchte ich Hader mit aller Welt und fand ihn. Wer meinen Hund schief ansah, durfte auf Flegeleien von mir rechnen.

Da sagte mir Vater:

„Ich werde Jani verkaufen.“

Es traf mich tief, doch ich wußte nichts darauf zu erwidern. So rechthaberisch ich wär, so genau respektierte ich andrer Grenzen; und Jani gehörte nun einmal nicht mir.

Am Abend war der Verkauf vollzogen: an den Arzt.

Ich ließ Jani ziehen — ohne Abschied zu nehmen; sonst hätte ich mir die Augen müssen aus dem Kopf weinen.

Geschlagen und verloren ging ich mit dem letzten, was mir geblieben war, Rolf, über den Hauptplatz und sah ...

... den Arzt und meinen Bruder im Wagen; sie kutschten Jani.

Da brach mein Schmerz aus. Ich wartete brütend auf einem Meilenstein, bis sie zurückkamen.

Dann ging ich zum Arzt und forderte mein Pferd zurück. Er gab es nicht.

Ich pfiff, Jani trappelte hervor, blank, wie er geboren worden.

Ein Sprung, und ich saß oben. Das Tor stand offen. Jani trug mich, buckelnd vor Freude, in gestrecktem Lauf nach Haus.

Nun schlief ich nicht anders mehr als bei Jani im Stall. Er kam hundertmal die Nacht und knabberte an meinen Decken. Ich grollte ihm nicht, wenn er mich weckte: ich wußte wenigstens, daß er da war, daß niemand mir ihn genommen hatte. Fortan zäunte ich ihn nicht mehr:

blank, wie er geboren worden, ohne Sattel und Zügel trug er mich, und mit zärtlichen Zurufen, Handauflegen mäßigte ich sein Feuer, wenn er stürmen wollte.

Ich lebte mit ihm und dem Hund, einsamer als je.

Mein Bruder mußte den häßlichen Plan ausgeheckt haben, mich des Pferdes zu berauben; ihm galt mein ganzes Arg.

— — — Eines Mittags sitze ich mit Eltern und Schwestern bei Tisch; eben soll die Suppe aufgetragen werden.

Vater beginnt mißfällig von meiner Staatsprüfung, die nun nah bevorsteht.

Da tritt ein Polizist ein und bringt einen Zettel:

Ich bin zum Militär einberufen.

Bei der Aushebung hatte ich gebeten, mich erst meine Studien beenden zu lassen; das Wehrgesetz sah diesen Aufschub ausdrücklich vor.

„Was wird aus seiner Prüfung?“ rief bestürzt die Mutter.

„Ich werde nach Wien fahren, ihm Urlaub erwirken,“ entschied der Vater.

Da meinte Mi:

„Er ist kein Jurist, er ist Reiter. Laßt ihn doch! Er soll zum Militär und gleich dort bleiben.“

Sie hatte damit meinen innersten Gedanken ausgesprochen, einen nie erwogenen, schnell gefaßten, doch desto stärkern Vorsatz.

Eh wir in allgemeiner Wallung die Suppe gelöffelt hatten, war es beschlossene Sache, daß ich einrücken sollte und Soldat bleiben.

— — — Am selben Tage wurde Mi Braut.

Und meine ältere Schwester, Gisl telegraphierte: sie habe die Stricke ihrer Ehe zerschnitten und sich auf die medizinische Fakultät zu Zürich eingeschrieben.

Drei Schicksale hatten sich da entschieden.

— — —

Es gibt nichts in meinem Leben, keine Tat und keine Unterlassung, die ich bereue: wie ich mich entschloß, so mußte es sein — ich nehm es hin.

Nur Eins zehrt an mir heute noch und immer, und ich werde es mir bis zum letzten Hauche nicht vergeben:

daß ich an jenem 26. September meinen einzigen lieben, treuen Freund, Jani, nicht erschoß.

Er wurde an Mitscho Nowakowitsch verkauft, einen Serben aus Bosnisch-Brod.

Verlassen von mir und betrogen wird er ein elendes Ende gefunden haben — wie ich es verdiene, weil ich ihn vor dem seinen nicht bewahrte.

Büchereinlauf

Rezensionsexemplare und Ansuchen um Besprechung sind ausschließlich an den Drei Masken Verlag A.-G., München, Karolinenplatz 3, zu richten.

Adam Müller. Schriften zur Staatsphilosophie. Ausgewählt und herausgegeben von Rudolf Kohler. Mit einem Vorwort von P. Erich Przywara S. J. München, Theatiner-Verlag.

Gedichte des heiligen Johannes vom Kreuz. München 1924, Theatiner-Verlag.

Spektator-Briefe. Von Ernst Troeltsch. Tübingen 1924, Verlag J. C. B. Mohr (Paul Siebeck).

Der wirtschaftende Mensch in der Geschichte. Gesammelte Reden und Aufsätze von Lujo Brentano. Leipzig 1923, Verlag von Felix Memer.

Geschichte der sozialistischen Ideen. Von Karl Vorländer. Breslau 1924, Verlag von Ferd. Hirt.

Metaphysik. Von Hans Driesch. Breslau 1924, Verlag von Ferdinand Hirt.

Schwedische Literatur. Von Helmut de Boor. Breslau 1924, Verlag von Ferd. Hirt.

Amerika als Staat und Gesellschaft. Von James Bryce. Übersetzt von Prof. Dr. J. Singer. II. Band, Leipzig 1924, der neue Geist-Verlag (Dr. Peter Reinhold).

Fürst Metternich. Von Arnold Oskar Meyer. (Einzelschriften zur Politik und Geschichte. Fünfte Schrift.) Deutsche Verlagsgesellschaft für Politik und Geschichte, Berlin W 8.

Der Numerus Clausus in der Weltgeschichte. Von Joseph Lazarus. Leipzig 1924, der neue Geist-Verlag (Dr. Peter Reinhold).

Rußlands Friedens- und Handelsverträge 1918/1923. Von Dr. Heinrich Freund. Mit einer Einleitung von Dr. Paul Heilborn. Leipzig und Berlin 1924, Verlag von B. G. Teubner.

Tausend und eine Nacht in der arabischen Literatur. Von E. Littmann. Tübingen 1923, Verlag von J. C. B. Mohr.

Neutestamentliche Apokryphen. In Verbindung mit Fachgelehrten in deutscher Übersetzung und mit Einleitungen herausgegeben von Edgar Hennecke. 4., 5., 6. Lieferung. II. Auflage. Tübingen 1924, Verlag von J. C. B. Mohr.

Seuchenbekämpfung. Organ für praktische Ärzte und Tierärzte. Wien 1924, Verlag Moritz Perles.

Die Paulskirche. Eine Schriftenfolge: Die Achtundvierziger in Amerika. Von Georg von Skal. Frankfurt am Main 1924, Frankfurter Societätsdruckerei.

Die Paulskirche. Eine Schriftenfolge: Die badische Bewegung der Jahre 1848/49. Von Anton Fendrich. Frankfurt am Main 1924, Frankfurter Societätsdruckerei.

Die Paulskirche. Eine Schriftenfolge: Die Linke der Paulskirche. Von Otto Ernst Sutter. Frankfurt am Main 1924, Frankfurter Societätsdruckerei.

Die Paulskirche. Eine Schriftenfolge: Die demokratische Partei von 1848 und die soziale Frage. Von Hans Krause. Frankfurt am Main 1924, Frankfurter Societätsdruckerei.

Reden. Von Fritz von Unruh. Frankfurt am Main 1924, Frankfurter Societätsdruckerei.

Fortschritt ins Nichts. Von Wladimir Hartlieb. Berlin-Wien-New York, Atlantischer Verlag.

Köpfe. IV. Band. Von Maximilian Harden. Berlin 1924, Erich Reiß-Verlag.

Hauptströmungen der Literatur des neunzehnten Jahrhunderts. Von Georg Brandes. I. Band. Berlin, Erich Reiß-Verlag.

Historische Zeitschrift. Herausgegeben von Fr. Meinecke und Fr. Vigener. 129. Band. München und Berlin, Verlag R. Oldenbourg.

Kolportage. Komödie in einem Vorspiel und drei Akten nach zwanzig Jahren. Von Georg Kaiser. Berlin 1924, Verlag „Die Schmiede".

Krone. Gedichte von J. Schanderl. München 1922, Verlag Georg Bondi.

Die französische Aufklärungsphilosophie. Von Oskar Ewald. München 1924, Verlag Ernst Reinhardt.

Wirtschaftsverfassung. Von Siegf. Tschierschky. Breslau 1924, Verlag Ferdinand Hirt.

Die arbeitende Frau. Von Agnes von Zahn-Harnack. Breslau 1924, Verlag Ferdinand Hirt.

Ausführliche Besprechung der hier angezeigten Bücher bleibt vorbehalten. Rücksendung unverlangt eingeschickter Bücher findet nicht statt.

Die hier angezeigten Bücher können durch folgende Buchhändler bezogen werden:

Wilhelm Braumüller & Sohn, Wien, I., Graben 21.

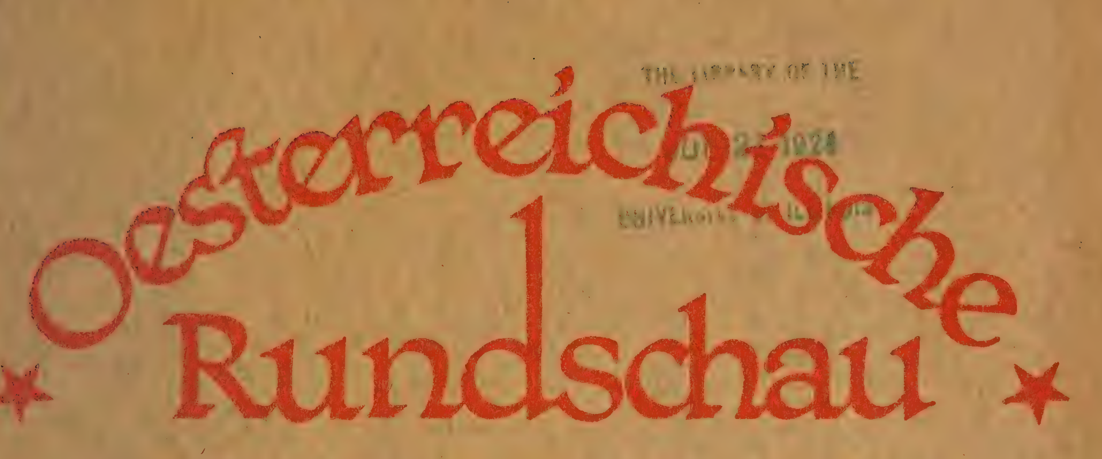
Gerold & Comp., Wien, I., Stephansplatz 8.

Hugo Heller & Cie., Wien, I., Bauernmarkt 3.

R. Lechner (Wilhelm Müller), Universitätsbuchhandlung, Wien, I., Graben 31.

Für die „Österreichische Rundschau" verantwortlich: Dr. Paul Wittek, Wien, I., Bräunerstraße 4—6 · Telephon 61-4-89.
Für den „Obelisk" Julius Schaumberger, München, Karolinenplatz 3
Eigentümer und Verlag: Drei Masken Verlag A.-G., München, Zweigniederlassung: Wien, I., Wallnerstraße 4
Unverlangten Zuschriften und Manuskriptsendungen ist Rückporto beizuschließen
Druck der Buch- und Kunstdruckerei R. Kiesel zu Salzburg

20. Jahrgang 6. Heft Juni 1924



Oesterreichische Rundschau

DEUTSCHE KULTUR UND POLITIK

INHALT

Literaturblatt

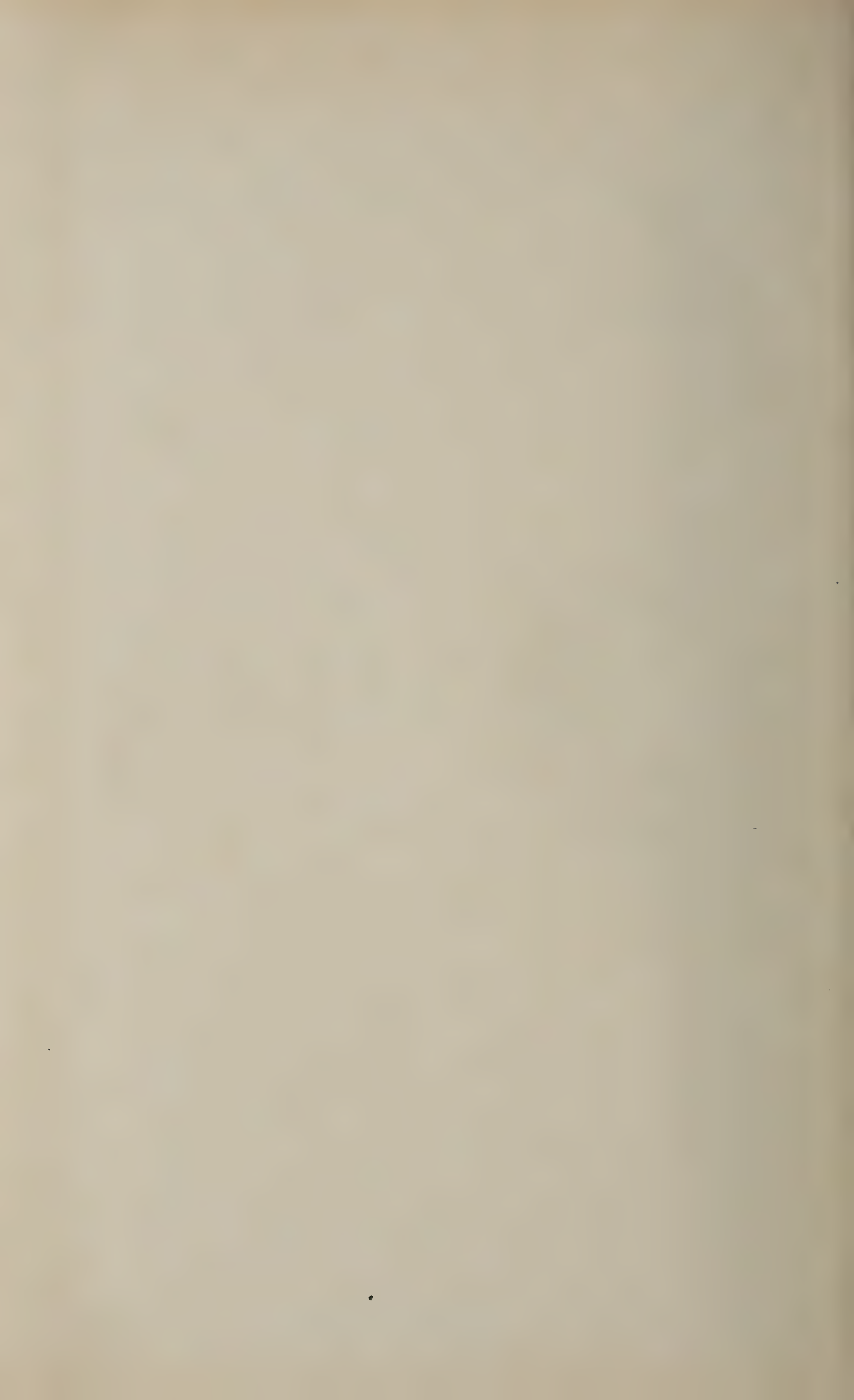
Der Obelisk

Drei Masken Verlag A-G

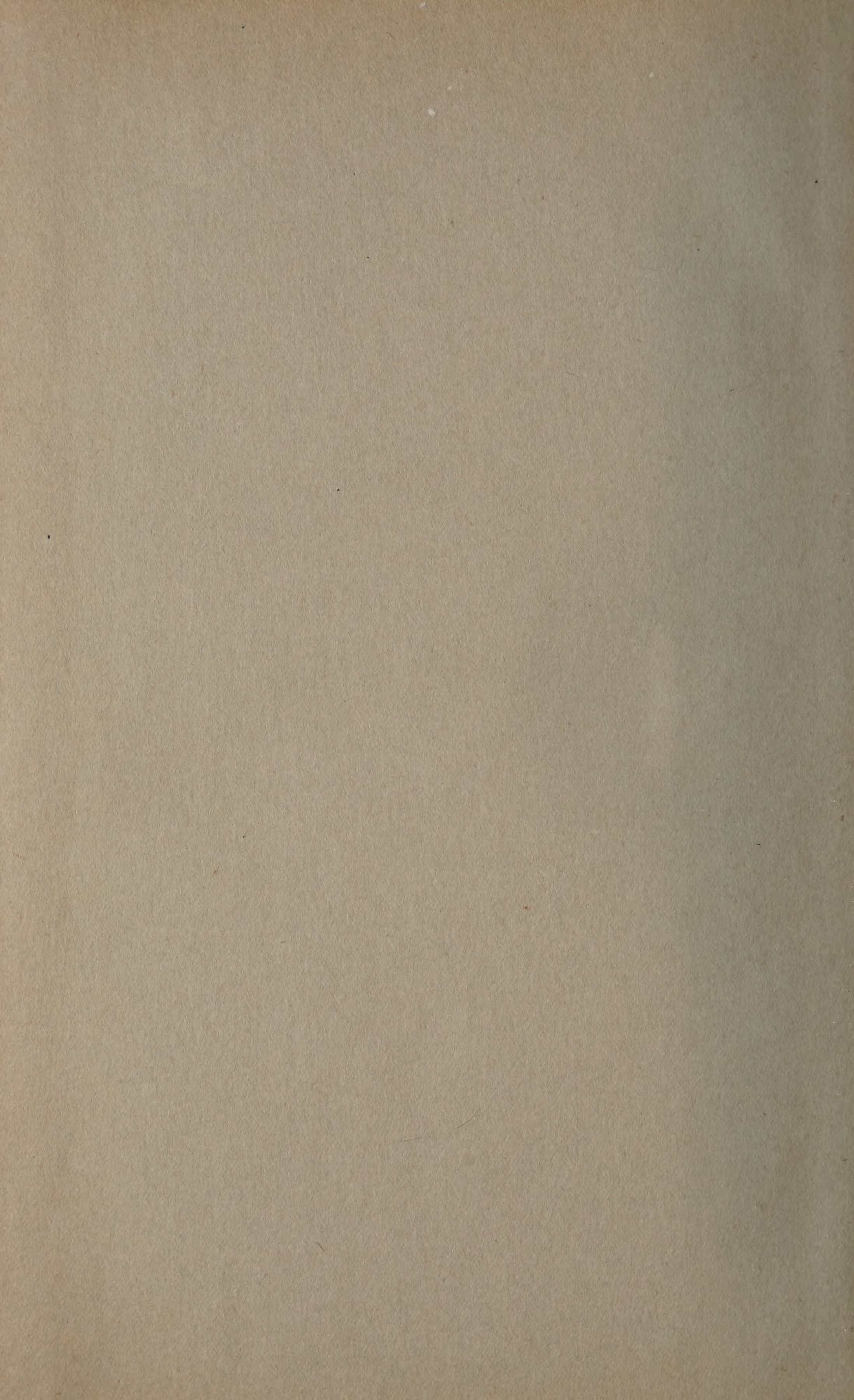
München - Wien - Berlin

Preis: K 15000.—
G.-Mk. 1.—












UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
3 0112 109545209